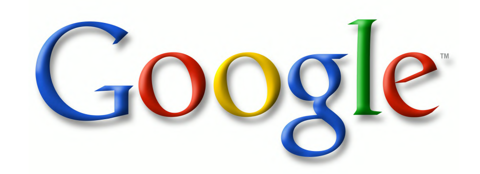
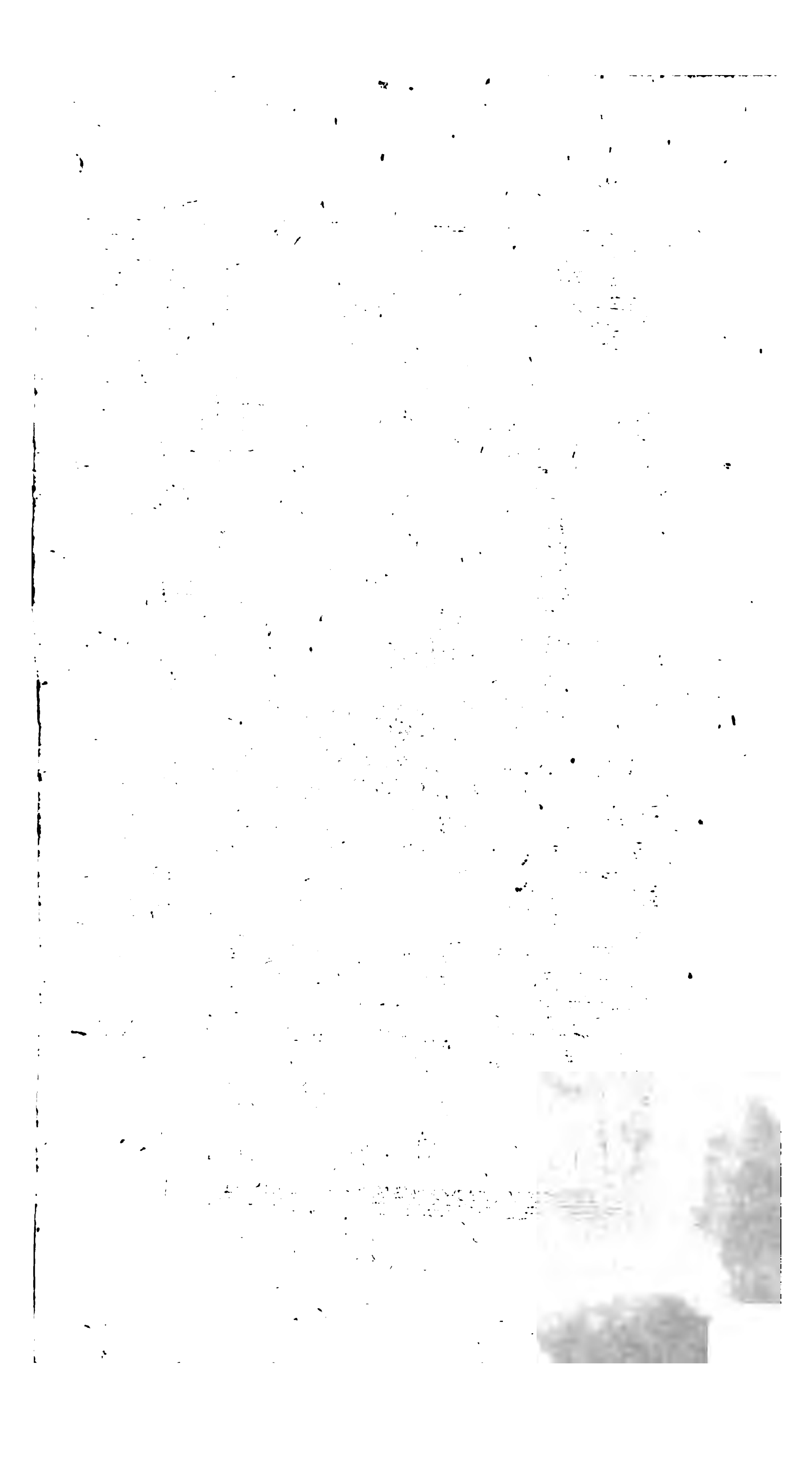



A 946,773






ANTON STÖRCK
K.K. HOFRATH VND LEIBARZT.

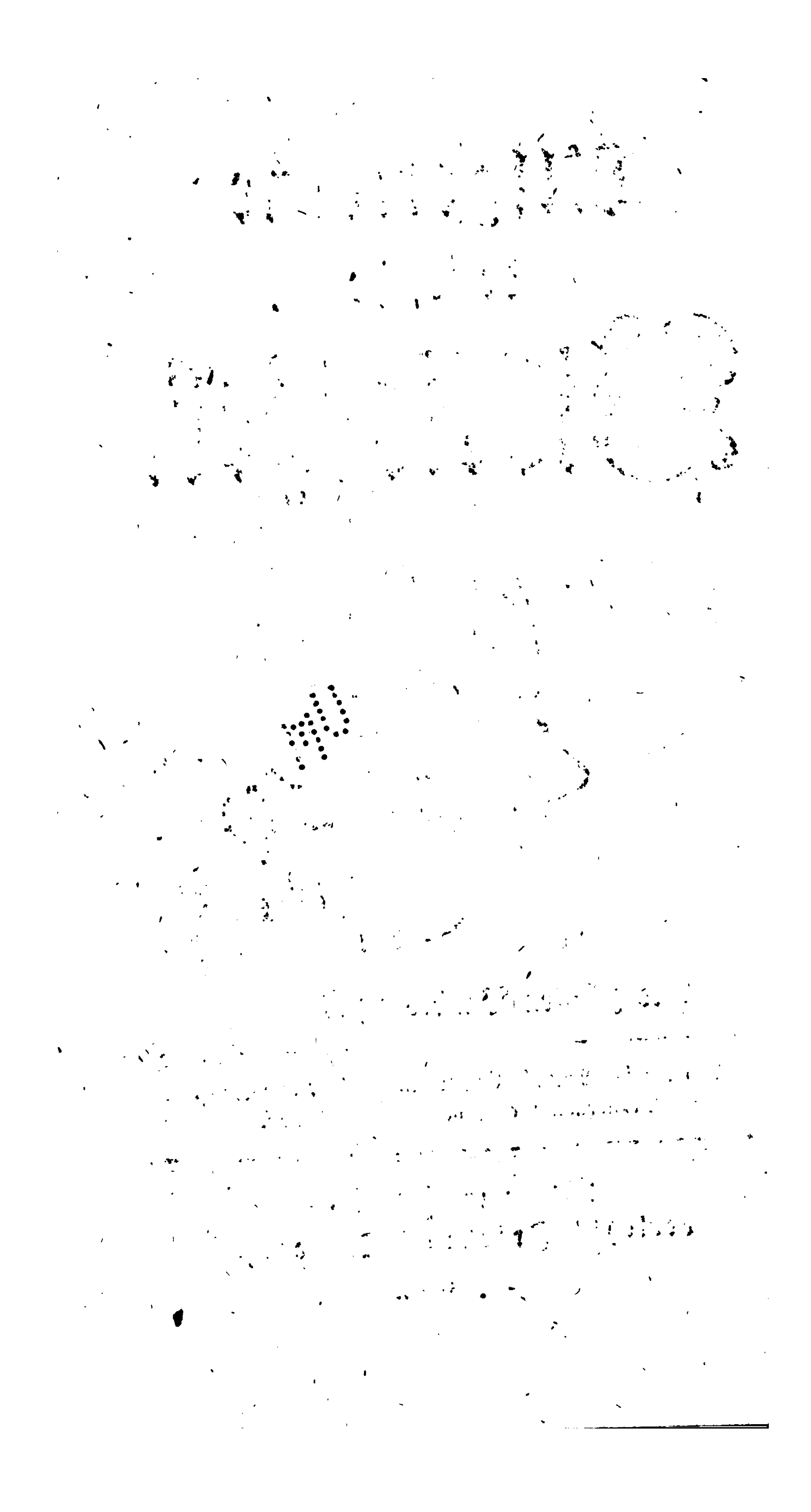
Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des zehnten Bandes erstes Stück.

Mit Königl. Preußl. Churfürstl. Sächßl. und Churf. Brandenburg. allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai,
1769.



Verzeichniß

der in diesem zweyten Stük des neunten Bandes des recensirten Bücher.

XXIX.

Kurze Nachrichten.

1) Gottesgelahrheit.

2) Rechtsgelahrheit.

3) Arzneygelahrheit.

4) Weltweisheit.

5) Schöne Wissenschaften.

Die

6) Schöne Künste.

a) Mahlerey und Kupferstecherey.

b) Musik.

7) Philologie und Kritik.

7) Geschichte, Geographie und Staatsrecht.

9) Gelehrte Geschichte.

10) Romanen.

Sara

11) Naturlehre, Chymie, Naturgeschichte und Mineralogie.

12) Mathematik.

13) Kriegswissenschaft.

14) Haushaltungskunst und Gärtnerey.

Samm-



I.

Fortsetzung vom Beytrage zum deutschen Theater. S. IX. Bandes I. Stück. Seite 257.

Nun kommen wir auf die Lustspiele des Hrn. Weiße. Es gereicht ihm würklich zum Ruhme, daß er in allen deutsche Originalcharaktere geschildert, und zwar um desto mehr, da selbst in unsern wenigen guten Komödien sehr oft fremde Thorheiten und Sitten eingeschlichen sind. Diese Charaktere sind meistens aus dem bürgerlichen Stande genommen, und handeln und reden auch allzeit, wie man es in bürgerlichen Leben bemerkt.

Man könnte zwar sagen, daß Hr. W. die Lächerlichkeiten unsrer Großen ganz und gar verabsäumet hat. Doch ohne Zweifel nicht ohne Grund. Er weis nur allzuwohl, daß sich an diesen fast nichts mehr eigenthümliches Deutsches findet; daß an den Höfen, und bey denen die davon mittelbar abhängen,

die deutschen Sitten beynahe ganz verlohren gegang
sind, daß Aefferey fremder Ungereimheiten und ei
wunderliche Begierde herrscht, eine Sprache zu
den, zu der die deutsche galante Welt nicht allzeit d
geschmeidigste Zunge hat. Und wer will von dies
Fehlern etwas mehr hören? Sie sind so allgeme
geworden, daß man das Poßirliche und Erniedrigen
für Deutsche davon gar nicht mehr empfindet.

Die Lustspiele des Hrn. W. sind an der Anza
zehne und führen folgende Tittel: Die Poeten na
der Mode, in drey Aufzügen; der Naturaliensamm
ler, in einem; die Haushälterinn in fünfen; d
Matrone von Ephesus in einem Aufzuge und in Ve
sen; der Mißtrauische gegen sich selbst in dreyer
Großmuth für Großmuth in einem. Der Projek
macher in fünfen; die Freundschaft auf der Prob
in fünfen; und endlich List über List gleichfalls i
fünf Aufzügen.

Das Lustspiel die Poeten nach der Mode, wir
jezt noch mit vielen Vergnügen gesehen, ob es gleic
so zu sagen, ein Gelegenheitsstück ist, und die Un
gereimheiten zweyer Arten von Poeten herumnimm
die jezt nicht mehr so viel Aufsehens machen, als z
der Zeit, da diese Komödie geschrieben wurde; wi
wohl es immer noch genug Reimreiche und Dunke
im Verborgnen giebt. Denn so heißen in diesem Stück
die beyden poetischen Narren, die man auch sonst un
ter dem Namen Gottschedianer, und Klopstockiane
kennt.

Die Charaktere sind darinn hervorstechend un
stark. Wenn man diese beyden närrischen Poete
noch gar nicht kennte, so müßten sie, gleich in de
ersten Scenen, wo sie erscheinen, den Zuschauern
einleuchtend werden. Hr. Geront, der Anbeter de
Reimreichs, ist ein Mann, wie man deren sehr viel

sin

findet, der leicht für etwas eingenommen wird, wo- von er gar nichts versteht, und darinn er noch weni- ger etwas selbst leisten kann. Schlechtes und Gutes macht bey ihm Eindruck, und nur das, was seiner Eitelkeit schmeichelt, behält den Vorzug. Frau Ge- ront ist die Anbeterinn des Dunkel, und dabey stolz und gebieterisch, aber nicht so biegsam, wie ihr Mann. Nur der Bediente des Valer scherzt oft zu gut für seinen Stand; dabey deucht es uns, sezt er auch zu sehr den Respekt gegen seinen Herrn und die andern in Geronts Hause aus den Augen. Doch das ist ein Fehler, der sich durch die besten französischen Lustspiele autorisiren läßt; und wer darf in theatralischen Din- gen wider eine französische Autorität etwas einwenden?

Die unerwartete Zusammenkunft oder der Na- turaliensammler. Dieses Nachspiel hat verschiedene gute Scenen. Der Naturaliensammler, Herr von Busch, ist nicht nur der größte Ignorant in diesem Fache, sondern überhaupt das, was man in dem sächsischen Dialekte einen ökonomischen Tempermatz nennt, der immer beschäftigt ist, immer Versuche macht, die nichts weiter helfen, als daß sie ihn in Armuth bringen. Der alte Herr von Warmund soll ein Hofmann seyn, der strenge, gerecht, verstän- dig und vornemlich in allen Dingen grade zu ist. Diese leztere Eigenschaft hätte unsers Erachtens der V. etwas verfeinern können, und überhaupt dessen Eigenschaf- ten, durch die er am Hofe gestiegen, etwas merkli- cher hervorstechen lassen sollen. Dieser Hofmann redt zwar lauter gute Dinge; aber sie sind zuweilen allzu tri- vial. Muß ein verständiger Mann von sehr gemei- nen Dingen sprechen, so sagt er mit ein paar Worten, was ein mittelmäßiger Kopf auf einer halben Seite sagt; und dadurch wird es anziehend, und bekömmt die komische Stärke. Freylich ist dieser Punkt im

Dialog das Schwerste und Mühsamste; allein man kann auch von Herr Weisen schon etwas fodern. Mit der Fräulein Henriette hat es eben diese Bewandniß. Sie ist mehr ein gutes Bürgermädgen, als ein Frauenzimmer, das an Hofe gewesen und alles besitzen soll, wodurch ihr Geschlecht einnehmen könne. Hannchen, das Kammermädgen, überschreitet die Schranken der Vertraulichkeit, die zwischen Herrschaft und Bedienten nur bestehen kann. Es sind fast eher Grobheiten und Injurien, die sie dem jungen von Warmund sagt, als Neckereyen. Alle Scenen fast, wo diese beyde Personen vorkommen, beweisen es.

In der Haushälterinn, einer Komödie in fünf Aufzügen, hat der V. die Thorheiten unsrer reichen Bürger gezüchtigt, die sich, so geitzig sie sonst sind, mit ihrem ganzen Vermögen einem liederlichen Weibsstücke ergeben. Es herrscht durchaus der Bürgerton darinn, und alle Personen sind auch aus diesem Stande.

Der Charakter des Geront ist vortreflich ausgeführt. Auf dem Berlinschen Theater wurde diese Rolle von einem sehr geschikten Schauspieler, Herrn Stenzel, meisterlich gemacht, und es ist zu zweifeln, ob ihm ein anderer gleich kommen werde. Man geräth in dieser Komödie gar nicht aus dem Lachen, nicht sowol über die guten Einfälle, die jeder Person, ihren Umständen nach, entfahren, als vielmehr über die komischen Situationen, in der Geront sich befindet. Das Niedrigkomische, in das dieser Alte mit Kleonten, als seiner Haushälterinn, fällt, ist hier Verdienst. Aber Johann, der Bediente des Valer und Christiane, das Mädgen der Haushälterinn, sind wie alle französische Bedienten; sie gefallen, und sind doch unnatürlich.

Di

Die Matrone von Ephesus. Dieses Nachspiel ist ganz aus der Erzählung des Petronius von gleichen Namen genommen. Ist jemals eine bittere Satyre auf die weibliche Unbeständigkeit gemacht worden, so ist es wohl diese.

Antiphila, eine Wittwe, ist entschlossen im Grabmale ihres verstorbnen Manns zu verhungern. Dorias, ihr Mädgen, kann sie von diesem Vorsatz nicht abbringen, so viel Vorstellungen sie ihr auch darüber macht. Karion, ein junger Soldat, der in der Nähe um diesem Grabmale einen Gehenkten bewachen muß, geht in dasselbe, weil er darinn singen hören, und verliebt sich sogleich in diese Wittwe. Indem er nun bey ihr ist, wird der Gehenkte gestohlen. Da nun Karion versichert, daß er dieses mit seinem Leben werde büssen müssen; so äussert sie ihre Liebe gegen ihn durch ihr Mitleid gegen sein Unglück, und beschließt, ihren geliebten verstorbnen Mann an des Gestohlnen Stelle bringen zu lassen.

Wir hätten gewünscht, daß Hr. W. den Ausgang dieses Stüks hätte ändern wollen; so wie er ist, wird er dem Zuschauer anstößig, und die Wittwe erregt nicht mehr ein Lächeln über ihre Leichtsinnigkeit, sondern eine widrige Empfindung. In einer Erzählung ist solch ein Ausgang eher zu entschuldigen, weil man da blos auf den Einfall, nicht auf den Charakter der Personen sieht.

Die Versifikation ist in diesem Nachspiele schön, und man sieht fast keine Spuren von dem Zwange des Sylbenmaßes und des Reims, die doch in den besten versificirten Komödien nicht selten sind.

Der Mißtrauische gegen sich selbst, eine Komödie in fünf Aufzügen. Arist, der Mißtrauische, ist vielmehr ein blöder einfältiger Tropf, der es verdient, daß er von einem faden aberwitzigen Narrn, Kleanth,

angeführt wird. Denn ersterer zeigt durch die V-
traulichkeit und übriges Betragen gegen diesen auf
blasenen Geck zu wenig Verstand und Einsicht
Wenn Kleanth mit Arist noch am bescheidensten u
ehrlichsten spricht, so ist es auf diese Weise. (5 S
2 Aktus.)

Kleanth.

Ha! laß dich umarmen — zum Henker, wenn du ni
steif wärest, du wärest ein allerliebster Junge; mir d
Gegenstand seiner Liebe abzutreten? Wahrhaftig, jezt se
ich, daß du ein Philosoph bist!

Arist.

Weit weniger, als du denkst! Mein Herz weinet u
murret wider mich selbst. Ich bin vielleicht so klein, d
dein Glück zu mißgönnen, dich zu beneiden — —

Kleanth.

Das thue im Frieden, Brüdergen! wenn ich nur gl
lich bin, so mag mich die ganze Welt beneiden. — -
Höre, ich habe einen Kummer, den ich dir nicht verhe
len kann.

Kleanth.

Ists möglich, daß der flatterhafte Kleanth auch ein
Kummer haben kann?

Kleanth.

Leider! denke nur, wenns richtig wird, so giebts alle
hand Trinkgelder, und ich habe nicht einen Dreyer in Le
und Leben. — —

— — — — — — —

Kleanth.

Und aufrichtig gesagt, du bist ein sehr gründlicher Kop
so lange, als du mit dem Bruder dem Uhu in Ruine
sitzest: aber wenn du ans Licht kömmst, so gehts dir, wi
ihm; er flattert blindlings herum, und sieht nicht ehe
wieder, als bis es Nacht wird. Du bist ein Kerl de
Geld hat, und gehst zu einer reichen Wittwe auf die Frey
de; du kömmst in einem simpeln Tuchkleide, — konnst d
denn nicht ein bisgen Gold darauf kleben? Die Schuh
schnallen! vorm Henker: die sind noch zu Karl des Kah
len Zeiten Mode gewesen, die Frisur! — ha ha ha! —
Manschetten von Batist? Spitzen, Spitzen, mein Freund

Arist

Arist.

Jezt ist es auch Zeit darüber zu spotten: wenn du etwas Unanständiges an mir fandest, so hättest du es eher sagen können. — Doch Juliane! habe ich einer solchen Kleinigkeit dein Herz danken sollen, so weis ich nicht, ob mich der Sieg, den ein anderer davon getragen, gereuen soll!

Kleanth.

Ha ha ha! einer sehr wichtigen Kleinigkeit, Bruder! das Frauenzimmer hat nur den Verstand in Augen, und die noch für die Klügsten wollen gehalten werden, in Beutel. Eine erobernde Mine, ein schönes Kleid und eine gespikte Börse! — — und du kannst die ganze weibliche Welt an deinen Triumphwagen schließen, und mit fortschleppen, wohin du willst.

Sieht man nicht aus diesem wenigen, daß Kleanth ein ganz anderer Charakter worden, als ihn Herr W. benennt hat. Doch wegen eines unrechten Titels verliehrt das Stük an und für sich selbst nichts. Es giebt solche Kleanthe und solche Ariste. Auch ist dieses wenige, was wir angeführt, ein Beweiß von dem muntern, gedankenreichen und komischen Dialog, der darinn herrscht. Wie schön sind nicht ferner die Scenen, wo sich die Frau Melusine mit ihrem Herrn Gemahl Geront in aller ehelichen Eintracht zanken. Ein wahres Familiengemählde.

Das Nachspiel Großmuth für Großmuth, ist von einem sehr rührenden Innhalte. Zwey liebenswürdige Frauenzimmer wetteifern mit einander in der Großmuth gegen den rechtschaffnen unglüklichen Treuwerth. Die eine glaubt immer, daß die andre mehr Recht auf ihn habe, als sie, ob sie ihn gleich liebt, und wohl empfindet, daß von ihm ihre ganze Zufriedenheit abhängt. Da sie aber eben so großmüthig, als verliebt in ihm sind, so darf sich ihre Eifersucht in nichts anders, als in den Handlungen des edelsten Herzens äussern. Hanngen, Mädgen des einen

Frauenzimmers, die dieses mit ansieht, aber nic fein empfindet, als ihre Herrschaft, wiewol sie ein ganz gutherziges Ding ist, legt das Betragen andern Frauenzimmers auf eine sonderbare Art und vergnügt den bloßen Lacher, indem der fühl Zuschauer ein grösseres Vergnügen genießt.

Amalia, in fünf Aufzügen. Wenn Hr. W. das Theater weiter nichts gearbeitet hätte, als di Stücke, so hätte er um dasselbe schon Verdienst ge Man mag es in Ansehung des Plans, oder der C raktere oder des Dialogs betrachten; allenthalbe es vortreflich. Keine Bedienten sind da, die mit stigen Späßen manche lange Scene ausfüllen müs weil die Handlung selbst stille steht. Triks und F Triks machen zu lachen, ohne daß sie selbst lac wollen; es sind neue und wahre Charaktere; sie s nicht übertrieben, und doch auffallend, wichtig, u können vom Ganzen nicht getrennt werden. Je m man es lieset, je mehr Vorzüge findet man dari Man sollte fast schließen, daß Hr. W., wenn er französischen Manier nicht folgt, sein Genie viel st ker zeigt. Dieses Stück ist gewiß bis jezt das vorzü lichste von allen seinen Lustspielen. So oft wir es sen, fällt uns die Kälte unsers deutschen Publikum ein. Man hat es zwar mit Beyfall aufgeführt: al gegen den Werth des Stüks selbst ist er doch sehr g ring gewesen. Was hat man nicht für ein Wesen Frankreich von dem Galeerensclaven oder der B lohnung der kindlichen Liebe gemacht! In Deutsc land sind selbst zwey oder drey Uebersetzungen dav erschienen. So rührend auch der Stof ist, den di ser Verfasser aus Marmontels Poetik genommen; ist doch alles darinne verdorben, als was nicht h verdorben werden können. Ehe man auf eine rü rende Stelle stößt, muß man ganze Bogen von de

sol

sonderbarsten Gewäsche lesen. Und dennoch wird um weniger guten Scenen willen, dies Stük für ein Meisterstük gepriesen.

Doch wieder auf die Amalia zurük zu kommen. Wie interessant ist nicht gleich der Anfang, der sonst bloße Erzählung, und aufs höchste, ein Gemisch von einem Roman, und einigen witzigen Einfällen, oder moralischen Betrachtungen ist, die dem Professor auf dem Katheder eben so gut passen würden, als der Person, der sie in Mund gelegt werden. Durch jeden Schritt, durch jedes Wort, so zu sagen, äussern sich die Charaktere der Personen. Zur Probe könnte man gleich die zweyte Scene des 1sten Akts anführen; allein der Kürze wegen können wir nur den Anfang hersetzen.

Freemann.

(Bey Seite) kann ich denn keinen Schritt thun, ohne daß mir dieser junge Mensch aufstößt? — Werden Sie noch lange bey uns bleiben, meine Herren?

Manley oder die verkleidete Amalia.

Warum, mein lieber Freemann? — Wir glaubten zwar schon vor vier Wochen unsre Reise fortzusetzen: allein Ihre Gesellschaft hat so viel Reitzendes für uns —

Freemann.

Meine Gesellschaft?

Hearty der Reisegesellschafter des Manley.

Ja, Ihre Gesellschaft

Manley.

Und Ihrer liebenswürdigen Frau ihre —

Freemann.

Das ist möglich! denn die meinige suchen Sie sehr sparsam.

Manley.

Blos weil ich gemerkt, daß Sie dieselbe sorgfältig vermieden haben. —

Free-

daraus hat er den Inhalt zu seiner Komödie gen
men. Wir müssen offenherzig gestehen, das g
Stük ist etwas zu gedehnt, und dies ist wohl die Ha
ursache, warum es nicht in dem Grade interes
als die französische Erzählung. Z.E. die beyden
sten Scenen des ersten Akts hätten gleich kürzer
können. Die Zärtlichkeit macht nicht viel Wo
sie äußert sich nur bey den Vorfällen des Glüks
Unglüks durch Handlung in ihrer völligen Stä
Aber es kömmt in diesem Stük ein ganz neuer C
rakter vor, der von der Erfindung des Hrn. W.
und den wir lieber erfunden, als das ganze Stük
macht haben wollten. Nicht, weil er der einz
lustige darinn ist; sondern weil in demselben so
Wahrheit, so viel deutsches und so viel komis
Stärke ist. Wir können uns nicht enthalten,
Stük aus dem sechsten Auftritte des zweyten Akts h
zusetzen. Blandford und Woodbe, der Bettm
ster desselben, treten mit einander auf.

Blandfort.

Nun, mein lieber Woodbe, wie gehts: er sieht
recht gesund und munter!

Woodbe. (mit vielen Komplimenten)

Dem Leibe nach, gnädiger Herr, ganz gut! die Po
ranzentropfen, die ich mache, sind ein herrliches Prä
vativ für den Magen, und diese erhalten mich —

Blandfort.

Ja, zumal, wenn er sie in Weine nimmt, nicht wah

Woodbe.

In Ihrer Abwesenheit, gnädger Herr, ist der W
in Ihrem Hause so seltsam, wie eine weiße Maus gen
sen: (mit einem boshaften Lächeln) ja, Herr Nelso
Herr Nelson trinkt ihn lieber selber.

Blan

Blandfort.

Da thut er sehr wohl! er weis, daß ich an meinen Leuten die Nüchternheit liebe: und ich sehe an Seiner Munterkeit, daß Ihm dieselbe sehr wohl bekömmt.

Woodbe.

O wenn Sie wüßten, gnädiger Herr, wie ich mich nach Ihrer Rükkunft gesehnt habe! Ihre Güte, Ihre Sanftmuth, Ihre Freygebigkeit — nein, die ist mit nichts zu vergleichen.

Blandfort.

Ich denke doch, mein Freund Nelson wird Ihm meine Abwesenheit nicht haben fühlen lassen —

Woodbe.

Nicht haben fühlen lassen? — Vergeben Sie, gnädiger Herr! so freygebig, wie Sie, ist er nicht. Jede Rechnung, die Sie einmal lesen, liest er zehnmal, um etwas an der Rechnung abziehen zu können, und wehe dem, der sich um einen Heller verrechnet?

Blandfort.

Also bin ich meinem Freunde wohl viel Verbindlichkeit schuldig, daß er so sehr auf mein Bestes sieht? Künftig werde ich ihm die Besorgniß meines ganzen Vermögens anvertrauen.

Woodbe.

Aber, das ist doch nicht recht, gnädiger Herr, daß er Ihre treuen Bedienten unter die Schurken zählt?

Blandfort.

Dafür werde ich ihn umarmen, wenn er jedem Gerechtigkeit wiederfahren läßt, und ihm seinen rechten Titel zu geben weis.

Woodbe.

(Bey Seite) je verflucht! — nun, nun, wir wollen sehen, wenn er Rechnung ablegen soll, wie es da klingen wird.

Blandford,

Woodbe, ist Ers zufrieden, wenn ich ihm für jedes Pfund, das nach Nelsons Aufwande von den Einkünften

dieses Landguts übrig bleiben wird, zwanzig Prügel geb[illegible]
lasse?

Woodbe.

Ey, gnädiger Herr; das gehört nicht mit zu meine
Gehalte, und unter der Bedingung glaube ich; daß H
Nelson alle Rechnungen verfälschte, um meine Einkünf
zu vermehren: denn er ist eben nicht mein großer Gönn

— — — — — —

Woodbe.

O gnädger Herr! wir wollen von etwas anders rede
wanns Ihnen gefällt — es betrift die Miß Korally?

Blandford.

Nun, das wollen wir doch hören.

Woodbe.

Es ist ein artiges Kind! ha ha ha! sie gefällt mir, u
Ich hätte wohl eine demüthige Bitte; aber — aber —

Blandford.

Heraus damit! Er weis, daß ich Freymüthigkeit
Bedienten liebe.

Woodbe.

(Bey Seite) Aber schlecht belohne — — Ungeac
tet sie im blinden Heidenthume gebohren ist, so wäre i
doch mit Ihrer gnädigen Einwilligung Vorhabens —

Blandford.

Sie zu heyrathen? nicht wahr? ꝛc.

Doch man müßte alles abschreiben, bis man a
folgendes Soliloquium des Woodbe käme, wenn ma
nichts schönes auslassen wollte.

Woodbe allein.

Nicht anders? Nelson muß meinen Herrn bezauber
oder Gott verzeihe mirs! mit dem Teufel einen Bund h
ben. Seine Freundschaft für ihn ist wie der zehnköpfi
Drache. Wenn man denkt, nun ist der Kopf herunte
so wachsen zehn andere aus seiner Stelle vor. Aber, fris
Woodbe! und wenn er hundert Köpfe hätte, so müssen
herunter! — Gut, daß ich doch nun weis, wo der g

hörn

hörnte Siegfried verwundet werden kann: doch die Proben? — ah! die sollen mir nicht schwer werden: ich will dem verliebten Pärgen überall nachschleichen, und der Teufel müßte sein Spiel haben, wenn ich nicht ein Pröbgen auftreiben sollte.

Endlich folgt List über List, ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Der Einfall, daß sich Valer, der Liebhaber der Karoline dumm stellt, weil ihre Mutter, Frau Argante, sie keinem, als einem recht einfältigen Menschen geben will, bringt allerdings sehr komische Situationen hervor, zumal wenn noch ein Geck, wie Tulpe, dazu kömmt, der recht klug zu seyn, sich dünkt, und doch der abgeschmakteste Bube ist. Aber man kann nicht bergen, der Charakter des Valer ist nicht völlig so gerathen, wie er hätte werden können. Seine Verstellung ist öfters läppisch, kindisch. Es scheint eine Person zu seyn, die nicht Kopf genug hat, einen Narrn vorzustellen. Daß es auch solche Leute giebt, ist man gar nicht in Abrede, und sie können auf das Theater gebracht werden; aber Valer sollte hier ein Mann seyn, dessen Possen, Ungereimheiten eine Seite haben, durch die er den Zuschauern zu denken giebt. Er könnte ohngefähr so reden, wie der Narr des Königs Lear bey dem Shakespear. Uebrigens hat Hr. Weiße in diesem Stücke den schlauen und pedantischen Advokaten Schlange mit vielen Glük geschildert. Zur Probe setzen wir ein Stück aus der lezten Scene des fünften Akts her.

Schlange.

Frau Argante! das wird eine Registratur werden, Betrüger, Verräther, Spitzbube! mich beym Kragen gefaßt! ich bin ein ehrlicher Mann, Notarius publicus, Advocatus immatriculatus, Baccalaureus beyder Rechte, und kein Betrüger.

Fr. Argante.

Ich will den Contrakt sehen.

Schlange.

Hierzu haben Sie allenfalls ein jus quaesitum! Hier i
Ihr Exemplar, und hier Herrn Valerens

Fr. Argante (liest es)

Ha! was lese ich! — nicht ein Wort, daß Valer a
meiner Tochter Vermögen Verzicht thut. — Schändl
cher Kerl, warum ist das weggeblieben?

Schlange.

Schändlicher Kerl! wird registrirt! — warum? wa
um? weil es contra jus divinum atque humanum wa
weil es Ihr Herr Bruder mir nicht geheissen. — Ma
pflegt im Sprüchworte zu sagen: Vorgemacht und nac
bedacht, hat manchen in groß —

Fr. Argante.

Ha! hier ist Dein Wisch — (Sie zerreißt den Co
trakt und wirft ihm die Papiere ins Gesicht.)

Schlange.

Einen Contrakt zerrissen — die Papiere mir ins G
sicht geworfen! — wird registrirt, und bey der Injurie
klage nachdrüklich erörtert ꝛc.

Der wenigen Erinnerungen ohnerachtet, di
uns unsere Unpartheylichkeit nicht erlaubt hat, zu
rük zu halten, bekennen wir mit Vergnügen, da
diese Stücke zu den besten gehören, die auf unser
Theatern befindlich sind, und wir sehen mit Begierd
der Fortsetzung dieses Werks entgegen, die wir zu ho
fen getrauen, da Hr. Weiße ein so fruchtbare
theatralischer Schriftsteller, und itzt in den glüklichen
Alter ist, wo das Genie sich völlig zu entwickeln, un
die schönste Früchte zu tragen pflegt.

M.

II.

Joh. Chr. Wolfs, Unterricht zur Rechtschreibung der deutschen Sprache, nebst einem doppelten

pelten Wörterbuche, und einem Anhang von Briefen. Hof, bey Vierling, 1767. 1 Alph. und 6½ Bogen in 8.

Die Aufräumung in dem schwankenden und so sehr verschiedenen Gebrauch der deutschen Orthographie, ist zum Theil ein Verdienst der Gottschedischen Schule.*) Unsre besten Schriftsteller kommen doch nunmehr in den meisten Stücken überein; und wenn man hier und da Abweichungen findet, so muß man bedenken, daß dieses nicht weniger in andern Sprachen, hauptsächlich in der französischen statt finde. Zwar giebt es schöne Geister, welche dem Feuer ihres dichterischen Genies Abbruch zu thun, oder wenigstens minder große Köpfe zu scheinen befürchten würden, wenn sie auf Kleinigkeiten Acht zu haben, das Ansehn hätten. Man könnte ihnen das Beyspiel eines Cicero, eines Ramlers, eines Gellerts entgegensetzen, die nicht weniger groß an eigenthümlichen Schönheiten sind, als aufmerksam auf die Reinigkeit, und selbst auf die Rechtschreibung ihrer Muttersprache.

Der Abbt Desfontaines, welcher zwar als ein Gegner des Voltaire, aber zugleich als ein gründlicher Kunstrichter, besonders auch, was die Sprache betrift, bekannt ist, sagt hiervon **) folgendes: L'ortographie appartient à la Grammaire et interesse la langue. Il est aussi important d'ecrire correctement, que de parler purement. Il y a une bonne maniere d'ecrire les mots, comme de les prononcer; et de même, qu'il seroit ridicule,

*) Deswegen drohete der Hr. Prof. auch bey einer gewissen Gelegenheit: Mein Landsmann möge selbst nicht orthographisch schreiben!

**) Esprit de l'Abbé Desfontaines. P. I. p. 321.

dicule, de vouloir se distinguer par des tons et des accens singuliers, il est aussi d'affecter une ortographie particuliere, et de s'ecarter de l'usage. — So wahr das Erste ist, und von so wesentlichem Nutzen es für eine ausgebildete Sprache seyn muß, wenn eine gleichförmige Rechtschreibung ihren Wörtern gewißermassen eine Festigkeit ertheilt, die sie selbst vor der Veränderung schützet; eben so ist auch das lezte, nemlich der Gebrauch der Hauptgrund, worauf sich eine vernünftige Orthographie gründen muß.

Die Wolfische Anweisung mag einem Schulmeister, oder einem jungen Menschen, der sonst keine Quellen weis, gute Dienste leisten können; sie ist ein getreuer Auszug aus der Gottschedischen Orthographie; die nemlichen Grundsäze, die nemlichen Regeln, wenn man einige Kleinigkeiten ausnimmt. Man weis aber, daß die Gottschedischen Regeln nicht blindlings zu befolgen sind, und es würde also nicht wohl thunlich seyn, seine Grammatik durchaus zur Richtschnur einzuführen. Die Leipziger Orthographie ist zwar dadurch die herschende geworden, daß alle berühmten und in gewißen Betracht klaßischen Schriftsteller sie angenommen haben. In so fern also Gottsched dieselbe in seine Grammatik übergetragen, kann seine Anweisung allerdings brauchbar seyn, (so wie überhaupt seine Sprachkunst zwar nichts weniger, als frey von geschmaklosen Entscheidungen und von lächerlichen Fehlern ist, aber noch immer ein nützliches Buch bleibt.) Allein, da er Vieles festsetzen will, worinne er unter guten Scribenten keine Nachfolge gefunden hat, z. E. die Wörter schmeicheln, Betten, Erndte mit Diphtongen zu schreiben; da er Regeln giebt, die überall keinen Grund haben, als wegen des doppelten ß; so kann seine Autorität nicht hinlänglich seyn. Sc

Ich würde das System unsrer Rechtschreibung kürzlich auf diese Weise festsetzen. Ueberhaupt genommen wird die Orthographie, so bald man anfängt, eine Sprache auf einen gewissen Grad der Cultur zu bringen, verändert, weil jene vorher, als man diese wenig oder nichts achtete, unbestimmt und ohne Regeln war. So ist es in der französischen und in der unsrigen gegangen. Die Rechtschreibung muß alsdenn so bestimmt werden, daß sie die Gewohnheit niemals so sehr verläßt, um dem Auge anstößig zu seyn, sonst aber, so viel möglich, der Aussprache nahe kömmt, die Etymologie anzeigt, die gehörigen Unterscheidungen macht, und einförmig ist. Haben sich nun die besten Schriftsteller darüber verglichen, und ist sie einmal festgesezt, so ist die sicherste Regel, derselben ohne Ausnahme zu folgen, und sich die Gesetze derselben aus irgend einer Anweisung bekannt zu machen. Bey uns ist der Fall etwas verändert, weil man keine durchgängige Gleichheit beobachtet. Allein, wie oben gesagt worden, das Meiste ist doch entschieden und zwar durch diejenige übereinstimmende Rechtschreibung, welche man aus unsern besten Scribenten, einem Gellert, Rabener, Ebert, Zachariä, Ramler, Leßing und vielen andern lernen kann. Ich sage das Meiste; denn nun bleiben noch einige Verschiedenheiten übrig, in welchen man wohl thun wird, demjenigen zu folgen, was ich als die Pflicht der ersten Verbesserer der Orthographie angegeben habe. Nächstdem giebt es Neuerungen, unter welchen einige schlechterdings zu verwerfen sind, wenn sie wider die obigen Grundsätze fehlen, als die doppelten k und z, die Auslassung des h und dergleichen, wohin auch die abgeschmakte Methode eines neuern Schriftstellers gehört, ein zusammengeseztes Wort mit einem großen Buchstaben in der Mitte zu schreiben; andre, welche

Freemann.

Ich hasse das Spiel; und Sie, Manley, und mein Frau lieben es: es ist also ganz natürlich —

Hearty.

Ja, sehr natürlich: ich wünschte, daß mein lieber Ge fährte es weniger liebte.

Freemann.

Aber deswegen brauchen Sie nicht hier zu bleiben Manley, hierzu werden Sie auf ihren Reisen Gelegen heit genug, vielleicht zu Ihren Schaden finden! denn ic muß Ihnen sagen, mein guter junger Mensch: Ihr Au enthalt allhier mißfällt mir im höchsten Grade; und He Hearty, der ein alter erfahrner Mann zu seyn scheint sollte seinen Zögling einer Lebensart entreißen, die nicht se ten zum Verderben führt. — — — — — — — — —

Manley.

Sagen Sie mir nur, was sie dabey verlieren, Freemann ich glaube doch, daß Sie noch von meinem Spiele keine Schaden gehabt?

Freemann.

Schaden genug! ich verliere, ja ich verliere eben darum weil ich gewinne. Glauben Sie, daß es mir gleichgülti ist, daß Sie immer große Summen an meine Frau verli ren? Der Gedanke, daß Sie ein Werkzeug ist, einen jun gen Menschen um das Seinige zu bringen, dem es sein Eltern gewiß nicht zu diesem Entzwek geben, ist mir un ausstehlich. Ich will Ihnen durchaus keine Verbindlich keit schuldig seyn.

Der Projektmacher, gleichfalls ein Lustspiel i 5 Akten. Dieses Stück ist wiederum ein Beweis wie aufmerksam der Verfasser auf die Sitten seine Zeitgenossen ist. Wie wimmelt jezt nicht alles volle solcher unruhigen Köpfe, die zu nichts weniger tau gen, als einen Anschlag zur Verbesserung in der Re publik zu geben. Es wäre sehr zu wünschen, da sie auch alle so unschädlich wären, als der Weisisch

is

ist. Kleanth, so heißt er, macht alle Einfälle zu Projekten, und hat dabey einen solchen lächerlichen Stolz, daß er glaubt, sich und seinen Schwiegervater, den Geronte, zu den größten Ehrenstellen zu erheben. Da dieser Geront der Bewundrer und gleichsam der Kommentator der Kleanthschen Projekte ist; so kann man sich leicht vorstellen, wie lustig die Scenen seyn müssen, worinn sie vorkommen. Isabelle, die Tochter des Alten, hat sich zwar mit dem Projektmacher auf Befehl ihres Vaters versprechen müssen; sie wird aber von einem andern, Namens Arist, geliebt, welches sie aber nicht gewußt hat, weil ihr Bruder Damon, ein wahrer deutscher liederlicher junger Mensch, der nicht nach den Leisten des französischen Petitmaitres zugeschnitten ist, aus Nachläßigkeit ihr die Briefe des Arists zu übergeben, vergessen hat. Die List, da er sein Wäschermädgen in eine Gräfinn verkleidet, belebt das Stük ziemlich, und eine Schauspielerinn kann in dieser Rolle zeigen, wie viel sie von der großen und kleinen Welt versteht.

In dem 1sten Auftritt des 1sten Akts zwischen Damon und Arist hat uns folgendes nicht gefallen.

Damon.

Aber gestehe es, daß du welche (Verweise nemlich) verdienst, daß du ein Schöps gewesen bist, daß du —

Arist.

Höre auf zu spotten, (Damon hat nicht gespottet, sondern er ist unhöflich gewesen) ich mache mir ihrer mehr als zu viel: wenn du mir nicht helfen kannst und willst —

Damon.

Wollen thue ich, aber ob ich kann? das ist die Frage: weißt du was, Brüdergen? rc.

Die Freundschaft auf der Probe, ein rührendes Lustspiel in fünf Aufzügen. Wer kennt nicht die Marmontelsche Erzählung gleiches Namens? Und dar-

daraus hat er den Inhalt zu seiner Komödie genom-
men. Wir müssen offenherzig gestehen, das gan
Stük ist etwas zu gedehnt, und dies ist wohl die Haup
ursache, warum es nicht in dem Grade intereßi
als die französische Erzählung. Z.E. die beyden e
sten Scenen des ersten Akts hätten gleich kürzer sei
können. Die Zärtlichkeit macht nicht viel Wor
sie äußert sich nur bey den Vorfällen des Glüks u
Unglüks durch Handlung in ihrer völligen Stär
Aber es kömmt in diesem Stük ein ganz neuer Ch
rakter vor, der von der Erfindung des Hrn. W. i
und den wir lieber erfunden, als das ganze Stük g
macht haben wollten. Nicht, weil er der einzi
lustige darinn ist; sondern weil in demselben so vi
Wahrheit, so viel deutsches und so viel komisch
Stärke ist. Wir können uns nicht enthalten, e
Stük aus dem sechsten Auftritte des zweyten Akts he
zusetzen. Blandford und Woodbe, der Bettm
ster desselben, treten mit einander auf.

Blandfort.

Nun, mein lieber Woodbe, wie gehts: er sieht
recht gesund und munter!

Woodbe. (mit vielen Komplimenten)

Dem Leibe nach, gnädiger Herr, ganz gut! die Pom
ranzentropfen, die ich mache, sind ein herrliches Präse
vativ für den Magen, und diese erhalten mich —

Blandfort.

Ja, zumal, wenn er sie in Weine nimmt, nicht wah

Woodbe.

In Ihrer Abwesenheit, gnädger Herr, ist der We
in Ihrem Hause so seltsam, wie eine weiße Maus gew
sen: (mit einem boshaften Lächeln) ja, Herr Nelso
Herr Nelson trinkt ihn lieber selber.

Blan

Blandfort.

Da thut er sehr wohl! er weis, daß ich an meinen Leuten die Nüchternheit liebe: und ich sehe an Seiner Munterkeit, daß Ihm dieselbe sehr wohl bekömmt.

Woodbe.

O wenn Sie wüßten, gnädiger Herr, wie ich mich nach Ihrer Rükkunft gesehnt habe! Ihre Güte, Ihre Sanftmuth, Ihre Freygebigkeit — nein, die ist mit nichts zu vergleichen.

Blandfort.

Ich denke doch, mein Freund Nelson wird Ihm meine Abwesenheit nicht haben fühlen lassen —

Woodbe.

Nicht haben fühlen lassen? — Vergeben Sie, gnädiger Herr! so freygebig, wie Sie, ist er nicht. Jede Rechnung, die Sie einmal lesen, liest er zehnmal, um etwas an der Rechnung abziehen zu können, und wehe dem, der sich um einen Heller verrechnet?

Blandfort.

Also bin ich meinem Freunde wohl viel Verbindlichkeit schuldig, daß er so sehr auf mein Bestes sieht? Künftig werde ich ihm die Besorgniß meines ganzen Vermögens anvertrauen.

Woodbe.

Aber, das ist doch nicht recht, gnädiger Herr, daß er Ihre treuen Bedienten unter die Schurken zählt?

Blandfort.

Dafür werde ich ihn umarmen, wenn er jedem Gerechtigkeit wiederfahren läßt, und ihm seinen rechten Titel zu geben weis.

Woodbe.

(Bey Seite) je verflucht! — nun, nun, wir wollen sehen, wenn er Rechnung ablegen soll, wie es da klingen wird.

Blandford,

Woodbe, ist Ers zufrieden, wenn ich ihm für jedes Pfund, das nach Nelsons Aufwande von den Einkünften

dieses Landguts übrig bleiben wird, zwanzig Prügel gebe lasse?

Woodbe.

Ey, gnädiger Herr; das gehört nicht mit zu meine Gehalte, und unter der Bedingung glaube ich; daß H Nelson alle Rechnungen verfälschte, um meine Einkünf zu vermehren: denn er ist eben nicht mein großer Gönn

— — — — — —

Woodbe.

O gnädger Herr! wir wollen von etwas anders rede wanns Ihnen gefällt — es betrift die Miß Korally?

Blandford.

Nun, das wollen wir doch hören.

Woodbe.

Es ist ein artiges Kind! ha ha ha! sie gefällt mir, u ich hätte wohl eine demüthige Bitte; aber — aber –

Blandford.

Heraus damit! Er weis, daß ich Freymüthigkeit a Bedienten liebe.

Woodbe.

(Bey Seite) Aber schlecht belohne — — Ungeac tet sie im blinden Heidenthume gebohren ist, so wäre i doch mit Ihrer gnädigen Einwilligung Vorhabens —

Blandford.

Sie zu heyrathen? nicht wahr? rc.

Doch man müßte alles abschreiben, bis man a folgendes Soliloquium des Woodbe käme, wenn ma nichts schönes auslassen wollte.

Woodbe allein.

Nicht anders? Nelson muß meinen Herrn bezauber oder Gott verzeihe mirs! mit dem Teufel einen Bund h ben. Seine Freundschaft für ihn ist wie der zehnköpfi Drache. Wenn man denkt, nun ist der Kopf herunte so wachsen zehn andere aus seiner Stelle vor. Aber, fri Woodbe! und wenn er hundert Köpfe hätte, so müssen herunter! — Gut, daß ich doch nun weis, wo der g

hörn

hörnte Siegfried verwundet werden kann: doch die Proben? — ah! die sollen mir nicht schwer werden: ich will dem verliebten Pärgen überall nachschleichen, und der Teufel müßte sein Spiel haben, wenn ich nicht ein Pröbgen auftreiben sollte.

Endlich folgt List über List, ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Der Einfall, daß sich Valer, der Liebhaber der Karoline dumm stellt, weil ihre Mutter, Frau Argante, sie keinem, als einem recht einfältigen Menschen geben will, bringt allerdings sehr komische Situationen hervor, zumal wenn noch ein Geck, wie Tulpe, dazu kömmt, der recht klug zu seyn, sich dünkt, und doch der abgeschmakteste Bube ist. Aber man kann nicht bergen, der Charakter des Valer ist nicht völlig so gerathen, wie er hätte werden können. Seine Verstellung ist öfters läppisch, kindisch. Es scheint eine Person zu seyn, die nicht Kopf genug hat, einen Narrn vorzustellen. Daß es auch solche Leute giebt, ist man gar nicht in Abrede, und sie können auf das Theater gebracht werden; aber Valer sollte hier ein Mann seyn, dessen Possen, Ungereimheiten eine Seite haben, durch die er den Zuschauern zu denken giebt. Er könnte ohngefähr so reden, wie der Narr des Königs Lear bey dem Shakespear. Uebrigens hat Hr. Weiße in diesem Stücke den schlauen und pedantischen Advokaten Schlange mit vielen Glük geschildert. Zur Probe sezzen wir ein Stück aus der lezten Scene des fünften Akts her.

Schlange.

Frau Argante! das wird eine Registratur werden, Betrüger, Verräther, Spizbube! mich beym Kragen gefaßt! ich bin ein ehrlicher Mann, Notarius publicus, Advocatus immatriculatus, Baccalaureus beyder Rechte, und kein Betrüger.

Fr. Argante.

Ich will den Contrakt sehen.

Schlange.

Hierzu haben Sie allenfalls ein jus quaesitum! Hier ist Ihr Exemplar, und hier Herrn Valerens

Fr. Argante (liest es)

Ha! was lese ich! — nicht ein Wort, daß Valer auf meiner Tochter Vermögen Verzicht thut. — Schändlicher Kerl, warum ist das weggeblieben?

Schlange.

Schändlicher Kerl! wird registrirt! — warum? warum? weil es contra jus. divinum atque humanum war, weil es Ihr Herr Bruder mir nicht geheissen. — Man pflegt im Sprüchworte zu sagen: Vorgemacht und nachbedacht, hat manchen in groß —

Fr. Argante.

Ha! hier ist Dein Wisch — (Sie zerreißt den Contrakt und wirft ihm die Papiere ins Gesicht.)

Schlange.

Einen Contrakt zerrissen — die Papiere mir ins Gesicht geworfen! — wird registrirt, und bey der Injurienklage nachdrüklich erörtert 2c.

Der wenigen Erinnerungen ohnerachtet, die uns unsere Unpartheylichkeit nicht erlaubt hat, zurük zu halten, bekennen wir mit Vergnügen, daß diese Stücke zu den besten gehören, die auf unsern Theatern befindlich sind, und wir sehen mit Begierde der Fortsetzung dieses Werks entgegen, die wir zu hoffen getrauen, da Hr. Weiße ein so fruchtbarer theatralischer Schriftsteller, und itzt in den glüklichem Alter ist, wo das Genie sich völlig zu entwickeln, und die schönste Früchte zu tragen pflegt.

M.

II.

Joh. Chr. Wolfs, Unterricht zur Rechtschreibung der deutschen Sprache, nebst einem doppelten

pelten Wörterbuche, und einem Anhang von Briefen. Hof, bey Vierling, 1767. 1 Alph. und 6½ Bogen in 8.

Die Ausräumung in dem schwankenden und so sehr verschiedenen Gebrauch der deutschen Orthographie, ist zum Theil ein Verdienst der Gottschedischen Schule.*) Unsre besten Schriftsteller kommen doch nunmehr in den meisten Stücken überein; und wenn man hier und da Abweichungen findet, so muß man bedenken, daß dieses nicht weniger in andern Sprachen, hauptsächlich in der französischen statt finde. Zwar giebt es schöne Geister, welche dem Feuer ihres dichterischen Genies Abbruch zu thun, oder wenigstens minder große Köpfe zu scheinen befürchten würden, wenn sie auf Kleinigkeiten Acht zu haben, das Ansehn hätten. Man könnte ihnen das Beyspiel eines Cicero, eines Ramlers, eines Gellerts entgegensetzen, die nicht weniger groß an eigenthümlichen Schönheiten sind, als aufmerksam auf die Reinigkeit, und selbst auf die Rechtschreibung ihrer Muttersprache.

Der Abbt Desfontaines, welcher zwar als ein Gegner des Voltaire, aber zugleich als ein gründlicher Kunstrichter, besonders auch, was die Sprache betrift, bekannt ist, sagt hiervon **) folgendes: L'ortographie appartient à la Grammaire et interesse la langue. Il est aussi important d'ecrire correctement, que de parler purement. Il y a une bonne maniere d'ecrire les mots, comme de les prononcer; et de même, qu'il seroit ridicule,

*) Deswegen drohete der Hr. Prof. auch bey einer gewissen Gelegenheit: Mein Landsmann möge selbst nicht orthographisch schreiben!

**) Esprit de l'Abbé Desfontaines. P. I. p. 321.

dicule, de vouloir se distinguer par des tons et des accens singuliers, il est aussi d'affecter une ortographie particuliere, et de s'ecarter de l'usage. — So wahr das Erste ist, und von so wesentlichem Nutzen es für eine ausgebildete Sprache seyn muß, wenn eine gleichförmige Rechtschreibung ihren Wörtern gewißermassen eine Festigkeit ertheilt, die sie selbst vor der Veränderung schützet; eben so ist auch das lezte, nemlich der Gebrauch der Hauptgrunde, worauf sich eine vernünftige Orthographie gründen muß.

Die Wolfische Anweisung mag einem Schulmeister, oder einem jungen Menschen, der sonst keine Quellen weis, gute Dienste leisten können; sie ist ein getreuer Auszug aus der Gottschedischen Orthographie; die nemlichen Grundsätze, die nemlichen Regeln, wenn man einige Kleinigkeiten ausnimmt. Man weis aber, daß die Gottschedischen Regeln nicht blindlings zu befolgen sind, und es würde also nicht wohl thunlich seyn, seine Grammatik durchaus zur Richtschnur einzuführen. Die Leipziger Orthographie ist zwar dadurch die herschende geworden, daß alle berühmten und in gewißen Betracht klaßischen Schriftsteller sie angenommen haben. In so fern also Gottsched dieselbe in seine Grammatik übergetragen, kann seine Anweisung allerdings brauchbar seyn, (so wie überhaupt seine Sprachkunst zwar nichts weniger, als frey von geschmacklosen Entscheidungen und von lächerlichen Fehlern ist, aber noch immer ein nützliches Buch bleibt.) Allein, da er Vieles festsetzen will, worinne er unter guten Scribenten keine Nachfolger gefunden hat, z. E. die Wörter schmeicheln, Bette, Erndte mit Diphtongen zu schreiben; da er Regeln giebt, die überall keinen Grund haben, als wegen des doppelten ß; so kann seine Autorität nicht hinlänglich seyn.

Ich würde das System unsrer Rechtschreibung kürzlich auf diese Weise festsetzen. Ueberhaupt genommen wird die Orthographie, so bald man anfängt, eine Sprache auf einen gewissen Grad der Cultur zu bringen, verändert, weil jene vorher, als man diese wenig oder nichts achtete, unbestimmt und ohne Regeln war. So ist es in der französischen und in der unsrigen gegangen. Die Rechtschreibung muß alsdenn so bestimmt werden, daß sie die Gewohnheit niemals so sehr verläßt, um dem Auge anstößig zu seyn, sonst aber, so viel möglich, der Aussprache nahe kömmt, die Etymologie anzeigt, die gehörigen Unterscheidungen macht, und einförmig ist. Haben sich nun die besten Schriftsteller darüber verglichen, und ist sie einmal festgesezt, so ist die sicherste Regel, derselben ohne Ausnahme zu folgen, und sich die Gesetze derselben aus irgend einer Anweisung bekannt zu machen. Bey uns ist der Fall etwas verändert, weil man keine durchgängige Gleichheit beobachtet. Allein, wie oben gesagt worden, das Meiste ist doch entschieden und zwar durch diejenige übereinstimmende Rechtschreibung, welche man aus unsern besten Scribenten, einem Gellert, Rabener, Ebert, Zachariä, Ramler, Leßing und vielen andern lernen kann. Ich sage das Meiste; denn nun bleiben noch einige Verschiedenheiten übrig, in welchen man wohl thun wird, demjenigen zu folgen, was ich als die Pflicht der ersten Verbesserer der Orthographie angegeben habe. Nächstdem giebt es Neuerungen, unter welchen einige schlechterdings zu verwerfen sind, wenn sie wider die obigen Grundsätze fehlen, als die doppelten k und z, die Auslassung des h und dergleichen, wohin auch die abgeschmakte Methode eines neuern Schriftstellers gehört, ein zusammengeseztes Wort mit einem großen Buchstaben in der Mitte zu schreiben; andre, welche

Scribenten, die zum Theil Ansehn genug hätten, et
was einzuführen, zu gebrauchen pflegen. Allein
auch diese sind nicht anzurathen, um die Gleichför
migkeit nicht zu unterbrechen, die einmal festgesez
worden.

Ein kritisches Wörterbuch der deutschen Sprach
fehlt uns auch in dieser Absicht. Dieß würde ein Ma
gazin seyn, das alle unsre Reichthümer enthielt, ei
Orackel, das jedermann um Rath fragen könnte. E
müste die genau bestimmte Bedeutung jedes Worts
mit allen Schattierungen, mit allen Nebenbegriffen
es müßte die Etymologie, den Gebrauch, die Recht
schreibung, das Geschlecht, es müßte die meiste
Kunstwörter, viele veraltete, und alle neue Wörter
die das Bürgerrecht erhalten haben — o es müste s
viel enthalten, daß es kein Wunder mehr bleibt, wa
rum es unsrer Nation daran fehlt. Wenn inzwi
schen jemand das Frischische Wörterbuch zum Grund
legte, die Artickel umarbeitete, ergänzte, vermehrte
und die fehlenden hinzufügte, so würde die Arbeit un
sehr viel leichter werden.

Auch unser Verf. hat seiner Anweisung drey Wör
ter-Verzeichnisse angehänget. Vor dem lezten, wel
ches die Uebersezung der fremden Wörter enthält
eifert er recht ernstlich wider die Sprachverderber
welche den Reichthum unsrer Sprache muthwilli
verkennen, und so verschwenderisch in dem Gebrauch
ausländischer Wörter sind. Freylich sollte die Rege
beobachtet werden, daß wenn das fremde Wort nicht
mehr sagt, als das deutsche, es nicht kürzer, körnig
ter, angemeßner, mit mehr Nebenideen sagt, wenn
es nicht wohlklingender ist, oder der Wortfügung, der
Abänderung, des Wohlstands, des allgemeinen Ge
brauchs halber, gewählt wird, man allemal deutsch
und nicht ausländisch reden müsse. Aber zum Un

glül

glük wissen die grossen Puristen diese und andre Fälle, die nicht alle bestimmt werden können, sondern dem Urtheil des Geschmaks zu überlassen sind, selten zu unterscheiden. Wir glauben, wenn sie nur den ungefähren Begriff des fremden Worts in unsre Sprache übergetragen, die ganze Bedeutung desselben erschöpft zu haben. Auf der andern Seite wünschte ich hingegen auch, daß manche Schriftsteller und Uebersetzer etwas gewissenhafter in diesem Stücke wären. Die Engländer brauchen selten ein Wort, das nicht schon das Bürgerrecht erhalten hat. Der englische Uebersetzer der Abhandlungen vom Geschmak aus der Encyklopedie, braucht nicht einmal Naivität, welches wir nicht entbehren können, und erlaubt sich nur den Wunsch in einer Note: We wiſh, that Mr. Iohnſon woul'd admit *naivity* into his Dictionary.

Am Ende hat der Verf. noch eine Sammlung Briefe von sehr verschiedenen Werthe angehängt. Zwischen Briefen von Gellert und Cramer stehen viele, die der Verf. vielleicht selbst geschrieben hat, wie auch Uebersetzungen aus dem Plinius und Cicero, die zwar treu, aber nicht so beschaffen sind, daß sie Muster, den Geschmak junger Leute zu bilden, seyn könnten.

P.

III.

D. Ernst August Bertlings, der Theologie Professors, Rectors und Pastors zu Danzig. Neue Harmonie der Vier Evangelisten. Halle bey Johann Justinus Gebauer. 1767. 4. 228 Seiten.

Den Anfang macht eine Einleitung in sechs Ca-
piteln; dann folgt das Leben Jesu in t
Theilen, von welchen ein jeder wieder in
nige Capitel abgetheilet ist, jede Seite aber in z
Hauptcolumnen gespaltet, so daß in der ersten die N
men, Capitel und Verse der Evangelisten, wieder
vier Columnen angeführet werden, in der zwey
aber die Begebenheiten selbst in zusammenhängen
doch durch Absätze und Zahlen durchschnittener R
erzählt werden; worauf endlich 41. Anmerkung
einige Dunkelheiten oder Schwierigkeiten der ev
gelischen Erzählung betreffend, den Beschluß mach

Das Neue besteht nun darinnen, daß der Hr.
erweislich zu machen sucht, die Evangelisten hätt
sich nicht immer an eine chronologische Ordnung b
den wollen, sondern aus bewegenden Ursachen ei
Begebenheit bald früher, bald später erzählt, als
sich zugetragen; Matthäus habe, die Bergpredi
ausgenommen, die Zeitordnung noch am genau
sten beobachtet; wenn Marcus mit ihm in den Wo
ten und gegenseitig mit dem Lucas in der Verkn
pfung der Begebenheiten übereinstimme, so rühre
daher, weil jener mit Matthäo aus einerley Orig
nal-Urkunden seine Erzählung obgleich abgekürzt
gesammelt, dieser hingegen des Marcus schon verfe
tigte Geschichte bey der Seinigen vor Augen gehab
es sey ferner höchst unwahrscheinlich, daß Begebenhe
ten, die in sehr zufälligen Umständen völlig ähnli
sind, mehr als einmal sich sollten zugetragen haben
etwas anders sey es, mit solchen Umständen, die we
sentlich zur Ausrichtung einer Sache gehört; od
mit Vorträgen des Erlösers, die er freylich mehr al
einmal halten können; oder mit moralischen Anwe
sungen, die nach Orientalischen Sitten in eine Erzäh
lung eingekleidet worden. Von der ersten Gattun

se

sey die Heilung des Aussätzigen, weil der Erlöser dergleichen Menschen ordentlich an die Priester gewiesen — von der andern die Predigt in Gleichnissen Matth. 13. Marci 4. Luc. 5. welche vermuthlich aus einer durch die mündliche Sage der Apostel aufbehaltenen Sammlung zwoer langen und feyerlichen Predigten in Gleichnissen genommen sey — von der dritten Gattung die Begebenheit Matth. 8, 19 - 27. Luc. 9, 57 - 62., Matthäus habe also die Bergpredigt ausser der Zeitordnung angeführt, zu einer gelegentlichen Erläuterung des Aufsehens, das J. C. gleich beym Antritt seines Lehramts gemacht habe. Marcus und Lucas hätten des Wunders auf dem Meer so spät gedacht, weil sie den Gegensaz zwischen seiner Verbergung und unvermutheten Erscheinung zu Capernaum desto abstechender gegen einander machen wollen, und also die Erzählung desselben bey der Meldung einer Gleichnißpredigt eingeschaltet, weil er auch eine, obgleich verschiedene, Gleichnißrede vor Verrichtung desselben gehalten; und wenn eben dieselben des After-Sabbats mit den darauf folgenden Begebenheiten so früh Meldung gethan, so sey es deswegen geschehen, weil sie die drey wichtigsten Streitigkeiten Jesu mit den Pharisäern, um den Geist der Pharisäer mit einmal recht kennthar zu machen, gern im Zusammenhange darstellen wollen; — Die Zeit der Amts-Jahre Jesu sey wahrscheinlicher Weise auf drey volle Jahr zu setzen, das Fest beym Johannes (K. 5, 1.) auch für ein Osterfest anzunehmen, weil er es schlechtweg ein Fest nenne; diesem gemäß müsse man vier Osterfeste annehmen, von denen die drey lezten in die Amts-Jahre Jesu gefallen, und das erste nicht lange nach seiner Taufe gefeyert worden; daß also Johannes, die vorläufigen Amtsproben J. C. 1. die drey übrigen Evangelisten aber, den Anfang seines Lehramts

im

im engsten Verstande erzählet hätten. — Nach di
sen Voraussetzungen wird nun die Erzählung eing
theilet — in die Geschichte von der Geburt bis zu
öffentlichen Amts-Antritt Jesu, wo die Zusamme
fügung der Vorfälle weiter keine Schwierigkeit
hat, — in die Geschichte von dem Amts-Antritt b
zum andern Osterfest in der Amtsführung, — wo d
Untereinanderordnung der Begebenheiten keinen Au
zug verstattet, — in die Geschichte vom andern Oste
feste — bis zur Abreise ins jüdische Land — in d
Schluß des Lebens Jesu u. s. w.

Wir erkennen die mühsame Arbeit, welche d
Hr. D. so freywillig unternommen, die Richtigkeit vi
ler einzeln Bemerkungen, die Festigkeit des Grund
den er gelegt, indem er überhaupt keine genaue chr
nologische Ordnung zugiebt; endlich die Schwieri
keiten für einen Jeden, der es besser machen will. A
lein wir hätten doch einmal gewünscht, daß er die i
der Büschingischen Harmonie gegen sein System vo
kommenden Zweifel beantwortet hätte.

Wir sehen zweytens immer noch nicht, wie er a
nehmen kann, daß Mathäus, ohne auf die Zeitord
nung zu sehen, die Bergpredigt an einem bequem
scheinenden Orte eingefügt, da er in Zeitbestimme
den Worten anfängt, da er das Volk sahe, nemlic
das ihm nachgefolgt war, (K. 4. 25.) und eben
die fortgesezte Rede im 9. K. ein eben so klarer Uebe
gang ist zu Begebenheiten, die in gerader Zeitfol
sich zugetragen; da er aber vom Berge (vorher 5,
gieng er auf einen Berg) herab gieng — siehe, d
begegnete ihm ein Aussätziger.

Wir können uns drittens nicht in die Vorstellun
finden, die den Hr. D. von der Eingebung der eva
gelischen Geschichten macht, wenn es heißt (S. 11.
„Gott gab ihnen die Vorstellungen ein, — und au
d

die Worte — das ließ er einen jeden aufzeichnen, was er wußte. — So macht das Kind einen Aufsatz — der Vater nimmt ihn zum Grunde, dictirt aber selbst dem Kinde einen Aufsatz in die Feder: Er machet keine erheblichen Zusätze. Jedoch löschet er die Worte aus, die eine Zweydeutigkeit oder Irrthum hätten erwecken können — — hier ist der Vater ganz allein der Verfasser, das Kind nichts als Schreiber. — So die Apostel„; bald (S. 92.) „Lucas hat Marci Evangelium vor Augen gehabt — er erkundigte sich nach allen genau — er sammlete viele Collectanea„; wiederum (S. 99.) ehe jemand durch göttliche Eingebung eine Lebensgeschichte Jesu niederschrieb, so sammlete jeder Lehrer für sich; doch hatte diese Sammlung göttliche Autorität, weil der Lehrer selbst die Eingebung des heil. Geistes besaß; endlich (S. 108.) „Marcus ist ein Sammler der verschiedenen Original-Erzählungen gewesen, die damals vorhanden waren.„ Da hebt ja eins das andre offenbar auf! Da ist das Gleichniß vom Vater ja nicht beweisend, daß alle Worte eingegeben worden, — der ganze Aufsatz, — wenn er zu dem zum Grund gelegten keine erheblichen Zusätze macht und nur bald da bald dort ein Wort ändert! — Nun viertens möchten wir doch den Beweis hören, daß Worte des Herrn in der ersten Kirche die eignen ausdrücklichen Worte Jesu bedeutet. Der V. will durch diese Behauptung die Erklärung der Paulinischen Aussprüche erleichtern, 1 Cor. 7, 10. 12. 15. Was Paulus als ein Wort des Herrn sage, soll die eignen Worte Jesu bedeuten, welche andre Apostel in einer Sammlung gehabt, ihm aber in einer besondern Offenbarung wiederholt worden, und die er nun an andern Orten sein Evangelium nenne. Wenn er aber sich erkläre, ich sage und nicht der Herr, so schließe dies nur die

eige-

eignen Worte aus, nicht die Eingebung, denn au
hierinn habe er sie gehabt, nach seiner eignen Ver
cherung ich halte, ich habe auch den Geist Gotte
So urtheilt der V. und doch hatte er kurz vorher g
sagt, auf das, wofür er kein ausdrüklicheres Wo
gehabt, antwortete er nach seinen Gabe der Erleuc
tung, und nach der Aehnlichkeit des Glauben
Dies lezte sagen wir auch, und stellen uns Paulu
als einen großen Casuisten vor, der in Dingen, üb
welche Jesus sich nicht genau erkläret, und kein
Unterricht zurük gelassen hatte, nach den allgem
nen Regeln der christlichen Religion das Urtheil fäll
der also zwar seine Meynung (v. 25.) aber als ein g
wissenhafter redlicher Lehrer sagt und mit dem „ i
halte, ich habe auch den Geist Gottes„ nichts ande
sagen will, als wenn wir etwa sagen würden, ich glau
auch etwas in Dingen der Religion zu wissen.

W.

IV.

Briefe zur Bildung des Geschmacks, an ein jungen Herrn von Stande. Dritter The 1767. 22 Bogen in 8. Breslau und Lei bey Meyer.

Der erste Brief verantwortet sich auf einige E
würfe, die man diesem Buch gemacht, daß m
z. E. noch immer die Werke der Dichter sel
lesen müsse: daß der Autor sich zu sehr bey mit
mäßigen Gedichten aufhalte, daß er die komis
Epopee den Neuern, als ihre Erfindung berech
habe. — Unsre Einwürfe über das Ganze des Bud
über die Zusammenordnung und Ausführung sei

Pla

Plans, über seine Methode, zu zergliedern, und den Geschmack zu bilden — Diese wollen wir sagen, wenn das Werk vollendet seyn wird. Jezt können wir von einem Gebäude, dem die Spitze fehlt, noch nicht vollständig urtheilen, oder könnten dem Autor in seine Arbeit fallen, und das wollten wir nicht.

Br. 2. Von den kleinern didaktischen Gedichten. Der ganze Brief beschäftigt sich mit Eintheilungen der Lehrgedichte, die Theils unwichtig sind, Theils von jedem gemacht werden können, am wenigsten aber in diese Briefe gehören.

Br. 3. Hagedorn von der Glükseeligkeit. Nirgends ist uns Hr. Dusch lieber, als da er jezt endlich darauf kömmt, den Geschmack an Lehrgedichten aus deutschen Dichtern zu bilden, von denen im ersten Theile blos Haller und Withof, wie unter andre gestreut, erschienen. Die Kritik ist hier oft fein: sie bemerkt in Hagedorn bisweilen Züge, die nicht an diesen Ort zu passen schienen, etwas zu prosaisch gesagte Andeutungen, einige leere Halbverse, Reime und Ausdrücke: nicht immer den besten Plan, und oft unvermuthete Ausbeugungen aus denselben, und hinten an steht ein Urtheil von Hagedorn im Ganzen, das wahr und charakteristisch zu seyn scheint. Im Vorbeygehen: eine Stelle, die Dusch tadelt, daß sie unpassende Züge enthalte, ist wie ich glaube, zu retten: S. 17.

Die Weisheit findet sich in würdiger Gestalt
Bey jeglichem Beruf, in jedem Aufenhalt:
Sie dichtet im Homer, giebt im Lycurg Gesetze,
Beschämt im Socrates der Redner Schulgeschwätze,
Bringt an den stolzen Hof den Plato, den Aeschin,
S. 18. Gehorchet im Aesop, regiert im Antonin,
Und kann im Curius sich den Triumph ersiegen,
Doch auch mit gleicher Lust die starren Aecker pflügen.

Ei-

Einige Prädicate mögen hier freylich nicht treffen genug ausgedrukt seyn; das Unpassende liegt aber ir Ausdruk nicht im Gedanken. Ich übersetze: mach Weisheit allein glüklich: so kann sich diese bey jeden Beruf, in jedem Aufenthalte, überall und im allen zeigen, — und überall und in allem bleibt ihr ihr würdige Gestalt. Wann sie in Homers Fabelzei und in seinem Dichtungsgeist erscheinen soll; -- au Homer kann durch seine Fabeln und Gedichte Wei heit lehren, Tugend anpreisen. Wenn Lykurg fi seine Spartaner Gesetzgeber werden soll; in sein Gesetzen spreche die Tugend: sie dörfen nur auf d Glükseeligkeit ihrer Untergebnen zielen: so kann Lyku zu sich sagen: ich gab Gesetze der Weisheit. E brauchte Socrates, seinen Platz, seine Gelegenhei seine Gaben, um seine Zeit zu bessern, um das Schu geschwätz der Redner zu beschämen: und der G ehrte ihn mit dem Lobe des Weisesten. „Ich wi nicht fortfahren. Dusch denkt sich einen falsch Hauptsatz, den Hagedorn durch Induktionen beweis wollte: und so konnten auch die Induktionen nic passen. Nicht, „daß die Weisheit gesezt und stan haft mache„ nicht dies allein will Hagedorn beweise sondern, daß, so wie er bewiesen: man könne in all Stellen Pöbel seyn; so könne man auch in all Ständen weise leben, zur Glükseeligkeit anderer be tragen, für sich Seeligkeit genießen.

Br. 4. Witthofs moralische Ketzer. Er g ihm auf dem Gange seiner Gedanken nach, und schli mit seinem Charakter, meistens nach der Zeichnun die die Litteraturbriefe von ihm entwerfen. Eine au führliche Kritik über die großen Mängel und groß Schönheiten dieses Dichters, auf den Deutschla stolz seyn kann, sollten wir haben, und haben sie n nicht.

Br. 5. Zernitz von den Endzwecken der Welt. Schön, daß Dusch an diesen Dichter denkt, und noch schöner, wenn er ihn, nach seinem Versprechen, in einer neuen Ausgabe bekannter machen wollte.

Br. 6. Dusch Versuch von der Vernunft. Gellerts Lehrgedichte sollen unter didaktische Briefe genommen werden; hier ist über ein Gedicht von Dusch ein Brief, wie es heißt, von einer andern Hand. Beyläufig wird eine Stelle gegen die Bibl. d. sch. Wissenschaften gerettet, die sich aber nicht retten läßt, wenn die Anmerkungen wahr sind, die Hr. Dusch selbst gegen den Englischen Ogilvie (Th. 2. Br. 8.) macht. Zu Ende des Briefes soll Dusch als Lehrdichter geschildert werden: und hier verräth die zitternde furchtsame Hand, die schwebende Züge entwirft und fremde Zeugnisse herbeyruft — sie verräth vielleicht durch ihre Ungewißheit, daß sie — das Bildniß ihres eignen Herrn entwerfen soll. Herr Dusch hat diesen Brief also vielleicht von seinem besten Freunde, der zu bescheiden ist, sich selbst ins Angesicht und vor dem Angesicht der Welt zu loben, und sich daher auch nur bescheiden tadelt. Wir wollten, wenn Hr. Dusch unsre Hand auch für eine andre annähme, einen Brief über das genannte Gedicht einrücken, und seinen Charakter alsdenn mit vesterer Hand schildern. Es ist am besten, daß ein Autor nie von sich spreche, oder in seinen Werken von sich sprechen lasse: geschieht es aber, so geschehe es mit der dreisten Unpartheylichkeit, mit der die Helden Homers von sich sprechen, und die Alten mehrmals von sich schrieben, wenn sie ihr eigen Leben verfertigten. Wir wünschen also diesen Brief weg, denn wie er hier steht, macht Dusch unter den übrigen eine zu schlechte Figur; er würde eine größere machen, wenn Dusch jedem andern, nur

nicht seinem so nahen Freunde, die Kritik über ih
überlassen hätte.

Br. 7. Tullin über die Schönheit der Schö
pfung. Ein zu frühzeitig verstorbener dänischer Dich
ter, der aus dem Nordischen Aufseher, den Schles
wigschen Briefen über die Merkwürdigkeiten der Li
teratur, und am besten aus der guten Uebersetzun
seines Gedichts, schon unter uns bekannt ist.

Jezt folgen Gelegenheitsgedichte; über die d
Verf. sich erkläret, daß ihr Name zu sehr in Verach
tung gekommen sey; da man doch unter diesem Na
men nicht blos vortrefliche Stücke liefern könne, so
dern auch schon so vortrefliche Stücke habe.

Der Verf. hat Recht, und fast noch mehr Rech
als er sich giebt. Man kann nicht blos vortreflich
Stücke liefern, man hat nicht blos vortrefliche Stüc
geliefert: sondern die vortreflichsten Stücke der Alte
sind auf gewisse Art Gelegenheitsgedichte. Alle Pi
darische Oden, die Gesänge Tyrtäus, die meist
Liedergen des Anakreon: die meisten Oden und Ep
den Horaz: die mehresten Stücke Catulls; die b
sten Züge im Horaz, Juvenal und Persius — all
Gelegenheitsstücke. Nehmen wir aber das Wort Ge
legenheitsgedichte so, wenn wirs verkleinern? für e
Poem, dem eine Reihe lebendiger Umstände zu
Grunde liegt? Alsdenn würde ich allen Deutsch
zurufen: macht Gelegenheitsgedichte. Nein! t
Bänkelsänger, die über abgedroschne Materien, b
alltäglichen Gelegenheiten, z. E. Hochzeit und St
befällen, elend oder trocken singen — und solche m
Thetis und Vulkan holen. Würde der Materie, od
Reichthum des Genies, war es, was die Alten e
pfahl: Würde der Materie wars, was auch ein schw
ches Genie unterstüzte: unsern fehlt beydes. He
Dusch läßt diesen Unterschied von Seiten der Mate

au

aus, die doch mehr ihre Gelegenheitsgedichte unterstüzte, als das Göttersystem, das er als die einzige Quelle anführt, den Gelegenheitsgedichten der Alten Poesie zu geben.

Der 8 Br. handelt hievon, und geht mit dem 9ten 3 Lobgedichte Claudians auf Consulate durch. Hier muß ich den Geschmack des Hrn. Dusch selbst anklagen. Vom Claudian nichts sagen, als: „er „hätte sich der Mythologie sehr wohl bedienet: es ist „die Weise des Dichters, daß er bey solchen Gelegen„heiten seine Exempel häuft, und zuweilen häuft er „sie zu sehr: wenn Claudian einen Gedanken hat, „von dem er glaubt, daß er schmecke, so giebt er „volles Maas: der epische Ton glükt ihm ungemein: „starke Funken des poetischen Genies, und einzelne „sehr grosse Schönheiten; vornemlich, eine eigne „Manier, eine Materie durch Epische Erfindungen „zu beleben; im lehrenden Ton hat er, nervenvolle „Kürze und sinnreiche Ausdrücke.„ Von Claudian nur dies, das freylich alles wahr, critisch fein entwickelt ist, aber nur dies von ihm sagen, und nichts, was seine blendenden Fehler charakterisirt, vor ihnen den Geschmack sichert und bevestigt, ist dies genug für Briefe zur Bildung des Geschmaks? Der Verf. hätte nichts bessers gethan, als wenn er aus Geßners prolegomenis in Claudianum das vierte Stük: de ingenio et facultate poetica Claudiani und das fünfte: lectione dignus est propter το ηθικον: entweder ganz eingerükt, oder mehr zu Rath gezogen hätte. Mit Meisterzügen ist hier Claudian geschildert, von einem Mann, der ihn besser kannte, und schildern konnte, als Hr. Dusch ihn schildern kann. Claudian durchgängig als Muster angeben, oder nur auf seiner glänzenden Seite zeigen wollen, giebt falschen Geschmack.

Br. 10. Boileaus Lobgedicht auf den Köni
Der Leser wird auf einige feine Wendungen und E
kleidungen des Lobes aufmerksam gemacht, und
feines Lob des Pope auf Cobham dazugesezt.

Br. 11. Amthors, Pietschens, Opitzens Lo
gedicht. Was machen Amthor und Pietsch für ei
Figur, wenn sie zwischen Boileau und Opitz zu steh
kommen? und was mußte in Deutschland für G
schmack herrschen, da man sie über alle Nachba
und selbst die Alten als Muster wegsetzen konnte?

Br. 12. Catull über die Vermählung des P
leus und der Thetis. Einige schöne Stellen, ni
liche Bilder, und der Gesang der Parcen wird ga
übersezt.

Br. 13. Claudians Epithalamien: Wir v
weisen auf unser Urtheil bey dem achten Briefe. Ueb
Claudian, haben wir kein schöner Urtheil gelese
als das vorhercitirte Geßnersche.

Br. 14. Von der Heroide: Ihre Natur u
Geschichte. Beyde Stücke sind nicht ausgeführt u
zur Bildung des Geschmacks sehr trocken abgehande

Br. 15. Von der Heroide des Ovidius: D
Ariadne an Theseus wird durchgegangen, um Ovi
Fehler und Schönheiten ins Licht zu setzen. Gerste
bergs Kantate: Ariadne auf Naxos, der sich ei
ger Züge Ovids mit vielem Vortheil zu bedienen g
wußt, ist in Absicht auf den Geschmack und die di
terischen Schönheiten ein weit schäzbarer Stück
seiner Art, als Ovids ganze Heroide in der ihrigen

Br. 16. Eloise an Abälard von Pope. I
Wartons Versuch über das Leben und Schrift
Pope findet sich eine ausführliche Recension dies
vortreflichen Stückes, der Dusch meistens allein f
get; so wie Wartons Wert überhaupt bey ihm v
gilt.

Br. 1

Nr. 17. Brief der Biblis an Caunus von Hrn. Blain de Saintmore. Von allen französischen Heroiden ist dies die einzige, die der Verf. recensirt, und das mit durchgängigem großem Lobe. Also über den Geschmack der Heroiden überhaupt, und der neuern französischen Heroiden insbesondere, von denen die meisten ziemlich einen Charakter haben, sagt der Verf. nichts, wie es doch hätte seyn müssen, wenn er bey jedem Briefe an den Titel gedacht hätte, der dem Buche vorsteht.

Der lezte Brief, der mit Hoffmannswaldau Heldenbriefen schließt, hätte wegbleiben, und höchstens an Hoffmannswaldau im 14ten Briefe mit einem Worte gedacht werden sollen. Gelegentlicher wäre es, wie gesagt, wenn eine gründliche Beurtheilung über das Gute und Verderbliche im Geschmack der neuen französischen Heroiden den Band schlösse.

Ueber das ganze Verdienst dieser Briefe, wie weit und nach welcher Methode sie ihren Titel erreichen, nach welchem Plane sie ihre Materien ordnen, wie weit sie in der Länge und Kürze, im Feuer und in der Kälte, in Anpreisungen und Tadel, Symmetrie und Weisheit beweisen, wie weit sie dem Briefstyl treu bleiben? wollen wir sehen, wenn sie geendigt sind.

Y.

V.

D. Siegmund Jacob Baumgartens Auslegung der Briefe Pauli an die Galater, Epheser, Philipper, Colosser; Philemon und Thessalonicher. Mit einigen Beyträgen herausgegeben von D. Johann Salomon

Semler. Halle, verlegts Johann Justin Gebauer, 1767. 4. 2 Alph. 14 Bogen.

Wenn Baumgarten in seinen Auslegun schriften weniger gefällt und gefallen kän als in seinen übrigen Werken, so sind immer für uns geneigt gewesen, nicht sowol eine v hältnißweise geringere Fähigkeit zum Auslegen i benzumessen, (denn der Mann war doch gar zu scha sichtig!) als vielmehr ihn mit dem Allerley seiner hörer zu entschuldigen, dem er das vorlas, nun das Publicum von Wort zu Wort nachgeschr ben bekommt. Halb bewundern wir denn da Mann, der so geschmeidig und so geduldig für nach Verstandes Gebühr und Würden exegesirte, sem eine bis auf die lezte Sylbe ausgerungne Dis sition, jenem eine Einbildung an Einbildung knüpfen Emphase, einem Dritten weitläuftige Sach-Erk rungen mit nach Hause gab. Halb möchten wir i eine zu hochgespannte Gewissenhaftigkeit Schuld ben, und ganz böse würden wir seyn, daß das P licum nun das alles von Zeit zu Zeit nachlesen m wenn wir uns nicht beschieden, daß der große Ma immer noch Sein Publicum hat, für die, die nicht zu gehören, Hr. D. S. die Schadloshaltung währt, und der Ankauf eines solchen Werks imm mehr denen, so noch nicht für sich eine kluge A wahl treffen möchten, zu kostbar wird. Auswa muß seyn, wenn man z. E. gelehrt wird Gal. 1, „Die gegenwärtige böse Welt ist der unnütze „schädliche Zusammenhang der Umstände, dari „wir uns befinden, worunter dreyerley begriffen wi „1) Das innre irdischgesinnte Verderben der nat „lichen Gemüthsverfassung, die Neigung zu Sche „gütern, um welcher willen die bösen ungläubig

Me

„Menschen, bey denen diese Neigung die Herrschaft „hat, κοσμος genannt werden. 2) Die Reizung so„wol als Verfolgung böser Menschen ꝛc. 3) Die „irrdische sinnliche und unvollkommne Kirchenver„fassung des jüdische Gottesdienstes ꝛc. So K. 2, 5. „ἡ αληθεια του ευαγγελιου ist nachdrüklicher als το „αληθες ευαγγελιον und drucket theils die Zuverläßig„keit desselben aus, theils die innre Uebereinstim„mung mit sich selbst und dem Endzwek, theils auch „die Unveränderlichkeit!„ Gott! wo muß der seel. Mann das von Paulo geschriebene Wörterbuch aufgetrieben haben, da unser neutestamentisches dabey nichts geringeres zu denken befiehlt, als die wahre christliche Lehre, so wie bey Eph. 1, 1. unter πιϛοις εν Χριϛω Ιησου schlechtweg Christen, rechtschaffne Jünger Jesu; da nach dem Baumg. Sprachgesetz übersezt werden muß; Getreue in Christo Jesu, daß man nun wieder eine Erklärung des in braucht, die er denn wohl freylich nicht schuldig bleibt. Wir schweigen gern von der Menge ganz unnöthiger Anmerkungen, (als wenn Gal. 1, 13. weitläuftig gezeiget wird, was 1) das Judenthum, und 2) der Wandel Pauli in demselben sey, und gleich darauf gestanden wird: „wie ich über die — verstörte sie, ist eine Er„klärung des angezeigten Wandels)„ oder offenbar unrichtiger, (als K. 2, 9. „die Gnade, die mir ge„geben ist, a) Gnade bedeutet sowol die unverdiente „Neigung als Liebe Gottes, als auch die daraus flies„senden Wohlthaten. b) Der Beysaz zeiget an, er „rede von einer ihm eignen und besondern Gnade„ da doch nicht gezeigt wird, welch eine eigene es gewesen? und kurz und gut gesagt werden könnte: Gnade ist ausserordentlicher apostolischer Amtsseegen.) Nun, wie gesagt, Hr. D. Semler hält schadlos. Die sehr bescheiden angekündigten Beyträge machen ein

Ganzes für sich aus und enthalten vollständige Pa
raphrasen über alle auf dem Titel genannten paulini
schen Briefe, weitläuftige Anmerkungen zu den Brie
fen an die Galater und Epheser, und drey vorläu
fige Abhandlungen vor dem ersten. In der zweyte
wird aus zulänglichen historischen und exegetische
Gründen bewiesen, daß Gal. 2, 5. die Anfangs
worte: οις ουδε προς ωραν, eine eingeschobene Rand
anmerkung, oder vielleicht gar vom Tatian gewagt
Correction sind, und so mit Auslassung dieser Wort
in der Folge paraphrasirt. „Indessen haben wir (ich
„und Barnabas) damalen auf einige Zeit (nich
„aber auf immer) nachgegeben und haben uns gleich
„sam von selbst, freywillig ihnen unterworfen (wa
„die damalige Verordnung betrift, Apostg. 15.) un
„zwar dieses — — — damit übrigens die Haupt
„sache, die wahre und viel edlere Lehre Christi
„(ohne Mischung des Gesetzes der Jüden) bey euc
„(Heiden) ferner Plaz behalten und ungehindert fort
„gesezt werden möchte.„ Wir finden nun dagege
nichts zu erinnern, und würden noch einen besonder
Beweis für diese Auslassung aus dem offenbar unge
lenken οις in diesem Context genommen haben. Der
gleichen obgleich minder wichtige Auszüge und Beur
theilungen verschiedener Lesarten findet man durchge
hends eingestreut, und so z. E. Eph. 3, 9. die Lesar
οικονομιας der gedrukten κοινωνιας richtig, wie uns dünkt,
vorgezogen, und wollten wir noch Col. 1, 25. 26
damit vergleichen. Das Resultat der dritten Ab
handlung können wir nicht unbemerkt lassen. Es is
zwar nicht neu, aber es wird neu, theils durch ein
gelegentliche von dem Hrn. D. dabey geöfnete, ode
genauer, dem blödesten Augen in ihrem rechten Lich
gezeigte Aussicht, theils durch den getreuen Gebrauch,
den der Hr. D. in der Paraphrase des Briefs an di
Gal

Gal. davon macht, der herrschenden Mode so entgegen, daß nun die ganze Erklärung darnach umgestimmt wird. Die Sache ist, alle nehmen an, Gesetz bedeute in diesem Briefe das Ceremonial-Gesetz, und doch wird in der Erklärung einzelner Stellen (wie Gal. 3, 13.) allenthalben, wo es das System für gut findet, der Begriff des Moral-Gesetzes mit eingeflochten. Der Hr. D. hingegen behauptet sehr richtig, daß Gesetz in der Sprache Pauli das ganze mosaische Gesetz bedeute, daß dieses lediglich das jüdische Volk habe verpflichten sollen, und daß die dreyfache Eintheilung dieses Gesetzes erst in spätern Zeiten in die christlichen Lehrbücher eingedrängt worden; und nach diesem Postulat wird denn auch der ganze Brief erklärt. Sehr richtig haben wir gesagt, nur sehen wir nicht, warum man die Eintheilung des mosaischen Gesetzes in moralem, civilem und caerimonialem nicht immerhin gelten lassen könnte. Genug, wenn man nur dabey nicht vergißt, daß der moralische Theil gleichsam, ein A. B. C. war, zum Besten des rohen Israelitischen Volks, damit es auf einer so langen Reise nicht ganz verwildern und sich selbst untereinander aufreiben sollte. Daher wurden denn auch nur die groben Ausbrüche der Laster, und zwar solcher Laster, die den Staat und die bürgerliche Ruhe am meisten zerrütten, verboten; daher nennt es Paulus im Briefe an die Corinther einen bloßen Buchstaben; sezt ihm den Geist, die rechtschafne moralische Gesinnung entgegen, die allein lebendig macht, das Herz in Ruhe und Freude zu Gott erhebt, es ihm und seinem Genuß immer näher bringt u. s. w. und daher geht uns freylich auch dieser Theil des mosaischen Gesetzes nicht mehr an, in so weit er ein A. B. C. ist u. s. w. —

Und so empfehlen wir denn auch diese Arbeit de Hrn. S. mit dem Wunsch, daß sie viel Frucht zun rechtschafnen Wesen in Christo Jesu und christliche Christenthum schaffen möge. Denn leider! wird e immer nöthiger unsers so stark eingerissenen practische Judenthums halber in Ansehung des Begriffs vo den sogenannten zehn Geboten, es nicht dabey bewer den zu lassen, daß man schlechtweg vom Christen thum redet.

W.

VI.

Fortsetzung der Beurtheilung der Zwey Tausen Abdrücke von geschnittenen Steinen des Hr Lipperts. Siehe dieser Bibl. IX. Bande II. Stük S. 51-63.

Das Werk ist, wie wir schon erinnert haben, ei Commentar über zwey Tausend Abdrück die der Verf. zum Besten der Künstler vo seinen schon vorher herausgegebenen drey Tausend A drücken abgesondert hat, und besonders heraus gieb Es theilt sich selbst in zween Hauptheile ab. Da erste Mythologische Tausend bestehet aus 1005. A drücken, und das zweyte historische Tausend enthä 1095. Nummern. Hier ist zuerst das ganze Skel des Werks! das erste Mythol. Tausend enthält A drücke von Gemmen, welche die Götterlehre und d dahin gehörigen Gebräuche bilden und erläutern. E ist in zehn Abschnitte, und jeder Abschnitt wiederu in einzelne Kapitel zergliedert.

I. Abtheilung. Kap. I. Saturnus, und Kap. I Jupiter. N. 1-55.

II. Abtheil. K. I. Neptun. N. 56-82. K. II. Pluto N. 83-87. K. III. Cybele N. 88-92. K. IV. Ceres N. 93-107.

III. Abth. Minerva N. 108-138.

IV. Abth. K. I. Apollo N. 139-207. K. II. Diana N. 208-226.

V. Abth. K. I. Vulkan N. 227-236. K. II. Venus N. 237-299. K. III. Mars N. 300-312.

VI. Abth. Merkur N. 313-349.

VII. Abth. Bacchus und sein Gefährten. Fängt N. 350. mit dem berühmten Cachet de Michel Ange, und schliesset mit N. 521.

VIII. Abth. Herkules N. 522-650.

IX. Abth. Mindere, allegorische und Aegyptische Gottheiten K. I. Aeskulap und Hygiea N. 651-676. K. II. Victoria N. 677-699. K. III. Gottheiten des Glüks, und der Tugenden des Ueberflusses, der Billigkeit, Eintracht, des Friedes, der Nemesis, des Ueberflusses, der Treue, des Gottes des guten Ausgangs, der Hofnung, der Pales (wahrscheinlich), der Pomona, und der Pietas N. 700-724. K. IV. Castor und Pollux N. 725-729. K. V. Symbola von vergötterten Ländern und Städten, als von Africa, Antiochia und Rom N. 730-737. K. VI. Aurora, Cephalus und Phaethon N. 738-741. K. VII. die Musen N. 742-762. K. VIII. die Grazien, Svadela, Genius, N. 763-769. K. IX. Cupido und Psyche N. 770-843. K. X. Osiris, Isis, Serapis und andere Aegyptische Gottheiten N. 844-909. K. XI. Sirenen, Minervens Eule, Harpijen, Sphinx und Chimära N. 910-927.

X. Abth. Opfer und andere gottesdienstliche Gebräuche N. 928-1005.

Man kann sich leicht vorstellen, daß weder aus diesen Abdrücken der Steine, noch aus dem Commen-

tar

tar selbst die Geschichte oder Lehre der Götter des A
terthums vollständig werde können erlernt werd
sondern daß diese Kenntniß schon muß vorausges
werden. Aber freylich mußte der Verfasser d
Künstler das Verständnis erleichtern, und diesem vi
Dinge weitläuftig sagen, welche der Gelehrte a
einem angegebenen Wink schon weis. Das vorzü
lichste ist hierbey noch, daß der Verf. mit den Wort
der Dichter erzählt, wenn sie ihm bekannt sind: w
ches er dem Engelländer Ogle scheint abgelernt zu h
ben. Ein großer Vortheil für die Erweiterung d
Genies des Künstlers, wenn es mit den Bildern d
Dichter auch ohne seine Erwartung bereichert wir
Auch hat der Verf. einem Schulmann, der dies
Werk seinen jungen Schülern erklären soll, sehr nü
lich vorgearbeitet. Mit diesem Commentar kann e
Mann, wenn er auch nicht die Kunst versteht, b
seinem Unterricht doch viel Nutzen schaffen. Wen
der Verf. aus der gewöhnlichen Erzählung der M
thologie seinen Gegenstand nicht ganz erläutern kan
so zieht er die Erklärungen anderer Ausleger zu Rath
da Hr. Lippert allezeit eine richtige und feine Krit
zeiget: Ferner vergleichet derselbe andere alte Den
mäler, Marmor, Münzen, ähnliche Bilder derse
ben, und dann hält er seinen Gegenstand gemein
glich gegen die Beschreibungen der alten Schriftste
ler und besonders der Dichter: und in dieser lezter
Art der Erläuterung ist der Verfasser vorzüglich glük
lich, und wird sich dem Gelehrten eben sowol durc
seine Belesenheit, als dem guten Geschmak des Ken
ners durch die angenehme Einfalt seiner Auslegungen
empfehlen. Ein aufmerksamer Kenner aber wird
dem Hrn. Lippert das Geheimnis bald abmerken,
woher diese besondere Leichtigkeit in Erklärungen der
Steine der Verf. sich erworben hat. Keine ausseror-

dent-

deutliche Wissenschaft in der Mythologie, in den Gebräuchen und in den Schriften der Alten findet man nicht. Aber Hr. L. hat als ein grosser Kenner der Kunst sein Auge gestärket, daß es die ganze bildliche Vorstellung des Steins richtig und deutlich siehet, und den ganzen Umfang und alle Theile des Bildes genau unterscheiden kann: Daher kommen die angenehmen und leichten Schilderungen seines Gegenstands. Bey dieser ersten und vornehmsten Eigenschaft eines Auslegers der Alterthümer wird alsdenn eine mittelmäßige Belesenheit leicht die zur Erklärung nöthigen Stellen und Quellen in den alten Schriftstellern entdecken. Wir würden schon dem Hrn. Lippert sehr danken, wenn er uns auch nur allein sagte, was sein Auge siehet, wenn er auch nicht unsre Hochachtung durch seine Erklärungen vermehrte.

Die gröste Dankbarkeit verdient der Verf. für die vortreflichen Belehrungen, welche er bey vorzüglichen Steinen in Ansehung der Kunst eingeschaltet hat, und welche den Künstler von den Wunderwerken und den Vorzug der Kunst des Alterthums unterrichten, und zugleich den Gelehrten eine Ermunterung zur Aufmerksamkeit geben, selbst aus diesen Quellen einer leichten und einfachen Auslegung der Schönheit der Dichter zu schöpfen. Ausserdem sagt der Verfasser auch, wer der Besitzer des Steins ist, und die Gattung des Steins. Aber warum beweiset Hr. L. in seinen Anzügen eine so zweifelhafte Kenntnis der Steine, da man oft nicht weis, was er eigentlich sagen will. Bald nennt er einen Stein nach dem alten, bald nach dem neuen Begriff, und bald ganz falsch. Hier scheint der Verfasser seine Kenntnis der Steine zu vergessen, und wir wissen keine andere Ursache anzugeben, als weil der Verf. sich mit den Besitzern der Steine in keinen Streit einlassen will, den er auch

nicht

nicht entscheiden kann, weil er die wenigsten Ste
selbst gesehen, und nur die Abdrücke erhalten hat: S
Auge hat von der Richtigkeit derselben allezeit a
der Kunst auf die Genauigkeit des Abdruks geschl
sen. Noch müssen wir erinnern, daß der Verf. al
zeit am Rande angegeben hat, aus welchen Tause
seiner drey Tausend und mit dem lateinischen Co
mentarien der Herren Christ und Heyne erläutert
Abdrücke die Nummer genommen ist.

Ob wir gleich einsehen, daß ein näherer Ausz
dieses Werks fast unmöglich zu verfertigen ist, we
man nicht ein neues Buch schreiben will: und we
man ihn liefert, doch dem Kenner etwas saget, welch
er aus den drey Dactyliotheken schon weis; den
diesem Fache unerfahrnen Leser aber eben so sehr
müdet, als ein Liebhaber durch die Schilderung v
den Vorzügen seiner uns unbekannten Schöne;
wollen wir doch eine kleine Probe hersetzen, um t
Neugierde des Geschmakvollen Lesers zu reitzen, d
Werk selbst durchzugehen.

In der ersten Abtheilung dieses ersten Tause
sind die Steine des Saturns und Jupiters in zw
Kapiteln. Zuerst sezt der Verf. die ältesten und g
schleyerten Köpfe N. 1. des Saturns und N. 7. d
Jupiters, so wie in der Folge N. 83. des Plut
N. 88. 89. der Cybele, N. 98. der Ceres: Ein Z
chen des Alterthums dieser Gottheit und für den Ke
ner! N. 3. hat beym Jupiter Ammon anstatt d
Widderhorns ein Helm diese Gestalt. N. 6. beobac
tet er bey einem schildförmig und hochgeschliffn
Steine des Jupiters Ammon in ganzer Gestalt, m
dem Donnerkeil, Scepter und Widderkopf, den Vo
theil der alten Künstler, die Figuren in allen Theil
flach zu schneiden, und die vom Leibe abstehende Arn
und Beine ohne Verkürzung doch geschikt herausz
bri

bringen. N. 22. opfert Jupiter dem Himmel nach den Fulgentius. N. 15. sizt derselbe auf einem Stuhle, wo der Verfasser mit dem Bilde den Philolog lehrt, daß der Stuhl der Götter (*Solium*) ein Sessel ohne Lehne, aber der Thron (*Thronus*) nebst der Lehne noch mit Siegesgöttinnen meistentheils und allezeit mit dem Küssen oder einem Fußschemel gezieret ist. N. 16. hat Jupiter eine unbeschlagne Lanze (hasta pura) als das älteste Zeichen der Herrschaft. N. 26. 27. erklären den Streit des mit vier Pferden fahrenden Jupiters mit den Giganten (mit Schlangen, anstatt der Füsse) und dem Tryphon. N. 28. fängt die Danae den goldnen Regen, wie es scheint, auf dem Bette auf.

N. 29-55. erläutern vortreflich die Geschichte der Europa, Antiope, Leda, Hebe, des Adlers, Ganymedes, Jo, und der Juno. N. 51. ist ein kleiner rother Jaspis des Graf Moszinski eingeschaltet, da Jupiter Acräus mit dem Scepter und der Weltkugel in der Hand auf dem Berge Argäus in Cappadocien stehet, aus welchen Flammen fahren, dessen Spitze nach dem Solin, mit Schnee bedekt und so hoch ist, daß das schwarze und mittländische Meer zugleich zu sehen ist.

Zweyte Abtheilung in 4. Kap. Neptun, Pluto, Cybele und Ceres. 1 Kap. Neptun. N. 56. Kopf mit straubichtem Haar und Bart! vortreflich und für den Kenner und Gelehrten merkwürdig. N. 60. steigt er an ein Ufer! Ein Beyspiel von der sehr natürlichen Erklärungsart des Verfassers, und der Aufmerksamkeit auf den Künstler, der die Oberfläche des schildförmiggeschlifnen Steins, und dessen fehlerhafte ungleiche Tiefe also zu nutzen wußte, daß sich der Vorderarm in der Tiefe verliert, und im Abdrucke als in einem Nebel umhüllt erscheint. N. 61. läßt der V.

lie-

lieber den Bacchus auf einem Meerpferde reiten, n
die Figur nicht wie Neptum einen Bart und Dreyz
sondern nur einen Thyrsus hat. N. 63. fährt N
tun auf einem vierspännigen Wagen: seine majes
tische Mine bringt auf die Versicherung des Hrn
einen Kunstrichter so ausser sich selbst, daß er in
Angst diesen Neptun die Fr. Karschinn und Hn. Kl
stock besingen läßt. N. 69. Amphitrite; die Sch
heit der Kunst ist vortreflich gezeigt! Hr. Lippert sa
hier seine Meynung über den wunderlichen Geschm
des Laurentius Medices, der, so wie hier, also auch a
alle seine Steine, seinen Namen (Laur. Med.) stech
ließ. So deutlich als im ganzen Werke Hr. L. na
seiner Kenntniß des Stils der Alten sagt, wel
Steine mit Laur. Med. bezeichnet, Originale od
Copien neuerer Künstler sind: so kann der hällisc
Kunstrichter F. doch es nicht begreifen, und wärn
eine alte abgelebte Anecdote aus dem Mariette, s
nem Orakel, auf, und spricht (I.B. II.St. S.10
„Ich bin ungewiß, auf welche Seite ich meinen Au
„spruch thun soll, und ich erwarte von Hr. L. weite
„Belehrung.„ Wer wird als aufgetretener Kun
richter einen Lippert mit solchen Schulfragen beschw
ren, die gewiß seine Schüler in der Zeichnung nic
mehr thun, und die er so gar selbst beantwortet: ab
der Mann will sich ein Ansehen geben, und beda
gleichwohl eines Fingerzeigs in solchen Sache
N. 71. die zärtliche Liebe des Nereus und der Dori
ein außerordentlich Meisterstück der schönsten Anor
nung, des Ausdruks, und aller Arten der erhob
nen Arbeit, dessen Schönheit in der Haltung und A
wechselung der schildförmig geschliffne Stein no
mehr erhebt! Triton, Glaucus, die Scyllen, Mee
pferde und Delphine beschließen dieses Kapitel. II. Ka
Pluto. N. 84. der sogenannte Jupiter Serapis m

eine

einem Wache auf dem Haupte. Hier erklärt der V. (nicht unrecht) die Erklärungen des Symbolischen in der Mythol. für unnütze — N. 87. Charon im Kahne, zu welchem (nach der Auslegung des Hrn. L. Merkur den Cato von Utica bringt, der ihm Jahrgeld in die Hand drükt.

N. 88-91. wird Cybele mit ihren gewöhnlichen Zeichen, der Krone mit Mohnhäuptern, Aehren, der Handpaucke, zwey geschränkten Füllhörnern, und N. 89. geschleyert mit besonderer Schönheit der Muskeln des Gesichts und des Halses gebildet. N. 92. erklärt Hr. L. glüklich für das Bild der Erde allein durch sein Auge, welches sich gewöhnt hat, nichts mehr und nichts weniger zu sehen. — Im IV. K. von der Ceres sieht der Verf. nicht die Ceres, sondern die Erigone mit Aehren, als eine Jungfrau der Ceres. N. 99. hat eine Vorstellung der Ceres auf einem Stuhle und in der linken Hand den Scepter, wie sie dem Triptolemus, auf ihren Wagen mit Drachen bespannt, Aehren giebt: im Abschnitt ist ein Donnerkeil. Plinius (N. G. B. II. K. 52.) nennt neun Gottheiten, welche diese Manubias führten. N. 100. fährt nach dem Stosch Ceres auf einem Wagen mit Elephanten bespannt. Die folgenden Steine bilden vortreflich einen Calathus mit Aehren, eine Vase mit Henkeln und Aehren, ein andres bäuchichtes Gefäß mit Aehren zwischen Füllhörnern, (vortrefliche Beyspiele in der Lehre von Vasen) ein Getraidemaß, die Proserpina, wie sie nach der Erzählung der Dichter und des Cicero bey ihrer Entführung Blumen pflücket und einen Schnitter, mit einer Garbe.

Dritte Abtheilung. Minerva. Diese Steine können den Gelehrten in der Vorstellung der Aegis und des Medusenkopfs groses Licht geben, und zugleich deutlich lehren, wie das künstliche Genie des

Griechen die Symbolischen Original-Vorstellung dieser Gottheit mit der Zeit fast unkenntbar gema habe. Diß bekräftiget unsre Muthmaßung, d man die Mythologie als Geschichte nach der Chrono gie studiren muß — N. 120. hat der Verf. einen St des Natters eingeschoben, der von seiner gelehrten u künstlichen Nachahmung der alten zeuget: der erste u einzige Künstler der Deutschen, und vielleicht al neuern Artisten, der den Stil der alten sich am best genahet hat!

Vierte Abtheilung. Apollo und Diana. Ein vortreflichen kleinen Stein des Fürst von Gleich N. 139. können wir nicht übergehen. Ein dreyfa biger Achatonych, von schönen Adern, sehr hoch u schildförmig geschliffen, der Kopf des Apollo mit g kräuselten Haarlocken und so fein gearbeitet, als kaum das Auge und die Kunst vermag. Die Ei sichten des Verf. in die Kunst diese schildförmi Steine zum Siegeln mit Wachs zu gebrauchen, sin besonders anzumerken. N. 143. erkläret Hr. L. de berühmten Achat-Sardonych auf zwo Seiten g schnitten im Flor. Cabinet, (Siehe Gor. Muf. Flo T. I. t. 64. n. 1.) sehr wahrscheinlich für den Virg und die zwote Seite für eine Anspielung auf die A neis. N. 147. Ein prächtiges Werk eines neuer Steinschneiders, des Hieron. Rosi nach der berühmte Bildsäule des Apollo Pythius im Vatican. N. 153 siehet Hr. L. den Apollo mit dem Halter, (αλτης einem gewissen runden und länglichen und in der Mitt ein wenig dünner gedrechselten Wurfsteine, mit wel chem man bey gewissen Spielen im Tanze spielete, und woraus also zu schließen wäre, daß auch diese Spiele dem Apollo heilig gewesen. Noch wird hier der Künstler einige wichtige Anmerkungen finden. N. 156. belehret der Verf. die Ausleger, daß das

Bild

Bild nicht Virgil, sondern Apollo ist, der mit dem wahrsagenden Kopfe des Orpheus zu Antissa redet. N. 160. erzählt Hr. L. daß der Graf von Caylus die Steine des Königl. französ. Kabinets selbst radirt, aber nicht habe bekannt machen dürfen: doch hat der Churfürstl. Sächs. Conferenzminister, Freyherr von Fritsch, ein Exemplar. N. 163. Apollo Pythius, von einem neuern nach dem Vatican. Marmor gestochen, empfiehlt sich durch den vortreflichen Contrast einer fortschreitenden Figur. Doch genug zur Probe!

Das zweyte historische Tausend enthält besonders eine vortrefliche Gallerie von den vornehmsten und berühmtesten Helden, Gelehrten und Beherrschern des Alterthums. Weil die Helden der ältesten aber fabelhaften Geschichte nicht leicht in die wahre Geschichte konnten eingeschaltet werden, und doch von den Alten diese ganze Aftergeschichte als eine wahre Historie ist behandelt worden: so hat der Verf. mit desto bessern Grund die Gemmen, welche die Helden vor und nach dem Trojanischen Kriege erklären, vor dem Eingang der wahren Geschichte aufgestellt — Noch nie wird der Gelehrte und Kenner in eine ehrwürdigere Versammlung eingetreten seyn, wo ihn der Cirkel aller grossen Männer des Alterthums umgiebt, die er mit dem größten Entzücken der Freude umarmen wird, da dies die Freunde sind, welche er längst abwesend in den Schriften der Alten bewundert hat, und deren Bild auch ein in der Kunst unerfahrnes Auge im wahren Abdruck mit Erstaunen bewundert. Welche Treue der alten Schriftsteller in ihren Schilderungen, welche unser Auge ohne Kunst noch nach vielen Jahrhunderten, ohne Schwierigkeit, bey dem ersten Anblick des künstlichen Gegenstands erkennen wird.

In dem Commentar selbst hat der Verf. bey den Königen und andern berühmten Fürsten wenig erinnert,

niert, weil es (S. Vorbericht S. XLII.) einem Kü[nst]ler genug ist, ihre Namen und Gesichtsbildungen [zu] wissen. Doch hat er allezeit die Bücher angezog[en,] welche ihre Thaten beschreiben. — Bey den grie[chi]schen Gesetzgebern, Feldherren und Weltweisen ist [der] Verf. schon weitläuftiger, weil ihre Geschichte re[ich] an Zügen zur Kunst und Wissenschaft ist. Er gla[ubt] auch, „daß die griechischen Steinschneider in ih[ren] „Abbildungen nicht so wohl die Aehnlichkeit des G[e]„sichts, als vielmehr den wahren Charakter des G[e]„müths zugleich auf dem Gesichte auszudrücken g[e]„sucht haben. Die Geschichtschreiber selbst haben d[ie]„sen Vorzug derselben als bekannt angenommen, [in]„die gewohnt waren, nicht nur treffliche Werke, so[n]„dern auch getreue Nachahmungen der Urbilder [zu] „sehen.„ Eine lehrreiche Bemerkung! Auf gleic[he] Art ist der Verf. bey den berühmten Römern verfa[hr]en: In ihren Benennungen ist er sehr behutsam und sucht sich durch Aehnlichkeiten auf Münzen un[d] Marmorn zu helfen. Bey dem großen Ueberfluß an Münzen und geschnittenen Steinen und Marmor[n] von den Kaysern und ihren Gemahlinnen, besonder[s] derer aus den ersten zweyen Jahrhunderten war Hrn. [L.] nichts leichter, als sie richtig zu benennen. Aber bey der Benennung der Köpfe, von welchen keine Auf[-]schriften auf Münzen und andern Alterthümern zu finden waren, ist der Verf. so bescheiden, daß er selbst eingesteht: „so geübt als das Auge des Kenners durch „vieles Ansehen und das Zeichnen auch seyn mag (der „Verf. beschreibt sein eignes Auge) so leicht kann es „doch fehlen„ — Hier wird man auch die Kenntniß und die Leichtigkeit und Gründlichkeit seiner Benen[-]nung vorzüglich bewundern müssen.

Dieses zweyte und historische Tausend bestehet aus vier Abtheilungen.

Erste

Erste Abtheilung Kap. I. Einige Helden, welche vor oder doch kurz nach dem trojanischen Kriege gelebt haben. Diese Steine erläutern die Geschichte des Prometheus, des Perseus, des Hauptes der Medusa, des Bellerophon, Cadmus, der Pasiphae, des Minotaurus, Dädalus und Icarus, Theseus, Orpheus, Meleager, Jason, Oedipus, (die berühmtesten und ältesten Steine von hetrurischen Stil stehen N. 79. 80. 81.) des Tydeus, des schwimmenden Leanders, der Arethusa, Procris, des Pyramus, und der Thisbe, des Diomedes, Polyphemus, Othryades, Cyzicus, Argus u. s. w. N. 1-112. Kap. II. Homerische Steine, welche die trojanischen und griechischen Helden bilden. N. 113-204. Die Kenner kennen schon diesen vortreflichen bildlichen Commentar des Homers. Der Graf von Caylus hat viele erläutert, aber — wie sehr übertrift nicht die französische Seichtigkeit und Flüchtigkeit die Gründlichkeit und Einsicht eines Lipperts! wir berufen uns zuversichtlich auf eine unpartheyische Vergleichung.

Zweyte Abtheilung. Kap. I. Königliche und andere berühmte Personen aus Macedonien, Asien und Africa. N. 205-311.

Diese Abtheilung enthält größtentheils Köpfe, deren Schönheit nur ein mittelmäßiges Auge entzückt. Die Gegenstände sind Semiramis, Byzas, Tomyris, Darius Hystaspis und sein Stallmeister Oebares, Amyntas, Olympias, Alexander, Timoclea, fast alle Ptolemäer, Berenice, Cleopatra, die Syrischen, Macedonischen Könige, Seuthes II, Rhömetalces, Mithridat V, Prusias I, Antiochus von Comagene und dessen Tochter Jotape, Pyrrhus, Hanno, Amilcar, Hannibal, Massanissa, Juba, Herodes Philoclaudius, Vabalathus und Zenobia, Hermias. —

K. II. Griechische Feldherren, Gesetzgeber, W
weisen, Dichter, Aerzte und andere berühmte M
ner. N. 312 - 446. Lycurgus, Thales Milesi
Solon, Epimenides, Chilon, Pittacus, Bias,
damas, Lysias, Demosthenes, Aeschines, Miltiad
Aristides, Themistocles, Pericles, Alcibiades, P
cion, Epaminondas, Scopas, Aristomachus, Pyt
goras, Heraclitus, Socrates, Plato, Anachar
Antisthenes, Diogenes, eben derselbe im Fasse,
mocritus, Aristoteles, Xenocrates, Epicurus, Ze
Carneades, Theophrastus, Chrysippus, ein unbeka
ter Kopf N. 387. im Diamant des Mylord B
fort, aber wie uns ein Kenner, der den Stein sel
gesehen, versichert hat, ein gebrannter Carneol! Ap
lonius von Tyane, Dionysius von Utica, Hippocrat
Archimedes, Archytas, Thucydides, Eratosthen
Homerus, Hesiodus, Alcäus, Sappho, Anacre
Aeschylus, Euripides, Sophocles, Pindarus, Ari
phanes, Philemon, Apulejus. —

Dritte Abtheilung. Römische Geschichte. Kap
Rom bey seinem Anfange, Rathsherren und and
berühmte Männer N. 447 - 567. Wir brauchen
nicht zu nennen, da die Steine und Personen ein
jeden Kenner bekannt sind. Die Kenntniß und E
sicht des Hrn. L. zeigt sich auch hier besonders.

Kap. II. Kayser, Kayserinnen und ihre Kin
vom Cäsar bis auf den Flavius Julianus und des
Gemahlin Flavia Julia Helena. N. 568 - 865.

Vierte Abtheilung. Soldaten, und andere G
bräuche, Spiele, und was die Künste und Handt
lungen angehet; Thiere, Symbola, Grillen und G
fäße N. 866 - 1095.

Der Verf. hat seinem Commentar noch ein dr
faches Register in alphabetischer Ordnung hinzug
sezt, welche mit großer Genauigkeit ausgearbeitet sin

Wir wünschten uns Raum, um sie ganz abzuschreiben, weil sie den ganzen Grundriß des Gebäudes liefern. Ein gewisser Kunstrichter hat die Kunst verstanden, seinen Raub aus demselbem mit einer besondern Affectation des Enthusiasmus auszustellen. Das erste enthält (enthaltend) die vorgestellten Sachen auf 36. Seiten. Das zweyte (enthaltend) die vorzüglichsten Anmerkungen des Verf. auf 5. Seiten: und das dritte Register (enthaltend) die Namen der Steinschneider, deren Werke in dieser Sammlung zu finden (sind) auf 2. Seiten: bey welchen sehr gute characteristische Anmerkungen in dem Werke selbst angebracht sind.

Die flüchtige Kritik hat überhaupt bey den Dactyliotheken des Hn. L. bemerket, daß in Ansehung der Kunst viele mittelmäßige und schlechte Steine im Abdrucke zu finden sind. Vielleicht! aber wenn ein solches Werk dem Gelehrten und Alterthumsverständigen, dem Künstler und Anfänger in der Kunst zugleich nüzlich seyn soll: so kann es nicht anders seyn. Der Gelehrte findet oft auf einem schlechten Stein eine schöne Stelle der Alten erklärt, und der Künstler bereichert seine Wissenschaft durch die Vergleichung des mittelmäßigen und schönen, des alten und modernen Stils der Künstler,

Der Stil des Commentars — Hier wünschten wir, daß derselbe im ganzen Werke eben derselbe wäre, in welchem das Mythologische Tausend eingekleidet ist. Die Vorrede ist von dem Verfasser selbst; aber er spricht oft mehr platt und niedrig als männlich: Man sollte glauben, Gottsched führte die Feder. Im zweyten Tausend sind einige Flecken weggewischt, aber der Stil bleibt gezwungen, und ungleich. Im ersten Tausend ist der Stil leicht, und fließend, und der einfache Ton, den man sonst in solchem Vortrage findet, verschwindet. Auch haben wir im Lesen verschie-

ohne Verbesserungen in Ansehung der gewöhnli Mythologie angemerket, aber vergessen, sie anzus chen. Unsere Künstler haben noch die oft fehlerh Terminologie der Franzosen. Hier hat der Verb rer des Texts einige verbannet. Z. E. Hr. Lippert sp in der Erklärung der Anfangsleiste „die Herm da es nach der Sprache der Hermes oder die H mensäule heissen muß: Und so hat der Text im I. T send N. 985. u. s. w. Im II. Tausend allezeit e Herma, als N. 410. In eben derselben Erkläru der Anfangsleiste steht „auf einen Sphinx„ da Grammatik erfordert die Sphinx: und so spricht Text im I. Taus. 915-922. im II. Taus. aber wie der Sphinx. Man findet zwar auch männli Sphinxe z. E. in den herkulanischen Alterthümer aber es ist eine Grille des Künstlers: das Gesicht doch weiblich, wenn es auch einen Bart hat. W sehen auch, daß izt die Göttingischen Anzeigen al zeit die Herme, Hermensäule, und die Sphi schreiben.

Noch wünschten wir, daß die patriotische Gesi nung des Hrn. L. für den guten Geschmack der Deutsch bald möchte erfüllet, und dieses Werk in allen Sch len zur Verbesserung des schönen Gefühls des Jün lings gebraucht werden. Aber wir zweifeln, daß d Anpreisung des Hrn. F* und Hrn. Kl. durch d Mine der Autorschaft dies werde bewerkstelligen. Vie leicht fangen junge Schullehrer selbst an, dies We zu brauchen, wie ein Freund des Rec. auf einer ni dern Schule die Dactyl. des Hrn. L. gebraucht ha ehe noch dies Werk zum Vorschein gekommen war.

Fl.

VII.

Der Königl. Großbritt. Churfürstl. Braunschw. Lüneb. Landwirthschaftsgesellschaft Nachrichten von Verbesserung der Landwirthschaft und des Gewerbes. Fünfte Sammlung. 8. Zelle 1767. bey George Conrad Gsellius, Königl. privil. Buchhändler. 7 Bogen.

Dieser vortreflichen periodischen Schrift ist in unserer Bibliothek schon mehrmalen rühmlichst gedacht worden. Bey der gegenwärtigen Sammlung aber sehen wir uns genöthiget dem Hrn. Sammler etwas mehr Aufmerksamkeit zu empfehlen, damit nicht ferner solche offenbare Irthümer ins Publikum verbreitet werden mögen, als hier z. E. im 36. Stük vom Ellern-Holz geschehen ist. Hr. E. O. Grote als Verf. dieses Aufsatzes versichert zu Anfang desselben, daß er im Anbau des Ellern-Holzes Erfahrungen habe, dieses wiederlegt er aber selbst bey allen Forstverständigen dadurch, wenn er S. 553. von dem Saamen der Ellern folgendes schreibt: „Es müssen „diese kleinen Zapfen im Anfange des Frühjahres, so „bald das Frostwetter vorbey ist, und sie noch nicht „durch die Sonnenhitze eröfnet sind, abgepflücket, auf „einen Bögen gebracht, und an einem Orte, welcher „denen Sonnenstrahlen nicht ausgesetzet ist, auf einem „Laken ausgebreitet und bis zu der vorzunehmenden „Besaamung aufbewahret werden.„ Nimmermehr gehet es an, die Ellern Zapfen mit Vortheil im Frühling zu sammlen, weil jeder angehende Holzwärter weis, daß selbige im späten Herbst und also noch vor Winters sich bereits öfnen und den Saamen fallen lassen, so daß im Frühling nichts als einige taube

Körner darinn noch befindlich sind. Eben so irrig
es, wenn er am bemeldeten Orte die Ausstreuung d
ses Saamens im Anfang des Aprils anräth, ind
alsdenn wenig oder gar nichts aufgehet, sonderl
wenn der Frühling trocken ist. Gleich nach der E
sammlung des Saamens zu Ende des Octobers u
im November allenfalls auf das gefrorne Erdreic
ja so gar auf den Schnee, die Aussaat vorgenomme
giebt im Frühling den schönsten Ausschlag junger E
lern. Dieses wissen wir auch aus Erfahrung. D
wir aber den Hrn. Sammler dieser Nachrichten hi
ersuchen aufmerksamer zu seyn, dazu haben wir d
Grund, weil gleich im folgenden 37. Stük S. 56
die wahre und richtige Behandlung des Ellern-Sa
mens beschrieben wird, wenn es heißt: „Der Eller
„Saame ist im November völlig reif. Man bric
„alsdenn solchen mit seinen Gehäusen ab. Wer ih
„davon reinigen will, der setze ihn an einem warme
„Ort, da sich die kleinen Schuppen aufthun, und de
„Saamen aus ihren Zellen hergeben.„ Folgli
wenn der Hr. Sammler auch nichts von der Forst
wissenschaft verstehet, so hätte ihn doch die Vergle
chung dieser beyden Stellen, welche so sehr von einan
der abgehen, wenigstens behutsam machen und an
treiben sollen, sich bey Sachkundigen oder bey der Ge
sellschaft selbst vorher Raths zu erholen, um nicht ge
schehen zu lassen, daß in einer so schönen Sammlung
und unter dem Namen dieser ehrwürdigen Gesell
schaft solche augenscheinliche Widersprüche öffentlich
gedrukt worden.

T.

VIII.

Von dem ehemaligen Zustande, und von der heutigen Beschaffenheit der alten Kayserl. Hof-Marken, dann von denen dazu gehörig gewesenen Hof-Marks Gerichten. Schwabach, zu finden in der Hochfürstl. privil. Johann Jac. Enderessischen Buch- und Disputations-Handlung. 1767. 8. 176 S.

Schon die ersten Fränkisch- und Merovingischen Könige, hatten ihre Domainen und Herrschaftl. Güter in Deutschland, dahin ihre Palatia regia, Forste, Zölle und verschiedene andre Abgaben und Wegegelder gehörten, welche durch Castul. verwaltet wurden. Vermuthlich haben auch schon die Merovinger gewisse Ländereyen, Villas und Curtes gehabt, woraus die Königl. Tafel unterhalten und die Ministerialen mit dem geringern Hofgesinde gespeiset, besoldet und gekleidet wurden; denn von den Carolingern ist deshalb kein Zweifel. Von Alemannien behielt Clodovaeus nach der Schlacht bey Zülpich verschiedenes zu Vermehrung seiner Domainen zurük, ob er gleich dem Lande wieder einen besondern Herzog gab. Unter Car. M. wurde das ganze Land eine Herrschaftl. Tafelprovinz. In Bayern kommen noch heutiges Tages viele Hof-Marken vor, die vermuthlich vom Theoderich herkommen, dem sich die Bayern unterwarfen, obgleich diese Güter von Car. M. bey Entsetzung des Taßilo stark vermehrt wurden. In dem zernichteten Königreich Thüringen werden die Merovinger ihre Cammer gewiß auch nicht vergessen haben. Die Tafelgüter waren in den ältesten Zeiten um so nöthiger, da des Geldmangels we-

wegen, die Hof- und andre Bedienten nicht auf
soldung an Gelde gesezt werden konnten, sondern
dessen in Kleidung, Essen und andern Naturalien
ten Unterhalt bekamen. Hernach, als der Gebr
des Geldes häufiger wurde, fieng man an, die
mainen zu veräußern. Eine gleiche Bewandniß h
es mit den Domainen der Reichsstände. Carl der
der rechte Urheber der Reichs-Domainen, ersahe sich
zu besonders die Fränkischen, Schwäbischen und R
nischen Lande. Diese wurden daher auch die Käy
Tafel-Provinzen genannt, und es hieng ein Herrsch
licher District an dem andern. In den übri
Provinzen des Reichs hatte er zwar auch seine K
mergüter, aber nicht so häufig. Um von der da
ligen wirthschaftlichen Einrichtung der Domainen ei
Begriff zu geben, hat der Verf. das ganze weitläu
Capitulare Car. M. vom Jahr 812. eingeschaltet
mit Anmerkungen versehen. Zu solchen Aemtern
hörten sowol freygebohrne Unterthanen als Leibeige
Die ersteren hatten zwar eigenthümliche Besitz
gen, waren aber doch so gut, als die lezter
Vogt- Gerichts- Zins- und Gültbar. So
Amt dieser Art hieß Hof-Mark, wozu eine ga
Anzahl Dörfer gehörte. In dem Hauptdo
hatte der Verweser der Mark seinen Aufenthalt,
in dem Capitulare Judex genannt wird, und au
der Wirthschaft die bürgerl. und peinl. Gerichtsb
keit besorgte. Die peinl. Gerichtsbarkeit gieng a
Haut und Haar, denn Hals und Hand stunden un
dem Placito. Es waren ihm verschiedene andre V
steher an die Seite und nachgesezt, die im Capitula
Juniores heissen.

Der Name Hof-Mark kommt unter den Caroli
gern und auch noch lange Zeit nachher noch nicht vo
obgleich die Sache schon unter den Merovingern vo

ha

handen war. Chlingensperg de jure Hoffmarchiali hat nicht den richtigen Begriff von einer Hof-Mark, indem er sie vor ein Amtsgericht hält, folgl. einen Theil für das Gänze annimmt. Das ganze Amt hatte diesen Namen, der den kayserl. Domainen eigen war, dagegen Villicatio von den Gütern der Reichsstände gebraucht wurde. Die Gemeinde des Hauptdorfs wählte den Judex, die Beysitzere aber ernannten die sämtlichen Gemeinden der ganzen Mark. Die besonderen Angelegenheiten jedes einzeln Dorfs besorgten die jährl. wechselnde Dorf- oder Burgermeistere. Die Judices erschienen bey dem placito publico des Camerae Nuncii, oder Missi dominici, und bey den Land- und hernach gewöhnlichen Burggraf-Tagen der Provinz. Wenn in den folgenden Zeiten Stücke von einer Hof-Mark veräussert wurden, so blieb dennoch die Gerichtsbarkeit herrschaftlich bey der Hof-Mark und deren Gemeinden, wenn nicht wenigstens ein Graf der Erwerber war. Erst spät im 16ten Jahrhundert fiengen auch andre an, sich der Gerichte anzumassen. In dergleichen Fall, da die Gerichte nicht mit überlassen wurden, blieb die Gegend des Reichs unmittelbarer Gerichtsbarkeit unterworfen. Das Reich behielt diese Gewalt entweder, oder veräusserte in der Folge sein Recht an andre, wie mit der Reichsvogtey, oder dem nachherigen Comitat in Nürnberg geschehen ist. Der Name Villicatio wurde von königl. Domainen gebraucht, ehe der deutsche Name Hof-Mark aufkam. Er kam in den neuern Zeiten wieder auf, da die Domainen keine ganze Hof-Mark mehr ausmachten. Da giengen auch die Placita villicalia, und die Namen: Scultetus, Villicus major, &c. erst an. Einige Kays. Hof-Marken haben sich ganz, andre halb, andre nur in einem Dorfe erhalten, und sich von der Kays.

Ge-

Gerichtsbarkeit und den Reichsgefällen losgel
Solche Orte erwarben die Reichsunmittelbarkeit,
oder ohne einem unmittelbaren Territorial-Dis
ausser ihren Ringmauren. Dies ist der Ursprung
ler Reichsstädte, obgleich auch einige aus einem
rissenen Herzogthum ihr Daseyn erhalten, wie
gensburg, oder erst auf einem Reichsboden neu
bauet sind, wie Nürnberg, oder von den Römern
herschreiben. Daß sich Landstädte von ihren Herz
oder Grafen losgemacht und die Unmittelbarkei
langt hätten, war nicht leicht möglich. Es hat
gemischte Städte gegeben, die zwischen dem K
und dem Herzoge gemeinschaftlich waren, welches
Verf. in einer Schrift: Beleuchtung des wal
Ursprunges der Stadt Nürnberg ausführen
Aus eben denselben Hof-Marken kommen auch
noch jezt übrig gebliebenen unmittelbaren Reichs
fer. Denn Jenichens und andrer Gelehrten Meyn
ist völlig ungegründet, daß solche ihres Wohlver
tens wegen der Landsäßigkeit wären entlassen wor
Die Kayfere entließen sie aus der Verbindlichkeit,
mit sie denen Reichs-Domainen verhaftet waren,
machten sie Reichsfrey. Da die Kays. Hof-Marke
sehr gemindert wurden, so konnte nun auch kein Pf
graf, der sonst in jeder Provinz über alle Domai
derselben gesezt war, mehr unterhalten werden. Ga
Districte von mehreren Hof-Marken wurden desh
zusammen gezogen und einem einzigen Beamten
tergeben. Ueber einen solchen Innbegriff von M
ken, wurde in Franken die Gerichtsbarkeit der V
tey oder dem nachherigen Comitat zu Nürnberg b
gelegt. Heutiges Tages kommt nur noch blos
Name der Hof-Marken hin und wieder vor. Inz
schen glaubt der Verf. daß die Untersuchung der e
maligen Hof-Marks-Gerechtsame, der Orte und P

gen heutiges Tages dazu dienen könne, um die alten Gerechtsame gegen diejenigen zu behaupten, die unter dem Namen der Vogtey oder andern Vorwand die Hof-Mark-Gerichtl. Rechte an sich gebracht. In so fern nicht gebührende Rechtstitel, oder eine unbenkliche Verjährung entgegen steht, hat er freylich Recht. Die besondere Anwendung auf die Streitigkeit mit Nürnberg übergehen wir billig. Außer dem Werk von der Stadt Nürnberg, will der V. auch noch eine Schrift de Ducatu Franciae Oriental. herausgeben. Er ist eben derjenige, der kürzlich de Palatiis regiis geschrieben hat, und die historische Kenntniß scheint sein Fach zu seyn. Nur nicht die schöne Schreibart.

††

IX.

Joh. Lorenz von Mosheim, auserlesene akademische Abhandlungen aus dem lateinischen übersezt — mit einer Vorrede von D. Joh. Peter Miller, der Gottesgelahrheit öffentlichen ordentlichen Lehrer in Göttingen. Leipz. 1766. bey Friedrich Gotthold Jacobäer. 8. 256 S. — Zweyter Theil. 1767. 288 S.

Der erste Band enthält die drey Abhandlungen de Theologo non contentioso, nebst der Rede de Christo unice Theologo imitando, die bekanntermaßen in dem Syntagmate dissert. ad Sanctiores disciplinas pertinentium zusammen gedrukt sind, obgleich bey der Uebersetzung jener die helmstädtsche Ausgabe vom Jahr 1726. zum Grunde

Grunde gelegt werden. Im zweyten stehen die A
handlungen, de odio theologico, de propho
N. T., de vera natura communionis bonorum &
und die Rede de eo, quod nimium est in reb
Grammaticis et Criticis. Hr. D. Miller hat geglau
es, verdiene der Inhalt des ersten Bandes in unse
Tagen allgemeiner bekannt gemacht zu werden u
daher selbst ihre Uebersetzung angerathen. Vermu
lich soll dies Urtheil auch von dem zweyten Theil g
ten und die Wahl der Aufschrift (auserlesne) erk
tern. Wir bedauren nur, daß Geschäfte und Zerstr
ungen den Hr. D. verhindert haben, die Uebersetzu
der es nicht selten an Richtigkeit des deutschen Au
druks, wie an Wahrheit der Mosheimischen Geda
ken fehlt, durchzusehen. So lesen wir S. 27
„d. 2. B. Allein weder dieser hat nichts hierin unt
nommen und man ließt auch nicht, daß jene dispu
hätten,„ statt: „Allein weder dieser hat etwas d
gleichen unternommen, noch findet man, daß je
einen solchen Streit erhoben hätten„ gleich dara
„ und wie er es von andern verstanden haben will f
wie er es von andern habe wollen verstanden wiss
S. 282. ist insignis liberalitas eine berühmte Fr
gebigkeit. S. 4. des 1. B. ist argumentum ab h
minum cognitione *nimis remotum* etwas, das
menschliche Erkenntniß nöthiget ihre Grenzen
übersteigen. S. 4. ingenii *gloria* Nachdruk d
Scharfsinns. S. 6. Servator der göttliche Hol
priester. — Wir übertreiben die Critik gewiß nic
wenn wir dergleichen Fehler einem jedem Uebersetz
bescheiden vorhalten. Wer zwingt sie denn daz
Ueberlaßt andern das Geschäft, die Sprachen vers
hen und Einsicht, Fähigkeit, Geduld haben, ihre
Autor nachzudenken. — Bald hätten wir vergess
die Vorrede des Hr. D. zu rühmen, in welcher er a

b

der Verpflanzung einzelner Männer oder ganzer Nationen in fremde Gegenden, die Grundlinien zu einem Gemählde der Vorsehung entwirft, das wir nun auch gern von ihm vollendet sähen.

W.

X.

Die Gedichte Oßians, eines alten celtischen Dichters, aus dem Englischen übersezt von M. Dennis, aus der G. J. Erster Band. Wien bey Trattner 1768. gr. 8. 226 Seiten.

Die Erscheinung ist neu und schön. Einer aus der Gesellschaft Jesu der Uebersetzer Oßians, in deutsche Hexameter, fast nach Klopstocks Manier, der Klopstocks Freundschaft und seinen Messias rühmet, der uns durch seine Uebersetzung mit dem Hexameter aussöhnen will — die Erscheinung ist neu und schön. Ein Sonnenfels in seiner Gesellsaftlichen Prose, ein P. Wurz im Rednerschwunge, jezt P. Dennis in seinem guten poetischen Geschmack — lassen die für Wien nicht viel hoffen?

Die Gedichte Oßians, des Sohns Fingal, diese kostbaren Ueberbleibsel der Vorwelt hatte Macpherson aus der alten celtischen oder gallischen Sprache in englische Prose übersezt. Wir bekamen schon vor Jahr und Tag aus Hamburg zwey gute, sehr wohlklingende Uebersetzungen auch in Prose, die die Stärke, die Kürze, die Erhabenheit und das Rührende des Barden ungemein ausdrücken. Hr. Dennis hat sie nicht gesehen, und das schwere Werk übernommen, einen alten Dichter, der prosaisirt war, aus der Prose wieder hervorzuruffen, und zu poetisiren. Kein Sylben-

maas schien ihm angemessener, als der Hexameter der Griechen, und er wünscht, „daß sich deutsche Dichter „zur höhern Erzählung niemal einer andern Versart, „als dieser, oder höchstens noch der fünffüßigen männ„lichen Jamben bedienen! aber auch ihre Sylben„maase so richtig bestimmen, ihre Wörter so harmo„nisch anreihen, ihre Abschnitte so mannigfaltig verle„gen, ihre Perioden so abwechselnd ausströmen lässen „möchten, als unser großes Muster, der Sänger des „Meßias!„ Ein Uebersetzer von so feinem Geschmack kann die freye offne Meynung seiner Leser nicht anders als willkommen aufnehmen!

So sind also die Gedichte Oßians in Hexameter übersezt — aber würde Oßian, wenn er in unsrer Sprache sie abgesungen, sie hexametrisch abgesungen haben? oder wenn die Frage zu nah und andringend ist; mag er in seiner Originalsprache den Hexameterbau begünstigt haben? Mögen in seinen Gesängen die Accente dieser griechischen Versart so vorgezählt liegen, daß eine andre Sprache nicht anders, als die disjecti membra poëtae in Ordnung bringen darf; und es sind Hexameter? Oder wenn wir dies nicht wissen: thut Oßian in seinem homerischen Gewande eben die Würkung, als Oßian der Nordische Barde?

Wir wissen von den Nordischen Dichtern der Celten wenig; aber, was wir von ihnen wissen, was die Analogie der Skalden, ihrer Brüder, uns ausserdem noch auf sie schließen läßt, dürfte das für den Hexameter entscheiden? Nach allen einzelnen Tönen, die uns von ihnen zurükgeblieben, haben sie in einer Art von lyrischer Poesie gesungen, und da dies aus den Nachrichten von Skalden gewiß wird, da man den Strophen- und Versbau dieser Liedersänger zum Theil entwickelt hat: so wünschten wir, Hr. D. hätte sich nach den Accenten solcher Bardengesänge sorgfältiger

er-

erkundigt; von denen in den so bearbeiteten celtischen Alterthümern Spuren gnug anzutreffen sind. Unsre Sprache, die in so vielen Jahrhunderten freylich sehr nach andern discipliniret und von ihrem Bardenursprung weggebogen ist, würde vielleicht in diesem Rhythmus Töne finden, die zum zweytenmale Deutsche Barden wieder aufwekten. Und gewiß, so weit die Gesänge und Bilder eines Oßians von Homer im Innern abgehen; so anders die Laute der Sprache und der Kehle gewesen: so anders auch sein Saitenspiel. Jezt ists also Oßian der Barde im Sylbenmaase eines griechischen Rhapsodisten.

Vielleicht aber wird er dadurch verschönert, und gleichsam claßisch? Er mag es werden: nur er verliert mehr, als er gewinnt, den Bardenton seines Gesanges. Homers Muse wählte den Hexameter, weil dieser in der reichen, vieltönigen, abwechselnden griechischen Sprache lag, und auch in seinem langen und immer rastlosen Gange dem Gange der Poesie am besten nach- und mitarbeiten konnte. Leßing hat in unsern Tagen diese immer schreitende, fortgehende Manier Homers vortreflich entwickelt; und zu ihr war kein Sylbenmaas schiklicher, als der lange, immer gehende, immer fortwallende Hexameter, mit seinem vielen Füssen und Regionen und Abwechselungen. Ich bin nicht der erste, der diese Anmerkung macht, so wie Hr. Leßing nicht der erste ist, der Homers Manier in diesem Fortschritt entwickelt hat. Die Lettres concerning Poetical translations Lond. 1739. 8. geben dem Homer Eilfertigkeit, Rapidität zum Charakter; dem Virgil Majestät — und sagen auch so manches andre über die Versification Miltons, und über seinen griechischlateinischen Wortbau, das für den Uebersetzer Oßians nicht übel zu lesen wäre. Noch aus einer andern Ursache kleidet den

maas schien ihm angemessener, als der Hexameter
Griechen, und er wünscht, „daß sich deutsche Dic
„zur höhern Erzählung niemal einer andern Vers
„als dieser, oder höchstens noch der fünffüßigen mä
„lichen Jamben bedienen! aber auch ihre Syll
„maase so richtig bestimmen, ihre Wörter so har
„nisch anreihen, ihre Abschnitte so mannigfaltig ve
„gen, ihre Perioden so abwechselnd ausströmen la
„möchten, als unser großes Muster, der Sänger
„Meßias!„ Ein Uebersetzer von so feinem Geschm
kann die freye offne Meynung seiner Leser nicht
ders als willkommen aufnehmen!

So sind also die Gedichte Oßians in Hexame
übersezt — aber würde Oßian, wenn er in uns
Sprache sie abgesungen, sie hexametrisch abgesung
haben? oder wenn die Frage zu nah und andringe
ist; mag er in seiner Originalsprache den Hexamet
bau begünstigt haben? Mögen in seinen Gesäng
die Accente dieser griechischen Versart so vorgezäl
liegen, daß eine andre Sprache nicht anders, als i
disjecti membra poëtae in Ordnung bringen da
und es sind Hexameter? Oder wenn wir dies nic
wissen: thut Oßian in seinem homerischen Gewan
eben die Würkung, als Oßian der Nordische Bard

Wir wissen von den Nordischen Dichtern der C
ten wenig; aber, was wir von ihnen wissen, was d
Analogie der Skalden, ihrer Brüder, uns ausserde
noch auf sie schließen läßt, dürfte das für den Hex
meter entscheiden? Nach allen einzelnen Tönen, d
uns von ihnen zurükgeblieben, haben sie in einer A
von lyrischer Poesie gesungen, und da dies aus de
Nachrichten von Skalden gewiß wird, da man de
Strophen- und Versbau dieser Liedersänger zum The
entwickelt hat: so wünschten wir, Hr. D. hätte sic
nach den Accenten solcher Bardengesänge sorgfältige

er

erkündigt; von denen in den so bearbeiteten celtischen Alterthümern Spuren gnug anzutreffen sind. Unsre Sprache, die in so vielen Jahrhunderten freylich sehr nach andern disciplinirt und von ihrem Bardenursprung weggebogen ist, würde vielleicht in diesem Rhythmus Töne finden, die zum zweytenmale Deutsche Barden wieder aufwekten. Und gewiß, so weit die Gesänge und Bilder eines Oßians von Homer im Innern abgehen; so anders die Laute der Sprache und der Kehle gewesen: so anders auch sein Saitenspiel. Jezt ists also Oßian der Barde im Sylbenmaase eines griechischen Rhapsodisten.

Vielleicht aber wird er dadurch verschönert, und gleichsam claßisch? Er mag es werden: nur er verliert mehr, als er gewinnt, den Bardenton seines Gesanges. Homers Muse wählte den Hexameter, weil dieser in der reichen, vieltönigen, abwechselnden griechischen Sprache lag, und auch in seinem langen und immer rastlosen Gange dem Gange der Poesie am besten nach- und mitarbeiten konnte. Leßing hat in unsern Tagen diese immer schreitende, fortgehende Manier Homers vortreflich entwickelt; und zu ihr war kein Sylbenmaas schiklicher, als der lange, immer gehende, immer fortwallende Hexameter, mit seinem vielen Füssen und Regionen und Abwechselungen. Ich bin nicht der erste, der diese Anmerkung macht, so wie Hr. Leßing nicht der erste ist, der Homers Manier in diesem Fortschritt entwickelt hat. Die Lettres concerning Poetical translations Lond. 1739. 8. geben dem Homer Eilfertigkeit, Rapidität zum Charakter; dem Virgil Majestät — und sagen auch so manches andre über die Versification Miltons, und über seinen griechischlateinischen Wortbau, das für den Uebersetzer Oßians nicht übel zu lesen wäre. Noch aus einer andern Ursache kleidet den

Homer sein Hexameter so vortreflich, seiner süßen g
chischen Geschwätzigkeit wegen. Sein Ueberfluß
mahlenden Adjektiven, und Participien, an tausend
genehmen Veränderungen und kleinen Bezeichnung
seine Gewohnheit zu wiederholen u. s. w. Alles schi
sich so vortreflich in den immer fallenden und wiel
kommenden Hexameter, daß dieser aus mehr als
nem Grunde im eigentlichsten Verstande der V
Homers heissen kann.

Nun aber Oßian; und er ist fast in allem das (
gentheil. Er ist kurz und abgebrochen: nicht an
nehm fortwallend und ausmahlend. Er läßt die B
der alle schnell, einzeln, hinter einander dem A
vorbeyrücken; und das Anreihen derselben, ihre V
kettung und Verschränkung in einen Zug kennet
nicht. Rauhe Kürze, starke Erhabenheit ist sein C
rakter — kein fortwallender Strom, kein süsses A
reden. Er tritt einher, möchte ich mit seinen W
ten sagen; er tritt einher in der Stärke seines Sta
und rollt wie ein Meteor vorbey und zerfährt im Win
Ich zweifle, daß die Dennissche Uebersetzung diese
Charakter getreu bleibe. Epischen, heroischen E
druk läßt sie; aber nicht Schottischheroischen, N
dischepischen Eindruk. Sie muß die kurze Abgebr
chenheit des Dichters mildern, und gleichsam ve
schmelzen: sie muß seine Bilder reihen, die er erh
ben hinwarf: die Lücken zwischen ihnen verflößet si
sie bringt alles in Fluß der Rede — ein homerisch
Rhapsodist, nicht aber auch dem Haupteindruk d
Tons nach, der rauhe erhabne Schotte.

Vergleichungen zwischen den Prosaischen, der
Macpherson wörtlich treuen Uebersetzungen, und zw
schen dieser Poetischen bestätigen, was ich sage. I
dieser finden wir mehr den Dichter in Versen, Wo
ten, Construktionen; in jenen mehr das Nordisch

Or

Original in seiner eigenthümlichen Hoheit, und abbrechendem kurzen rührenden Tone. Ihm entfallen nur einzelne Bilder und einzelne Laute bey Tragischen Geschichten; aber diese dringen zur Seele, diese lassen Stacheln im Herzen — jene gehen prächtig dem Auge vorüber, und thun nicht immer so viel Würkung. Es ist, wie mit jenen beyden Rednern Homers: der eine spricht — —

επεα νιφαδεσσιν εοικοτα χειμεριοισιν —

der andre — παυρα μεν αλλα μαλα λιγεως. —
Der lezte dünkt mich dem Tone des Originals treuer.

Noch eine Probe ist für mich. Der Uebersetzer hat oft lyrische Chöre eingemischt, und sie sind von grosser Würkung, oft Bardentöne bis zum Erstaunen. Hr. Dennis hat so innige Accente des Wohllauts in seiner Gewalt, wie der starke Pindar Pfeile in seinem Köcher, daß mans um so mehr beklagt, daß nicht alles in ihm eine Bardenlust geworden. Wir nehmen das Erste das Beste:

Aber Schlummer sinket
Mit den Harfentönen;
Holde Träume schweben
Allgemach um mich. —
Ihr Söhne der Jagd!
Entfernet den Schritt!
Verschonet der Ruhe
Des Barden, der jezo
Zu seinen Erzeugern
Den Helden der Vorwelt
Hinüber entschläft! —
Weichet, Söhne lauter Jagd!
Stöhret meine Träume nicht!

Ich wollte gerne noch das Lied der Moina in seinen süssen Trauertönen einrücken, wenn hier Plaz wäre, und viele von den Hexametern sind sehr melo-

dienreich und wohlklingend. Wie wäre es, w
der Uebersetzer in seinem folgenden Theil sich wen
das einförmige Gehege dieser Versart vorzäunte: w
er z. E. nach den Mustern der freysylbigen Kl
stockischen Oden allem Wohlklange aufhorchte,
jedesmal im Gedanken und im Ausdruk, bis
alle Kürze und Stärke und Einsylbigrühren des
Halbstummes im Oßian liegt; alles dies mit a
freyen Wendungen und Absätzen in seiner Mut
sprache auffienge, sich mehr um die Barden- u
Skaldensylbenmaaße bemühete, und dieselbe,
sie nicht in Hieroglyphen und Logogryphen, abar
nachahmte — ein melodisches Ohr, wie hier
Uebersetzer bewiesen, was würd' es nicht an ein
Oßian für Symphonien alter Barden erwecken!
würde ihm denn der Skalde vom Sunde her en
gen tönen;

Ists Braga's Lied im Sternenklang,
Ists Tochter Orals dein Weihgesang,
Was rings die alte Nacht verjüngt?
Auch mich — ach! meinen Staub durchdringt!
Der Fels, wo er die Hymn ergoß,
Daß Nordsturm tonvoll ihn umfloß,
Bebt unter ihm, die Tiefe klang,
Und Geister seufzten in seinen Gesang.

Mit dem musikalischen Gedicht Comala bin
gar nicht zufrieden. Die dramatische Eintheilu
gefällt mir; aber die poetische Verarbeitung ist w
richt, gezogen, und bleibt selbst der hamburgisch
Prose nach. Vielleicht, daß die Reime Hr. D. v
führt haben, und ich wollte ihm freundschaftlich
then, das ganze Stück noch einmal vorzunehm
und nach dem freyen Klopstockischen Sylbenmaa
das ich vorgeschlagen, in einem der folgenden The
umzuarbeiten — wie anders würde es klingen! T

D

Recensent hat selbst vor geraumer Zeit einige Oßiansche Stücke in dies freye Metrum poetisch zu erheben versucht, und recht die Gränzen des besten prosaischen, und des wahren poetischen Wohlklanges gefühlt — wollte Hr. D. nicht die Bahn versuchen?

Die Anmerkungen des Cesarotti und Macphersons sind untergerückt: diese sind meistens historisch; jene kritisch, und mit dem Homer parallelisirend. Cesarotti hat selten ganz recht, indem er den Homer überall so zum Oßianer machen will, als andre den Klopstock zum Homeristen; allein seine Anmerkungen sind doch immer sehr lesenswürdig. Sie machen auf manche Detailschönheiten aufmerksam, und zeigen manche neue und fruchtbare Seite ihres Autors: wir hoffen also, daß Hr. D. mit ihnen fortfahren werde. Vor dem dritten Bande soll D. Blairs Abhandlung stehen, und sie ist sehr der Uebersetzung werth. — — Wir freuen uns überhaupt auf die ganze Fortsetzung der Dennischen Arbeit mehr, als auf manche neuere süßlallende Originale in Deutschland, und wünschen, daß Oßian der Lieblingsdichter junger epischer Genies werde!

Y.

XI.

Ioannis Stephani Pütteri I. V. D. Consiliarii regii aul. & juris publici in Georgia Augusta Professoris ordinarii primae lineae juris privati principum speciatim Germaniae. Goettingae sumtibus viduae Vandenhoeck 1768. 8 B. in 8.

Da der Hr. Verf. Niemanden mit dem Nam eines principis belegt, als wer entweder der Regent einer Monarchie ist, oder doch dessen Familie gehöret; so können nicht einmal m telbare Fürsten Anspruch auf diese Benennung m chen. S. 2. Alle Rechte und Verbindlichkeiten wel die eigentliche Standspersonen (principes, per nae illustres) als einzelne Menschen oder Privatle haben, erkennen daher keine andere Quelle, als Gesetze der Natur, der göttlichen Offenbahrung, V träge, Gewohnheiten und in subordinirten Staat auch bürgerliche Positivgesetze. S. 4. Dieses le paßt besonders auf Deutschland, wo die unmittelba Reichsglieder den allgemeinen sowol einheimischen a fremden Rechten unterworfen sind, ungeachtet m ihnen von jeher verstattet hat, diesen leztern sich dur Familienverträge und Observanzen zu widersetzen. S. Die gewöhnliche Methode die Rechtsgelahrheit na der Eintheilung der Personen und Sachen vorzutr gen, hat nicht bequem auf das Privatrecht der Fü sten passen wollen, und daher handelt der Hr. Ver im ersten Buche von der Erbfolge, welches auch al der wichtigste Theil am weitläuftigsten gerathen is

I. De Successione semper a primo acquirent repetenda. S. 19.

Sowol in Lehn- als Stammgütern muß das Rec zu succediren vom ersten Erwerber, die Ordnung abe vom lezten Besitzer, abgeleitet werden. Daher kan sowol jener als dieser, ja jedes von der Famili für seine Nachkommen besondere Gesetze machen un darinn die Folge bestimmen, in der sie zum Genuß de Verlassenschaft kommen sollen.

II. De marium prae feminis in successione il lustrium praerogativa. S. 22.

Ob

Obgleich heutiges Tages die Verbindlichkeit Kriegsdienste in eigener Person zu leisten, mit den Grundstücken nicht mehr verknüpft ist; so erfoderte doch die Erhaltung und der Glanz der Familie die Weiber vor Erlöschung des Mannsstamms nicht zur Succeßion zu lassen. Die Furcht für dem römischen Rechte, das dem anderen Geschlechte günstiger war; brachte indessen eine Verzichtleistung der verheyratheten Töchter zuwege, die das Besondere an sich hat, daß man hier Befugnissen entsagt, worauf doch ohne das kein Anspruch hätte dürfen gemacht werden. Und aus dieser Ursach ist die eydliche Bestärkung solcher Renunciation eben so wenig nöthig, als die gänzliche Unterlassung des Verzichts schaden oder neue Rechte geben kann.

III. De iis, qui a successione excluduntur. S. 31.

Unter diejenige, welche von der Erbfolge ausgeschlossen werden, wurden ehedem die Geistliche gerechnet. Allein die große Veränderung, welche die Lehngüter und selbst der geistliche Stand erlitten, heben diese Unfähigkeit gänzlich auf und ein katholischer Ordensmann braucht zu keinem anderen Endzwek weltlich zu werden, als wenn er heyrathen will. Ferner sind der Succeßion in hohen Häusern alle unfähig, welche aus einer Ehe zur linken Hand, aus einer notorischen Mißheyrath, in einem ehlosen Stande erzeugt, oder an Kindesstatt angenommen worden.

IV. De ordine succedendi admissa divisione. S. 61.

Nichts war in dem mittleren Zeitalter gewöhnlicher, als daß viele ein Gut in unzertheilter Gemeinschaft besaßen und in diesem Verhältniß auf ihre Nachkommen forterbten. Dieses ist auch die einzige Quelle der gesammten Hand in Lehnen, mit deren Theilung

folglich alles Wechselsweise Erbrecht verlohren ge
wenn es nicht durch eine Sammtbelehnung in t
getheilten Linien erhalten wird. Die Todtheilung, n
durch nicht blos die Gemeinschaft des Besitzes, sonde
des Rechts selber aufgehoben wird, hatte in den Al
dien gleiche Wirkungen. Aus diesem Grunde wi
den die abgesonderte Linien als ganz verschiedene F
milien angesehen, die Wappen geändert und alle Rech
der künftigen Succeßion der Seitenverwandten a
immer ausgeschlossen.

V. De ordine succedendi ex majoratu et prim
genitura.

Unter allen Mitteln, wodurch die unbequeme Fo
gen der Gemeinschaft und der Theilung vermied
werden, hat das Recht der Erstgeburt, mit welche
der Vorzug der Seitenlinien nach dem Alter nothwe
dig verknüpft ist, in Deutschland den größten Beyfa
gefunden. Weil aber durch diese Anordnung die Nac
gebohrnen viele Rechte verlieren; so kann zwar d
Stammvater, jeder für seine noch nicht gebohrne
Descendenten und alle Schwertmagen einer Famil
dieselbe einführen; aber es muß doch mit kayserlich
Bestätigung geschehen und für einen standsmäßige
Unterhalt gesorgt werden. Dieses Deputat leidet da
her eine Vermehrung oder Verminderung, nachdem
die Familiengüter des regierenden Herrns entwed
wachsen oder abnehmen, hat aber übrigens nicht d
geringste Aehnlichkeit mit dem Pflichttheil des röm
schen Rechts. Und wenn es mit dem Besitz eine
Landes verbunden ist; so darf der abgefundene Her
zwar Räthe und Canzleyen aber keine Regierung hal
ten, weil ihm das Land mehr zur Nutzung, als zu
Beherrschung überlassen wird.

VI. De composita complurium familiarum
successione hodierna.

Di

Oft hat die erstgebohrne Linie nur den Vorzug in gewissen Gütern, und die andern werden den nachgebohrnen zugetheilt, wovon Anspach und Bareuth Beyspiele sind; oft haben zwar einzelne Linien für sich das Recht der Erstgeburt eingeführt, allein in der ganzen Familie ist noch die alte Verfassung übrig und oft sind endlich einige Güter, Rechte und Einkünfte in der ehmaligen Gemeinschaft unzertheilt übrig. Hieraus ist also begreiflich, wie eine vermischte Erbfolge möglich sey.

VII. De successione familiarum illustrium post extinctam stirpem masculam.

Stirbt nur der Mannsstamm einer Speciallinie aus, so fallen die Lehne und alte Familiengüter an die nächste Agnaten, alle übrige Errungenschaft aber an die Töchter, oder in deren Ermangelung an die übrige nächste Anverwandten des leztverstorbenen Besitzers. Bey der Erlöschung des ganzen männlichen Geschlechts, bleibt alles wie im ersten Fall, außer, daß hier blos die Mannlehne, wieder an den Lehnsherrn kommen, und alles andere den weiblichen Erben zuwächst.

VIII. De successione in terris gentis extinctae non superstite aut successionis incapace stirpe feminea.

Die Lehne werden hier dem Lehnsherrn eröfnet, wenn keine Anwartschaften oder gültige Erbverbrüderungen vorhanden sind. Ueber die Allodien hingegen, kann der lezte seines Stamms, dem sonst keine Verträge hindern, frey schalten und walten.

VIIII. De successione ascendentium et cognatorum. S. 101.

Wenn ein vom ersten Erwerber abstammender Ascendente das Stammgut noch bey Lebzeiten an einen seiner Nachkommen abtheilt, und dieser noch vor

ihm

ihm ohne Erben wegstirbt: so ist kein Zweifel, da es wieder an ihn zurükfällt. Mütterliche Vorfa ren und andere Spillmagen succediren nie eher, a bis keine succeßionsfähige Abkömmlinge des Stamm vaters mehr übrig sind.

X. De obligatione successoris ex factis ant cessoris §. 103.

Alle Verbindlichkeiten, die der vorige Landshe als Landsherr über sich genommen, müssen desse Nachfolger gleich heilig seyn. In andern Gütern rich ten sich die Nachfolger nach den Verordnungen des ge meinen Rechts.

Das zweyte Buch handelt von den übrigen Pr vatrechten der Fürsten und zerlegt sich in folgend Hauptstücke.

I. De juribus et obligationibus conjugum e parentum illustrium §. 197.

Der Herr Hofrath berührt hier blos die deutsche Rechte bey den Ehen der Fürsten. Ueber die Mor gengabe kann die Frau zwar frey schalten, allein wen sie es nicht wirklich thut; so fällt sie doch nach ihren Tod an den Mann oder dessen Anverwandte zurük Die Eigenschaften des Witwengehalts, die Ausfal lung der Ehegelder, Wiederlage und des Dotaliti sind kurz aber sehr deutlich entwickelt worden. Die Gewalt des Ehemannes ist weder mit einer richterli chen Macht über die Gemahlin und Kinder verknüpft noch benimmt sie diesen die Unmittelbarkeit.

II. De tutela illustrium.

Das Besondere der Vormundschaft über Fürsten bestehet darinn, daß sie vom Kayser durch den Reichs- hofrath oder das Kammergericht bestätigt werden muß, durch die Familienverträge, wenn der Vater keine be- sondere Verordnungen deshalb gemacht hat, meistens

be-

bestimmt, bey den Churfürsten im achtzehnten Jahre geendigt wird.

III. De testamentis, pactis, delictis causisque judiciariis illustrium. S. 122.

Alle diese Geschäfte haben sehr wenig unterscheidendes von der Vorschrift der gemeinen Rechte und beynahe nur das einzige, daß in Concurssachen die Schulden blos von den Einkünften des Landes müssen bezahlt werden.

Ohngeachtet dieser Abriß des juris privati principum sehr kurz ist; so enthält er doch die Grundzüge der eigentlichen deutschen Gesetze über diesen Gegenstand und wird dadurch allgemein brauchbar.

F.

XII.

Johann Gottlieb Töllners, der Gottesgelehrsamkeit und Weltweisheit öffentlichen Lehrers auf der Universität zu Frankfurt an der Oder. Kurze vermischte Aufsätze, zweyte Sammlung. Frankfurt an der Oder, bey Anton Gottfried Braun, 18 Bogen.

Diese zwote Sammlung enthält acht Aufsätze, deren Innhalt uns gut gewählet und interessant zu seyn scheinet. Zwar sind wir, was die Ausführung desselben anbetrift, nicht selten andrer Meynung als der Verfasser. Doch dies hindert nicht, daß wir seiner philosophischen Scharfsinnigkeit nicht alle Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und ihm nicht insonderheit auch dieses Verdienst zugestehen sollten, daß er seinen aufmerksamen Lesern manche wichtige Aussicht eröfnet und Gelegenheit zum Denken giebt.

Und

Und wer kann einem Schriftsteller, der so viel th[illegible] bey aller Verschiedenheit der Meynungen, seine Ho[illegible] achtung versagen?

Kann Gott Endzwecke haben die er nicht [illegible] reicht? wird in der ersten Abhandlung gefraget u[illegible] aus drey verschiednen Beweisgründen bejahet. W[illegible] getrauen uns aber nicht diese Beweise, und insonderh[illegible] die beyden ersten, kürzlich und ohne sie beynahe wö[illegible] lich auszuziehen, in ihrer Verschiedenheit vorzustelle[illegible] Sie sind aus der vollkommensten Güte und Heiligke[illegible] Gottes hergenommen, vermöge welcher Eigenschaft[illegible] Gott alles nur mögliche Gute, das er sich jedesm[illegible] aufs lebendigste vorstellt, und also auch die in all[illegible] möglichen Dingen anzutreffende Nüzlichkeiten au[illegible] kräftigste will. Dieser kräftige Wille Gottes ab[illegible] bringt es mit sich, daß er auch zu der Wirklichkeit de[illegible] gewolten Guten handle, oder daß er dasselbe, so we[illegible] es nur seyn kann, wirklich darstelle, und zwar um [illegible] viel mehr, da wir uns die höchste Güte und Heili[illegible] keit Gottes, so wie alles in Gott, als eine Handlun[illegible] vorstellen müssen. Zulezt wird noch angeführt, da[illegible] ein jedes Mittel zu einer Realität, selbst eine Real[illegible] tät sey, wenn auch das, wozu es sich als ein Mitt[illegible] verhält, nicht wirklich werden sollte. Und da nun i[illegible] der Welt, in Ansehung unzähliger Realitäten, di[illegible] in derselben nicht wirklich werden, doch Mittel mög lich sind, so würde Gott nicht alle in der Welt mög liche Realitäten wirken, wenn er blos Mittel zu Rea litäten wirken wollte, von denen er vorher sieht, daß sie den Endzweck hervorbringen werden. Unserer Meynung nach ist diese Frage zweydeutig, und si[illegible] kann bejahet oder verneinet werden, nachdem man Willen und Endzweck Gottes, entweder in der einen oder der andern von folgenden Bedeutungen nimmt. Verstehet man durch Endzwecke Gottes, einen solchen

Wil-

Willen desselben, der auf ein gewisses bestimmtes Gute gehet, und dasselbe zur Wirklichkeit bringet, alsdann kann es keine Frage seyn: ob Gott Endzwecke haben könne, die er nicht erreicht. Verstehet man aber unter Endzwecken Gottes nichts weiter, als Anlagen und Einrichtungen, die auf ein gewisses Gute abzuzwecken scheinen, und auch, so weit wir es einsehen können, den zureichenden Grund zur Wirklichkeit desselben enthalten, obgleich diese Wirklichkeit auf entgegenstehenden Gründen von höhern Absichten hintertrieben wird; so kann man Gott immer Endzwecke zuschreiben, die er nicht erreicht. Denn dergleichen Anlagen, die, unserer Einsicht nach, ein gewisses bestimmte Gute hervorbringen könnten und müßten, und dennoch wirklich nicht hervorbringen, giebt es unleugbar nicht nur in der moralischen Regierung Gottes, sondern auch im Laufe der Natur. Ein Baum blühet, und hat alle Kräfte in sich, um reife Früchte zu bringen; allein ein unzeitiger Frost tödtet diese Blüthe, oder ein Sturm schüttelt sie ab, ehe sie gedeihen kann. Eine Frucht, die in dem Leibe der Mutter lebte, genähret wird und wuchs, wird durch einen unglüklichen Zufall zur Unzeit gebohren und stirbt. Dies sind Beyspiele von unerreichten Endzwecken Gottes, nemlich hier sind Anlagen, die in dem ersten Falle, unserer Erwartung nach, reife Früchte, und in dem andern einen lebendigen und vollständigen Menschen hervorbringen mußten, aber durch Hindernisse, die unstreitig von höhern Endzwecken herrühren, wird die erwartete Wirkung hintertrieben. Die Beyspiele von unerreichten Endzwecken in der moralischen Regierung Gottes, sind den eben angeführten, völlig analogisch. Um sich aber solche Beyspiele, auf eine Gott anständige Art zu erklären, darf man nur bedenken, daß, wenn die Vorsehung nach allgemeinen Gesetzen handelt,

welt, und nicht für jeden einzelnen Fall ein besonder Wirkungsgesetz hat, vermöge dieser Allgemeinh ihrer Gesetze, in der natürlichen und sittlichen We auch da Anlagen und Einrichtungen seyn mußten, die Wirkung, weil sie mit höhern Absichten in Co sion kam, nicht erfolgen sollte. Wir müßten u sehr irren, oder die Argumente unsers V., insond heit das leztere, beweisen nichts weiter, als daß den Eigenschaften Gottes gemäßer sey, nach allg meinen Gesetzen zu handeln, oder wie er oben dies ausdrükt, auch zu dem Guten, was nicht wirkli werden soll, Mittel in die Welt zu bringen, als f jeden besondern Fall ein besonders Gesetz festzusetze oder die Mittel zu dem Guten, was nicht wirkli werden soll, wegzulassen. Wenn die beyden erst Argumente etwas mehrers zu beweisen scheinen, rühret es aus der Vermengung des vorhergehend und des nachfolgenden Willens Gottes, oder desj nigen Guten, was an und für sich selbst, und desj nigen, was in der Verknüpfung möglich ist.

In wiefern hat das Ganze die Beschaffenhe seiner Theile? Diese, in Ansehung des Beweis für das Daseyn Gottes, aus der Zufälligkeit u Endlichkeit der Welt, wichtige Frage entscheidet d V. in gedachten Aufsaz so, daß er behauptet und beweise daß diejenigen Beschaffenheiten eines Ganzen, welc die Wirklichkeit desselben an sich betreffen, eben diej nigen sind, welche allen Theilen eines Ganzen in di ser Absicht zukommen, diejenigen hingegen, welch in der Art seiner Wirklichkeit, oder in seiner Zusam mensetzung gegründet sind, von den Beschaffenheite seiner Theile ganz verschieden, und denselben gan entgegengesezt seyn können. Wider die Richtigkeit di ser Regel, so, wie sie vom V. erklärt und bewiese wird, haben wir eben nichts zu erinnern, nur scheint

si

sie uns nicht deutlich und faßlich genug ausgedrückt zu seyn. Wir wollen es versuchen, uns deutlicher hierüber zu erklären, und zu dem Ende folgende Regel vorschlagen: Alle diejenigen Beschaffenheiten eines Ganzen, die sich nicht aus der Mehrheit, oder aus dem Beysammenseyn vieler, begreifen lassen, und Prädicate der einfachen Theile seyn können, sind dem Ganzen und seinen Theilen gemeinschaftlich; hingegen solche Beschaffenheiten, die sich aus der Mehrheit entweder allein, oder zum Theil begreifen lassen, sind, in so fern sie aus der Mehrheit begreiflich sind, Beschaffenheiten des Ganzen allein, und nicht eines jeden Theils, eben darum, weil jeder Theil eins und nicht vieles ist. Sollte es hiebey noch zweifelhaft seyn, was das für Beschaffenheiten eines Ganzen sind, die sich aus der Mehrheit nicht erklären lassen, so darf man nur untersuchen, ob sie sich auch von einem einfachen Theile desselben prädiciren lassen, in diesem Falle ist es ausgemacht, daß sie in dem Beysammenseyn vieler, nicht gegründet seyn können, folglich müssen sie, wenn sie Prädicate des Ganzen sind, auch Prädicate seiner Theile, und, umgekehrt, wenn sie Prädicate der Theile sind, auch Prädicate des Ganzen seyn. Denn, wenn das Ganze, die Theile zusammen genommen ist, so müssen seine Prädicate in einem von beyden gegründet seyn, entweder in den einzelnen Theilen selbst, d. i. in ihrer Beschaffenheit, oder in ihrer Zusammennehmung, d. i. in der Mehrheit. Ein dritter Grund der Beschaffenheiten eines Ganzen läßt sich nicht gedenken. So sind z. B. Nothwendigkeit und Zufälligkeit Beschaffenheiten, die sich aus dem Zusammennehmen vieler, nicht erklären lassen, denn eines von beyden läßt sich so gut von einem einzelnem Theile des Ganzen, als von dem Ganzen selbst, von einem einfachen so gut, als von einem zu-

sammengesetzten Dinge prädiciren, folglich sind Nothwendigkeit und Zufälligkeit dem Ganzen und sein Theilen jedesmal gemeinschaftliche Beschaffenheite Unendlichkeit, im metaphysischen Verstande, so n sie Gott zugeschrieben wird, ist eine Beschaffenheit, t einem einfachen Subject zukommt, und sich gar nic aus der Mehrheit erkennen läßt: sollte sie also eine Ganzen zukommen, so müßte sie auch jeden einzeln Theilen desselben zukommen. Ganz anders aber ve hält es sich mit der mathematischen Unendlichke oder der Vermehrung und Verminderung bis ins U endliche. Diese gründet sich lediglich auf die Vie heit, und könnte also ganz wohl eine Beschaffenhe des Ganzen seyn, ohne eine Beschaffenheit jedes ei zelnen Theiles zu seyn.

Im dritten Aufsatze wird ein Beweis für die In materialität der menschlichen Seele aus der Imm terialität Gottes geführt. Gott denkt, und Gott i immateriel, die menschliche Seele denkt, folglich kan sie auch immateriel seyn. Doch dies ist dem Ver nicht genug, er will auch daraus schließen, daß si immateriel seyn müßte, und zwar durch Hülfe dies zwey Sätze, 1) daß die Immaterialität zur Natu Gottes gehöret, oder etwas in der Natur Gottes is 2) daß ähnliche Wirkungen auch ähnliche Nature erfordern. Sollte dieser Beweis genugthuend we den, so müßte unsrer Einsicht nach, nicht nur gezeige werden, daß das Denken in Gott mit seiner Imma terialität zusammenhängt, sondern daß auch grad dasjenige von dem Denken in Gott, was Gott und de menschlichen Seele gemeinschaftlich ist, und in so fe. n es beyden gemeinschaftlich ist, dergestalt in der Im materialität gegründet sey, daß es, ohne ein imma terielles Subject anzunehmen unmöglich würde. Sonst kann man immer noch einwenden; das Den

ken

ken Gottes ist von dem Denken der menschlichen Seele so unendlich unterschieden, daß seine Vorzüge in dieser Absicht, insonderheit dieser Vorzug, daß Gott alles auf einmal denket, und daß es widersprechend seyn würde, sich seine Vorstellung als ausser einander seyend vorzustellen, die Immaterialität erfordern könne; daß sie aber zum Denken der menschlichen Seele, die eine Vorstellung nach der andern hat, und deren Vorstellungen sich ausser einander gedenken lassen, nicht nothwendig sey. Dieser Einwurf würde desto stärker seyn, wenn es sich wie der Verfasser meynet, noch nicht völlig erweisen ließe, daß das Denken nicht aus der Bewegung entstehen könne. In Ansehung des göttlichen Denkens, läßt sich dies unstreitig erweisen. Man siehet aber, daß der zu dieser Demonstration nothwendige Satz ganz allgemein und ohne besondere Rüksicht auf Gott müßte bewiesen werden. Nun beweiset aber der V. denselben blos in Absicht auf Gott, folgendermaßen: Gott, sagt er, könnte keine wahre Substanz (d. i. eine einige, nicht aus vielen zusammengesezte Substanz) seyn, wenn er nicht immateriel wäre — Gut, aber warum mußte er denn eine wahre Substanz seyn? etwa, um denken zu können, wie die menschliche Seele denkt? antwortet man dies, so wird ja vorausgesezt, was allererst bewiesen werden soll, und das, wenn es erwiesen ist, den Beweis aus der Immaterialität Gottes entbehrlich macht. Antwortet man, Gott müßte eine wahre Substanz seyn, weil er das nothwendige Ding ist, so hat man nichts zur Sache gehöriges bewiesen, denn alsdann hängt die Immaterialität Gottes eigentlich mit seiner Nothwendigkeit zusammen, und nur vermittelst derselben mit seinem Denken, in soferne es das Denken eines nothwendigen Wesens ist — Allein Gott könnte nicht wirken, nicht denken, wenn

er nicht eine Kraft in engerer Bedeutung wäre, un
dies könnte er nicht seyn, wenn er nicht eine wah
Substanz, und nicht ein einfaches Subject wäre –
Ganz richtig; er konnte gar nicht existiren, nicht da
nothwendige Wesen, nicht Gott seyn, wenn er nic
ein einfaches Subject wäre; allein die Frage ist, o
ein zufälliges Ding, wie die menschliche Seele, au
nothwendig eine Kraft in engerer Bedeutung, ein
wahre Substanz, ein einfaches Subject seyn müss
um auf ihre Art Denken zu können. Noch einma
man kann nicht annehmen, daß Gott eine wahre Sub
stanz seyn müsse, um, wie die Seele denkt, denke
zu können. Denn wenn man das annimmt, so setz
man voraus, daß das Denken überhaupt nicht d
Wirkung vieler Kräfte in engerer Bedeutung, nich
ein zusammengesetztes Subject seyn könne, sonder
schlechterdings die Wirkung eines einfachen oder im
materiellen Subjects seyn müsse; und das war ebe
der Satz, der erst sollte bewiesen werden.

Wir müssen, um nicht zu weitläuftig zu werden
die beyden folgenden Abhandlungen von dem Unter
schiede der heil. Schrift und des Wortes Gottes, un
von dem Religionseifer der Juden nach der babylo
nischen Gefangenschaft, die wir für sehr lesenswürdi
halten, übergehen, weil wir uns noch etwas bey dem sech
sten und siebenden Aufsatze aufhalten wollen. Di
kirchliche Vereinigung der Protestanten macht den
Inhalt des ersten von beyden aus. Unter allen den Mit
teln, wodurch diese Vereinigung bewerkstelliget werden
könnte, ist nach der Meynung des Verf. das leichteste,
thunlichste und beynahe das einzige mögliche dieses,
daß beyde Kirchen ihren eigenen Lehrbegriff behalten,
und nur erkennen, daß die Verschiedenheit desselben
kein hinlänglicher Grund der Kirchentrennung sey.
Hierbey wird vorausgesetzt, daß alle diejenigen in einer

Kir-

Kirchengemeinschaft leben können und müssen, welche in den zur Seeligkeit zu erkennen nöthigen Wahrheiten übereinkommen, welche man die catechetischen nennen kann. Zum Unterschiede von denen nur eigentlich zur gelehrten oder akroamatischen und theologischen Erkenntniß gehörigen Wahrheiten, ferner wird vorausgesezt, daß die beyden protestantischen Kirchen in den ersten Wahrheiten übereinkommen, und nur in den leztern von einander abweichen. Und warum sollten also nicht beyde eine Kirche ausmachen können, da es innerhalb einer jeden derselben Uneinigkeiten von nicht geringerer Erheblichkeit giebt, und in Ansehung derer doch billig die Verschiedenheit der Meynungen geduldet wird? Ja diese innern Streitigkeiten der beyden Kirchen sind noch erheblicher als die äusseren, da sie moralische Wahrheiten betreffen, die das Wichtigere in dem Lehrbegriff und so gar in dem catechetischen Unterricht sind. Dies sind richtige und wahre Betrachtungen des Verf. Aber mit allen diesem überredet er uns dennoch nicht, daß ein solches Vereinigungs-Project in unsern Zeiten auszuführen sey. Wo sind die angesehenen Lehrer, die dazu die Hände bieten würden; die wenigen, die es thun möchten, sind bereits wegen der Heterodoxie verdächtig, und dreiste Beschuldigungen oder ein ängstliches Winseln haben sie schon des hierzu nöthigen Einflusses beraubt. Das Geschrey, das der heumannische Erweis erregt hat, kann uns lehren, daß noch zur Zeit eine jede merkliche und erklärte Annäherung nur dazu dienet, den Funken der Zwietracht, der in der Asche glimmte, wieder anzufachen; und die Trennung grösser zu machen. Aus zwo Kirchen eine zu machen? Nein, das ist wohl nicht, was auch immer die Gesinnungen einiger wenigen seyn mögen, der herrschende Geist unsrer Zeiten, wo man noch eben so strenge als

 vor

vormals eine unverbrüchliche Anhänglichkeit an die fest gesezten Lehrvorschriften der Kirche fordert, wo man es zur Gewissenspflicht abweichender Lehrer macht, ihr Amt niederzulegen, und allenfalls ihm noch die tröstliche Erlaubnis auf den Weg giebt, nach Belieben eigne und neue Kirchen zu stiften. So denkt freylich unser V. nicht, aber vermuthlich wird er erfahren, daß gerade diejenigen, durch deren Ansehen sein Project ausgeführt werden müßte, ohngefähr so denken.

Der siebende Aufsaz, von dem wir noch etwas sagen müssen, enthält den Entwurf eines neuen Beweises für die von den lutherschen Gottesgelehrten angenommene Auslegung der Einsetzungsworte. Wir besorgen, daß sowol wider die von dem Verf. vorgetragne Erklärung der Einsetzungsworte oder vielmehr wider seine Vorstellung der lutherschen Lehrmeinung vom heil. Abendmahl, als auch wider den neuen Beweis für dieselbe beträchtliche Einwendungen statt finden. Sollte, wie es hier angegeben wird, dies die gewöhnliche, den Glaubensbüchern der lutherschen Kirche gemäße Erklärung der Einsetzungsworte seyn, daß der Leib und das Blut Christi, auf eben die Art und Weise im heil. Abendmahl, bloß vermittelst der nähern Wirkung, gegenwärtig sey, wie Jesus Christus nach jener seinen Jüngern gegebenen Verheissung: ich bin bey euch alle Tage, bis an der Welt Ende: bey seinen Gläubigen allezeit und insonderheit bey ihrem Gebete gegenwärtig ist? Sollte dies der wahre Sinn des lutherischen Lehrbegriffs vom heil. Abendmahl seyn, so ist nicht einzusehen, wie reformirte Gottesgelehrten, die jene Gegenwart, so Jesus seinen Jüngern verheißt, entweder für gar keine, oder doch wenigstens für eine Gegenwart der nähern Wirkung halten müssen, und die es für vernünftig und pflichtmäßig halten, den erhöheten Erlöser im Gebet anzurufen, gerade

nur

nur beym heil. Abendmahle diese seine Gegenwart, die sie sonst allenthalben zugestehn, ausschliessen sollten. Schränkt man also, wie der Verf. thut, die Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im heil. Abendmahl auf die Würkungen des erhöheten Erlösers folglich auch seines Leibes und Blutes ein, (weil sich der erhöhete Erlöser und der Gottmensch ohne Leib und Blut nicht gedenken läßt) so würde durch diesen neuen Beweis, wenn er auch völlig richtig wäre, nichts weiter als dieses bewiesen seyn, daß es gelehrter, edler, wahrer und erwecklicher sey, bey der Handlung des heil. Abendmahls, nicht blos an den gekreuzigten, sondern auch an den erhöheten Erlöser zu gedenken. Wir lassen es indeß dahin gestellt seyn, welches die wahre Meynung des lutherischen Lehrbegriffs sey. Nur müssen wir noch anmerken, daß eben der Hr. D. Ernesti, dessen Dissertation vom heil. Abendmahl der Verf. als eine vortrefliche Erläuterung des lutherischen Lehrbegriffs anführet, mit einer solchen Gegenwart, die in einer unmittelbaren Wirkung besteht, keinesweges zu frieden ist, und diejenigen, die die Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl durch eine solche Wirkung erklären, als Abtrünnige von dem lutherischen System ansieht. Die Auslegungsregel, worauf sich der neue Beweis gründet, ist diese: der Sinn der heil. Schrift ist überall dem vollkommensten Urheber gemäß, und muß daher ein so reicher, edler, wahrer, klarer, gewisser und lebendiger Sinn seyn, als er nur hat seyn können, und folglich ist unter mehrern möglichen Sinnen derjenige vorzuziehen, welchem diese Vollkommenheiten in einem höhern Grade zukommen. Diese Auslegungsregel, wofern sie überall brauchbar ist, muß unsers Bedünkens nach, mit sehr vieler Vorsicht gebraucht werden, wofern nicht dadurch alle Auslegung ungewiß und

 will-

willkührlich gemacht werden soll. Sie setzt zum vora
daß man durch Grammatik, Sprachgebrauch, Co
text, und was man sonst für exegetische Hülfsmit
haben kann, den Sinn einer Schriftstelle nicht bestim
men könne, sondern daß man in dem Verhältniße, w
man von den Absichten des göttlichen Urhebers imm
mehr erfähret und weis, den Sinn erweitern müß
und dies kann, weil doch zulezt alle Wahrheiten unt
sich und im Verstande Gottes zusammenhängen,
weit gehen, daß man aus einer jeden Schriftstell
den ganzen Zusammenhang des theologischen S
steins als den ihr eigenthümlichen Sinn herau
bringt. Alsdann ist die wunderbare Auslegung, d
man aus dem Hiob, den Sprüchen Salomonis u. s. w
die ganze Meßianische Religion herausbringet, d
vollkommenste, und jeder andern eingeschränkten Aus
legung vorzuziehen. — Die Anwendung dieser Aus
legungsregel auf den lutherschen Lehrbegriff vom hei
Abendmahl, überlassen wir den Lesern zu eigner Prü
fung.

Dr.

XIII.

Philipp David Burks, Specialsuperinten
denten und Stadtpfarrers in Kirchheim un
ter Teck Casualpredigten auf den wahren Ver
stand und heilsamen Gebrauch verschiedener
biblischen Texte A. und N. Test. zur gründ
lichen Erbauung aufmerksamer Christen, bey
frölichen und traurigen Begebenheiten, ge
richtet. Tübingen, bey Christoph Heinrich
Berger, 1767. 8. 1 Alph. 13 Bogen.

Samm

Sammlung einiger Casualpredigten gehalten und nebst einer freundschaftlichen Widerlegung der irrigen Meynung des Herrn G. S. Jacobi in Zelle von Erziehung der Geistlichen, anstatt der Vorrede herausgegeben von M. Christian Heinrich Hausotter, Pastore zu Wolferstedt im Altstädtischen, und der lat. Ges. zu Jena Ehrenmitgliede. Jena bey Christian Heinrich Cuno. 1766. gr. 8. 158 Seiten.

Johann Ernst Schuberts heilige Reden auf ausserordentliche Fälle. Halle und Greifswalde, verlegts Carl Hermann Hemmerde. 1765. 8. 200 Seiten.

D. Johann Friedrich Hirts kleine geistliche Reden, die bey besondern Gelegenheiten gehalten worden. Jena. 1764. 8. 10 Bog.

Gute Casualpredigten sind nicht jedermanns Ding. Der bestimmte Fall, in welchem sie gehalten werden, muß auch die Wahl der Sachen, der Gedanken und des Ausdruks bestimmen. In den ersten von diesen Predigten findet man den ganzen Burk. Wer als er könnte von einer an sich wahren Sache auf eine so läppische Art reden, als S. 273. in einer Hochzeitrede geschehen ist: „Die „Menschen vergaffen sich an Eitelkeiten der Eitelkeit, „und werden jämmerlich angeführt. — Wie, wenn „man einem ein schönes Fläschlein, ein feines Läd„lein, ein ansehnliches Büchslein, ein zierlich zusam„mengefaltetes Papierlein gäbe, als ob eine gute „Arzney darinn wäre, und wenn man es aufthut, so

 „ist

„ist es ganz leer und nichts als bloße Luft darinn b
„findlich. So ist es mit den Eitelkeiten der Eite
„keit beschaffen. Da giebt es denn einen schreyende
„Schmerzen des Herzen und welches ein entsezliche
„Heulen verursacht, nicht nur einen gefährliche
„Beinbruch, sondern gar eine unheilbare Zerbre
„chung des Geistes. Es. 65, 14.„ Es gehört do
gewiß viel Ernsthaftigkeit dazu, daß man über de
gleichen Vorstellungen kein Gelächter aufschlägt.

Der zweyte V. müßte gegen einen solchen Man aufgestellet, schon viel zu seinem Lobe gewinnen, wen er den ordentlichen und recht guten Vortrag auch nic hätte, den er doch wirklich hat. Aber bey Durchl sung seines Schreibens an Hrn. Jacobi sind uns al lerley dem Verf. nicht vortheilhafte Gedanken durc den Kopf gefahren. Wenn demüthige Complimente von dem übrigen nicht sehr sanften Ton, worinn je mand schreibt, abgesondert, einen Brief freundschaf lich machen, so ist dieser es in einem hohen Grade Ausser dem aber — In manchen Stücken hat Hr. H freylich Recht, aber bey dem allen seinen Gegner, dem e wohl niemals eingefallen ist, zu leugnen, daß ein Prediger ein so gelehrter Mann zu werden suchen müsse, als e Fähigkeiten und Hülfsmittel dazu hat, mit vielen an dern unrecht verstanden und sich vielleicht wider sein Wissen zu wirklichen Consequenzenmachereyen verlei ten lassen. Hr. Jacobi wird wohl an den sieben Irr thümern genug haben, welche ihm der Verf. über seine Erziehungsart der Geistlichen vorwirft. Die Sache geht uns hier weiter nicht an. Es kann auch niemand zum besten der Religion, die dabey viel ge winnen würde, mehr wünschen, daß alle Prediger grundgelehrt seyn möchten, als der Recensent, wel cher völlig der Meynung ist, daß ein jeder Prediger so viel von den Grundsprachen verstehen sollte, als

nöthig ist, um von den verschiedenen Auslegungen urtheilen zu können. Aber wie Hr. Hausotter, der Kritikus, der Historikus, der Philosoph, der Dogmatiker, der Polemiker, der Exeget, u. s. w. wofür wir ihn nach seinem Schreiben halten müssen, wie der den sonderbaren Satz zugeben kann: daß alle Sätze der symbolischen Bücher schon längst genau geprüfet und nach einer genauen Schriftauslegung richtig befunden wären, das begreifen wir nicht. Damit widerlegt sich der Verf. selbst. Denn wenn das seine Richtigkeit hat, so wollten wir ohne Bedenken rathen, daß der der Gottesgelahrheit befließene Student und Candidat nur recht gut predigen und catechisiren lernte, weil sie bey erlangten noch so großen philosophischen und Sprachkenntnissen doch nichts weiter heraus bringen würden, als was man schon seit zweyhundert Jahren in der Theologie weis. Zeit, Kosten und Mühe werden offenbar damit gespart, und wenn ich einmal die Wahrheit, die ich andern lehren soll, nur weis, was liegt denn daran, ob ich sie selbst aus den Quellen erkannt; oder ob ich sie auf Treue und Glauben derer, die es verstehn, angenommen und sie mir nur auf eine mechanische Art in mein Gedächtniß gepräget habe. Auch der folgende Schluß ist nicht sehr bündig. Man soll Hebräisch und Griechisch lernen, um bewafnet zu seyn, wenn bald ein Teller mit irrigen Lehrsätzen, bald ein Dam mit unrichtigen Uebersetzungen und falschen Erklärungen aufgezogen kommt. Dam versteht ohnstreitig viel Griechisch, Teller auch und Hebräisch dazu, ob mehr oder weniger als der V., können wir nicht sagen. Und doch sind diese Männer, die so weit von einander abgehen, daß sie nicht sollten in eine Klaße gesezt werden, in Irrthümer gerathen. Von jenem ist es offenbar und von diesem sagen es die Leute. Die Kenntniß des Grie-

Griechischen und Hebräischen muß doch also we nicht vor Heterodoxie schützen, welches erwiesen w den sollte.

Die Schubertischen Predigten sind unter den ob angezeigten die besten und waren des Druks nicht u würdig. Ungleich schlechter sind die Hirtschen. I sonderheit liebt der Verf. den Schematismus und Anspielungen. Man lese die 8te Rede, bey einer Ho zeit gehalten über Matth. 17, 4. Wie gemein, n voller seltsamen Allusionen und Unanständigkeiten sie. Die 6te über 1 Mos. 17, 1. zerfällt in folgen vier Theile: Wandele zu Gott, nach Gott, vor G und mit Gott. Wie scharfsinnig ist diese Eintheilun gemacht!

W.

XIV.

Joh. David Grauens, der W. W. und Doktors auf der hohen Schule zu Göttinge Abhandlung von den Erweichmitteln, zu Gebrauche der Aerzte und Heilärzte verfaß und mit einer Vorrede von der Nothwendig keit und Nützlichkeit der philosophischen E kenntniß in der Arzneygelahrtheit begleite Lemgo, Meyer, 1765. 1 Alph. 1 Bogen in 8

Herr G. sagt von denen, so keine philosophisch Erkenntniß besitzen, in der Vorrede so vi Uebels, daß wir, da wir eben mit ihm h dern wollten, daß er über die Erweichmittel so vi entbehrliche Philosophie verschwendet, bange zu we den anfiengen. Wenn Männer (sagt er S. XXII und unser Gewissen rükt es uns auf, daß wir bag

ge

gehören) so nur eine historische Erkenntniß besitzen, Männer, welche eine philosophische Erkenntniß besitzen, beurtheilen wollen: so unternehmen sie ein Werk, so ihre Kräfte übersteigt und urtheilen, wie ein Blinder von der Farbe.

Aber so sollten denn die Herren von Philosophie auch nicht uns Dinge aufbürden wollen, die unsere historischen Schüler wohl kaum glauben werden: so sollte man die Datteln und Sebesten nicht zu den Pflaumen (die in Hr. G. Latein Prunae dulces heissen) zählen und die Korinthen nicht zu Johannisbeeren machen; so sollte man das liebe Feuer, die Hundszunge und das Bilsenkraut auch nicht unter die Erweichmittel rechnen; so sollte man S. 107. nicht behaupten, daß die Mistel, dies so sehr gerühmte antepileptische Mittel, nichts anders als ein starkes erweichendes Mittel sey; so sollte man vom Wallrathe nicht S. 85. sagen, daß es aus einem Oele und alkalischen Salze bestehe und es keinem Grönlandsfahrer nicht zuglauben, daß er entstehe, wenn man das Hirn der Cachelotten bey der Wärme in ein Oel zerfliessen läßt; kurz, so sollte man, wenn man uns historischen Leuten, die wir nur eine cognitionem superficiariam, rudem, irrationalem S. XXII. haben, dergleichen auch nach S. XIII. die unvernünftigen Thiere besitzen sollen, nicht zum Tadel Gelegenheit geben, sondern sich erst um eine richtige historische Erkenntniß, die auf allen Seiten fehlet, bewerben. Doch da wir sehen, S. XXI. daß eine vollständige, richtige und ordentliche historische Erkenntniß zwar Lob und Ruhm, aber keine Ehre bringt: so dürfen wir es uns weniger wundern lassen.

Hr. G. sagt uns zwar: „wer in der Chemie keine philosophische Erkenntniß besizt, ist weiter nichts, als ein Laborant.„ Lieber Hr. G. wir sind wirklich keine

Laboranten; auch rühmen wir uns keiner grossen p
losophischen Erkenntniß in der Chemie, aber das
hen wir doch ein, daß es sehr unschiklich und unv
ständig definirt sey, wenn man Milch und Honig
sulphureo-aquosa ausgiebt; das sehen wir ein, d
es sonderbar sey, was wir S. 112. 115. lesen, d
Bleipräparate durch Schwefel Erweichmittel wer
und daß eine Bleysalbe mehr Feuertheile wegnehm
als eine gewöhnliche Fettigkeit, weil Bleyweiß
gleich schwerer ist, als dieses. Quecksilber ist spe
fisch schwerer, wird es darum mehr kühlen? Nim
Hr. G. sein Sulphur im elementarischen Verstan
so ist derselbe hier nicht am rechten Orte angebrac
Nimmt er es im gewöhnlichen: so ist es falsch.

Doch uns würde alles dergleichen noch mehr
fremden, wenn wir nicht S. XXVII. XXVIII. sähe
daß die vollkommne philosophische Erkenntniß, d
nach Hrn. G. Nachrichten, Adam und Eva im P
radiese gehabt, durch den Sündenfall wäre verlohr
gegangen. Denn von den leidigen Folgen des Sü
denfalls in mangelhafter Erkenntniß giebt es auch
diesem Buche sichtbare Spuren. Doch sagt Hr. G
hat Gott uns das Vermögen gelassen, diese philos
phische Erkenntniß in hohem Grade wieder zu habe
Und, fährt er fort, warum sollten wir nicht aus all
Kräften versuchen, diese hohe, überirdische Erkenn
niß aufs neue zu haben? Ach ja! warum sollten w
das nicht versuchen? Aber allemal muß es doch m
dieser Wiedererlangung der ehemaligen philosophische
Erkenntniß nicht recht ziehen wollen. Wir sehen u
ter andern S. 238, daß bey Hr. Grau die bew
gungsfähigen festen Theile des Körpers entweder

1. Solche sind, die fest sitzen, als Arm und Bei
Brust und Bauch, oder

2. So

2. Solche, die beweglich sind, als wohin die Speisen, der Koth und die Frucht gehören. Wir sollten nicht denken, daß vor dem Sündenfalle die leztern mit zu den festen Theilen gehört, wenigstens sind sie von den Philosophen im Paradiese, bey der ehemaligen vollkommnen Erkenntniß, wohl nicht mit als Theile von sich in Anschlag gebracht worden.

Wir haben immer geglaubt, daß mit der philosophischen Erkenntniß auch eine scharfe, aufs mindste gesunde Beurtheilungskraft müsse verbunden seyn. Aber ein Zweifel dagegen stieg uns schon auf, als wir das weitschichtige Verzeichniß von erweichenden Mitteln sahen, die Hr. G. großen Theils den Augen seiner Schüler hätte entziehen sollen. Aber vollends fanden wir uns betrogen, als wir sahen, welche Autoren und Gewährsmänner bey der speciellen Anwendung Hr. G. seinen Lernlingen zu Mustern gegeben. Rondelet, Schenk, Amatus und Zacutus Lusitanus fielen uns in die Augen und dabey auch S. 366. ein herrlich köstlich Recept des Mynsicht im Nierenschmerz, wozu Scorpion- und Kirschensteinöl, Hüner- Gänse- und Entenfett, Krebsbutter und noch eine Menge anderer Olitäten, Ingredienzen sind. Auf solcher Autoren Wort, rühmt er wilde Schweinszähne und den Saamen der rothen Blume, die im Korne wächst und wie eine kleine Rose aussieht (eine herrliche Beschreibung!) im Seitenstiche. Aber es scheint fast, jeder Mensch habe nur eine gewisse Quantität Philosophie. Verprasset er die über Fasern und unsichtbare Elemente; so macht er in sichtbaren Dingen sicherlich die alte Frau.

Kl.

XV.

XV.

Johann Samuel Hallens, Professors [der] Historie bey dem königl. preußischen Cad[et]tenchore in Berlin. Werkstädte der heutig[en] Künste oder die neue Kunsthistorie. [Mit] Kupfern und Vignetten. 4ter Band. Bra[n]denb. und Leipz. bey Joh. Wendelin Ha[lle] und Joh. Samuel Halle 1765. 388 S. 4

Um unsere Leser mit diesem in seiner Anlage [ge]wiß nüzlichen Buche ganz bekannt zu mach[en,] wollen wir auch auf die ersten 3. Bände zu[rück] gehen.

Der erste Band. 1761. hält 406 S. und 10 A[b]handlungen. 1. von Perückenmachern, 2. Silber[ar]beitern, 3. Goldarbeitern, 4. Golddrathziehern o[der] Gold- und Silberfabrik, 5. Goldschlägern, 6. Gü[rt]lern, 7. Kupferstechern, Kupferdruckern und For[m]schneidern, 8. Zinngiessern, 9. von der Mahlerkun[st,] 10. über einige Weberstühle.

Es dünkt uns, der Verf. habe bey dieser Arb[eit] nach keinem Plane gearbeitet; wir verstehen darun[ter] nicht, den Zusammhang aller Künste mit dem Ga[n]zen; denn dieß begreifen wir wohl, daß dazu noch w[eit] mehr gehöre; sondern eine jede Abhandlung schei[nt] uns von sehr ungleichen Gewebe zu seyn; viele si[nd] auch mit Sachen angefüllt, die gar nicht dahin geh[ö]ren; so ist bey dem Silberarbeiter das meiste Do[ki]mastik, welche ein ganz eigenes Studium ist, das [zu] dem Umfang des Bergwerks und Münzwissensch[aft] gehört; bey der Mahlerkunst sind viele Blätter m[it] Sachen angefüllt, die zur gelehrten Geschichte d[er] schönen Künste oder zur philosophischen Kenntnis d[er]

Mal

Mahlerey gehören. In einem Buche, wie dieses seyn soll, und welches dazu geschrieben ist, um die Künste vor einem künftigen Untergange zu bewahren, erwartet man nichts als richtige Characteren der Waaren und rohen Dinge, die in die Arbeit genommen werden, genaue Bestimmung der Mischungen und Zusammensetzungen und eine höchst deutliche Vorstellung der Werkzeuge, Handgriffe und Anstalten. Alles was diese Erwartung übertrift oder nicht erreicht, ist überflüßig und eben deswegen unangenehm oder mangelhaft. Unter diese beyde Gattungen gehört z. B. vieles in der ersten Abhandl. vom Perückenmachen. Wozu nutzen die unbestimmte Ausschweifungen, von dem Entstehen der grauen Haare durch Schrecken? von der Frage, ob die Haare hol sind? von dem Verhältnis der Farbe in den Augen mit derjenigen der Haare? von den acherontischen Treibhäusern der todten Köpfe?

Der zweete Band. 1762. S. 387. ohne Vorrede und Register enthält 2 Abh. von der Seitenmanufactur — ganz zulezt S. 385. ist noch ein Nachtrag von der Seitenfärberey angehängt, 12.) von dem Schriftgiesser, 13.) Buchdrucker, 14.) Buchbinder, 15.) Papiermacher, 16.) Wollarbeiter.

Unter dieses Geschlecht werden eine Menge Arbeiter gerechnet, zum Theil mit dem Rechte, wie Saul unter die Propheten: als Knopfmacher, Färber, Bortenwirker, Schneider. — Warum nicht auch Schuster? denn sie können auch Schuhe von Filz und gewebenen Zeugen machen — 17.) von dem Uhrmacher, 18.) Kirschner, 19.) Nadler, 20.) Lederarbeiter; darunter sind gezählt: der Lohegerber, Weißgerber, Schuster, Riemer, Pergamentmacher. Wo bleibt denn der Sattler? der Leimsieder?

Hier finden wir, daß der V. über die Gegenstän deren Erkenntniß noch unfruchtbar ist, kurz wegeil bey denen aber, von welchen schon genug geschriel ist, als z. B. vom Seidenbau und den Manufactur von der Buchdruckerey, vom Buchbinden, vom Pa piermachen, Uhrmachen viele Bögen angefüllt u mit seinem Witze hier und dar gewürzt oder besser geben, versalzen habe. S. 21. lausen und flatte die Seidenwürmer, wie der dichterische kleine Lieb gott, um ihre Seufzer der geliebten Kaltsinnigen a zutragen. —

So viel wir wissen, seufzt Cupido nicht, sonde schiest. —

Dritter Band. 1764. S. 392. ohne Regist Dieser enthält Abhandlungen 21.) von dem Zimm mann, darzu gehört der Brunnenmacher, die Win mühle, 22.) von dem Tischer, dem Dreher, de Faßbinder, 23.) von dem Bildhauer, dem Stei metzen, Steinschneider, Steinschleifer, 24.) von de Glasarbeiter, dem Glasblasen bey der Lanze, de Glaser, der Porcelanfabrik, dem Töpfer, 25.) vo Eisenschmieden, dem Schlösser, dem Huf- und Wa fenschmied, dem Ankerschmied, dem Feilenhau dem Kohlenbrenner, — dem Schwerdfeger, dem Na gelschmied, dem Windenmacher, dem Messerschmie dem Zirkelschmied, dem Sporer, 26.) von de Klempner, 27.) von dem Orgelbauer, dem Glocke spiel, dem Flügelmacher, dem Geigenmacher, de Flötenbohrer, 28.) von dem Büchsenmacher und Büc senschäfter.

Hier erscheint ein ander Stück Arbeit. Es er net sich ein Schauplatz von aller möglichen Gele samkeit. Historie — die können wir, von dem He V. insbesondere erwarten. — Wolgusische hölzer Hütten, Ostiakische, Tungusische, Barattische, Ta

Ge

gazinische, und Chinesische Baukunst, Virruv und Sturm; und die ganze Lehre des Hebels, Mythologie, Najaden, die mit jedem Schritte die Ufer nivelliren. Die natürliche Geschichte des Waizen, der Gersten, des Habers, von ihrer Saat und ihren Schiksalen in der Erde bey Gelegenheit der Windmühle; Botanik und die ganze Lehre von der Blühte der Bäume, ihren Staubfäden, Saamenbehältnissen und Nadeln der Tangelhölzer bey Gelegenheit des Tischers.

Den ganzen Plumier de l'art de tourner bey Gelegenheit des Drehers; die ganze Alterthumskunde bey Gelegenheit des Bildhauers. Aber nur bis hieher geht diese Gelehrsamkeit.

Bey allen übrigen Abhandlungen, finden wir einige wenige ausgenommen, die schon von andern bearbeitet worden, darunter die vom Kohlenbrennen und den Ankerschmieden aus der Justischen Uebersetzung genommen sind; wenig Unterschied gegen die ersten Bände. Nur die Oberfläche der Geschäfte, keine wahre Charaktere, womit sie sich von ähnlichscheinenden oder angränzenden Geschäften unterscheiden, nichts bedeutende Kleinigkeiten und Handwerksgebräuche erfüllen vielmals den größten Theil der wenigen einzeln Seiten, die solchen Gewerken gewidmet sind, welche in ganzen Bögen abgehandelt zu werden verdienen.

Vierter Band. Dieser enthält folgende Abhandlungen, 29.) von der Zuckersiederey, 30.) von der Münze, 31.) von Kammachern, Brantweinbrennern — welch ein Contrast! — Gelbgießer, Rothgießer, Wachszieher, Lichtzieher, Seifensieder, Bierbrauer, Pergamentmacher, — dies ist nur eine Zugabe, denn er käm im zweeten Bande schon vor — Seiler, Bürstenbinder, 32.) von Stellmachern,

Sattlern — den vermißten wir oben bey den Lederarbeitern — Pfeifenbrennern, Verfertigung der Spielkarten, der Pappe, Lackiren. 33.) von Bergwerks- und Hüttensachen, vom Stempelschneider, verbesserte Stellen von der Münze, 34.) von dem Seidenfärber — dies ist schon der zweete Nachtrag zu dieser Materie — 35.) von der Tobaksmanufactur, von dem Bäkker, Winzer, Mäurer, Kupferschmied — diese Leute wissen wir gar nicht zusammen zu räumen. Wenn auch der Mäurer für den Bäkker den Backofen baut; so wissen wir doch den Kupferschmied und die übrigen nicht einzuschalten, 36.) von ritterlichen Uebungen, Reitkunst, Fechtkunst, Tanzkunst, Schwimmkunst — Warum denn nicht auch die Trinkkunst?

Dies scheint uns der wichtigste Band zu seyn. Nur fürchten wir, das Münz- und Bergwerkswesen dürfte zu kurz wegkommen. Doch es liegt nichts daran; für diese Wissenschaften ist schon genug gesorgt, daß sie nicht verloren gehen; außerdem würden sie durch diese Abhandlungen von ihrem Untergange schwerlich zu retten seyn.

Die Nachricht von der Zuckersiederey ist aus dem französischen genommen. Die Abhandlung von der Münze ist sehr brauchbar; diejenige vom Wachs- und Lichtziehen, wie auch vom Pergamentmachen sind aus den übersezten französischen Abhandlungen; die Abhandlung von Bergwerken ist meistens aus Lehmans Compendium; diejenige vom Winzer ist für den deutschen Boden, der V. mag sie herhaben, wo er will, unbrauchbar und unvollständig.

Das Werk hat im Ganzen betrachtet, gewiß allemal seinen Werth; nur erkennen wir uns verbunden, den Hrn. V. im Namen des ganzen Publikums zu ersuchen, uns bey den Fortsetzungen mit seinem Witze

zu verschönern, und hingegen die Verleger dahin zu bringen, daß sie anstatt der Anfangs-Vignetten brauchbare Kupferblätter liefern, um das Buch zum wenigsten von einem gewissen bekannten Schulbuche, Orbis pictus genannt, zu unterscheiden.

E.

XVI.

Sammlung der Schriften, welche den logischen Calcul Herrn Professor Plouquets betreffen, mit neuen Zusätzen, herausgegeben von August Friedrich Bök, der Weltweisheit Magister, der lateinischen Gesellschaft zu Jena, wie auch der deutschen zu Helmstädt und Altdorf Mitglied. Frankfurt und Leipzig, 1766. 18 Bogen in 8.

Da die Streitschriften tiefsinniger Weltweisen, wenn sie zumal mit so vieler Wahrheitsliebe und Mäßigung, wie gegenwärtige, abgefasset sind, auch Leser die an dem Ausgang der Sache selbst keinen grosen Antheil nehmen, auf eine nüzliche Art unterhalten; so sind vollständige Sammlungen davon alleinal ein angenehmes Geschenk für das Publikum.

Die gegenwärtige enthält folgende Schriften nach der Zeitordnung:

1) Extracta e fundam. Philos. speculat. Aut. Plouquet.

2) Methodus tam demonstrandi directe omnes Syllogismorum species, quam vitia formae detegendi, eod. Aut.

3) Methodus calculandi in Logicis, ab eodem inventa.

4) Erste Tübingische Anzeige (ohne ein Urtheil zu fällen.)

5) Leipzigische Anzeige (enthält einige nicht ganz gegründete Kritiken.)

6) Recensio Clemmiana (ist sehr vortheilhaft, erinnert aber gleichwol den Leser, daß diese logische Rechenkunst, an und für sich, nicht mehr leisten werde, als des Aristoteles Organum seit zwanzig Jahrhunderten geleistet hat.)

7) Anhang zu Hollands Abhandlung über die Mathematik. Hier wird die Leipziger Recension widerlegt, und die Plouquetische Rechnung mit Lamberts Methode, zum Nachtheil der leztern, verglichen.

8) Beurtheilung des Plouq. Calculs, in den Briefen über die neueste Literatur. Der Verf. war der seel. Abbt. Sie ist ziemlich scharf; und haben in dem scherzhaften Ton, der ehrbare Gegner am ersten aus ihrer Fassung bringt. Z. B. Hier haben sie den trockenen Auszug aus einer sehr trockenen Schrift über eine ausserordentlich trockene Materie; aus ihrem Stillschweigen schließe ich, daß sie unter dem Schiksal, sich mit der Logik unterhalten zu lassen, gerne erliegen.

9) Hollands Beantwortung, in einem Schreiben an einen Freund (sie scheinet nicht alle Einwürfe genug zu heben.)

10) Lamberts Erinnerungen gegen den Anhang (N. 7.) der Hollandischen Schrift; in den Leipziger Anzeigen.

11) Untersuchung und Abänderung der logikalischen Construktionen des Hn. Pr. Lamberts. Von G. Plouquet. Mit aller Höflichkeit und unter wiederholten Lobeserhebungen wird hier behauptet, daß

die

die Lambert. Zeichnungsart mangelhaft, unbeständig und zum Theil widersprechend sey; zu falschen Zeichnungen verleite, u. s. f. Das sonderbarste ist, daß Hr. Pl. gleichwol auf eine sehr sinnreiche Art zeiget, wie die Lambert. Zeichnungen, durch die anfängliche Congruenz und nachherige Hinweglassung der Linien, sich in der That in seine eigene Methode verwandeln. Allein eben diese Linien sind, nach unsrer Einsicht, das vorzügliche an der Lamberischen Methode, weil sie die Begriffe nicht so willkührlich, sondern auf eine natürliche und angemessene Weise bezeichnen. So bald man die Vordersätze gezeichnet hat; so ist der Schlußsatz schon zugleich mit gezeichnet, und fället, eben so wie die Fehler der falschen Folgerungen, von selbst in die Augen. Die Veränderung so Hr. Pl. mit diesen Constructionen vornimmt, macht sie zu seiner eigenen Voraussetzung, der nothwendigen Identischen Form der Sätze, brauchbar, und in so ferne findet Hr. L. in seinen Erinnerungen nichts dagegen einzuwenden.

12) Lambertische Erinnerungen auf die vorhergehende Untersuchung; in den Leipziger Anzeigen. Es wird hier vornemlich gezeigt, daß man jeden bejahenden Satz gleichsam von vier Seiten her betrachten könne; und so stellet sie die Lambert. Zeichnungsart vor. Eine von diesen Seiten zeigt das Subject und Prädicat unter der Form oer Identität; und diese zeichnet Hr. Pl. ganz allein, weil er sie für die einzige hält, oder weil er läugnet, daß man die Sätze von einer andern Seite her betrachten könne. Lamberts Methode hat dadurch offenbar den Vorzug der grössern Allgemeinheit des Ausdruckes; sie bedarf keiner Umschreibung der Sätze; hingegen ist sie, wie es ihr Erfinder ausdrukt, mit mehrern Unbestimmtheiten der Erkenntniß beladen.

 14) In

14) Jenaische Urtheile über den Plouquetisch Calcul und die Lambertische Constructionen. W unterschreiben sie in allen Stücken, nur nicht darin daß einem Anfänger das Calculiren nach Plouq. l leichter falle, als die Lamberti Methode; bey uns w nigstens haben wir das Gegentheil deutlich wahrg nommen.

15) Plouquets Antwort auf die Lambert. Erinn rungen, und disseitiger Beschluß. Hr. Pl. bleibt d bey, daß die Sätze nur auf eine einzige mögliche A betrachtet werden können, und hält die vier Lamber Auslegungen für nichts anders, als verschiedene gram maticalische Wendungen. Zulezt nimmt er die, i den Erinnerungen geschehene Ausforderung an, d Gründe einer daselbst entworfenen neuen Zeichnung art aufzusuchen, ob er gleich noch nicht versichert i daß L. selbst damit rechnen könne. Sie bedient si der gewöhnlichen Ausdrücke und Operationszeiche der Buchstaben-Rechenkunst. Wir zweifeln ob Hr. mit der Auflösung seiner Räzel zufrieden seyn werd Er sagt deutlich: Substanzen werden durch das Ze chen + zusammengesezt (wir verstehen, ohngefähr wie Theile im Ganzen.) Dieses kann man mit den Plouquet. vernünftigen Geschöpfe und sterbliche Thier nicht thun; aber vielleicht, nach dem gewöhn lichen Begriff, mit Leib und Seele oder dergleiche etwas, und denn ließe sich auch die Seele wieder von Menschen subtrahiren und es bliebe der Leib übrig Denn das Subtractionszeichen bedeutet eben so wenig eine Subtraction oder Differenz der Qualitäten, son dern, wie wir muthmaßen, der Substanzen, die vor hin als Theile in Verbindung gedacht wurden. Es bliebe auch sonst keine Bedeutung für die Multiplica tion und Division übrig, von denen Hr. L. verlangt, daß man durch sie die Gegenwart oder Abwesenhei

ge

gewisser Bestimmungen oder Eigenschaften andeuten soll. Den zum Beyspiel gegebenen Satz des Hrn. Ploucquets: Alle Menschen A sind vernünftige M Geschöpfe (geschaffene) B und sterbliche μ Thiere G, wird Hr. L. vermuthlich nicht so ausdrücken $A = m\,B + \mu\,C$, sondern, im Fall er am Satz selbst nichts zu erinnern hätte, vielleicht so $A = m\,B\,\mu\,C$; und alsdenn würde sich auch damit rechnen, und $\frac{A}{B} = m\,\mu\,C$ etwa so lesen lassen: Allen Menschen, denen der Begrif des Geschöpfes abgehet, bleibet der Begrif des sterblichen und vernünftigen Thieres übrig. Will man einwenden: dieses Thier C ist aber erschaffen, und kann also dem ungeschaffenen Menschen nicht gleich gesezt werden; so antworten wir, man hat also übel gethan, das B überall in die Gleichung zu bringen, und es wäre an $A = m\,\mu\,C$ genug gewesen. Denn wenn das Thier ein durch p bestimmtes Geschöpf ist, so wird $C = p\,B$ und durch Substitution bekäme man $A = m\,\mu\,B\,C = m\,\mu\,p\,B^2$, einen Satz der falsch wäre, und aus diesem Grunde, nicht durch Fehler der Rechnungsart, falsche Resultate gäbe. Uebrigens dünkt uns, der Hr. Pr. Pl. stosse sich hierbey ein wenig ohne Ursache an dem Begriff des Dividirens; Sieben Menschen, sagt er, dividirt durch den Reichthum, würden etwas undenkbares seyn! nicht undenkbarer, als die Fläche durch eine Linie, oder die Masse durch die Geschwindigkeit dividiret.

Den Beschluß der Sammlung machen ein paar Anmerkungen: Vom Ursprung der allgemeinen und abgezogenen Begriffe, und: Ueber Leibnitzens Difficultates logicas in den Oeuvres philosophiques de feu M. de Leibniz.

I.

XVII.

Betrachtung über die neue philosophische Vorstellung der Dreyeinigkeit, welche der Hr. Prof. Meier in Halle geliefert hat, oder Entwickelung der Frage: Sind die göttlichen Personen Substanzen oder Accidenzien, oder keines von beyden? aufgesezt von M. Georg Friedrich Seiler, Diac. zu St. Moriz und Pastor an der heil. Kreuzkirche zu Coburg. Breslau, bey Joh. Michael Gampert, 176 8. 116 Seiten.

Wenn so ein Wahrheit liebender und bescheidner Gelehrter gegen den andern schreibt, wie hier der Verf. gegen Hr. Meiern gethan hat, so kann man hoffen, daß Leser, welche die streitige Sache verstehen, und ohne schon Parthey genommen zu haben, die beyderseitigen Gründe gegen einander abwägen, dadurch veranlasset werden, ihr Urtheil vor oder wider dieselbe mehr zu befestigen. Hr. Meier hat als ein christlicher Philosoph in der guten Absicht alle Anstöße, welche die Vernunft an der christlichen Lehre von Gott dem Vater, Sohn und heiligem Geist nehmen könnte, zu heben, nach allen Spizfündigkeiten der Metaphysik zu behaupten gesucht, daß solche drey Grundrealitäten oder Grundaccidenzen in der göttlichen Substanz wären, vermöge welcher dieselbe auf eine dreyfache Weise vor sich bestehe, ohne daß sie dadurch vervielfältiget und ein zusammengesezetes Ding würde. In so fern sie auf die erste Art subsistire, hieße sie der Vater u. s. w. Er hatte dieses daraus geschlossen, weil die drey Personen ent

entweder Substanzen oder Accidenzen seyn müßten, und das erstere, ohne die Gottheit zu vervielfältigen, nicht seyn könnten; es übrigens aber den Gottesgelehrten überlassen, ob zur Vorstellung der Dreyeinigkeit nach einer richtigen Auslegung der heil. Schrift weiter nichts gehöre. Hr. Seiler sucht nun die Meiersche Hypothese zu widerlegen. Wir treten seinem Urtheil völlig bey, daß der Philosoph ohne die heil. Schrift von diesen und jenen Lehrsätzen der christlichen Religion nicht hinlänglich urtheilen könne, und sind überdies noch der Meinung, daß bey Auslegung der heil. Schrift zur Aufklärung der darinn enthaltenen Sätze wohl die Philosophie des gesunden Verstandes oder gemeinen Lebens sehr brauchbar sey, aber die Subtilitäten der trockenen Metaphysik eben keine erhebliche Dienste thun können. Denn wenn man dem Metaphysiker zeigen kann, daß er seine spizfindigen Begriffe, sie mögen an sich so richtig seyn, als sie wollen, bey einer Schriftstelle am unrechten Orte anbringt, und damit den gesunden, natürlichen Verstand der Worte daraus wegphilosophirt; wenn er zugestehen muß, daß die Aussprüche Jesu und seiner Apostel für die damaligen Menschen, welche sich ja zum Verständnis der Worte mit der Metaphysik nicht helfen konnten, dennoch einen richtigen und klaren Sinn müssen gehabt haben, so ist doch alle seine noch so gut gemeinte Mühe in manchen Fällen vergebens, und die christlichen Lehrsätze sind in Gefahr durch ihn eher verdunkelt und verwirrt gemacht, als in grösserer Klarheit vorgestellt zu werden; denn viel Verwirrung in der Theologie ist ohnstreitig daher gekommen, daß man nach platonischen und scholastischen Begriffen zum Theil die Schrift hat erklären wollen. Nach diesem sehr sicheren Principium hat denn auch der V. mit aller Bescheidenheit gegen Hrn. Meiers philosophische

phische Einsichten aus mehreren Schriftstellen gezeiget, daß der Vater, Sohn und heil. Geist, wofern diese Stellen nicht allen Verstand verlieren sollen, unmöglich das seyn können, was jener daraus macht, sondern Substanzen, oder für sich bestehende Supposita seyn müssen. Was den Sohn anbetrift, denn von dem Vater giebt es jedermann zu, hat er solches unwidersprechlich bewiesen, nur aus Joh. 1, 11. und 1 Tim. 3, 16. wird zu viel geschlossen, und gegen den exegetischen Beweis für die eigene Substantialität des heil. Geistes, den der sonst so gründlich denkende Verf. für vollkommen ausgiebt, möchte Hr. Meier oder ein anderer Philosoph, der mit der bibl. Vorstellungsart bekannt ist, wohl viel unbeantwortliche Einwendungen machen. Wenn man die Erklärungen, welche die Unitarier von den angeführten Schriftstellen geben, gründlich widerlegen wollte, so müßte man beweisen können, daß ähnliche Stellen des A. Testaments, worinn von dem heil. Geist geredet wird, sich nicht verstehen liessen, ohne denselben zu einer vom Vater ganz verschiedenen Substanz zu machen, und daß die alten Juden sie auch allemal so verstanden hätten. Kann man das nicht beweisen, so wird der Unitarier immer sagen, Jesus redet von der Sendung des heil. Geistes vom Vater in den Vorstellungen und Redensarten, wie die Propheten davon redeten; in dem Sinn, in welchem es die Juden nahmen, wenn ihnen Gott sagen ließ: Ich will meinen Geist in euch geben, oder wenn ein Prophet sagte: Der Geist des Herrn ist über mir, oder David betete: Nimm, o mein Gott, deinen heiligen Geist nicht von mir. In demselben Sinn musten es die Apostel auch nehmen, wenn sie Jesum, ohne eine neue Erklärung hinzuzufügen, vom heil. Geist reden hörten, und nachdem sie ihn empfangen hatten, selbst zu andern bekehrten Juden davon

rede-

redeten. Ein ehrlicher und verständiger Zweifler an der vom Vater unterschiedenen Personalität des heil. Geistes wird sich wenigstens, wie uns dünkt, stärkere Beweisgründe dafür ausbitten, als diejenigen sind, welche aus Joh. 16, 13. 1 Cor. 12. Apostelgesch. 2, 4. 1 Joh. 5. u. s. w. genommen werden können, und er wird widerlegt werden wollen, daß die Taufformel was anders hieße, als auf das Bekenntniß des Vaters rc. oder auf den Glauben an den Vater, Sohn und heil. Geist. — Uebrigens hat der Verf. auch darinn vollkommen Recht, daß sich die Ausführung des Erlösungswerks von keinem andern, als von einer von dem Vater ganz unterschiedenen, für sich subsistirenden Person gedenken lasse. Denn es haben wohl weder die apostolischen Lehrer, noch die ersten Glieder der christlichen Gemeinden jemals auf die Idee kommen können, daß eine Grundrealität, ein Accidenz, oder modus subsistendi in Gott, sich mit dem Menschen Jesu Christo vereiniget, und sich zum Opfer der Versöhnung für eine sündige Welt dahin gegeben habe. Wenn es ein Zeichen eines unphilosophischen Kopfes ist, daß der Recensent sich die Gottheit Christi als kein Accidenz (wohl zu merken, nach dem richtigen Begriff, worinn Hr. Meier dies metaphysische Kunstwort nimmt, daß ein Accidenz in Gott wesentlich zu ihm gehöre) in Gott vorstellen, und bey den Zeugnissen der heil. Schrift von Jesu dem eingebohrnen Sohn Gottes und dem Mittler zwischen Gott und dem Menschen, so wenig wie der Verf. das denken könne, was jener Weltweise will, so muß er auf die Ehre des philosophischen Scharfsinns freylich Verzicht thun, und er gesellet sich in dieser Absicht ganz gerne zu den Gottesgelehrten, von denen der Verf. dem Hrn. Meier zeiget, daß sie so, wie die Verf. der Augspurgischen Confeßion, ganz etwas anders von der

Drey-

Dreyeinheit gelehrt haben, als er, Hr. M., glau
daß man davon lehren müsse.

Aber nunmehro ist auf der andern Seite die Fra
hat denn Hr. Seiler, so gründlich auch die Anm
kungen sind, die er beyläufig über die streitige Sa
macht, an seinem Theil die christliche Lehre von G
dem Vater, Sohn und heiligem Geiste (oder die
genannte Dreyeinheit) so vorgestellet, wie ein auf
klärter Bibelleser, der mit dem gewöhnlichen Lehr
griff ganz unbekannt wäre, sie darin finden wür
oder gar nothwendig finden müßte? Und hat er i
sehr erheblichen Einwurf des Hrn. M. völlig entkr
tet, daß die Gottheit vervielfältigt, und ein fei
Tritheismus gelehret werde, wenn man den So
und den heil. Geist auf gleiche Art, wie den Va
auch zu besondern für sich bestehenden Person
Suppositen, Subsistenzen, Hypostasen, kurz zu Su
stanzen macht? denn man mag noch tausend philo
phische Kunstwörter erfinden, was kein Accidenz
muß doch eine Substanz seyn? Wir würden uns
freuet haben, wenn der Verf. den gewöhnlichen Le
begriff davon in ein größeres Licht gesetzt und n
neuen Gründen unterstüzt hätte. Allein er sagt w
ter nichts, als was man seit der Nicänischen K. V
sammlung zu allen Zeiten gesagt hat, um sich geg
den Vorwurf des Tritheismus zu schützen; nemlich
drey Substanzen sind nicht außer einander, doch h
ben sie das göttliche Wesen mit einander gemein. H
Meier hat dies ganz gewiß längst gewußt, aber eb
dieses hat ihm keine Genugthuung gegeben, und kan
sie auch dem nachdenkenden Weltweisen nicht gebe
Drey für sich bestehende Substanzen, sagt der Unit
rier, (und Hr. M. mag es uns nicht übel nehme
seine Hypothese ist so unitarisch, als etwas seyn kan
deren jeder das göttliche Wesen in dem höchsten G

gr

griff zukommt; als ὑμόςτοι, und doch nicht drey ausser einander? sondern, was denn? nothwendig in einander? Die ewige Mittheilung des Wesens vom Vater an den Sohn, ohne daß jener das Principium und dieser das Principiatum sey; ohne daß der, der mittheilt oder etwas giebt, vor dem andern, der mitgetheilt bekommt, oder dem etwas gegeben worden, gedacht werde? Soll es so seyn, so begehre ich das als Philosoph, der ich mit aller Bescheidenheit die Schranken meiner Vernunft erkenne, nicht so anschauend klar einzusehen, wie ich andere Dinge einsehe, sondern ich verlange nur, daß man mir zeige, wie das ohne Widerspruch gegen die ersten unumstößlichen Grundsätze der menschlichen Erkenntniß, denkbar sey; denn die unbegreiflichste Sache, die ich auf Glauben annehme, weil ich Gründe dazu habe, muß sich doch denken lassen; und nachdem uns das Geheimniß von Gott dem Vater, Sohn und heil. Geist offenbart worden, ist es im biblischen Verstande kein Geheimniß mehr, sondern nach den Ausdrücken der heil. Schrift läßt es sich gar wohl denken, ob wir gleich nicht alles, was damit zusammenhängt, vollkommen begreifen können, welches auch nicht nöthig ist — Diese Foderung des Unitariers aber hat Hr. Seiler, so viel wahres er auch gegen Hrn. M. vorträgt, noch nicht geleistet; sondern sich begnügt, den bekannten Lehrbegriff der Kirche vom Vater, Sohn und heil. Geist, mit so vielen Einschränkungen und Verwahrungen gegen die vorgeworfene Dreygötterey aus einander zu setzen, als es sich in alten und neuern Zeiten von den scharfsinnigsten Gottesgelehrten hat thun lassen.

Also wäre ja weder Hr. M. auf der einen, noch Hr. S. auf der andern Seite, indem sie beyde in der würdigsten Absicht die Lehre der geoffenbarten Religion mit der Lehre der natürlichen vereinigen wollen,

der

der Klippe ausgewichen, an welche der nach Wa
heit forschende christliche Philosoph anstößet? W
jemand das denken sollte, so können wir nicht dar
nur muß er sich auch gefallen lassen, der Ehre ei
philosophischen Kopfs zu entbehren, welche Hr. S
ler wieder an seinem Theil denen abspricht, die
drey für sich bestehende, obgleich ein und ebendaße
Wesen habende Substanzen nicht in einem Subj
vorstellen können. Fände sich indessen zwischen
Wegen, welche diese Männer jeder für sich zu ein
Ziel gehen, noch etwa ein Mittelweg, der auch dal
führete, so müßte man sich schon behelfen und zuseh
wie man ohne Philosophie, welche man gegen di
Herren, man mag es halten mit wem man will, ni
behaupten kann, darauf fortkäme. Und das dün
uns kann der ehrliche Schriftforscher vortreflich, we
er sich mit einer von aller metaphysischen Spitzfind
keit freyen und lehrbegierigen Vernunft das Zeugn
Jesu und seiner Apostel darüber zurechte weisen läß
und sich bloß an den Vorstellungen hält, welche i
biblischen durch keine Künsteleyen des Vernünftlers
oder so gedrehten Ausdrücke natürlicher Weise b
ihm veranlassen müssen. Es könnte etwa seyn, d
die Hypothese, auf welche man dadurch geleitet würd
als sehr irrig verschrien wäre. Aber ist denn H
Meiers Vorstellung von der Dreyeinheit, oder d
andere, worinn die ὁμωσια dreyer außereinander b
findlicher Substanzen behauptet wird, weniger H
pothese und dabey zu irren weniger möglich? Wenn i
nur von dem Vater, dem Sohn und dem heilig
Geist das glaube, was mich die heil. Schrift dav
deutlich und klar lehret und die aufgeklärteste Vernun
nicht widerlegen kann; wenn ich mich nur in meine
sittlichen Verhalten darnach richte, so wird mir kei
einzige Hypothese, ich ergreife, welche ich wolle, g
me

meiner Seligkeit hindern, und weder meinem Glauben, noch meiner Moralität den geringsten Eintrag thun. Hr. M. sagt mit gutem Grunde, mit Ungelehrten müsse man sich auf die Frage: Ob die Drey in Gott Substanzen oder Accidenzen wären? gar nicht einlassen; das heißt in andere Worte übersezt! diese blos gelehrte Untersuchung gehört überall gar nicht für den gemeinen Christen. Und wenn Hr. S. es recht bedenken will, so wird er finden, daß das eigentliche Christenthum feste auf seinem Grunde bestehen bleibe, und keine einzige Heilswahrheit dabey verlohren werde, der spekulirende Theologus nehme eine Hypothese an, welche ihm der Schrift und Vernunft die gemäßeste dünket. Denn unleugbar wahr ist es doch, man mag dem ungelehrten Christen von der Trinität Erklärungen geben wie man will, er wird sich allemal in Gott nur ein Wesen denken, Jesum mit der Vorstellung seines menschlichen Leibes als den Sohn Gottes und seinen Erlöser ehren, und von dem heiligen Geist wünschen und hoffen, daß er das Gute in ihm wirke, wozu er entschlossen ist und wonach er strebet.

V.

XVIII.

D. Joh. Gottl. Gleditsch d. Arz. und Kräuterk. Prof. zu Berlin f. w. vermischte physikalisch-botanisch-ökonomische Abhandlungen. Erster Theil. Halle Curt 1765. 318 Seit. Zweyter, 1766. 440. S. Dritter, 400 S. in gr. 8.

Es sind für den Naturkündiger und noch mehr für den denkenden Haus- und Staatswirth angenehme und wichtige Gegenstände, die Hr. G. mit der ihm eignen Gründlichkeit bearbeitet.

Einige dieser Abhandlungen sind schon einzeln a
aus den Schriften der Berl. Akademie bekannt u
hier nur vermehret: andre sind bisher noch ungedr
gewesen.

Die künstliche Befruchtung des Palmbaum
die Hr. G., wie bekannt, vorlängst unternomm
und beschrieben, ist auch hier T. I. eingerükt. Er
sie 1759. und 1767. mit gleich glüklichem Erfo
wiederholt. Zu gleichen Versuchen schlägt er T. I
den Apfelbaum sonder Blühte vor, der eine vom n
den Holzapfel (Malus silvestris) ganz abgesonde
Art und eigentlich eine staudige Unart des Paradi
apfels (Malus Pumila) ist. Er hat weder B
menkrone noch Staubträger und Staubhülsen: so
dern blos den Fruchtknoten mit dem Staubwege, d
sich in einige dicke Narben vertheilt, die an ihren
was eingebognen Spitzen deutliche Oefnungen zeige
Wahrscheinlich tragen Bienen u. a. Insecten d
Fruchtstaub ihm zu.

Um die schnell vergänglichen Schwämme in A
zahl vergleichen und endlich einmal näher bestimm
zu können, wünscht Hr. G., sie möchten in Wac
oder Metall abgegossen werden — (uns fielen au
Gipsabdrücke ein) — und es wäre eine einem Fü
sten würdige Veranstaltung; die in Wachs poussirte
Schwämme in einer Porcellanfabrik mit ihren Farbe
verfertigen zu lassen.

Ein falsches Nordlicht von ungemeiner Helle un
Pracht ward durch das Aufsteigen der kleinen schwar
zen Hügelameisen verursacht, die ihre Flügel erhalte
hatten. Den Maulwurf u. a. Thiere beerdigt de
Aaskäfer (silpha vespillo Linn.) mit vieler Kuns
und Mühe: ist auch nicht blos mit dem Fleische zu
frieden; sondern sucht seine liebste Nahrung aus de
Gelenken, an Knorpeln und zwischen Flechsen. Di

Zug

Zugheuschrecke hat der Naturforscher durch alle Perioden ihres Lebens aufmerksam verfolgt und prüft dabey eben so sorgfältig die Anstalten dagegen, als er ihre Naturgeschichte berichtigt. Des Gr. Marsigli Meerpomeranze, die in den Seen der Mark häufig ist, ist eine dem Bofist und den Trüffeln ähnliche ulva globosa und kommt den Thierpflanzen nahe. Der in der Mark häufige Knochstein (osteocolla) ist nichts, als ein Gemische von Sand und Kalkerde, das in die Höhlungen verfaulter Wurzeln eingedrungen ist, und seine Gestalt darnach überkommen hat. Die Versuche, was der im Luftstaube enthaltne Saamen für Arten von Schimmel, Erd- und Zitterflechten in verschiedener Höhe hervorbringen werde, sind merkwürdig und verdienen fortgesezt zu werden. Wirklich möchten die näheren Beobachtungen über die Erzeugung und Entwickelung dieser ziemlich einfachen Producten der Natur mit der Zeit noch mehr Licht über die mehr zusammengesezten ausbreiten.

Nicht alles, was über diese und andre Gegenstände der Natur gesagt wird, ist ganz neu: aber es ist wenigstens nach neuen sorgfältigen Untersuchungen wieder beschrieben und berichtigt. Man merkt schon hieraus, daß Hr. G. über alles, was ihm in der Natur aufstößt, beobachtet und seine physischen Kenntnisse auf die gemeinsten Begebenheiten verwendet, die wir nur zu sehr übersehen und dafür immer Raritäten haschen. Aber die meisten und wichtigsten Abhandlungen sind noch mehr gemeinnützig.

Es giebt eine Menge inländischer Pflanzen und Hr. G. zählt in der Mark 52., die in Ermangelung der Eichenlohe in Lohgärbereyen gebraucht werden können. Sie geben alle nicht anders, als im Fall der Noth, Weidekräuter ab, und ihr Kennzeichen ist, wenn der Absud davon mit Eisenvitriol eine dunkle

oder schwarze Farbe erhält. Denen, die sich Cede
zerchenwälder und Cypressen wünschen, wird s
recht vorgehalten, daß sie, was sie leichter und be
haben können, das so nüzliche und eisenfeste Wa
older- und Eichenholz vernachläßigen. Eichen u
Fichtenarten verpflanzen; gelingt selten, weil es
nen im wilden Wuchse an Haarwurzeln fehlt, die, we
man vorher gute Erde an die Thauwurzeln brin
sich leicht erzeugen und den Baum zur Verpflanzu
geschikt machen. Durchaus wird die schlechte B
handlung der Förste gerügt und zu besserer Handh
bung und Ansäung vornemlich von Eichen, werd
nüzliche Räthe mitgetheilt. Sehr nuzbar ist auch d
Abhandl. von Hecken, und Zäumen und denen in v
schiedner Absicht dazu dienlichen Sträuchern s. w.

Bey dem Brand im Getraide hält Hr. G. d
Insecten nur für zufällig und sezt ihn in einer verkeh
ten Gärung, Erhitzung und Fäulniß der zarten saftig
Theile der Pflanzen, besonders in den Befruchtung
werkzeugen. Zeitiges oder auch unzeitiges, unglei
getroknetes, naß eingebrachtes, erhiztes und dumpf
gewordnes Getraide prägt schon dem Pflanzenkein
und dessen Lappen (cotyledonibus) im Saamen d
Disposition zum Brande ein. Dem Mutterkorn
das er vom Brande richtig unterscheidet, schreibt
doch die gefährlichen Folgen, Krämpfe s. w. zu, d
in neuern Zeiten so zuversichtlich geläugnet sind un
der Rec. hat Erfahrungen vor sich, die ihn zwingen
den Alten und Hr. G. beyzutreten.

Der erstaunend lebhafte Wuchs der Tartuffel
staude, die selbst an bemooßetes Holz sich ansaugt und
Knollen treibt; auch aus Schnittlingen der Stenge
sich fortpflanzt und Frucht trägt, giebt ihm Gelegen
heit, zum Lobe und zum Anbau derselben etwas z

sa

sagen; auch die Physik der Augen (gemmarum) zu erörtern.

Die beste vegetabilische Seide oder Wolle hat Hr. G. von der Binse (Eriophorum Linn.) und vom syrischen Apocyno erhalten; handelt aber auch von den übrigen wolltragenden Gewächsen und erzählt verschiedne Versuche damit.

Sehr wichtig sind die Abh. über die Schaafweide. Hr. G. giebt ein Verzeichniß nicht nur der den Schaafen zuträglichen Gewächse auf hohen, troknen und guten mittlern Gegenden (C. I.) und macht noch wichtige Zusätze dazu bey der Gelegenheit, da er die Sandschollen in der Mark betrachtet: sondern er liefert noch B. III. ein andres Register der Kräuter, die im geilen und fetten Boden wachsen; an sich gut und nahrhaft sind: aber wegen ihrer Unreinigkeit, und wegen der rohen schleimigen Säfte den Schaafen gemeiniglich die Fäule u. a. Zufälle zuwege bringen. Diese Abhandl. sind voll nüzlicher Anmerkungen über die Schaafzucht, den Wechsel der Weiden, den Gebrauch des Salzes s. w. wobey Hr. G. mehr auf die Gesundheit des Viehs und Erziehung feiner Wolle, als auf Mast und Milchung sein Augenmerk richtet. Außer dem Schaafschwingel (festuca ovina) rühmt er zur frühen Weide das kleine Eschalottengras (Poa bulbosa) und einige alljährliche Trespen, die daher Poa ovina und Bromi ovini zu heißen verdienten. Zu den Arzneykräutern für die Schaafe gehört vorzüglich der Gundermann.

Die Sandschollen in der Mark kommen doch meistens dem unvorsichtigen Abtreiben der Kien- und Eichenheiden zu Schulden. Wie sie stehend zu machen und wieder in Forsten, Weiden oder Aecker zu verwandeln, darüber ertheilt Hr. G. nach den Umständen gar verschiedne und mit vieler Beurtheilung

anzuwendende Räthe, an denen man den Gelehrten erkennt, der erfindsam ist, aber nicht ohne Ueberschlag projectiret; der an Ort und Stelle sich eine Kunde vom Landwesen, vom Bauern und von den vielfachen Hindernissen erworben hat.

Eben so voll von nüzlichen und reifen Anmerkungen ist die Betrachtung des Bienenstandes in der Mark, in der besonders die wilden und zahmen, jährlichen und perennirenden Bienengewächse mit außerordentlicher Sorgfalt gesammelt sind.

Es ist bekannt, wenn Wege durch morastige Niederungen gelegt werden sollen, wie kostbar das Dämmen und Brücken sey, und wie kurz die mit vielem Aufwande eingelegten Faschienen dauern. Hr. G. räth also, hiezu das Riedgras mit seinen weitschweifigen verwickelten festen Wurzelbilten anzuwenden und giebt beyläufig ein Verzeichniß der in Sümpfen, Rohr u. a. Wiesen häufigen Gewächsarten.

Wir übergehen noch verschiedne Abhandlungen vom Spergel, der Röthe, dem Kümmel, dem Hopfen s. w. von deren keiner man ohne Unterricht weggeht. Selbst ein paar Abh. von der Thyrsine (ehemals freylich noch species Asari Linn: aber in der neusten Ausgabe hat der Ritter eine eigne, Cytinus Hypocystis, daraus gemacht) und dem Aegolethro Plinii scheinen dem ersten Anblicke nach blos kritische Untersuchungen zu seyn: aber in jener wird von der Natur der Saugepflanzen (plantae parasiticae) und hier von verschiednen dem weidenden Viehe schädlichen Kräutern gehandelt.

Allerwärts giebt Hr. G. seinen Gewächsen ihren wahren botanischen Namen, aus dessen Unkunde in den Haushaltungsbüchern so viel Irrungen erwachsen sind. Auch sammelt er sehr sorgfältig die deutschen Namen, und es werden nicht viele seyn, die uns den

großen

grossen Dienst thun könnten, uns die Linnäischen oder andre Species plant. mit deutschen Namen und zwar den bequemsten unter so vielen zu liefern, damit doch auch diese einmal endlich eine gewisse Festigkeit und Allgemeinheit erhielten, da sie noch immer in jedem Buche und in jeder Provinz anders sind.

Wir haben den Hauptinhalt der Abhandl. angezeigt: aber der allein ist noch nicht der Inhalt des Werks. Hr. G. hält mehr, denn er verspricht. Beyläufig werden noch viel wichtige Anmerkungen eingestreut. Der Lerchenbaum geräth doch in der Mark nicht so gut, als man auswärts gesagt und als es wirklich Anfangs geschienen hat. Unser gemeines Farrenkraut (Filix foemina) räth er auf Seife, Pottasche, zu Glas und zum Gärben besser zu nutzen. Die kräftige frischgebrauchte Wurzel des Bergbaldrians scheint ihm die Serpentaria entbehrlich zu machen III. S. 343. Gewiß übertrift die balsamische terpentinhafte Wurzel des Sandriedgrases (Caricis arenariae) bey weiten die berufne Sassaparille nach bereits sichern Erfahrungen III. S. 383. Man findet III. S. 165. f. eine Hornviehseuche beschrieben, die in einem Entzündungsfieber mit Blutharnen bestand und vom Genuß früher scharfer Gewächse, aus dem Geschlechte der Anemonen besonders, entstanden war. (Wo Busch- und Holzweide gewöhnlich sind, findet sich dies häufig und ist auch diese Art Seuche nicht unbekannt, obwol sie nur ein höherer Grad des ordentlichen rothen Wassers ist.) Dergl. speciale Anmerkungen giebt es viel und der allgemeinen sind nicht weniger: alle aber sind sie gemeinnützig und die Vorschläge thunlich. So viel ist es werth, wenn ein Mann voll Physik und Naturgeschichte, der mit Land- und Bauart eben so genau bekannt ist, sich auf Aecker und Wiesen hinstellet, über alles, was ihm im Wege

liegt, beobachtet; gegen keine Kleinigkeit spröde ist, so bald sie aus der Natur ist; der alles beym Lichte der Naturkunde aufzuklären, Geschik, Muth und Geduld hat; Landwirth ist, der die Natur kennt, und Naturkundiger, der alles auf Wirthschaft nuzt.

Wirklich findet der Trupp unsrer Wirthschaftsbesserer jezt unter den Schweden und unter uns selbst Vormänner, die in dem Geiste zu schreiben anfangen, der einen wahren Wachsthum der Oekonomie vorbedeutet. Man übersah sonst oder verschmähte, was man hatte und war erpicht und versprach sich alles von dem, was man nicht hatte. Man sucht jezt hie und da die Natur zu kennen, wie sie in jeder Gegend sich artet; man läßt es sich sauer werden, Gräser, Farren und Moose zu beobachten, die man mit Füssen trat; man merkt es, die Natur bey uns wolle nur erkannt und nachgeholfen und unsre Oekonomie verbessert, aber nicht umgekehrt seyn. Wenn wir auf einer Seite mehr Münchhausen Hohenthale s. w. und auf der andern mehr Gleditsche, Schrebern s. w. erhalten: so werden unsre ökonomische Einsichten für ihr spätes Aufkommen durch Richtigkeit und Reife sich schadlos halten. Und sollte der ernste, ämsige, geduldige Forschungsgeist unsrer Nation, der der Oekonomie so angepaßt ist, uns in der That nicht Hofnung machen, sie werde einmal zu unsern vorzüglichen Nationalkenntnissen gehören? Wirklich hat sie bey uns gelitten, weil wir zu Hause unser Gutes nicht kannten und unsre Verbesserungsliebe mit einer unprüfenden Epotitomanie beflekt war. Wir sprachen von Säemaschinen und Hennegauer Sensen, wir säeten Timothygras, das wir selbst haben, und unsren Schaafen nicht gedeyhet; wir sahen unsre Häckerlinglladen in Londner Stichen mit Verwunderung an, und hatten sie in der Scheuer. Darüber verlohr mancher den

den Rath, weil seine ersten Begriffe wild giengen und Gewährsleuten nachliefen, die am Pulte säeten und ärndeten. Darüber ist das Verbessern selbst anrüchtig geworden und manchem ehrlichen Deutschen ist es gegangen, wie Voltärens Ackerhelden, der sein Kornfeld mit Artischocken bepflanzte und als die Mäuse sie frassen und der seeligen Tante Erblaß dabey eingebüßt war, dem homme aux quarante écus zurief: mon cher Msr., encore une fois, gardez Vous des Charlatans.

Y.

XIX.

Johann Friedrich Fresenius, Inspectoris und Oberpfarrers zu Schlitz. Abhandl. von der Rechtfertigung eines armen Sünders vor Gott, worinn dieselbe in ihren wahren Gründen vorgestellet, dabey auch der richtige Weg dazu zu gelangen, die Bestätigung in derselbigen, samt den herrlichen Früchten, welche daraus erwachsen, deutlich gezeiget und das ganze evangelische Christenthum daraus hergeleitet wird. Mit einer Vorrede Johann Philipp Fresenius, weyland der H. Schr. Doct. und des evangel. Predigtamts zu Frf. Senioris. Frankf. und Leipzig, bey Heinr. Ludw. Brönner. Erster Theil, 1766. 8. 469 Seiten. Zweyter Theil, 1767. 8. 379 S.

Es ist besonders seit den Zeiten des Grotius, wie bekannt, unter den Gottesgelehrten gewöhnlich, daß die Lehre von der Rechtfertigung, oder der Begnadigung des Sünders bey Gott,

nachdem er ein im Grunde seines Herzens gebesserter und geheiligter Mensch geworden, proceßmäßig abzuhandeln. Dieser eben nicht sehr beyfallswürdigen Methode ist der Verf. auch gefolget, und hat diese Lehre nach einem sehr weitläuftigen Plan mit allen dahin gehörigen anderweitigen Wahrheiten bearbeitet. Wir wünschen, daß er in diesem weitläuftigen Buche die Verwirrung möchte vermieden haben, welche in den meisten Abhandlungen über diese Lehre zu herrschen pflegt, aber es ist nicht geschehen. Da wir nicht willens sind, einen vollständigen Auszug daraus zu machen, so liegt nichts daran, wenn jemand gleich das folgende mehr für ein eigenes Urtheil des Rec. über die Rechtfertigung, als für eine Recension des angezeigten Buches erklären sollte.

Die Rechtfertigung ist doch im Grunde nichts anders als das veränderte Urtheil Gottes über einen Menschen, dessen sittlicher Charakter, der vormals böse und unheilig war, in einen guten und heiligen verändert worden. So lange der Mensch arg gesinnet war, oder die Sünde über sich herrschen ließ, so lange sahe ihn Gott mit Abscheu und Mißfallen an, und der Mensch hatte keinen Antheil an seiner Gnade. Nunmehr fängt derselbe an durch die erkannte und mit gläubigem Beyfall des Herzens angenommene Wahrheit des Evangeliums, in sich zu gehen. Er fühlet seinen unglückseligen verderbten Zustand. Er wünschet davon frey zu werden. Es entsteht in ihm ein redliches Verlangen nach der Gnade Gottes, welche ihm das Evangelium verheißt. Diese unverdiente Gnade treibt ihn, sein Herz völlig Gotte zu ergeben. Er wird ein ganz anders gesinnter, gleichsam ein neuer Mensch, indem alle seine Begierden und Neigungen, welche sonst auf die Scheingüter der Welt, auf das sinnliche und böse gerichtet waren, nunmehr die gegenseitige Richtung auf Gott und das

wahre

wahre Gute bekommen haben. (Die heil. Schrift nennet das mit synonimischen Redensarten bald bekehrt und gebessert, bald erneuert, wiedergebohren, geheiliget werden; denn die Heiligung ist doch nichts anders, als das fortgesezte und immer zunehmende Werk der Sinnesänderung oder Bekehrung.) Und damit ist der Mensch unmittelbar gerechtfertiget, d. h. Gott vergiebt ihm um der Erlösung Christi willen alle seine vorigen Sünden und sieht ihn mit Gnade oder Wohlgefallen an. Und so wie er stuffenweise im Guten oder in der Heiligung wächst, so wächst auch der gnädige Beyfall Gottes über ihn. Die Versicherung davon auf Seiten des Menschen wird denn freylich in seiner Seele ein beständig wirksames Principium, welches seine geistlichen Kräfte verstärkt und erhöhet, daß er von einer Stuffe der Heiligkeit und der Tugend zur andern hinauf steigt. — So lehret es die Erfahrung einem jeden, der auf dasjenige Achtung giebt, was in ihm vorgeht, wenn er von dem Wege des Unglaubens und der Sünde auf die Bahn des Glaubens und der Gottseligkeit übertritt. Und so wird auch die Sache in der heil. Schrift vorgestellt, wenn wir sie recht verstehen wollen.

Hieraus erhellet klar, daß die Rechtfertigung oder das gnädige Urtheil Gottes über den bekehrten Sünder, wann hier je eine Zeitfolge statt finden soll, auf dessen Sinnesänderung und angefangene Heiligung folge, aber nicht vor derselben vorhergehe. Allein nach der eingeführten Lehrart, welche der Verf. ebenfalls beybehalten hat, bestimmt man die chronologische Folge dieser Veränderungen so: Erst thut der Mensch Buße, wird bekehrt, dann wird er gläubig darauf von Gott gerechtfertiget, und nun hinterher folgt erst die Besserung und Heiligung desselben. Ausser dem, daß die Rechtfertigung, welche nach dem eigenem

genem Urtheil des Verf. ausser dem Menschen vorgeht und eine Handlung Gottes ist, also gar nicht, wie gewöhnlich, in die Reyhe der Veränderungen des Sünders hineingerükt und zu einer Bedingung der Seligkeit von seiner Seite gemacht werden sollte, welches nur Verwirrung veranlaßt, halten wir es auch nicht für gut gethan, die Heiligung des Menschen von der Bekehrung zu trennen und solche als eine von ihr ganz abgesonderte und unterschiedene Sache anzusehen. Man muß wohl die Unmöglichkeit zugestehen, daß Gott, dessen untriegliches Urtheil der moralischen Beschaffenheit des beurtheilten Subjects aufs genauste entspricht, eine von ihm abgekehrte und in die unordentliche Welt und Lasterliebe versunkene Seele mit Gnade und Wohlgefallen, ansehen oder beurtheilen könne. Die Zeugnisse der heil. Schrift lehren auch unwidersprechlich, daß die Erlösung Jesu Christi dem Sünder nicht eher zu gute komme, bevor er ein neuer, in seiner Gemüths- und Lebensart veränderter Mensch geworden. Die Bekehrung in dem biblischen Verstande, nemlich den Glauben, oder die völlige Uebergabe des Herzens an Gott in Liebe, Vertrauen und Gehorsam, mit dazu genommen, muß also nothwendig vor der Rechtfertigung bey dem Menschen da seyn. Aber warum denn die Heiligung nicht? welche im Grunde nur ein anders biblisches Wort für jene ist, und sich, wenn ja überflüßige Distinctionen gemacht werden sollen, zu der Bekehrung verhält, wie die folgenden Gelenke an einer Kette zu den vorhergehenden. Eines hängt da mit dem andern unmittelbar zusammen; sie machen nur ein Ganzes, nur eine unzertrennliche Kette aus, und es findet keine Trennung und Absonderung, daß man etwas dazwischen setzen könnte, unter ihnen statt. Die Begnadigung des Sünders bey Gott zwischen dessen Bekehrung und Heiligung in

der

der Mitte stellen, heißt in der That die Kette seiner moralischen Veränderungen an einem Orte zerreißen und ein fremdes Gelenk einschieben, welches gar nicht hinein gehört. Wenn Heiligung noch was anders ist, als Bekehrung, wer soll denn die Grenzen bestimmen, wo diese aufhört und jene anfängt? Gerade da, sagt man, wo die Rechtfertigung erfolgt. Gut, aber wer kann denn den Zeitpunkt von dieser so genau angeben? Da sind wir also wieder, wo wir vorhin waren. Man muß nur merken, daß selbst das aufrichtige Verlangen des Sünders nach dem gnädigen Beyfall Gottes, die redliche Gesinnung, er wolle sich zu Gott wenden und ein rechtschaffener Christ werden, schon mit zur Heiligung gehört, und der erste unmittelbare Schritt dazu ist. Ist der Mensch so weit, so hat er wirklich schon den Weg der Besserung oder Heiligung betreten, von dem er wieder zurükweichen, auf welchem er aber auch fortgehen kann. Geschieht das leztere, so nimmt er in heiligen Gesinnungen, womit denn die moralischen Handlungen übereinstimmen, beständig zu, aber es läßt sich nach einer genauen Zergliederung der Begriffe nicht sagen, der bekehrte gebesserte Mensch sey noch unheilig, und der Zeitpunkt stehe ihm noch bevor, da er geheiliget werde. Der bekehrte Mensch ist auf dem Wege zur Seligkeit. Will man jemanden, der darauf schon weit fortgekommen ist, geheiligt, und den, der noch weiter zurük ist, zwar bekehrt, aber nicht geheiligt nennen, so wäre das freylich willkührlich. Aber, da es Verwirrung macht, wozu? Auf einem und eben demselben Wege zum wahren Ziel, befinden sie sich doch, und der eine kommt so gut dahin, wie der andere. Wird es also zur Vermeidung unnöthiger Unterscheidungen bey einem christlichem Unterrichte für andere nicht besser seyn, von der Bekehrung oder Besserung und Heili-

gung des Menschen als von einer [illegible] Sache zu reden?

Aber noch eines hierbey, was die successive Folge der Bekehrung und Rechtfertigung des Sünders betrift. Man kann mit Gewißheit sagen, es findet in Ansehung der Bekehrung oder Heiligung des Menschen, welche eine Veränderung in ihm ist, und zwischen seiner Rechtfertigung bey Gott, welche außer dem Menschen vorgeht und eine Handlung in Gott ist, eigentlich gar kein Unterscheid der Zeitfolge, kein Vorhergehen und Darauffolgen statt, sondern beyde erfolgen zugleich, sie laufen gleichsam beständig parallel und eine begleitet die andere zu gleichen Schritten. So die moralische Verfassung der menschlichen Seele, so das Urtheil Gottes von derselben zu ihrer Verdammung oder Begnadigung. So die Besserung und Zukehrung des Sünders zu Gott, so auch dessen gnädiges Wohlgefallen an demselben, Jes. 18, 24-28. Cap. 33, 14-16. beweisen das augenscheinlich. Hier ist eigentlich an kein Moment, daß eines früher und das andere später sey, zu gedenken. Gott hat durch den Erlöser J. C. dem reuigen und sich bekehrenden Sünder Gnade und Vergebung verheißen. Sobald der Mensch jenes geworden, so bald ist er auch dieser versichert. Eines erfolget zugleich mit dem andern. Wollte man hierauf mehr Betrachtung nehmen, so würde man die Christen in der Lehre von ihrer Begnadigung bey Gott mit der allegorischen Vorstellung eines langwierigen und förmlich juristischen Processes verschonen und die Menschen würden auf eine viel leichtere und kürzere Art wissen können, wie sie mit Gott daran wären, und wessen sie sich zu seinem Urtheil versehen dürften.

Darinn hat der V. freylich vollkommen recht, wenn er S. 303. und 304. des II. Theils behauptet: „der

„der vor Gott bey einem aufgewachten Gewissen zit-
„ternde Sünder könne nicht eher Lust und Antriebe
„zur Besserung haben, bis er wisse, er werde Gnade
„bey seinem Richter finden; er könne nicht eher seine
„eingewurzelte verkehrte Welt- und Eigenliebe samt
„den ihm so angenehmen fleischlichen Lüsten verläug-
„nen, bis er angefangen habe, Gott aufrichtig zu
„lieben.„ Dies ist in so weit ganz richtig, als einen
solchen Menschen Furcht und Angst vor Gott immer
von seinem guten Vorhaben zurükschrecken würden,
denn dieses meynt vermuthlich der V. mit der Redens-
art, „daß der Satan dabey mit seinen Anklagen
„einem solchen Menschen die Fessel noch gar zuschnüre.„
Allein folget denn daraus, daß der Mensch eher be-
gnadiget seyn müsse, ehe er gut und fromm geworden?
Nein, der Fehler, warum der V. einen solchen Trug-
schluß macht, liegt darinn, daß er die allgemeine Er-
klärung Gottes, in dem Evangelium, er wolle die
Sünder um Christi willen unter gewissen Bedingun-
gen begnadigen, von dem Urtheil desselben über die-
sen und jenen individuellen Sünder nicht unterschei-
det, da doch beydes nicht einerley, sondern so verschie-
den ist, als der Major in einem Syllogismus von
der Conclusion, die nicht eher richtig seyn kann, bis
der Minor unleugbar erwiesen ist. Von der Bereit-
willigkeit Gottes zu begnadigen, oder von seiner Ver-
söhnlichkeit muß der Sünder, bevor er Lust und Kraft
zur Heiligung bekommen kann, allerdings versichert
seyn, und das Evangelium Jesu giebt ihm diese all-
gemeine Versicherung. Aber die Anwendung, die
Schlußfolge davon auf sich, darf er nicht eher ma-
chen, bis es mit der Subsumtion seine Richtigkeit hat,
bis nemlich ihm sein Gewissen bey unpartheyischer
Prüfung sagt, daß er den Bedingungen nachgekom-
men, daß er ein neuer Mensch, etwa nicht blos im

dem

dem äußerlichen Lebenswandel, sondern in dem Grunde des Herzens verändert und geheiliget sey. Ist er das, so ist er auch gerechtfertiget, und man sollte doch einmal aufhören, die Rechtfertigung nach gewissen Zeitepochen zu bestimmen, und von einer ersten großen, und hernach von einer andern fortgesezten, als von zwo verschiedenen bekannt gemachten Urtheilssprüchen Gottes, zu reden. 1 Cor. 6, 11. lehret der Apostel, in welcher Ordnung die Begnadigung des Sünders gewiß sey. Und eben das erkläret Gott beym Jes. 1, 16. In dieser Stelle ist es augenscheinlich, daß die Reinigung von Sünden, das Ablassen vom Bösen, das Bestreben nach dem Guten, das Trachten nach dem, was recht ist, oder die Bekehrung und Heiligung, mit der v. 18. figürlich beschriebenen Begnadigung des Sünders zugleich geschehe, oder wenigstens nach menschlicher Vorstellungsart jene vorhergehen und diese darauf folgen solle. Aber dem ohnerachtet muß diese deutliche Schriftstelle nach der beliebten Lehrart erklär: werden, und der V. flicket S. 189. an dem: Lasset ab von Bösen, lernet Gutes thun, die Worte an „nemlich durch die Kraft der Rechtfertigung„; als wenn diese schon geschehen seyn könnte, ehe es mit jenem seine Richtigkeit gehabt hätte.

Wahr ist es, daß die Rechtfertigung des Sünders, sobald er bekehrt worden, abgesondert von allem eigenen Verdienst desselben, blos von der freyen Gnade Gottes durch die Erlösung Jesu Christi herrühre, denn das will doch vermuthlich der Verf. mit dem Ausdruk S. 305. sagen. „Daß die Heiligung des Menschen „in die Genugthuung Christi eingehüllet sey.„ Allein der Grund, warum dieser Mensch begnadiget und jener nicht begnadiget wird, muß doch schlechterdings in ihm selbst, in seiner eigenen Gesinnung und in seinem eigenen Verhalten gegen die gut oder schlecht an-

ge-

gewendete Absicht, welche Gott in Christo Jesu mit allen Menschen hat, liegen. Wenn daher der Verf. fortfährt zu sagen: „Ehe sich Gott ein gutes Werk „als gut vorstellt, so stellet er sich zuerst die Versöh„nung Christi vor, und wenn er es dem Menschen „als ein solches beylegt, so legt er ihm zuerst die Hei„ligkeit Christi bey, sonst würde nimmermehr etwas „Gutes an ihm gefunden werden können,„ so spricht er das nach einigen willkührlich angenommenen Sätzen des theologischen Lehrbegrifs so hin, ohne sich seine Begriffe deutlich gemacht und überlegt zu haben, ob die heil. Schrift das wirklich lehre. — So wie Gott den Menschen findet, so richtet er ihn. Es ist eine wahre Unmöglichkeit, daß Gott etwas an sich Gutes nicht für gut, oder etwas an sich Böses nicht für böse erkennen; oder daß er an einem Menschen Eigenschaften finden sollte, welche zwar bey einer andern Person angetroffen würden, aber dieser nicht selbst hätte. Das Wohlgefallen oder Mißfallen meines obersten Richters an mir ist itzo und in Ewigkeit meinem moralischen Zustande und Charakter gemäß, den keine Handlung desselben jemal mehr oder weniger werth machen, den kein untrieglicher Verstand wie der seinige jemal anders beurtheilen kann, als er wirklich für sich ist. So wie ich bin, so erscheine ich in den Augen des Allwissenden. Alle Mittheilung des persönlichen Werths eines Individuums an das andere läuft in der That auf einen Widerspruch hinaus. Gott kann die sittlichen Eigenschaften der Person Christi unmöglich an mir finden und sie mir also unmöglich beylegen, wenn ich keine ihm ähnliche wirklich besitze. Findet Gott meinen moralischen Charakter redlich und durch den Glauben an Christum geheiliget, so billiget er mich in seinem Urtheil, sollte ich auch noch mannigfaltige Fehler an mir haben. Findet er

liegt, beobachtet; gegen keine Kleinigkeit spröde ist, so bald sie aus der Natur ist; der alles beym Lichte der Naturkunde aufzuklären, Geschik, Muth und Geduld hat; Landwirth ist, der die Natur kennt, und Naturkundiger, der alles auf Wirthschaft nuzt.

Wirklich findet der Trupp unsrer Wirthschaftsbesserer jezt unter den Schweden und unter uns selbst Vormänner, die in dem Geiste zu schreiben anfangen, der einen wahren Wachsthum der Oekonomie vorbedeutet. Man übersah sonst oder verschmähte, was man hatte und war erpicht und versprach sich alles von dem, was man nicht hatte. Man sucht jezt hie und da die Natur zu kennen, wie sie in jeder Gegend sich artet; man läßt es sich sauer werden, Gräser, Farren und Moose zu beobachten, die man mit Füssen trat; man merkt es, die Natur bey uns wolle nur erkannt und nachgeholfen und unsre Oekonomie verbessert, aber nicht umgekehrt seyn. Wenn wir auf einer Seite mehr Münchhausen, Hohenthale s. w. und auf der andern mehr Gleditsche, Schrebern s. w. erhalten: so werden unsre ökonomische Einsichten für ihr spätes Aufkommen durch Richtigkeit und Reife sich schadlos halten. Und sollte der ernste, ämsige, geduldige Forschungsgeist unsrer Nation, der der Oekonomie so angepaßt ist, uns in der That nicht Hofnung machen, sie werde einmal zu unsern vorzüglichen Nationalkenntnissen gehören? Wirklich hat sie bey uns gelitten, weil wir zu Hause unser Gutes nicht kannten und unsre Verbesserungsliebe mit einer unprüfenden Epotitomanie beflekt war. Wir sprachen von Säemaschinen und Hennegauer Sensen, wir säeten Timothygras, das wir selbst haben, und unsren Schaafen nicht gedeyhet; wir sahen unsre Häckerlingladen in Londner Stichen mit Verwunderung an, und hatten sie in der Scheuer. Darüber verlohr mancher

den

den Rath, weil seine ersten Begriffe wild giengen und Gewährsleuten nachliefen, die am Pulte säeten und ärndeten. Darüber ist das Verbessern selbst anrüchtig geworden und manchem ehrlichen Deutschen ist es gegangen, wie Voltärens Ackerhelden, der sein Kornfeld mit Artischocken bepflanzte und als die Mäuse sie frassen und der seeligen Tante Erblaß dabey eingebüßt war, dem homme aux quarante écus zurief: mon cher Msr., encore une fois, gardez Vous des Charlatans.

Y.

XIX.

Johann Friedrich Fresenius, Inspectoris und Oberpfarrers zu Schliz. Abhandl. von der Rechtfertigung eines armen Sünders vor Gott, worinn dieselbe in ihren wahren Gründen vorgestellet, dabey auch der richtige Weg dazu zu gelangen, die Bestätigung in derselbigen, samt den herrlichen Früchten, welche daraus erwachsen, deutlich gezeiget und das ganze evangelische Christenthum daraus hergeleitet wird. Mit einer Vorrede Johann Philipp Fresenius, weyland der H. Schr. Doct. und des evangel. Predigtamts zu Frf. Senioris. Frankf. und Leipzig, bey Heinr. Ludw. Brönner. Erster Theil, 1766. 8. 469 Seiten. Zweyter Theil, 1767. 8. 379 S.

Es ist besonders seit den Zeiten des Grotius, wie bekannt, unter den Gottesgelehrten gewöhnlich, daß die Lehre von der Rechtfertigung, oder der Begnadigung des Sünders bey Gott,

nachdem er ein im Grunde seines Herzens gebesserter und geheiligter Mensch geworden, proceßmäßig abzuhandeln. Dieser eben nicht sehr beyfallswürdigen Methode ist der Verf. auch gefolget, und hat diese Lehre nach einem sehr weitläuftigen Plan mit allen dahin gehörigen anderweitigen Wahrheiten bearbeitet. Wir wünschen, daß er in diesem weitläuftigen Buche die Verwirrung möchte vermieden haben, welche in den meisten Abhandlungen über diese Lehre zu herrschen pflegt, aber es ist nicht geschehen. Da wir nicht willens sind, einen vollständigen Auszug daraus zu machen; so liegt nichts daran, wenn jemand gleich das folgende mehr für ein eigenes Urtheil des Rec. über die Rechtfertigung, als für eine Recension des angezeigten Buches erklären sollte.

Die Rechtfertigung ist doch im Grunde nichts anders als das veränderte Urtheil Gottes über einen Menschen, dessen sittlicher Charakter, der vormals böse und unheilig war, in einen guten und heiligen verändert worden. So lange der Mensch arg gesinnet war, oder die Sünde über sich herrschen ließ, so lange sahe ihn Gott mit Abscheu und Mißfallen an, und der Mensch hatte keinen Antheil an seiner Gnade. Nunmehr fängt derselbe an durch die erkannte und mit gläubigen Beyfall des Herzens angenommene Wahrheit des Evangeliums, in sich zu gehen. Er fühlet seinen unglückseeligen verderbten Zustand. Er wünschet davon frey zu werden. Es entsteht in ihm ein redliches Verlangen nach der Gnade Gottes, welche ihm das Evangelium verheißt. Diese unverdiente Gnade treibt ihn, sein Herz völlig Gotte zu ergeben. Er wird ein ganz anders gesinnter, gleichsam ein neuer Mensch, indem alle seine Begierden und Neigungen, welche sonst auf die Scheingüter der Welt, auf das sinnliche und böse gerichtet waren, nunmehr die gegenseitige Richtung auf Gott und das

wahre

wahre Gute bekommen haben. (Die heil. Schrift nennet das mit synonimischen Redensarten bald bekehrt und gebessert, bald erneuert, wiedergebohren, geheiliget werden, denn die Heiligung ist doch nichts anders, als das fortgesezte und immer zunehmende Werk der Sinnesänderung oder Bekehrung.) Und damit ist der Mensch unmittelbar gerechtfertiget, d. h. Gott vergiebt ihm um der Erlösung Christi willen alle seine vorigen Sünden und sieht ihn mit Gnade oder Wohlgefallen an. Und so wie er stuffenweise im Guten oder in der Heiligung wächst, so wächst auch der gnädige Beyfall Gottes über ihn. Die Versicherung davon auf Seiten des Menschen wird denn freylich in seiner Seele ein beständig wirksames Principium, welches seine geistlichen Kräfte verstärkt und erhöhet, daß er von einer Stuffe der Heiligkeit und der Tugend zur andern hinauf steigt. — So lehret es die Erfahrung einem jeden, der auf dasjenige Achtung giebt, was in ihm vorgeht, wenn er von dem Wege des Unglaubens und der Sünde auf die Bahn des Glaubens und der Gottseligkeit übertritt. Und so wird auch die Sache in der heil. Schrift vorgestellt, wenn wir sie recht verstehen wollen.

Hieraus erhellet klar, daß die Rechtfertigung oder das gnädige Urtheil Gottes über den bekehrten Sünder, wann hier je eine Zeitfolge statt finden soll, auf dessen Sinnesänderung und angefangene Heiligung folge, aber nicht vor derselben vorhergehe. Allein nach der eingeführten Lehrart, welche der Verf. ebenfalls beybehalten hat, bestimmt man die chronologische Folge dieser Veränderungen so: Erst thut der Mensch Buße, wird bekehrt, dann wird er gläubig darauf von Gott gerechtfertiget, und nun hinterher folgt erst die Besserung und Heiligung desselben. Ausser dem, daß die Rechtfertigung, welche nach dem eigenem

satz und Wiederaufnehmung ꝛc. von Henning Calvör. Braunschweig im Verlag d. F. Waysenh. Buchhandl. 1765; Fol. 254 S.

In der allgemeinen deutschen Bibl. I. B. 1. St. sind des Verfassers Nachrichten vom Maschinenwesen auf dem Harze angezeigt worden, wozu gegenwärtiges als eine Ergänzung gehört. Dieser Geistliche, der sich mit Kenntnissen, die sonst bey seinem Stande selten sind, einen wahren und auf nützliche Verdienste gegründeten Ruhm erworben hat, starb als Pastor in der Bergstadt Altenau den 10. Jul. 1766. in einem ehrwürdigen Alter.

Diese Geschichte des Harzes hat 6. Abtheilungen; 1) Von der Ankunft der Unter- und Oberharzischen Bergwerke, derselben Auflassungen und Wiederaufnehmungen; 2) Von dem Anfange der jetzigen Bergwerke in der Grafschaft Lauterberg, und deren jetziger Beschaffenheit; 3) Von der Wiederaufnehmung der vorhin genannten Braunschweigischen Oberharzischen Bergwerke und deren Beschaffenheit insbesondere; 4) Von der Wiederaufnehmung der Grubenh. Bergwerke; 5) Von der Besitznehmung und Wiederauslieferung derselben von den Herzogen von Braunschweig; 6) Vom Braunschweigischen als nunmehr Communionbergwerk. Als ein Anhang werden einige Bergordnungen, meist aus Manuscripten mitgetheilt. Das Rammelsbergische Bergwerk bey Goßlar ist das älteste unter den Harzbergwerken aber von den mancherley Erzählungen die man wegen seines Ursprungs hat, ist keine bestätiget, so wenig als die Zeit. Kayser Friedrich I. belehnte Heinrich den Löwen 1157. zu Goßlar mit den Forst auf dem Harze, thut aber des Bergwerks keine Erwähnung, woraus Hr. C. schließt, daß um diese Zeit noch kein Berg-

werk

werk auf dem Oberharze gewesen. Dasselbe wird auch noch in Kays. Friedrich II. Lehnbriefe für Otten das Kind, 1235, noch nicht erwähnt. Daher vermuthet Hr. C. mit dem Bergbau auf dem Oberharze sey erst zu den Zeiten dieses Ottens oder seines Sohns Alberts des Großen, der Anfang gemacht worden. Die Rammelsbergischen Gewerken haben die Forsten des Oberharzes genutzt, bey welcher Gelegenheit vermuthlich die dasigen Gänge sind aufgeschurft worden. Alb. der Große redet in der Theilung seiner Länder unter seine Söhne von Bergwerken zur Claus und Zellerfelde, also waren sie zu seiner Zeit schon entdeckt. Honemann glaubt in seinen Alterthümern des Harzes, es sey auf dem Oberharz schon im 8. Jahrhundert Bergbau gewesen, und Bonifacius habe damals die Einwohner bekehrt, denn nur aus diesem Rechte der geistlichen Eroberung lasse sich begreifen, warum der Harz und umliegende Gegenden unter Maynz, und nicht unter die nähern geistlichen Gerichte zu Halberstadt, Hildesheim rc. gehörten. Außer andern Einwendungen, die wenigstens dawider, daß die Einwohner Bergbau müßten getrieben haben, auch wider ihre Bekehrung durch den H. Bonif. jedem leicht einfallen, giebt Hr. C. einen ganz andern Grund an, warum sich die maynzische Gerichtsbarkeit dahin erstreckt. Als der Franken König Diederich mit Hülfe der Sachsen, den thüringischen König Hermenfried 534. an der Unstrut unweit Scheidingen geschlagen, bekamen die Sachsen einen großen Landstrich von Thüringen, disseits der Unstrut zwischen der Weser und Elbe, Nordthüringen genannt, der sich weit in die jetzigen Braunschweigischen und angränzende Länder erstreckte. Nun ist Thüringen lange vor Bonifacio dem maynzischen Bischof unterworfen gewesen, dessen Gerichtsbarkeit über dieses Nordthüringen, also auch

J 4 noch

noch älter, als Bonifacius ist. Diese Ursache, warum die Fürstenthümer Göttingen und Grubenhagen zum maynzischen und nicht zu den nähern Kirchensprengel gehört, hat der sel. Hofr. Scheidt als eine beträchtliche neue historische Wahrheit gerühmt. Sein Zeugniß aus einem Briefe an Hr. Dr. Büsching, ist dem Werke vorgedrukt. Hr. C. führt dieses weiter aus, zeigt auch, worauf sich die Gränzen der Bißthümer Halberstadt und Hildesheim gründen. Den Namen Harzsachsen, dessen sich Honemann bedient, hat C. sonst nirgends als beym Letzner gefunden, zu einem Beweise, daß er den Froschmäusler nicht gelesen hat.

Mit gleicher Umständlichkeit dem Verfasser in der übrigen Geschichte zu folgen, wäre zu weitläuftig und wenig unterhaltend, daher einzelne Proben zureichen werden. Im 13. Jahrh. hatte H. Heinrich ein Sohn des Löwens, rammelsbergische Bergleute mit in einem Kreutzzuge, sie untergruben ein festes Bergschloß Thorut, und stürzten die Mauern durch Feuersetzen. Ehe das Bergwerk auf dem Oberh. 1349. durch die Pest liegen geblieben, sollen nach einigen Schriftstellern, im Frankenscharn zu Clausthal 300. oder gar 600. Fleischer verkauft haben. Daß aber dieses ungeheuer übertrieben sey, zeigt C. durch ein Verzeichniß der 1753. auf den sechs Bergstädten befindlich gewesenen Fleischer und Menschen. Damals sind 18847. Menschen von 31. Fleischern, diese mit unter jene Zahl gerechnet, versorgt worden. In den Jahren 1673. 1747., sind fünf Quartale gezählt worden. Hr. C. erklärt dieses aus der Chronologie: Vier Bergquartale, jedes zu 13. Wochen betragen 364. Tage, also 1 Tag 5 St. 49 M. weniger als das Sonnenjahr. Dieses macht in 73. Jahren; 12 Wochen, 6 Tage 16½ St. 7 Min. daß also an der 13 Woche 7 Stunden 23 Min. fehlen. Im Anhange

Hange befindet sich unter andern ein 1565. aufgesezten Bericht, vom Rammelsberge, mit Anmerkungen. Den Schluß macht eine Erzählung der im 16. und 17. Jahrhundert gedrukten Bergordnungen.

B.

XXI.

Medicinisch- physicalisch- moralische Schriften. Aus dem Französischen des Hrn. De la Case übersezt. Erster Theil, 326 S. Zweyter Theil, 385 S. in 8. Leipz. Junius 1765.

Von der thierischen Oeconomie und den zur Dauer des Lebens wesentlichen Ursachen (T. I.); vom physischen und moralischen Menschen; von Erhaltung und Wiederherstellung der Gesundheit; vom zelligen Gewebe; von Glükseligkeit und Sicherheit; von der Staatsmacht und wie wichtig es sey ihr unterworfen zu bleiben; von der Erziehung; von der physischen Kraft der Wiedererzeugung aller Dinge (T. II.) — von allen diesem wird medicinisch, physisch und moralisch gehandelt. Die Verbindung dieser gemeiniglich zu sehr getrennten Aussichten ist freylich eine glükliche Idee, wenn man den Menschen betrachtet, der ein Mixtum von physischer und moralischer Natur ist und dessen Wohl also nothwendig das Resultat aus dem richtigen Gleichgewichte von beyden seyn muß. Es ist ein alter Saz: Valemus ex hypochondriis und die Aerzte sagen sich auch bisweilen ins Ohr: Sapimus ex hypochondriis. Ein vortreflicher Stof, der auch Hr. D. l. C. unter Händen gekommen ist! Wir werden noch etwas davon sagen. Es kommt auch hier über und über

 vie-

vieles andre, manches Nachdenkens- und Beherzigungswürdige, bisweilen auch richtige vor; aber im Ganzen laufen doch der spielende Wiz mit der ernsten Beurtheilung und weit hergeholte Speculationen mit der vor den Füssen liegenden Erfahrung davon. Uebertrieben wird wenigstens alles und ein bischen Wahrheit, wie ein Goldblätgen, über einen Haufen Muthmaßungen und Hypothesen ausgedehnt, daß man darüber die natürliche Gestalt selbst verliehret.

Unsre Nachbarn sind gewohnt, diese Art theoretischer Schriften, wir denken aus einem Euphemismus, lumineux zu nennen. Vermuthlich ist nur die leichte flatternde Flamme eines Strohwisches gemeint, der in der Eil verlodert, einen Augenblik glänzt und den andern wieder alles in der tiefsten Nacht hinterläßt. Sicher ist es nicht das blasse ruhige Licht der Lampe des genauforschenden Weisen, das einen steten einförmigen aber nur matten Schein über den Umfang menschlichen Wissens ausbreitet, das nicht blendet, aber aufklärt, bey dem man vielleicht nicht so viel, aber wahr sieht.

Der Herausgeber rühmt es, daß Hr. D. l. C. sich nicht, wie andere Physiologen, mit Untersuchung umständlicher Kleinigkeiten beschäftigt; nicht, wie sie, nur kleine Aussichten gehabt und sich daher auch nur besondere und fehlerhafte Vorstellungen machen können. Er hat Recht. Sein Held verachtet großmüthig die anatomischen Kleinigkeiten; er bekümmert sich wenig um Beobachtungen daraus; seine Erfahrungen, denn deren einige hat er doch, sind zwekmäßig gemacht, oder klüglich gewandt und vorgestellt. Wie kommt es, frägt er einmal, daß große Beobachter nicht auf die Spur hievon gekommen sind? und antwortet: „weil man nicht leicht was anders findet, als was man sucht; die Aufmerksamkeit, welche auf ihren Gegen-

stand

stand gerichtet ist (er hätte mit kürzer sagen sollen, die sich eine Idee durchzusetzen und scheinbar zu machen vorgenommen hat) bemächtiget sich nur dessen, was dazu zu gehören scheint. Das, was nicht damit über- einkömmt, wird man kaum gewahr.„ Vortreflich gesagt; aber wenn mag Hr. De la Case dies abge- merkt haben?

Dem Zwergfelle! — Eins müssen wir doch an- führen — thut er überaus viel Ehre an. Es hat nicht nur mechanische Kräfte zu heben, niederzudrü- cken und zu stützen: sondern auf seine phrenischen Kräfte kommt es bey allen Bewegungen der thierischen Oekonomie, als auf den wahren Mittelpunkt aller An- strengung und Bewegung an. Es ist nicht zu glau- ben, wozu alle die Seele diese phrenischen Kräfte des Zwergfells braucht. Es ist der Mittelpunct der Lei- denschaften. „Beym Denken bestimmt die Seele, vermittelst der Nerven des Zwergfells, sogleich die nöthige Veränderung in der elastischen Kraft des Zwergfelles, damit dieses sich nach der Erhöhung richte, welche zu gleicher Zeit in der Masse der Därme geschieht.„ Bald darauf kommt eine Erfahrung von einem Manne vor, der sich einen convulsivischen Zu- stand seines Grimmdarms durch vieles Nachdenken zugezogen hatte, bey dessen Nachlassung sein Zwerg- fell eine große Freyheit, sich zusammen zu ziehen er- hielt. Weil dieser Mann von den großen Eigenschaf- ten des Zwergfells unterrichtet gewesen; so argwöh- nen wir, daß hier von den Grimmdarme und Zwerg- felle des Hr. D. l. C. selbst die Rede sey.

Es ist diese Schrift recht im höchsten französi- schen Geschmacke, recht im Ton des Tages — seichte Gelehrsamkeit, scheinbar philosophisches Ge- wäsche, halbige oder verzerrte Beobachtungen mit al- ler der Selbstgenügsamkeit und dem Heraufsehen lauf

an-

andere vorgetragen, die sonst nur den Stuzern, izt aber auch den Gelehrten nach der Mode charakterisiren. Uns hat schon lange gewundert, daß für unsre süssen Herrn in den französischen Boutiquen, neben den französischen Droquen nach der Mode, nicht auch medicinische Modeschriften ausgekramt werden. Und da hier vieles vom dernier gout ist; so schlagen wir vor neben dem Eau admirable, Vinaigre de quatre voleurs, Baume divine, Zahnpulver à la Pompadour s. w. auch noch auszuhängen; l'homme diaphragme oder philosophisch wiziger Versuch über den phrenischen Mittelpunct des Zwergfells, der auch der Mittelpunct aller Organen ist, alle Leidenschaften und selbst das Gewissen enthält und durch seine phrenischen Kräfte das Nachdenken unterstüzt und belebt von Hr. D. l. C. Wir müßten uns sehr betrügen, wenn nicht der Umstand besonders, daß das Gewissen seinen Siz und das Nachdenken seine Stüze gleich neben dem Magen erhalten, dem Buche recht viel Käufer und Anhänger verschaffen sollte.

Kl.*

XXII.

Architectura Hydraulica oder: Anleitung zu denen Brunnenkünsten. Erster Theil. Dieser enthält unterschiedene Arten von Wasserrädern, als ober- und unterschlächtige, Fluder oder Schneidmühlen, auch Defer und horizontale Räder, von 12 bis 30 Fuß hoch mit ihren künstlichen Verbindungen. Auch wird die Aus- und Eintheilung derer Schaufeln und Fachen angezeiget, wie solche nach

wenigen oder vielen Wasser einzutheilen; desgleichen, wie die Kröpfe und Schußläden anzulegen, damit sie nicht zu nahe noch zu weit von denen Rädern kommen. Ferner werden auch die Lagerhölzer mit ihren Grundpfählen, worauf das Kropfholz ruhet, ingleichen die Jochpfähle, auf welchen der Wellbaum aufflieget, vor- und seitwärts angezeiget. Und endlich folgen Maschienen, wie sowol durch Menschen, Pferde oder Wind nicht allein ein Wasser aus der Tiefe eines Brunnens, sondern auch durch Wasserräder aus denen Brunnenkästen in die Höhe zu erheben. Entworfen durch Caspar Walter, Stadtbrunnen- und Zimmer- auch Baugeschwornen Wasser-Werkmeister. In Kupfer gebracht und verlegts Lucas Voch, Arch. und der kayserl. Academie der freyen Künsten Mitglied. Mit allerhöchster kayserl. Freyheit. Augsburg gedrukt mit Späthischen Schriften. 1765, 3 Bog. Text, 14 Kupf. in Fol.

Ferner:

Architectura Hydraulica, oder Anleitung zu denen Brunnenkünsten. Zweyter Theil. Es enthält dieser zweyte und lezte Theil unterschiedliche Arten von Wasserkünsten, als Saug- und Drukwerke, und wie bey solchen auf die neueste Art die Aufsaz- und Gabelröhren auch Gurgel- und Kropfröhren an denen Stiefeln anzuordnen, wobey auch die Höhe der-

derselben nach der Steigung der Kurbelen, und das Verhältniß des obern gegen dem untern Ventil in einer proportionirlichen Symmetrie, zu zwey, drey, vier und fünf Stiefeln zusammengesezt, gezeiget wird. Sodann wird Anweisung gegeben, wie die Kurbelen nach ihrem Grund samt ihren Druk- und Kolbenstangen zu zeichnen, so daß accurate Modelle von Holz vor Glocken- und Kunstgiesern auch Hammerschmieden gar leicht darnach zu verfertigen, welches das Fundament ist um ihre Arbeit zum Vergnügen eines Brunnen- oder Kunstmeisters herzustellen. Ferner wird Anleitung gegeben, wie dergleichen Drukwerke in Brunnen- oder Wasserkästen einzusehen, wie aus denen Durchschnitten und Aufrissen deutlich zu ersehen. Auch wird Unterricht gegeben, wie kleine und große Wasserthürne anzulegen; wo zu oberst ein Reservoir oder Wasserhalter, worinn sich das von denen Drukwerken in Röhren in die Höhe steigende Wasser ergiesset, und sodann in einer Abfallröhre in Thürne herunter und unter der Erden in bleyernen oder hölzernen Deichelröhren, so man eine Wasserleitung nennet, in eine Stadt, Markt oder Schloß weiter fortgeführet wird. Alsdann wird in allen erforderlichen Stücken Anleitung gegeben, wie eine Wasserleitung, wenn es Berg-auf und ab gehet, geschikt einzurichten. Endlichen und lezlichen folget, wie hölzerne

und

und meßinge Gumpenwerke anzuordnen, auch durch künstliches angebrachtes Stangenwerk oder Feldgestänge in Bewegung zu bringen, um aus solchen ein Wasser aus der Tiefe in die Höhe zu erheben. Denen Brunnen- oder Kunstmeistern, auch Glockengiessern, Hammerschmieden und Müllern zum besten. Entworfen von Caspar Walter, Stadtbrunnen- Zimmer- und Baugeschwornen Wasser-Werkmeister. In Kupfer gebracht und verlegts Lucas Boch, Arch. und der kayserl. Academie der freyen Künsten Mitglied. Mit allerhöchster kayserl. Freyheit. Augsburg 1765. 8 Bog. Text, 18 Kupf. in Fol.

Von den Gegenständen dieses nützlichen Werkes, haben wir wohl nicht nöthig noch etwas hinzu zu setzen. Der Text bestehet aus kurzen Erklärungen der Figuren nach ihren einzelnen Theilen. Die Zeichnungen sind gut und stellen die Gegenstände, durch Grundrisse, Profile und Aufrisse von mehreren Seiten her, sehr deutlich vor. Der Stich dürfte, in Ansehung der zusammengesezten Kunstwerke, wo die wesentliche Theile oft sehr klein ausfallen, schon etwas feiner seyn; im großen gehet er an.

I.

XXIII.

Elementa physiologiae corporis humani. Auctore *Alberto Hallero.* Tomus octavus. Bernae Sumptibus Societatis Typographicae. 1766. 4. Pars I. 2 Alph. 13 Bogen. Pars II. 1 Alphab. 20 Bogen.

Mit

Mit grossen Vergnügen zeigen wir unsern Lesern den lezten Band dieses grossen und wichtigen Werks an, dessen Verfertigung seit 36 Jahren die vornehmste Beschäftigung des V. gewesen ist, und für welches ein jeder, der die Vortreflichkeit desselben, und die unbeschreibliche Mühe, die es gekostet hat, kennet, dem Verf. sehr verbunden seyn muß. Die Vorrede enthält eine Beantwortung einiger Einwürfe des Hrn. Albinus und le Cat, gegen einige Meynungen des Verf., welche die Reizbarkeit und Empfindlichkeit betreffen. In dem Werke selbst wird die Geschichte des menschlichen Lebens beschrieben, und zwar im ersten Theile, von der Empfängniß des Menschen bis zu seiner Geburt; im zweeten von der Geburt bis zu seinen Tode. Am Ende des zweeten Theils finden wir noch einige Zusätze zu allen 8 Bänden dieser Physiologie, welche sehr zahlreich sind, nebst einem Verzeichniß derjenigen Bücher, deren sich der Verf. bey der Verfertigung dieses Werkes bedienet, und der Schriften, die er selbst herausgegeben hat.

Den Anfang des 1sten Theils macht die Empfängniß des Menschen. Die Begierde zum Beyschlaf, entsteht in männlichen Körpern vornehmlich von den Ueberfluß eines guten Saamens, in weiblichen aber von dem Aufschwellen der Eyer, vielleicht auch von einigen Ursachen, die in der Gebährmutter und Mutterscheide zu suchen sind. Bey einigen Thieren währet die Begattung lange, z. B. bey Hunden, bey andern, als den Vögeln, ist sie ganz kurz. Der Endzwek der Begattung ist die Ergiessung des männlichen Saamens in die Mutterscheide. Bey einem fruchtbaren Beyschlaf kommt, nach der Meynung des Verf., der Saamen selbst, und also nicht blos der geistige Theil desselben, in die Gebährmutter. Die

Wei-

Weiber haben keinen Saamen, wohl aber wird zur Zeit des Beyschlafs ein häufiger Schleim in den Geburtstheilen abgesondert. Nach der Empfängniß gehen in den weiblichen Geburtstheilen, und vornehmlich im Eyerstocke, große Veränderungen vor. Der Verf. beschreibt dieselben genau. Die Muttertrompeten schwellen vom Blute auf, verändern ihre Lage, und legen sich an den Eyerstok an, um das Ey zu empfangen. Von den corporibus luteis finden wir hier viele vortrefliche Wahrnehmungen. Man findet, glaubt der Verf., so viele corpora lutea als foetus. Die Schwängerung selbst geschicht also im Eyerstocke. Vor den 21 Tage kann die Frucht nicht gesehen werden. Nunmehro folgt eine genaue Beschreibung des menschlichen Eyes, der Veränderungen desselben, und der Frucht in demselben, so wie auch der Zeichen eines fruchtbaren Beyschlafs. Entstehe die Frucht, aus einer Vermischung der Saamen? Die Hypothesen des Buffon, Leeuwenhoeck, Needham, Wolf und vieler andrer, werden genau untersucht. Wenn wird die Frucht beseelt? Auf diese Frage kann man nichts gewisses antworten. Bey der Beschreibung des liquoris amnii behauptet der Verf. daß ein Theil desselben in den Magen der Frucht komme, und zu dessen Ernährung vermuthlich etwas beytrage. Der Urachus ist in der Nabelschnur nie wirklich gefunden worden. Zu den Theilen, die in der Frucht zu erst bemerkt werden, gehört die Nabelschnur. Bey keinem Thiere ist sie so lang, als bey den Menschen. In besondern Kapiteln liefert uns der Verf. eine Beschreibung der Nabelschnur, und des Mutterkuchens. So wird auch in besondern Abschnitten von der Ernährung der Frucht, der Osteogenia, der Entstehung, Entwickelung, dem Wachsthum aller Theile, und dem Umlaufe der Säfte in dem Körper der Frucht gehandelt. Die

Gebährmutter wächst so wie das Ey, und dies geschicht vornehmlich, durch die Anhäuffung des Blutes in derselben, welches durch die monatliche Reinigung nicht mehr abgeführet wird. Die Oefnung derselben wird weich, in den ersten Wochen steigt sie herunter in die Mutterscheide, nachdem steigt sie wieder in die Höhe und wird kürzer. Anfangs ist die Frucht gerade, je älter sie wird, je mehr wird sie gekrümmet. Den siebenden oder achten Monat kommt der Kopf des Kindes ins Becken, und auf die Oefnung der Gebährmutter zu stehen. Alsdenn nehmen alle Beschwerlichkeiten der Schwangerschaft zu, bis sie nach und nach so groß werden, daß sie die Geburt veranlassen. Die Geburt, sagt der Verf., est actio voluntaria, uti excretio alvi, etsi voluntas a dolore aegre resistibili cogatur. Die Ursache der Wehen sucht er in capitis foetus intolerabili nixu in cervicem uteri, et in partes sensibiles pelvi contentas. Die Geburt kann zuweilen etliche Tage zu spät geschehen, aber Schwangerschaften von eilf und mehreren Monaten hält der Verf. nicht für möglich. Nun folgt eine Beschreibung der Geburt, die Ablösung des Mutterkuchens, der Blutfluß nach der Geburt und die Absonderung der Milch. Es ist nicht selten, daß zwey Kinder zu gleicher Zeit gebohren werden, desto seltner aber ist eine Geburt von drey, vier und fünf Kindern. Die Ursachen einer vielfachen Geburt, sucht der Verf. in numero vesicularum, quae eodem tempore, in eodem ovario maturae et ad efficiendum corpus luteum idoneae sunt. Die Superfoetation hält der Verf. nicht für unmöglich.

Der zweete Theil dieses Bandes enthält die Veränderungen, die dem Menschen von der Geburt bis zum Tode wiederfahren. Die erste Hauptveränderung ist das Othemholen, die zwote das Verlangen nach

Nahrung. Durch das Athemholen leidet der Umlauf der Säfte, große Veränderungen, die der V. genau beschreibt. Den ductus arteriosus hat der V. in dreyjährigen Körpern nie offen gefunden, das foramen ovale schließt sich später, ja zuweilen Zeitlebens gar nicht. Die nächste wichtige Veränderung ist das Zahnen. Man hat Exempel von einem dreyfachen ja vierfachen Zahnen. Und nun lernt der junge Mensch gehen, sprechen und man bemerkt nach und nach eine vorzügliche Kraft des Gedächtnisses an ihm. Man wächst immer weniger und weniger, je mehr man sich von dem Anfange des Lebens entfernt. Weibliche Körper hören eher auf zu wachsen als männliche, die Ursache davon kann man nicht leicht angeben. Der V. macht einige wichtige Anmerkungen über das zu starke, zu schwache und unordentliche Wachsthum. Die Natur entfernt sich nicht so sehr von ihren Gesetzen, daß sie ganze Nationen von Riesen oder Zwergen schaffen sollte. Der Mensch ist am vollkommensten, wenn er zu dem Zeitpunkt gelangt ist, wo er weder wächst noch abnimmt, und dies geschicht gemeiniglich von zwanzigsten oder fünf und zwanzigsten bis zum vierzigsten Jahre. Doch auch da leidet er große Veränderungen, und verliehrt täglich flüßige und feste Theile. Der Schmeerbauch fängt zu dieser Zeit an, zu entstehen. Wenn dieser Zeitpunkt vorbey ist, fängt der Mensch an, abzunehmen. Die Ursachen dieser Abnahme, sind eine Verminderung der Nervenkraft, eine Zusammenwachsung vieler Gefäße, und eine erdige Verdickung der Säfte, und andre Umstände mehr. Man kann diese Veränderungen verzögern, wenn man die Säfte, durch eine feuchte Diät flüßig erhält, und die Nervenkraft stärkt, welches vornemlich durch einen Aufenthalt in warmen Gegenden geschicht. Aber der Strom des Lebens,

kenntniß sowol, als die Cur einer jeden Krankheit jedesmal individuell, jene müsse erlangt und diese angestellt werden. Die eigentliche Specialmethode in Krankheiten allein, sie mag vom Stahl oder vom Pitcairne abstammen, allein, ist sie mehr oder weniger eine oft sehr gelehrte, indessen doch lautre Empirie. Aber von der Universalmethode scheint der Verf. fast gleichmäßig zu denken. Und doch ist eben diese, beym Anschauen des Kranken, die einige Handleiterin zur speciellesten oder vielmehr individuellen Heilart, indem durch sie die Specialmethode abgeändert, bestimmt und auf das gegebne Subject angewendt wird. Sonst ist diese Abhandlung meistens ein Commentar über Baglivs Praxis Med. L. II. Cap. IX. Artic. III.

Im 2ten Theile steht voran eine Abhandlung: „von der Uebereinstimmung und dem Unterschiede des Hofmannischen und Boerhavischen Lehrgebäudes in der Medicin.„ Der Hr. Verf geht mit seinem Parallelismus bis auf die speciellesten Krankheiten und der Vorzug fällt sehr auf Hofmanns Seite. Recht erwogen aber dürfte dieser Vorzug wohl mehr in praktischen Cautelen bestehn, als in der Theorie und allgemeinen Aussichten. Gewiß wird Hofmann viel gute Schüler und Boerhave nur einige Meister bilden: gewiß geht der ordentliche Prakticus an Hofmanns Stabe sicherer, als er auf Boerhavens Flügeln sich hebet.

In einer zweyten Abhandl. beschäftigt er sich „mit den Regeln, welche man bey den medicinischen Versuchen zu beobachten hat, mit der Erfahrung und mit dem Gebrauche der Vernunft in der Arzneygelahrheit.„ Die Verbindung von beyden ist ein Punkt, der immer mehr näthig ist, da die Philosophen und Observatoren immer einer des andern Werk meistern.

Aber

Aber unser Verf. obwol er viel Gutes sagt, hat uns hierinn kein Genüge geleistet.

Auch diesem Theile sind andre 20 Rathgebungen, als Proben für Anfänger beygefügt. Sie sind, wie die im ersten, theils aus dem Boerhave, Thieullier und den Consult. der Facultät zu Montpellier entlehnt: theils sind sie von einer Facultät, in der vermuthlich der Hr. Verf. einen Sitz hat. Die Boerhavische sind bekannt; auch ist es der Geist, der in den französischen zu herrschen pflegt. In den eigenthümlichen wird wirklich viel Gutes gesagt: aber in der Curart fehlt es sehr an der Simplicität und feinen Auswahl der Mittel, und der Vortrag ist so schleppend, so voll Wiederhohlungen, so sehr facultätenmäßig, daß von der Seite noch immer eher die französischen Muster seyn könnten. Die Boerhavische sind es ohne Erinnern.

Die Lecture des Verf. ist beynahe und der Stil ist völlig aus Hofmanns Zeitalter. Die Vorliebe für diesen grossen Arzt, die Denkungsart und die Heilmethode bezeugen, daß sein Geist in Hofmanns Schule gebildet, wenigstens durch fleißiges Lesen seiner Schriften genähret sey. Wir sagen dies aber nicht, als Tadel. Wenn wir den Verf. gleich nicht zum Muster empfehlen: so sagt er doch viel Bemerkenswürdiges und da es allemal zu wünschen ist, daß der grosse Haufen der Aerzte, der sich keine Bahn brechen kann, auf Hofmanns Bahn wandle: so hat auch dies Buch Seiten, die es empfehlen.

Kl.*

XXVII.

Tragische Kantaten, für eine oder zwo Singestimmen und das Clavier. Nemlich des Hrn. von

von Gerstenbergs Ariadne auf Naxos, und Joh. El. Schlegels Prokris und Cephalus. In die Musik gesezt, und nebst einem Sendschreiben, worinnen vom Recitativ überhaupt und von diesen Kantaten insonderheit geredet wird, herausgegeben von Johann Adolph Scheiben, Königl. Dän. Kapellmeister. Koppenhagen und Leipzig, in der Mummischen Buchhandlung. 1765. 26 Bogen in klein Folio.

Die vorzüglich feine und richtige kritische Einsicht des Hrn. Kapellmeister Scheibe in den wahren Ausdruk der Singstücke, ist eine bey allen wahren Musikverständigen ausser allen Zweifel gesezte Wahrheit. Auch wir haben im dritten Bande dieser Bibliothek schon mit Vergnügen Gelegenheit gehabt, Beweise davon zu geben. Die gegenwärtigen tragischen Cantaten vermehren nicht weniger diese Beweise noch an vielen Stellen. Nur beklagen wir, daß wir auch bey manchen andern Stellen derselben dem Horaz nachsprechen müssen:

— Neque chorda sonum reddit quem vult manus et mens
Poscentique gravem persæpe remittit acutum,
Nec semper feriet quodcunque minabitur arcus.

Wir halten uns für verbunden, Rechenschaft von dem zu geben, was wir behaupten. Das soll izt, weil wir nicht mehr Raum dazu einnehmen können, mit einem Theile der ersten von diesen Cantaten, nemlich Ariadne auf Naxos, geschehen.

Die in Form eines Sendschreibens an den Hrn. von Gerstenberg abgefassete Vorrede enthält, ausser einer deutlichen Anweisung, wie diese Cantaten auszuführ-

auszuführen sind, viele sehr gegründete Lehren für Sänger und Componisten über den Unterschied und Gebrauch der Recitation und der Deklamation, welche hernach in einer eigenen sehr schönen und gründlichen Abhandlung über das Recitativ, die im eilften und zwölften Bande der Bibliothek der schönen Wissenschaften und freyen Künste zu lesen ist, und von welcher niemand zweifelt, daß sie auch vom Hrn. Scheibe herrühret, mit vieler Rüksicht auf diese tragische Cantaten, weiter ausgeführet worden ist.

Was von den Opernsängern in der Vorrede dieser Cantaten gesagt wird, scheint uns, so wahr es auch bey sehr vielen seyn mag, doch etwas allzugemein gesprochen zu seyn. Als wenn keine Faustina, kein Carestini, kein Monticelli, kein Pinacci, keine Tesi, und unter den Deutschen kein Hasser, und andere mehr, auch das Gegentheil von diesen Klagen des Hrn. Scheibe gezeigt hätten?

Freylich ist es in der That zu bedauern, daß die Personen, in welchen ein guter Sänger und guter Acteur vereiniget sind, so gar selten angetroffen werden.

Wir sehen die Ursache sehr leicht ein, warum der Hr. K. M. diese Cantaten mit nichts als einem in der Oberstimme concertirenden Flügel, und einem die Grundstimme zugleich mit ausführenden Violoncelle hat begleiten lassen. Sie würden, mit dem gewöhnlichen Accompagnement von Violinen und Bratschen, nicht nur zu kostbar, sondern auch nicht so allgemein brauchbar geworden seyn. Aber wir fühlen auch, daß der Flügel, an vielen Stellen, absonderlich da wo er die Singstimme mit nichts als Terzen begleitet, und auch bey vielen andern Zwischensätzen, viel zu matt und unkräftig, und wenn nicht der Sänger, wo es anders möglich wäre, einen Dämpfer auf den Mund setzet, nicht nachdrüklich genug zu hören seyn wird.

Ge-

Gewiß würde es deutlicher zu vernehmen gewesen seyn, wenn das, was die rechte Hand des Flügels spielt, für eine Violine allein geschikt gemacht worden wäre. Doch hierzu würde freylich eine andere Einrichtung nöthig, und dagegen wieder andere noch grössere Unbequemlichkeiten und Unschiklichkeiten unvermeidlich gewesen seyn. Besser wäre es, wenn der Flügel an manchen, und zwar an vielen Orten, seiner Natur gemäß, mit viel mehrern Noten und vollerer Harmonie versehen worden wäre. So aber würden diese Cantaten, wie sie hier sind, sich am besten auf einem Positive mit 3 Clavieren ausnehmen. Allein wo, und wie oft findet man ein solches Positiv? Bald werden wir, bey vielen Gelegenheiten, wenn der Flügel seine rechte und eigentliche Wirkung thun soll, Joh. Seb. Bachs und Händels Art mit ihm umzugehen wieder vorsuchen, und die, für dies Instrument zu affectirt cantabeln Gänge, der Violine, der Flöte, der Hoboe, u. s. w. wieder zurük schicken müssen. Es wäre denn, daß Hr. Hohlfeld seinen Bogenflügel noch zur Vollkommenheit zu bringen, die nöthige Unterstützung fände. Auf diesem Instrumente würde vieles, was auf dem Flügel zu matt und zu leer klingt, seine gute Wirkung thun.

Daß in diesen beyden Cantaten mehr auf die Stärke der Deklamation, als auf die Stärke des eigentlichen Singens gesehen worden, dawider haben wir zwar eigentlich nichts einzuwenden. Nur hätten wir gewünscht, daß, nicht allein dem zu Folge die Richtigkeit der Deklamation noch strenger, als an manchen Orten geschehen, wäre beobachtet worden; sondern auch, daß, um mehrer Abwechselung willen, der Hr. Verf., wenigstens in einigen Arien auch auf einen mehr fließenden und angenehmern Gesang be-

dacht

dacht gewesen wäre; wenn er auch gleich keine Kaprio-
len dabey zu schneiden gegeben hätte. Die Arien:
Sey mir gegrüßt ꝛc. und: O du wie kann ich dich ꝛc.
aus der Ariadne, und die: Ach laß mich im Küh-
len ꝛc. aus dem Prokris hätten dazu nicht unbequeme
Gelegenheit gegeben. Dahingegen, anderer Um-
stände zu geschweigen, schon die vielen Unterbrechun-
gen, die in den würklichen Compositionen einiger die-
ser gedachten Arien vorkommen, einem angenehmen
wahren Gesange gar nicht vortheilhaft ja, gar nicht
gemäß sind. Wenn überall nur die gute Deklama-
tion als das Hauptwerk ganz alleine angesehen wer-
den sollte, so wird die Musik endlich vieles von ihren
eigenthümlichen Reitzen ganz entbehren müssen. Und
mancher würde eine solche Cantate lieber ohne alle
Musik nur von einem guten Deklamator recht mit
Affecte herlesen, als mit einer gleichsam nur halben
Musik absingen hören. Wir wünschten Musik und
Deklamation immer jede in ihrer Vollkommenheit
miteinander verbunden zu hören: und da wird es denn
nicht fehlen können, daß bisweilen die eine, biswei-
len die andere, den Vortritt behauptet. Aber es
scheint, daß Herr Scheibe, von den, leider, nicht
zu läugnenden Unarten mancher Sänger und Sän-
gerinnen ermüdet, und verdrüßlich gemacht, sich et-
was zu sehr auf die Seite der bloßen Deklamation
neiget. Sind denn aber alle Sänger und Sängerin-
nen so unartig, daß man auch ihnen deswegen den
Mund zum eigentlichen Singen schließen will? Wir
wissen nicht, ob der Musik jemals ein besonderer Vor-
theil zuwachsen wird, wenn man bald diesen bald je-
nen besondern Theil derselben über die Gebühr erhö-
het oder erniedriget: anstatt, daß man jeden in seiner
Art, und an seinem Orte, recht anwenden und brau-

 chen.

chen, nicht aber an den Stellen wo jenem zu herrschen gebührte, diesen vorschieben sollte.

Doch wir nehmen die Kantaten in aller der Form an, in der dem Hrn. Scheibe gefällig gewesen ist, sie uns zu geben. Aber auch hierinn sind wir nicht in allen Stücken mit denselben zufrieden. Kaum können wir, bey manchen Stellen den Verf. der Abhandlung über das Recitativ, und den Componisten dieser Kantaten uns in einer Person zusammen denken. Dies wollen wir izt ausführlicher darthun:

Der fünfte Takt des ersten Systems scheint eine Wiederholung des vorhergehenden vierten Takts zu seyn. Wenn dies beym Eintritte der Singstimme, welche dieses Ritornells Melodie wiederholet, auch mit Wiederholung der Worte des vierten Takts möglich gewesen wäre, so würde nichts dawider einzuwenden gewesen seyn; aber so sieht man, im 5ten und 6ten Takte des vierten Systems, daß die Bestimmung dieser Wiederholung ganz anders ist. Sie hängt nemlich an die vorhergehenden Worte: Sey mir gegrüßt auf Naxos Höhe, noch das einzelne Wort Aurorens an. Und hiermit endiget sich der erste Unter-Abschnitt der Melodie. Dies macht aber, daß der Zuhörer wegen der mit dem Claviere zusammengehängten und wiederholten Melodie glaubt, Naxos Höhen gehöreten der Aurora zu, indem er es so versteht: Sey mir gegrüßt auf Naxos Höhe Aurorens; Aurorens goldner Wagen. Dies macht nun auch den Rythmus des Ritornells in den ersten acht Takten höckerich. Die erste Abtheilung von 5. Takten könnte, unter oben angezeigten Bedingungen, angehen: aber die folgenden 3. Takte haben im Ritornelle nichts das ihnen entspricht. Es ist eine bekannte Sache, daß einzeln stehende drey Takte, ohne Beziehung auf 3. andre dergleichen Takte, die Melodie immer

höcke-

höckerig machen. Ehe wäre, der ins Geschicke zu bringenden Worte wegen, mit Auslassung des 5ten Takts im ersten, und des 6ten Takts im 4ten System, ein langer Rythmus von 4. und 3, also zusammen 7. Takten angegangen, als einer von 5. und 3. Takten. Hierbey wäre überdies noch, die hier in aller Betrachtung unschikliche, und den Vortrag der Worte verworren machende abgebrochene Wiederholung des Worts: Aurorens von sich selbst weggeblieben.

Zween Schlußfälle in einem kurzen Ritornelle, scheinen zu viel zu seyn. Der zweyte und dritte Takt des 3ten Systems ist ein Hauptgedanke, der würde nachdrücklicher geworden seyn, wenn er noch einmal wiederholet worden wäre. Die im 4ten, 5ten, 6ten, 7ten und 8ten Takte des 3ten Systems, auf den gemeldeten, folgenden Gedanken, machen wieder einen Rythmus von fünfen, und folglich einen hier ungeschikten; zumal da er auch einzeln steht. Zwischen den 4ten und 5ten Takt des 3ten Systems hätte also noch ein Takt kommen müssen. Das hätte S. 13. im 3ten System, wo dieser Gedanke mit der Singstimme wieder vorkommt, auch so eingerichtet werden müssen. Wenn nun auch gleich darüber auf Aurorens eine Sylbendehnung von einem Takte mehr gekommen wäre: würde denn das gleich auch schon zu viel gewesen seyn?

Warum S. 9. im vierten und S. 10. im ersten System, das Wort mir so besonders accentuiret worden, sehen wir nicht ein: da das mir hier gar kein Hauptwort, ja nicht einmal ein nothwendiges Wort ist: wie dieser Ausdruk in einigen andern Sprachen, wenn er darein übersezt wird, beweiset. Das mir hätte just am wenigsten accentuirt seyn sollen. Eben diesen Accentuationsfehler bemerken wir im 3ten und

4ten System dieser Seite, über dem Worte Tagen, wo vielmehr die Worte drey und vergnügten einen vorzüglicheren, Tagen aber gerade den wenigsten Accent hätte haben sollen. Die im ersten und zweyten System der 10ten Seite vorkommenden Zwischensätze des Claviers, machen den Vortrag des Textes vielmehr stockend und ängstlich, anstatt daß er hätte sehr fließend seyn sollen. Brauchte sich Ariadne etwan zu bedenken, wenn sie die Aurora frölich grüßen wollte? Da Hr. Scheibe sich in diesen Kantaten vorgenommen hat, die Deklamation vorzüglich herrschen zu lassen; so hätte das auch ohne die geringste Hinderung derselben, und noch dazu gleich im Anfange, geschehen sollen.

Immer zwo Noten auf einer Sylbe vielmal nach einander singen zu lassen, wie im 4ten System damit der Anfang gemacht:

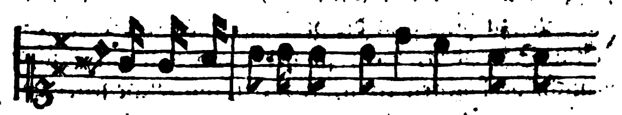


und absonderlich im zweyten Theile der Arie sehr häufig fortgefahren wird, ist, der Hr. K. M. glaube es unserer Erfahrung, dem Sänger, wenn es irgend ein wenig hurtig geht, allemal unbequem. So gut als es auf dem Claviere, zumal mit fortgehenden Terzen oder Sexten, klingt; so ängstlich und leyerhaft klingt es dagegen in der Singstimme: und wenn auch Amphion selbst es manchmal in seinen Musiken angebracht hätte. Bey Hassen findet man dergleichen selten, ausgenommen vorzüglich in einer gewissen Arie deren Bewegung Andantino im $\frac{3}{4}$ Takte ist, über den Worten: La pena del morir non è maggiore.

giore. Die Angst des Todes kann nicht grösser seyn. So sehr zur rechten Zeit eine ähnliche Bewegung der Singstimme in dieser hassischen Arie, (sie steht im 2ten Akte des Leucippo) angebracht ist: so sehr steht sie hier in diesen Kantaten am unrechten Orte, in einer Arie eines Mädgens, die noch zur Zeit nichts als Freude und Vergnügen athmet, erst im folgenden Recitative besorgt zu werden anfängt, und nicht eher als nach noch einer Arie, durch die Rede der Oreade, ihre traurige Katastrophe erfährt.

S. 14. Warum der Hr. Verfasser immer die zwote Sylbe des Worts Theseys mit einer höhern Note als er der erstern gegeben, versehen hat, wissen wir nicht. Im Griechischen ist freylich die lezte Sylbe dieses Worts lang, und folglich mehr accentuirt. Aber im Deutschen, da es die Mode umgekehrt, und auch der Dichter es derselben gemäß gebraucht hat, klingt ein solches Verfahren, wenn die kurze Sylbe ohne Ursache höher gesungen wird, wenigstens fremd und ungewohnt.

Im 3ten Takte des ersten Systems der 10ten Seite, wo von dem Worte kretischen die lezte Sylbe auf das 5te Achtel, und also einen Haupttheil des Takts fällt, würde Hr. S. gewiß einen andern, der es so gemacht hätte, nicht ungezüchtigt haben durchschleichen lassen. Warum sezte er nicht so:



wie in den kretischen dädalschen Gängen

Wir können uns keine andere Ursach seines Verfahrens vorstellen, als die, daß er die, den Italienern in ihrem Recitative gewöhnlische, Einmischung mehrerer

rerer Sechzehntheile und Viertheile hat vermelden wollen. Denn in beyden Kantaten, finden wir dergleichen nicht. Aber, da ein, dieser Recitativart kundiger, Sänger, die Sechzehntheile so wenig als die Viertheile in ihrer wahren Taktgeltung singen wird, so scheint uns dieses eine übertriebene Subtilität zu seyn, welche den ganz gewissen Fehler einer in Noten und Worten unrechten Deklamation nach sich zieht. Der seel. Telemann war in seinen lezten Zeiten auch auf diese besondere Art, das Recitativ zu schreiben, gerathen. Die verleitete ihn, daß er sogar Drey- und Fünfviertheiltakt in seine Recitative hinein schrieb. Hr. Scheibe warnt, in der Abhandlung vom Recitativ, dieser Art nachzuahmen: und doch begeht er hier einen, unstreitig daraus fließenden, Fehler. Stellen sich denn die Herren etwa bey einem jeden Recitative manchen Cantor vor, der immer den Takt dazu schlägt. Angehende Sänger müssen bey Zeiten in dem wahren Vortrage des Recitativs unterrichtet werden: so werden sie weder einen schreibenden, noch mit dem Arme fechtenden Taktschläger nöthig haben.

Mattheson, ein, in seiner Jugend, erfahrner sehr guter singender Acteur, hat irgendwo angemerkt, daß man nicht mehr als aufs höchste eilf Recitativsylben in einem Athem vortragen könne. Hier schreibt uns Hr. Scheibe im dritten und vierten Systeme dieser 14 Seite, deren einmal 13. und einmal gar 15. vor. Wozu hilft nun die vermeynte große Pünktlichkeit im Schreiben, wenn sie der Sänger im Ausführen nicht beobachten kann, sondern, vielleicht sehr zur Unzeit, Einschnitte des Athems wegen machen muß.

Das Wort sich im 1sten Takte des dritten Systems, ist nicht recht mit einer hohen Note accentuiret. Es sollte gar nicht accentuirt seyn. Wo stille Quellen sich um stille Rasen schlängen, was für

ein

ein Nachdruck oder Accent gehört denn hier wohl auf das Wort sich?

In eben dem dritten Systeme der 14. Seite kömmt folgendes vor:



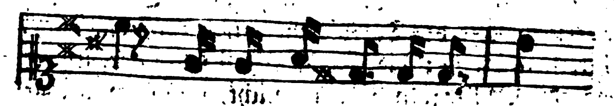
Hier hat, ohne alle Complimente, die Sylbe auf einen falschen Nachdruk; die kurze zweyte Sylbe te auf der ersten Note des Takts steht auf der für sie ungeschiktesten Stelle; die Sylbe West sollte accentuiret seyn, die Sylbe win aber gar nicht, und doch springt diese gar eine Sexte hinauf.

Nach Busen eine Viertheilspause, möchte, um der Bequemlichkeit des Sängers zu rathen, hingehen. Aber unter dieser Pause ein kleiner Clavierschnörkel, hat ganz gewiß keinen zureichenden Grund. Die Mahlerey des Busens fällt gar zu sehr ins kleine. Ist folgendes nicht besser und deutlicher:

 und



S. 15. 2 System. Die lezte Sylbe des Worts fürchterlich, auch auf der ersten Note des Takts, klingt in der That nicht nach der Arbeit eines so feinen Kunstrichters. So sollte es stehen:



Auch sogar das unwarme mich scheint uns, durch Setzung des Wortes mich auf das fünfte Achtel, und also einen Haupteinschnitt des Takts, unrecht accentuiret zu seyn. So sollte es stehen:

Ach,



Denn Ariadne hat gar nicht nöthig anzudeuten wen Theseus umarmen sollte. Das versteht sich von sich selbst. Aber nach Hr. Scheibens Musik klingt es, als wenn sie die Umarmung sich für sich insbesondere ausbäte.

Syst. 3. Die Sylbe jagst war zu accentuiren; nicht die: Morgenstrahle. Eben so fällt im 4ten System der Nachdruk auf die Sylbe erwacht.

S. 16. Syst. 2. Wären nicht ich und nach sondern Hände und aus zu accentuiren.

Syst. 4. In Minotaurus ist die Sylbe tau lang, nicht aber mi. Im Worte Heldenleben fodert die Sylbe Hel Nachdruk.

S. 17. Syst. 3. Sollte, in errettet dich, vielmehr ret als dich accentuiret seyn.

Eben das. Syst. 4. ist das Zwischenspiel des Claviers nach weinen, und mich, vielmehr tröstend und beruhigend, als weinend: und sollte doch sehr lebhaft klagend seyn. Die Figuren dieses Zwischenspiels scheinen hier um desto mehr unschiklich zu seyn, weil sehr ähnliche oben in der ersten Arie, vorgekommen waren, um den Gruß an die Aurora und also eine sehr entgegengesezte Sache damit auszudrücken.

Ueber die Tonwendungen in diesem Recitative, haben wir noch etwas zu erinnern. Das Recitativ, wovon bisher die Rede gewesen ist, würde wohl besser mit einem consonirenden als dissonirenden Accorde an-

gesangen worden seyn: weil die ersten 7. Zeilen desselben Einen Saz ausmachen, und also die Wendungen der Harmonie möglichst zu sparen sind: über dem der Sext-Quinten Accord, noch zweymal recitativmäßig, in diesem Satze angebracht wird. Ist es nicht eine kleine Tautologie, daß die erste Hauptcadenz wieder ins A dur gemacht wird, aus welcher Tonart die gleich vorher gehende Arie gesezt war. Warum im lezten Tacte der 14 Seite c anstatt cis gesezt worden, sehen wir auch nicht ein.

S. 16. im ersten System ist der geschwinde Uebergang aus dem H moll ins C dur, sehr übereilt, und in einem solchen Satze des Perioden vielleicht gar fehlerhaft. S. 17. im zweyten System sind die zwey Semikola von einer Art beynahe widersinnig, und doch, zum wenigsten in Ansehung der Endigungs-Baßnoten auch in gewisser Art tautologisch, einmal im D dur und einmal im D moll geschlossen. Im dritten System kommt im zweyten Tacte unter dich, und gleich im dritten Tacte darauf, unter weinen zweymal der C dur Accord vor, und dazwischen wird im D dur ein klein wenig modulirt, und gleich wieder vermittelst des Septimenaccords über Dis, ins E dur gegangen. Dies ist nicht nur zu übereilend, sondern auch zugleich tautologisch moduliret.

Der Raum verbietet uns weiter zu gehen. Wir können uns nicht entbrechen zu glauben, daß bey diesen beyden Cantaten der Hr. Verf. entweder den Sturm der darinn enthaltenen Leidenschaften, und die Wendungen der Dichter, nicht recht gefühlt haben, oder eben damals nicht erfindsam genug gewesen seyn müsse, das was er fühlte, simpel und glüklich auszudrücken.

Wir verehren immer die kritischen Bemühungen des Hrn. K. Scheibe, zur Aufnahme der Musik.

Aber

Aber seine Compositionen sind freylich nicht so schön, als seine kritische Werke.

X.

XXVIII.

Das Näher-Recht systematisch entworfen von D. Carl Friedrich Walch, der Institution. ord. Professor auf der Herzogl. Sächs. ges. Universität Jena, des Herzogl. Hofgerichts, der Juristenfacultät und des Schöppenstuhls Beysitzer. Jena bey Cröckers Wittwe, 1766. 8. 367 S. ohne Vorrede und Register.

Der Herr Verf. hat eine sehr gute Absicht gehabt, nemlich diese fruchtbare und doch so arbiträre Materie wo möglich auf allgemeine Grundsätze zu bringen: man muß auch dem Fleiß und der mühsamen Belesenheit in allen den Schriftstellern, die sich damit beschäftiget haben, und welches das schäzbarste ist, fast in allen deutschen Particulargesetzen, die Publici Juris sind, Gerechtigkeit und das gebührende Lob wiederfahren lassen. Ob aber die Absicht damit erreichet worden, das ist eine andere Frage.

So sehr auch in unsern Tagen die deutsche Rechtsgelehrsamkeit das Modestudium wird; so ist sie doch weder bey den höchsten Reichs-Tribunalien noch sonst bey den Gerichten normativ, sondern gehört unter die ungeschriebene oder statutarische Rechte, die allen Beweiß-Subtilitäten des gemeinen Rechts unterworfen sind.

Wir

Wir hätten also lieber gewünscht, daß der Hr. W. anstatt der mühsamen Untersuchung von den Spuren des Näher-Rechts im Alterthum und bey andern Völkern mit mehrerer Bestimmung sich erklärt hätte, ob die ganze Materie des Näher-Rechts im deutschen Reiche nach den römischen oder deutschen Rechten beurtheilt werden soll, so ungefähr wie man an den deutschen Gerichten nun völlig einig ist, daß die eheliche Güter-Gemeinschaft schlechterdings deutschen Rechtens sey.

Wir wollen eigentlich damit so viel sagen, der Hr. Verf. hätte sich unbedingter erklären sollen, ob die Constitutio Fridericiana die Kraft eines Gesetzes wie andere römische Gesetze in Deutschland habe oder haben könne. Er hätte aus Beyspielen großer Gerichte zeigen sollen, ob darnach im Reiche und wieferne gesprochen werde oder nicht?

Denn hierauf kommt die ganze Dunkelheit an, die in dieser Materie herrscht, und wir glauben, der Hr. Verf. hätte gar nicht Ursache gehabt, S. 24. fgg. bey dieser Verordnung sich so schwankend, wie er gethan hat, auszudrücken oder sein Urtheil gar zu suspendiren, ob Leyser ganz Recht habe, daß diese Verordnung für die Deutschen, oder Böhmen, daß sie für die Wälschen gegeben sey; denn durch den Umstand, den er S. 37. fg. von Frankfurt am Mayn beybringt, wo es in einer Stelle der Reformation ausdrüklich von dem Abtriebe (Näher-Rechte) heißt: „daß derselbig in den kayserlichen Rechten ausdrüklich verbothen sey u. s. w. würde er allemal den Satz haben unterstützen können, daß zu der Zeit, da die römische Rechte in Deutschland vim legis gewannen, die Constitutio Fridericiana zwar existirt, aber nicht die Kraft eines Gesetzes gehabt habe.

So

So lange nicht klar ist, ob diese Constitution ein gültiges Gesez sey oder nicht; so lange kann man auch von der Absicht oder dem Grunde des Näher-Rechts, ob dieser nemlich in der Gemeinschaft der Dinge oder in der Gesellschaft der Personen zu suchen sey, nichts gewisses bestimmen. Ueberhaupt sind die Definitionen in Rechten allemal gewagt und in dieser Materie kann insonderheit ratio legis nicht viel helfen, weil die Arten des Näher-Rechts so manchfältig sind, als die Absichten, die aus den Statuten oder Gewohnheiten eines jeden Orts oder Landes erst erkläret werden müssen. Wenn man annimmt, daß Statuten nur dadurch von Gesetzen sich unterscheiden, daß sie nicht von dem obern gegeben, sondern durch den Vertrag einer ganzen Gesellschaft oder Bürgerschaft entstanden sind; so sind alle Näher-Rechte, die sich in solchen Statuten gründen, allemal conventional, welches zu läugnen der Hr. Verf. sich so viele Mühe giebt, denn er giebt nur blos ein gesezliches Näher-Recht zu.

Aber auch in engern Verstande kann man ein conventionales Näher-Recht nicht läugnen; was ist der Abtrieb der unmittelbaren Ritterschaft anders als conventional? denn die Kayserliche Privilegia können dem dritten nicht schaden, der ältere Rechte und Privilegien hat; folglich wird ein solches Recht dadurch nicht gesezlich.

Was ist das perpetuirliche Einstandsrecht, das zwey Familien gegeneinander über ein drittes Gut veststellen, anders als conventional? der Hr. Verf. wird zwar hierbey sagen; diese Convention kann den dritten Käufer nicht verbinden, gegen welchen eigentlich das Einstandsrecht ausgeübet wird.

Aber! wie ist es alsdenn, wenn der Retrahente dem Käufer beweist, daß er a non domino gekauft habe? denn wer nicht plenam facultatem alienandi

hat,

hat, der hat auch kein plenum dominium, welches doch bey einem Verkaufe voraus gesezt wird, indem sonst der Käufer zwar den Besiz aber das Eigenthum nicht erlangen kann, mithin alltäglich gewärtigen muß, in petitorio auch die possession zu verlieren.

Und wenn wir denn endlich dem Hrn. Verf. seinen ganzen Saz verwilligen; wie will er sich bey dem testamentirlichen Retract, den er doch als eine besondere Gattung ansieht, die nicht gesezlich und nicht conventional seyn soll, heraushelfen? Hat etwan das Testament auf den dritten, dessen es nicht erwähnet, eine stärkere Verbindlichkeit, als ein Vertrag auf den tertium non compaciscentem? Wenn S. 331. angenommen wird, daß der Erblasser die Gewalt habe, durch sein Testament auf der Sache, die retrahirt werden soll, neben dem Besitzer, noch einem dritten ein Miteigenthum oder eine Dienstbarkeit mitzutheilen; ist dies eine grössere Gewalt, als diejenige, die zwey Contrahenten haben, dem einen davon den Besiz und ein umschränktes Eigenthum dem andern aber unter dem Namen des Näherrechts eine Art von Miteigenthum mitzutheilen? warum soll also der dritte Käufer durch ein Conventional-Näher-Recht nicht eben sowol verbunden werden können, als durch ein testamentirliches Näher-Recht?

Doch wir müssen bekennen, daß der Hr. Verf. in dieser Materie immer genug gethan habe und dieses Verdienst beybehalten werde, wenn auch gleich in der Folge ihm jemand auf die Schultern stehen sollte; nur hätten wir wünschen mögen, daß er für die Reinigkeit der Sprache und des Ausdruks sorgfältiger gewesen und allenfalls lieber zuweilen einen bekannten lateinischen terminum beybehalten, als hier und dort deutsche Ausdrücke, die das Bürgerrecht noch nicht erhalten haben, gebrauchet hat; denn er hat doch nicht

blos

blos als Jurist, sondern auch vornemlich als Lehrer geschrieben. Wie hart und verstekt ist z. B. nicht die Erklärung die S. 333. von dem testamentirlichen Retracte gegeben wird. „Er bestehet, heißt es, in dem „Näher-Recht, welches einem, dem dasselbe von „einem Erblasser auf eine seiner Sachen gehörig ver„lassen worden, einem in Ansehung dieser, dermalen „auf einem von dem Restirer ausgeschlossenen Dritten „verkauften Sache zukommt.„

Hätte sich denn die Sache nicht weit deutlicher und kürzer fassen lassen, wenn er anstatt dessen gesagt hätte: „der testamentirliche Retract ist ein Recht, „welches der Erblasser einigen Testamentserben oder „Legatarien gegeben hat, gewisse Güter außer ihren „Familien in keine fremde Hände verkaufen zu lassen, „sondern, wenn dieses geschehe, allezeit den Kauf zu „retrahiren?„

Und noch eins: Warum hat denn der Hr. W. nicht wenigstens das äußerliche von dem Deductionsstyl beobachtet und seine lange §. §. nicht mit Marginalien versehen? — mit diesem heilsamen Mittel ohne welches die größten Schätze der Gelehrsamkeit in den Deductionen bey den Gerichten unerkannt bleiben würden? —

C.

XXIX.

Versuch eines Beweises, daß die erste Sprache ihren Ursprung nicht vom Menschen, sondern allein vom Schöpfer erhalten habe, in der akademischen Versammlung vorgelesen und zum Druk übergeben von Johann Peter

Süß-

Süßmilch, Mitglied der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften. Berlin, zu finden im Verlag der Realschule, 1766. 8. 8 Bogen.

Die Sprache der Menschen hat so viel Vollkommenheit, Ordnung und Schönheit, daß die Erfindung derselben eine sehr angebauete und geübte Vernunft zum voraus setzet: nun aber gelanget der Mensch allererst durch Hülfe der Sprache zum Gebrauch der Vernunft; folglich können nicht Menschen die Erfinder der Sprache, sondern der Schöpfer selbst muß der unmittelbare Urheber der Sprache gewesen seyn. Dies ist im kurzen der Beweis der in dieser Schrift geführet wird. Die Frage über den Ursprung der Sprache ist so interessant, aber auch so schwer, daß wir zu einer Prüfung des versuchten Beweises uns die Genehmigung unsrer Leser versprechen, aber auch zugleich ihre Verzeyhung hoffen, wenn wir den zuversichtlichen Aussprüchen des Verfassers nur Zweifel und Muthmaßungen an die Seite setzen. Wir wollen die hauptsächlichen Sätze, worauf der Beweis gebauet ist, ausziehen, und einige Anmerkungen beyfügen.

„Jede Sprache hat diese Vollkommenheit, daß „sie dem Zwecke andern seine Gedanken mitzutheilen, „gemäß eingerichtet ist„ es versteht sich, die Gedanken desjenigen mitzutheilen, dessen Sprache es ist. Denn da in dieser Absicht die Vollkommenheit der Sprache sehr verschieden ist, so würde ein erfinderisches philosophisches Genie unter den aufgeklärtesten Völkern Europens, dem seine eigne sehr reiche und verbesserte Sprache zu eng ist, seine Gedanken noch unweit unvollkommner in der Sprache eines wilden Volks, etwa desjenigen, das nach dem Berichte der

Reisebeschreiber, nur überhaupt 300. Wörter hat, ausdrücken müßten, obgleich der Wilde selbst diese Armuth seiner Sprache nicht fühlen mag. „Jede „Sprache ist den Kräften unsrer Seele, insonderheit „dem Gedächtnisse angemessen, so daß auch Kinder „selbige leicht erlernen und reden können.„ Den Kräften unsrer Seele und dem Gedächtniß mußte die Sprache angemessen seyn, und von Kindern erlernet werden können. Gesezt, daß sie von Menschen erfunden wäre, denn Menschen können nichts erfinden, als was den Kräften ihrer Seele angemessen ist. „Die „Wörter sind nicht zu lang und zu sehr ausgedehnt.„ Wenn die Sprache von Menschen erfunden wäre, so würde es wunderbar seyn, wenn sie solche Töne erfunden, oder nachgeahmt hätten, die ihnen bey der Aussprache und im Behalten Mühe gemacht hätten. Indessen, daß es doch auch in dieser Absicht einen merklichen Unterschied unter der Sprache statt finde, lehret unter andern das, was der V. selbst von der Sprache eines amerikanischen Volks anführet, das in seiner langsamen Sprache nichts als acht und zehnsylbige Wörter haben soll. „Unterschiedne Sachen haben auch unterschiedne Wörter.„ Es verstehet sich in der Sprache des Volks, das die Sachen unterscheidet; denn es ist bekannt, daß in manchen Sprachen unterschiedne Sachen nicht unterschiedne Benennungen haben, aber alsdenn ist dieser Unterschied gar nicht bemerkt worden, der nicht wichtig genug gewesen, um ihn besonders auszudrucken. Ueberhaupt aber ist dieses eine wesentliche und nicht willkührliche Vollkommenheit einer Sprache, so wie die vorher angeführten Stücke gleichfalls einer jeden Sprache Beziehungsweise so nothwendig sind, daß wer auch immer der Erfinder der Sprache seyn möchte, eine Sprache mit diesen Eigenschaften erfinden mußte.

„Die Menge der Wörter ist nicht zu groß, und kann daher leicht erlernet werden.„ Dies ist gleichfalls Beziehungsweise zu verstehen, denn alle Sprachen sind nicht gleich reich an Wörtern. Die neuern Europäischen Sprachen haben sich bereichert, indem sie von der griechischen und lateinischen Sprache geborget, und noch jetzund bereichert sich jede Sprache, indem sie von einer andern die Wörter entlehnet, die ihr fehlen oder aus ihren eignen Fonds nach dem Muster derselben neue Wörter schaffet. Ueberhaupt aber muß die Sprache eines Volks, die Empfindungen, Gesinnungen und Ideen desselben ausdrücken, insofern dies Volk in seinen Umgang und Verkehr ein Bedürfniß hat, seine Empfindungen, Gesinnungen und Ideen auszudrücken. Auch dies ist eine wesentliche Vollkommenheit jeder Sprache. „Es giebt nicht nur Laute für sinnliche Dinge, sondern alle nur bekannte Sprachen enthalten auch Wörter, womit abgezogne und allgemeine Begriffe verknüpft sind, die zu Vernunftschlüssen unentbehrlich sind.„ Wenn es kein so rohes und thierisches Volk geben sollte, daß in seiner Sprache nicht einige Spuren der Vernunft zeigen sollte; so ist doch in dieser Absicht ein sehr großer Unterschied unter den Sprachen, indem einige sehr arm, andre reich an Ausdruckungen nicht sinnlicher Gegenstände sind. Ohnedem sind die meisten zur speculativischen Philosophie gehörigen Ausdrücke in barbarischen Sprachsupplemente, die sie aus der Sprache cultivirter Völker angenommen haben, oder sie sind in diesen Spoachen, so wie ursprünglich in den verfeinerten Sprachen, von sinnlichen Gegenständen auf die nicht sinnlichen übertragen worden. Denn es scheinet unter den philosophierenden Sprachforschern, ein ziemlich ausgemachter Grundsatz zu seyn, daß die ersten und ursprünglichen Bedeutungen aller Wörter

sinn-

sinnlich gewesen, oder solche, die durch die Sinne zu erkennen waren. Und man muß gestehen, daß bey Aufsuchung der ersten Bedeutung der Wörter, in ausgestorbnen Sprachen, wo man wegen Mängels zureichender Schriften und Urkunden, den Sinn der Wörter nicht allein durch den Sprachgebrauch bestimmen kann, sondern das etwas unsicherere Mittel der Etymologie oder Ableitung zu Hülfe nehmen muß, dieser Grundsaß, insonderheit, wenn er von einem Schultens und Michaelis angewandt worden, sehr gute Dienste gethan hat. Wir können also immer annehmen, daß alle Benennungen nicht sinnlicher Gegenstände in jeder Sprache dem Ursprunge nach, metaphorisch sind, und daß sie durch den einen oder den andern Tropus, da man bald ein Theil für das Ganze gesezt, nach einem besonders hervorstechenden concreten Fall, alle andre ähnliche Fälle benannt, und so die Namen der Geschlechter und Arten erfunden, bald wegen einer oft blos eingebildeten Aehnlichkeit nicht sinnlicher Dinge mit sinnlichen jenen den Namen dieser gegeben hat u. s. w. Daß wir diese übertragene Benennungen nicht mehr für metaphorisch, sondern für eigentliche halten, rühret blos daher, weil sie uns von Jugend auf, als eigentliche Benennungen dieser nicht sinnlichen Gegenstände bekannt, und die Ableitungen unbekannt sind. Mit allem diesem scheinet es nun übereinzustimmen, daß die ersten Erfinder der Sprache, oder überhaupt, diejenigen, die zuerst eine Sprache gebraucht haben, in ihrem Wörterbuche keine Namen für nicht sinnliche Gegenstände, für abgezogene und allgemeine Begriffe gehabt haben. Wären Menschen die Erfinder der Sprache, so konnten sie begreiffen, die sie noch nicht hatten, und die, wenn sie sie auch hatten, sie andern nur vermittelst vorhergehenden sinnliche Dinge bezeichnender

Wörter zu erkennen geben konnten, keine eigentliche und ursprüngliche Namen geben. War Gott der Erfinder der ersten Sprache, so würde er für Begriffe, die der Mensch nicht verstand (denn wenn er sie verstand, so hatte er schon die ausgebildete Vernunft, die nach des V. Meynung, eine Sprache erfinden konnte,) ihm vergebens in seiner Sprache Wörter gegeben haben, Wörter, die der Mensch, wie uns die Erfahrung lehret, durch die Metaphern selbst erfinden kann.

„In allen Sprachen ist eine Ordnung, nach „welcher ähnliche Wörter und Modification auf ähn„liche Weise bestimmet werden. Jede Sprache hat „daher ihre Grammatik, ohne welche die Erlernung „derselben beynahe unmöglich seyn würde.„ Einige Ordnung muß sich in jeder menschlichen Sprache finden, das ist, sie muß an einige Regeln gebunden seyn, wenn sie auch von Menschen, ohne einen vorhergehenden durchgedachten Plan erfunden wäre. Wenn aber diese allen menschlichen Sprachen gemeinschaftliche Ordnung nur nicht größer und künstlicher ist, als sich aus den allgemeinen Gesetzen die Vorstellungs- und Einbildungskraft begreiffen läßt, so scheinet es ganz natürlich und nothwendig zu seyn, daß die Menschen ihre Sprache, die ihre Vorstellungen in ihrer Verbindung bezeichneten, nach den allgemeinen Regeln und Gesetzen ihrer Vorstellungen erfinden, oder daß sie mit der Sprache zugleich die Regeln der allgemeinen Grammatik erfinden mußten. In diesem Falle scheinet es nicht nöthig zu seyn, bey dem ersten Erfinder der Sprache eine cultivirte Vernunft und einen durch dieselbe entworfnen Plan der Sprache vorauszusetzen. Und sollte dies nicht wirklich der Fall seyn, wenn das, was in Ansehung der Ordnung der Sprachen willkührlich und entbehrlich von dem

was wesentlich und nothwendig ist, abgesondert wird, und wenn man nicht, wie sehr oft geschicht, alle Sprachen nach der Grammatik einer sehr cultivirten Sprache, z. B. der lateinischen beurtheilet? Was nemlich alsdann von grammatikalischer Ordnung übrig bleibt, etwa, daß jede Sprache Nennwörter, Zeitwörter und Partickeln, substantiva und adjectiva, numeros und personas hat, das scheinet dem rohen und ungeübten Verstande, wie wir ihn bey den ersten menschlichen Erfindern der Sprache, annehmen mußten, nicht zu schwer zu erfinden und zu bemerken zu seyn: es müßte denn, wie doch nicht wahrscheinlich ist, solchen ungeübten Seelen auch zu schwer seyn, ein Ding selbst von dem, was es thut oder leidet, oder dasjenige, was ein Ding beständig und unter allen Umständen ist und hat, von dem, was es nur zuweilen und unter gewissen Umständen ist und hat, (wenn nur dies alles sinnliche Gegenstände sind,) ferner denjenigen, der da handelt, von dem, auf welchen oder mit welchen er handelt, zu unterscheiden, oder zu zählen, das man doch sogar den Thieren nicht ganz absprechen kann. Man sollte denken, daß auch die Unterscheidung der gegenwärtigen, der vergangnen und zukünftigen Zeit, der Grammatik aller Sprachen zu allen Zeiten eigenthümlich gewesen; allein die hebräische Sprache, die unstreitig, wo nicht die älteste, doch eine Tochter der ältesten Sprache ist, hat keine bestimmte tempora, das praesens fehlet ihr ganz, und nach einer sehr wahrscheinlichen Vermuthung des Hrn. Hofrath Michaelis sind das sogenannte praeteritum und futurum, so ziemlich ohne Unterschied, insonderheit von den Dichtern gebraucht werden, ursprünglich nichts als aoristi gewesen, die erst mit der Zeit und allmählig eine bestimmtere Bedeutung erlangt haben. Ebenfalls möchte es uns so vorkommen, daß

die verschiednen modi der Zeitwörter mit der Sprache der Menschen gleich alt seyn müßten; allein es ist sehr wahrscheinlich, daß in der ältesten Sprache, so wie in der Sprache der erst redenlernenden Kinder der Infinitivus die Stelle aller andern vertreten habe, und der sogenannte infinitivus historicus ist eine nicht undeutliche Spur dieser uralten unbestimmten und kindischen Art sich auszudrucken. „Aehnliche „Wörter und Modificationen werden auf ähnliche Weise „bestimmt.„ Dieses, welches darauf hinauslauft, daß man nach der Analogie in der Sprache erfindet, ist einem ungeübten Verstande so natürlich, daß die Kinder häufig und ganz richtig nach der Analogie sich selbst Wörter machen, wenn sie die gewöhnlichen Benennungen nicht wissen, so nennet z. B. ein dreyjähriges Kind, das gesehen und gehöret hat, was mähen ist, sein Stöckgen, womit es mähen will, eine Mähe, ohne dies Wort jemals gehört zu haben. „Eine jede „Sprache hat ihre Schönheit und einen Wohlklang.„ Es ist natürlich, daß von Menschen die Töne erfunden, sie solche erfunden, oder solche Töne nachahmten, deren Aussprache ihren Organen nicht zu schwer, und folglich ihrem Gehör nicht zu hart waren. Ohnedem ist der Wohlklang etwas sehr relativisches, und etwas das in dem cultivirten Sprachen eine sehr grosse Verbesserung erfahren hat. Die ältesten Sprachen haben vermuthlich sehr hohe Accente gehabt, und ihre Aussprache ist wahrscheinlicherweise gerade so, wie man vermuthen mußte, wenn die Töne der Thiere darinn nachgeahmt wurden, mehr einem Geschrey, einem Geheule oder Gesänge, als einer sanftfließenden Rede ähnlich gewesen.

Bey der Prüfung des andern zu den versuchten Beweise nöthigen Satzes, daß nemlich der Mensch allererst durch Hülfe der Sprache zum Gebrauch der

Ver-

Vernunft gelanget, können wir kürzer seyn. Wir geben es dem Verf. zu, daß die Sprache das beste und bequemste Mittel sey, den Menschen zum völligen Gebrauch der Vernunft zu erheben, und daß er wahrscheinlicher Weise ohne dieselbe nie ein Metaphysiker und spekulativischer Philosoph werden könne. Allein wir würden doch zu übereilt schließen, wenn wir ihm bey den Mangel der Sprache, alles Vermögen absprechen wollten, Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten und überhaupt Eigenschaften zu entdecken, zu abstrahiren, dieselbe sich zu merken, und vermöge andrer Zeichen gleichsam so zu prägen, daß er diese Ideen gestempelt, und zu einem künftigern Gebrauche bereit in dem Schatze seines Gedächtnisses aufbewahren, wieder aufsuchen und anwenden könne. Wir wissen nicht genau, auf wie mancherley Weise ein Blindgebohrner sich den Mangel des Gesichts durch die ihm übrigen Sinne ersetzen kann; so wissen wir auch nicht, in wiefern andre Zeichen bey Stummen die Stelle der Sprache vertreten können. Von einigen Stummen und Tauben auf alle zu schliessen, scheinet uns eben so unsicher zu seyn, als wenn man die Scharfsinnigkeit eines Saundersons allen Blindgebohrnen zuschreiben wollte. Dem Recensente ist ein tauber und stummer Jüngling von etwa 18 Jahren bekannt, der alles, was er gesehen hat, denen die seine Zeichensprache verstehen, zu erkennen giebt. Er hat in seiner Sprache nomina und verba, substantiva und adjectiva, numeros personas, tempora. Er hat auch moralische Begriffe, und warum sollte er sie auch nicht haben können, wenn anders das, was Locke behauptet, richtig ist, daß alle moralische Begriffe ursprünglich aus dem einen oder dem andern sinnlichen Eindrucke herzuleiten, und durch das Gesetz der Association zu erklären sind. Allein, könnte man sagen, das Be-

greiffungsvermögen eines Stummen sey auch noch so groß, so hat er doch keine abgezogene scientivische Begriffe, er kann keine allgemeine Wahrheiten erkennen, keine Vernunftschlüsse machen, mit einen Wort, er hat nicht so viel Vernunft, daß er eine Sprache erfinden könne. Freylich, nach einem überdachten Plane kann er die Sprache nicht erfinden, aber man zeige, daß dies nothwendig sey. Was der Verfasser zum Beweise dieser Voraussetzung anführet, gründet sich auf eine andre Voraussetzung, welcher Geschichte und Erfahrung zu widersprechen scheinen, daß nemlich die Sprache von Anfang her, alle die Vollkommenheit, Ordnung und Schönheit gehabt, die jetzund die Sprachen gesitteter Völker haben, und daß die Sprache nicht habe verbessert werden können. Eine Verbesserung einer Sprache soll nach der Meynung des Verf. nicht möglich seyn, wofern nicht Schulen, gelehrte Zusammenkünfte, allgemeine Verabredungen gewesen, oder das Hülfsmittel der Schrift statt gefunden. Den Reformatoren der Sprache soll es an Bewegungsgründen zur Verbesserung gefehlt, die saure Arbeit, und die Liebe zu dem Gewohnten soll sie davon abgeschrekt haben. u. s. w. Allein wenn die Verbesserung einer Sprache hauptsächlich auf diese zwey Stücke ankommt, daß ihre Wörter vermehrt, und ihre grammatischen Regeln gleichfalls vermehrt und genauer bestimmt werden, so kann alles dieses zufälliger Weise und ohne daß es aller der angeführten Umstände bedarf, geschehen. Die Bereicherung einer Sprache gehet ganz natürlich zu, wenn ein Volk entweder ganz neue Gegenstände bemerkt, oder alte und gewohnte Dinge demselben wichtiger und merkwürdiger werden. Und wie sich die Grammatik einer Sprache theils verändern, theils erweitern könne, lehret die Geschichte aller heutigen Europäischen Sprachen.

chen. Eine genaue und richtig bestimmte Grammatik kann eine Sprache zwar nicht bekommen, ehe sie geschrieben und cultivirt wird; aber wie ist es zu beweisen, daß die ältesten Sprachen, ehe sie diese Hülfsmittel der Verbesserung gehabt haben, wirklich nach einer solchen Grammatik geredet werden? Der Verf. macht gegen die menschliche Erfindung der Sprache noch diesen Einwurf, daß in diesen Falle, eine unendliche Menge von Sprachen hätte entstehen müssen. Allein dieser Einwurf fällt weg, wenn man annimmt, daß von einen Blute alle Menschengeschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen, daß die Menschen von Anfang her in einer Gesellschaft gelebet, und daß die ersten Bewohner der Erde, schon vor ihrer Zerstreuung eine Sprache gehabt haben; und daß es endlich wirklich und unläugbar ganz verschiedne Sprachen gäbe, obgleich die Zahl derselben nicht unendlich ist. Dem ganzen Beweise des Verfassers scheinet auch dieser entgegen zu stehen, daß man zwar in den Schulen unter dem Vermögen zur Vernunft und unter dem wirklichen Gebrauch der Vernunft eine Unterscheidung macht, daß aber in der Natur selbst die Gränzen dieses Vermögens und des wirklichen Gebrauchs so ineinander fließen, daß man dem Menschen mit gesunden Organen und Sinnen nie ein bloßes unthätiges Vermögen zur Vernunft, sondern auch zugleich ein immer reges Bestreben dieses Vermögen zu entwickeln, beylegen müßte. So wie also der Mensch, der in den Sinnen und Organen keine Fehler hat, nie ohne alle Aeusserung der Vernunft ist, zumal wenn er in Gesellschaft lebt, so können wir ihn auch, wie es scheinet, nie ohne alles Bestreben zu sprechen annehmen, und zwar um so viel weniger, wenn die Bemerkung eines scharfsinnigen Weltweisen richtig seyn sollte, daß zwischen dem Denken und dem Werkzeuge

desselben dem Gehirn des Menschen und zwischen den Organen der Sprache, eine natürliche Verbindung statt finde, vermöge der diesen durch jenes auf eine mechanische Art in Gang gebracht würden. So hätte also der Schöpfer selbst dafür gesorget, daß der Mensch sogleich auf die beste Charakteristik verfallen mußte! Doch dem sey, wie ihm wolle, so scheinet der Gebrauch der Sprache zur Bezeichnung der Empfindungen und Vorstellungen, bey demjenigen, der sie zuerst erfunden, keine Einsicht von ihrer Vortreflichkeit und ganzen Nutzen, eben so wenig als einen vorläufig durchdachten Plan derselben vorauszusetzen. Mit eben dem Rechte, deucht uns, könnte man sagen, daß der erste Tonkünstler zu seiner Erfindung der tiefsinnigen Theorie eines Rameau bedürft, oder daß er, wie Dalembert die Verhältnisse der Töne hätte berechnen müssen. — Dies sind einige Zweifel, die uns abhalten, diesen Versuch eines Beweises für eine Demonstration zu halten. Uebrigens lassen wir, die wir die Verdienste des wohlseel. Hrn. Oberconsist. Rath Süßmilchs aufrichtig verehren, auch bey dieser Schrift seiner edeln Absicht und seinen bewiesenen Fleiße Gerechtigkeit wiederfahren, und bedauren nur, daß der traurige Zufall, dessen er in der Vorrede gedenkt, ihn verhindert habe, die lezte Hand daran zu legen, und seinen Beweise mehr Genauigkeit, Schärfe und Vollständigkeit zu geben.

Dr.

XXX.

G. F. Meiers, Beyträge zu der Lehre von den Vorurtheilen des menschlichen Geschlechts. Halle, 8. 1766. 8½ Bogen.

Herr

Herr Pr. M. fährt, wie wir sehen, fort, Untersuchungen über einzelne in die Weltweisheit einschlagende Materien anzustellen, und bearbeitet besonders in dieser Schrift einen Stoff, welcher allerdings für das menschliche Geschlecht von großer Wichtigkeit ist. Wir glauben auch, seine bißherigen häufigen Leser werden das Vorurtheil, als wenn bey oft untersuchten Gegenständen nichts neues mehr zu finden wäre, theils nicht haben, theils auf Hr. M. Vorstellungen hin gern ablegen. Damit fängt Hr. M. seine Beyträge oder Abhandlung an, und wendet sich sodann zu der Berichtigung des Begriffes, den man sich von Vorurtheilen zu machen hat (§. 4-9.) zu diesem Ende werden viele Beyspiele vorgebracht, aus welchen allen Hr. M. den Schluß zieht, ein Vorurtheil seye jedes Urtheil, so man aus Uebereilung, oder ohne vorhergehende richtige Prüfung für wahr hält. Unserm Bedünken nach wird der Begriff eines Vorurtheils sehr erweitert. Hr. M. hält sich indessen genaue daran, fügt sodann einige Regeln bey, wie man überhaupt von Vorurtheilen richtiger denken. Z. E. eine Meynung nicht deßwegen verwerfen soll, weil sie bisdahin ein Vorurtheil war. (§. 9-14.) Hierauf wird die Frage vorgelegt, ob ein Mensch alle Vorurtheile vermeyden könne? Diese Frage ließe sich kurz in die auflösen, ob ein Mensch seine ganze Erkenntniß in ein System von durchaus geometrischer Augenscheinlichkeit (Evidenz) und Gewißheit verwandeln könne. Hr M. antwortet aber nicht so kurz, sondern sucht ehender die, so ihm nicht glauben wollten, durch die umständliche Vorlegung einiger Hauptvorurtheile und ihrer unerschöpflichen Quellen so ins Enge zu treiben, daß er nachgehends ohne Mühe den Sieg erhält. Unter diese Vorurtheile sezt er unter andern, daß was uns die

Sin-

Sinnen vorstellen, wirklich so seye (§. 15.) daß Dinge, die immer zugleich sind, oder aufeinander folgen, sich als Ursachen und Wirkungen verhalten, (§. 17.) daß ähnlich scheinende Dinge einerley oder von einerley Art seyn (§. 18.) daß was angenehm scheint, gut (§. 19.) was unangenehm scheint, böse seye, (§. 20.) daß was mit unsern bißherigen Vorstellungen übereinstimmt, wahr seye (§. 21.) wobey (§. 22. seq.) gezeigt wird, wie man sich dieses Sätzes in Absicht auf die Versicherung und theils auch in den schönen Wissenschaften bedienen müsse, ferner wie daraus das Vorurtheil des Ansehens besonders auch in der gelehrten Welt und der Religion entstehe (§. 24, 25.) Und, wie statt der bißherigen Vorstellungen theils die Denkungsart, so aus der Erziehung, Lebensart rc. erwächst (§. 26, 27.) theils der sogenanndte bon sens (§. 39.) genommen und zur Rechtfertigung der Vorurtheile gebraucht werde. Hierauf werden Mittel angegeben, die Grundvorurtheile auszuwurzeln (§. 30. seq.) Man kann leicht denken, daß die wissenschaftliche Erkenntniß oben an steht, und da diese von einigen sogenannten schönen Geistern angefeindet wird, so achtet Hr. M. auch dienlich, diesen zu verstehen zu geben, daß sie nicht besser als der Pöbel in ihren Vorurtheilen, wie im Schlamme, stecken bleiben. Endlich wird des Descartes Regel von allen vernünftig zu zweifeln angepriesen, zugleich aber erinnert, daß man sie besser als Descartes gethan, gebrauchen müsse. (§. 38.) Hierauf beantwortet nun Hr. M. die Frage, ob sich alle Vorurtheile vermeyden lassen, so daß er die Entstehung derselben von Kindheit an, vorlegt, und zeigt, daß Einfältige dabey durchaus bleiben, Klügere sich nicht ganz loßwickeln, Gelehrte blos in ihrem Fache mehr frey werden können, oft auch neue Vorurtheile mit den Studien einsaugen rc. Die Schwürigkeit

seine

seine eigene Vorurtheile zu entdecken (§. 46.) sie aus der Menge von dunkeln Vorstellungen herauszuziehen (§. 47.) wird noch zur fernerer Bekräftigung gebraucht. Aus allen diesen Lehren und Bemerkungen folgen endlich Widersinnige Sätze und Fragen, dergleichen sind, daß man nicht nur nicht alle Vorurtheile verhüten und verbannen könne, noch müsse, sondern bey sich und andern eine gute Menge zu unterhalten und gar zu bestärken schuldig seye, z. E. daß man dem gemeinen Mann Unglüksfälle als göttliche Strafen vorpredigen könne 2c. Und da nach Hr. M. alles voller Vorurtheile ist, so findet er auch nöthig zu zeigen, daß er dadurch den allgemeinen Zweiflern nicht das Wort rede (§. 52.) Endlich zieht er aus allem zur Demüthigung der grossen Geister und der Tugendhaften die Folge, daß ersterer ihre Einsichten lezterer ihre Tugenden ein blosses Glük sey. Wir glauben Hr. M. hätte sich den Sceptikern weniger bloß geben und die Paradoxa glüklich vermeiden können, wenn er den Begriff eines Vorurtheils mehr eingeschränkt hätte, und dieses hätte ohne Nachtheil des Sprachgebrauches geschehen können. Sowol das Wort als der Begriff eines Vorurtheils gehört in diejenige Classe, wo man um alles genau zu bestimmen, die damit verwandten Wörter und Begriffe mitnehmen und ihre Grenzen so bezeichnen muß, daß alles behörig vertheilt, und dadurch die Verwirrung vermieden werde. Das Wort Vorurtheil will zwar als ein voreiliges Urtheil betrachtet, an sich allerdings sagen, was man vor Untersuchung der Sache urtheilt, es läßt sich aber mit dem was ein vorläufiges Urtheil heißt, noch nicht vermengen. Lezteres hat etwas bescheidenes, ersteres immer etwas verhaßtes an sich. Sodann grenzt der Begriff eines Vorurtheils sehr nahe an die Begriffe Präsumtion,

Partheylichkeit, Prävention (wo das Gemüth sowol und öfters mehr als der Verstand voreingenommen ist) Hitze, Uebereilung, Wahn, Meynung, Schein, Irrthum ꝛc. Und auf diese Begriffe läßt sich sehr viel von dem, was Hr. M. von den Vorurtheilen sagt, so vertheilen, daß das Verhaßte meistens davon wegfällt. So z. E. daß man in vielen Fällen den Schein nicht als Schein erkennt, ist eben nicht sogleich ein Vorurtheil, es kann ein bloßer Mangel genauerer Einsicht, ein bloßer Irrthum seyn. Sodann scheinen die Vorurtheile eigentlich Maximen zu seyn, nach welchen jemand aus confusen Vorstellungen, und gewöhnlich mit gutem Wissen handelt und denkt, ungeachtet man ihm Vorstellungen dawider gemacht hat, daß sie entweder ganz irrig oder wenigstens nicht durchaus richtig sind. Sind diese Vorstellungen gegründet, so behält man noch die Wahl, ob man das Wort Vorurtheil oder Irrthum oder Wahn oder welches andere, von der Art man will, gebraucht. Die Benennung ändert an der Sache nichts, nur daß die eine verhaßter ist als die andere. Im eigentlichsten Verstande hat man das Praejudicium auctoritatis und fiduciae, vermuthlich weil man kein ander Wort wuste, Vorurtheil genannt, und so müßten nicht so fast die irrigen Maximen, als der Vorsaz dabey zu beharren, der aus dem Zutrauen zu seinen oder anderer ihren Kräften entspringt, ein Vorurtheil genennt werden. Daß auch Hr. M. zu Vertilgung der Vorurtheile eine durchaus mit Bewustseyn und aus Gründen geführte Prüfung und Ueberzeugung fordert, deucht uns einigermaßen zu viel zu seyn. Man kann einen Saz ohne vorläufige Prüfung annehmen. Findet derselbe sich in seinen unmittelbarsten Folgen immer bewährt, so ist er so gut als erwiesen. Dieses ist auch die allgemeinste Art, wie die Menschen ihre

Er-

Erkenntniß nach und nach theils ausbessern; theils bewärth finden, und so hören viele Meynungen auf, blosse Meynungen und Vorurtheile zu seyn, die solche seyn und bleiben würden, wenn sie immer vorerst nach demonstrativer Lehrart festgesezt werden müßten, ungeachtet dieses immer den Gelehrten zu thun bleibt. Da man auch ohne etwas wahres zu denken, gar nichts denkt, so beschuldigt Hr. M. (S. 112.) diejenigen, welche die Gewißheit der menschlichen Erkenntniß etwas freygebiger einräumen, ohne sonderlichen Grund, einer Kühnheit und unvernünftigen Stolzes. Ueberhaupt wünschten wir, daß Hr. M. in seinen Schriften von Schimpfwörtern weniger Gebrauch machte, und die Zeit lieber auf genauere Berichtigung der Gründe verwendete. Auch wäre die Anmerkung nicht unnütze gewesen, daß sehr ofte, wer am meisten mit Vorurtheilen um sich wirft, dieselbe nicht in andern, sondern in sich zu suchen hat. Descartes und die meisten Sectenstifter sind Beyspiele davon, und selbst im gemeinen Umgange findet man solche nicht selten.

E*

XXXI.

Briefe von Herrn Gleim und Jacobi, Berlin, 1768. 1 Alph. 8.

Briefe von Herrn Johann George Jacobi, Berlin, 1768. 7 Bogen, 8.

Wir wollen hier die sehr erschöpfte Materie nicht nachholen, die der Vorredner der ersten Sammlung sich weislich untersagt hat, von dem Vorzuge solcher Briefe zu reden, die ohne Absicht des Druks geschrieben, und wider den Willen ih-

ihrer Verfasser herausgegeben werden. Nach dieser Vorrede sollen diese Briefe von einem Reisenden denen Herren Gleim und Jacobi weggestohlen worden seyn. Da aber weder Hr. G. noch Hr. J. sich über diesen geschehenen Diebstahl beschweret haben, so ist zu vermuthen, daß sie damit eben nicht mißvergnügt sind. Der Reisende versichert: „Daß verschiedene „auf ähnliche Art entwendete Schätze anderer Schrift„steller bey ihm verborgen liegen, die nur das Ur„theil über seinen ersten Diebstahl erwarten, um un„ter das Publikum ausgetheilet zu werden.„ Wenn nicht die ganze Vorrede, Scherz oder Grimasse seyn soll, so wundern wir uns über die Stirne eines Mannes, der sich auf diese Art öffentlich für einen Dieb oder Verheeler gestohlner Güter erkläret. Wir wollten ihm wohl rathen, künftig keine Werke oder Briefe anderer Schriftsteller, ohne ihr Vorwissen bekannt zu machen; denn dies einzige Beyspiel, daß Hr. G. und J. seine Dreistigkeit nicht übel genommen haben, mag er ja nicht auf andere ausdehnen.

Doch wir wenden uns zum Werke selbst. Herr Gleim hatte mit dem Herrn Prof. Jacobi, in Lauchstädt Bekanntschaft gemacht, und seit der Zeit einen vertrauten Briefwechsel mit ihm unterhalten, den man uns hier mittheilt. Wir bekennen gern, daß wir ihm überhaupt genommen, mit nicht wenig Vergnügen gelesen haben; denn zu geschweigen, daß es angenehm ist, sich mit dem Empfindungen, Vergnügungen und Beschäftigungen eines Mannes zu unterhalten, der den Publikum so werth ist, als Hr. Gleim: so sind viele dieser Briefe, auch ohne auf die Verfasser zu sehen, munter, interessant, und zum Theil von sehr artigen Gedichten begleitet. Versicherungen der wärmsten Freundschaft, Scherze, in welchem die Lieblingsidee von Amor herrschend ist, am mei-

meisten aber Unterhaltung über die einander zugeschikten Gedichte, Einfälle, kleine Erzählungen — dies alles werden die Leser in einer größtentheils artigen Einkleidung, wenigstens unter manchen sehr angenehmen Zügen antreffen. Von den Gedichten des Hrn. Gleims hat uns vorzüglich gefallen: Unter Scherz und Lachen, und das übersezte Lied aus dem Rolli: Purpurrother, schöner lieber süßer Mund. Von dem Hrn. Jacobi sind solche artige Stücke, die wir meistens sogar den Gleimischen vorziehen, in beyden Sammlungen befindlich; in der ersten ziehen wir das Gedicht an Fr. Karschin; in der zweyten den ersten Brief an Gleim: Du winkest mit vom Helikon, das Schreiben an Hrn. Uz, und das kleine Gedicht: die Vestale, den übrigen vor. Man wird mit Vergnügen an Hrn. Jacobi einen bisher unbekannten Dichter kennen lernen, der die glüklichste Anlage hat, die Grazien und die Liebesgötter zu besingen, wenn er sich nur nicht erschöpft, oder zu einförmig, und durch das vielleicht allzugünstige Urtheil seines berühmten Freundes von der Selbsterkenntniß abgehalten wird. —

Auf den besondern Inhalt und einzelne Züge dieser Sammlungen können wir uns nicht einlassen; denn ein solches Werk ist nicht wohl eines eigentlichen Auszugs fähig, und den Lesern von Geschmack wird ohnedies nichts entwischen, was ihres Beyfalls würdig seyn kann. Wir wollen nur, um wenigstens etwas aus dieser Sammlung zur Probe anzuführen, eines der eben angezeigten Gedichte des Hrn. Jacobi hieher setzen:

Die Vestale.

Da, wo bey stiller Mitternacht,
Am ewig flammenden Altare

Die Priesterinn der Vesta wacht,
Vergebens schön im Lenz der Jahre;

Da traurt die junge Flavia,
Gequält von Liebe, von Verlangen,
Traurt um den Jüngling, den sie sah,
Mit mattem Aug' und blassen Wangen.

Als Sieger sah das Mädgen ihn,
Wer konnt' ihn ohne Rührung sehen?
Aufs Capitol zum Opfer ziehn,
Umringt von glänzenden Trophäen.

Nun irrt sie durch das Heiligthum
Wo nur sein Bildniß ihr erscheinet:
O Göttin, spricht sie, will dein Ruhm
Daß hier ein armes Mädgen weinet?

Was hilft es, daß uns Rom verehrt,
Der Consul die Vestale grüsset;
Wenn Amor mich nicht seufzen hört,
Kein Jüngling diese Lippen küsset?

So klagt sie laut. Der Liebe Pein
Verachtet drohendes Verderben,
Und blasser Todtenlampen Schein,
Und langsam so wie sie, zu sterben.

Doch Amor hört die Priesterinn;
Zum Tempel eilt er voll Erbarmen,
Schon führt er den Geliebten hin,
Schon ist der Held in ihren Armen.

Die Binde dekt nicht mehr ihr Haar
Allmählig sinkt der heil'ge Schleyer;
Es beben Tempel und Altar,
Und jezt — Ach! jezt erlischt das Feuer.

Uebrigens sollte man fast glauben, daß wirklich diese Briefe ihren Verfassern von einem Fremden entwandt, und heimlich abgedrukt worden. Sonst

Sonst würde so manches weggestrichen seyn, was in der Eile an einen guten Freund geschrieben, wo der erste Einfall der willkommenste ist, wo sehr leicht ein frostiger Scherz, und eine ungeschmakte Wiederholung unterläuft; Dinge, die in Privatbriefen leicht Verzeihung erhalten, die man aber dem Publikum nicht vorlegen muß. Wir wollen hier aufrichtig anzeigen, was uns in diesen Briefen mißfallen hat, und wir halten es für unsere Pflicht, nach dem verdienten Lobe, das wir ihnen eben gegeben haben, und da das Buch einmal ein Geschenk für das Publikum geworden ist.

Die warme, ein wenig enthusiastische Sprache der Freundschaft ist empfindlichen Seelen weder fremde, noch unnatürlich. Man wird die ächten Ausbrüche derselben in vielen Stellen dieser Briefen nicht verkennen. Sollen wir aber gestehen, daß manche Ausdrücke dieser Herrn eine ganz widrige Wirkung auf uns gemacht haben? Wir glauben zuweilen nicht zwey für einander brennende Herzen, sondern zwey kaltblütige Leute zu hören, die sich heiser geschryen, und sich in frostigen Hyperbeln und leeren Ausrufungen erschöpfen. Man suche z. B. den Anfang des neunten, zwanzigsten und 41sten Briefs der ersten Sammlung. Ueberhaupt sind die seltsamen Uebertreibungen sehr häufig z. E. S. 92. „Für den Vers gebe ich Ihnen „einen Kuß, unten bekommen Sie für drey Verse, „zehentausend, folglich muß ich hier sparen — Für „diesen zehn Küsse; für jeden folgenden eben so „viel.„ —

Ist das liebe Jacobitgen (um Hrn. Gleims eignen Ausdruk zu brauchen) glüklich?

Das wären also — (laßt doch sehen! . . .)
Mein zusammenrechnen mag sie ein anderer!

Εἰ φύλλα παντα δένδρων
Ἐπίςασαι κατειπεῖν
Σε — —
Μόνον ποιῶ λογιςήν.

Besonders langweilig sind auch die Wiederholungen der nemlichen Ideen, der nemlichen Scherze. Nicht als wenn wir zu den ernsthaften Lesern gehörten, die vor dem Amor und den Grazien fliehen; aber Tändeleyen, wenn sie gefallen sollen, müssen in keine einschläfernde Spielwerke ausarten. Wenn Amor, wie Zachariä von der Zwietracht des Voltaire sagt, als eine Botenfrau gebraucht wird, wenn er immer in allen Briefen vorkömmt, wenn er nichts zu thun haben soll, als diesen beyden Herrn aufzuwarten, Briefe zu bestellen, sogar Gedichte zu kritisiren, mit einem Worte, wenn uns das nemliche Gericht beständig wieder aufgewärmt wird, so ruft der gesättigte Leser aus: Ohe jam satis est! — Es könnte dem Leser auch einfallen; haben denn zwey witzige Köpfe sich in beynahe zwey Jahren von nichts als von, ihrer heissen Liebe, von schönen Busen, von Mädgen, von Amorn, von fürtreflichen Briefgen, Liedgen u. dergl. geschrieben. Pope und Schwift waren Leute die auch scherzen konnten, wenn es Zeit war; aber wie mannichfältige Gegenstände kommen in ihrem Briefwechsel vor; welche Menge von unterhaltenden Gedanken, die gleichviel Weltkenntniß und Gelehrsamkeit verrathen. Hr. Gleim und Hr. Jacobi werden sich vermuthlich auch Briefe von anderer Beschaffenheit geschrieben haben, wir wünschten daß der Herausgeber lieber diese, als verschiedne hier abgedrukte gestohlen hätte.

D.

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Betrachtungen über einige neuere Fehler im Predigen, welche das Rührende des Kanzelvortrages hindern. Bey Uebernehmung der Aufsicht über das hiesige Predigercollegium, von Gottfried Leß, Prof. Theol. Ord. und Universitätsprediger. Götting. 1765. 4. 30 S.

Eine lesenswerthe kleine akademische Schrift, aus welcher für angehende Prediger, die sich wollen belehren lassen, viel zu lernen ist, und die wir deswegen anzeigen, weil wir alle die Grundsätze darinn gefunden haben, die wir besonders unter den jungen Geistlichen weit ausgebreitet zu sehen wünschten.

Gedanken über das Natürliche und Unnatürliche in der menschlichen Denkungsart, Reden und Handlungen von M. Joh. Friedrich Gensiken, Pfarrern in Frauenharze, unter der Haynischen Inspektion. Dresden, in der Gröllischen Buchhandl. 1765. 8. 168 S.

Der Verf. handelt in diesem Buche 1. von der natürlichen und unnatürlichen Denkungsart überhaupt. 2. Von dem Natürlichen und Unnatürlichen im Schreiben. 3. An den Rednern. 4 Bey den Dichtern. 5. Von der natürlichsten Methode zu studiren. 6. Von der Art und Weise

sein Genie kennen zu lernen. 7. Von dem Natürlichen und Unnatürlichen in den Sitten. 8. Von den Ursachen des Natürlichen und Unnatürlichen in der menschlichen Denkungsart, Reden und Handlungen. Seine Gedanken sind nicht unrecht und verdienen Beyfall. Denn wenn gleich für philosophische Köpfe gerade nichts neues und besonders merkwürdiges darinn vorkommen sollte, so enthalten sie doch lauter gute und wahre Reflexionen über die wichtige Regel, daß ein jeder in den Dingen, wovon hier die Rede ist, seiner Natur folgen solle. Die Schreibart ist ebenfalls leicht und fließend und entspricht ihrem Innhalt; aber, und das ist wirklich Schade, an einer genauen grammatikalischen Richtigkeit fehlet es ihr. Die Partikel für scheint der Verf. in seiner deutschen Sprache gar nicht zu haben, denn er braucht allemal das vor, wo offenbar für stehen sollte. Z. B. Er hält das gute vor böse; ich halte das vor die leichteste Art; was vor Fleiß gehört dazu; etwas vor diesen heiligen Ort abgeschmaktes; eine Sache vor gering schätzen (hier braucht es gar so wenig eines für als vor.) Einen Abscheu vor das mühsame, sollte heissen vor dem mühsamen. Einmal haben wir lernen gefunden, wo nothwendig lehren stehen sollte. S. 82. „Reguln (warum nicht Regeln?) in der „Dichtkunst werden niemand (niemanden) schön und „mit Geschmack zu dichten lernen.„ Anstatt zu sagen; diese unnatürliche Sprache oder Vorstellung ist widrig, sagt der Verf. gemeiniglich; sie ist widerwärtig. Seyn wird bisweilen mit sind vertauscht: S. 145. „Ich finde, daß unsere Handlungen angenehmer seyn.„ Erklärung der Autors, sollte heissen Autoren. Wenn mehrere Hauptwörter von unterschiedenen Geschlechtern in der einfachen oder mehreren Zahl mit einem Beyworte, welches sich auf alle

bezieht, verbunden werden: so vergißt der V. den bey dem folgenden Worte zu wiederholenden Articel und den Casus des Beyworts darnach abzuändern, welches einen großen Uebelklang macht. Z. B. gleich auf dem Titel des Buchs: in der menschlichen Denkungsart (den menschlichen Reden und Handlungen. S. 130. durch keine Vorurtheile und (keinen) äußerlichen Nutzen getrieben werden. — S. 130. weil wir sie stets vor Augen sehen und (sie) uns gewisse Vortheile zeiget. Die Vorstellung sagt der V. S. 143. bis zum lachen treiben, und es sollte heißen: bis zum lächerlichen. Welche ungrammatikalische Zusammenfügung hat folgende Periode S. 104. „bey den „wenigsten wird der Endzweck erreicht, und bey de„nen er noch erreicht wird, so erstrekt er sich doch „nicht weiter, als daß sie nun die Sprache können „und schön können.„ Es sollte heißen: Und wenn er ja bey einigen erreicht wird: so erstrekt er sich ꝛc. Aber auch dies erstrecken paßt nicht zum Endzweck.

Der V. muß es uns nicht übel nehmen, daß wir ihm blos Sprachfehler vorwerfen. Sie sind doch wirkliche Fehler, und die Sprache, in der man schreibt correct zu schreiben, sollte billig ein jeder Autor verstehn, so sehr es auch von vielen zum Nachtheil ihrer Schriften, vernachläßiget wird. Könnte der Rec. muthmaßen, daß diese und jene Fehler nur Drukfehler wären, so würde er nach der weisen Regel: andern nichts vorzuwerfen, dessen man selbst schuldig ist; ganz stille geschwiegen haben, weil die allg. d. Bibl. selbst von Drukfehlern nicht frey ist. Aber da... Die den Freunden der Wissenschaften vorgeschlagene ganz kleine Bibliothek (5te Abhandl.); des V. Urtheil, daß allein der Seele erwekte Empfindungen durch eine Religionswahrheit, und überhaupt das stille Vergnügen an der Religion, durch eine übernatürliche Kraft

gewirket würden (S. 128.) und die Meynung, daß bey jungen Leuten, welche die lateinische Sprache gründlich lernen sollten, die Methode von der Grammatik anzufangen, (wir würden lieber damit vollenden) wohl bleiben könnte, ob sie gleich für andere verkehrt wäre; diese drey Punkte nehmen wir aus. Alles übrige aber können wir besonders den jungen Herren zum guten Gebrauch empfehlen, welche in Schriften, Briefen, Aufsätzen, Reden, Predigten, Gedichten, Sitten und Manieren, Kunst und Affectation mehr als die Natur lieben. Die Nachahmungssüchtigen, welche so gern diesen und jenen höchst ungeschikt abcopiren, werden nicht weniger Nutzen daraus ziehen können.

D.

Adde Johann Lehmanns, Königl. Dänischen wirkl. Consistorialassessors ꝛc. wohlgemeinte Vorschläge zur Aufrichtung des verfallenen Christenthums unserer Zeit. Frankfurt am Mayn, in der Andreäischen Buchhandlung, 1766. 8. 172 Seiten.

Es würde um die Religion und um diejenigen, welche sie predigen, gut stehen, der Unwissenheit des großen Haufens unter den Christen würde abgeholfen und das Predigtamt viel gemeinnütziger werden, wenn die Vorschläge des Verf. gehörigen Orts Beyfall und Eingang fänden. Wollte Gott, die Wunde, woran das Christenthum seit geraumer Zeit, langsam blutet, möchte einmal durch die Mittel, die er als ein kluger Arzt anrathet, aus dem Grunde geheilet werden. Denn wir müssen den Verfasser das Zeugniß geben, er schneidet bis auf den Knochen und fängt seine Cur am rechten Ende an. Eines der

größ-

größten Uebel, daß nemlich gegenwärtig mehrentheils schlechte Köpfe und arme Studirende ohne Talente und Erziehung sich dem Predigt- und Schulamte widmen; daß gute Genies und Leute von Vermögen andere Lebensarten ergreifen; daß die mehresten Geistlichen dürftig und dieses noch oben drein von Ackerbau und Viehzucht leben müssen, wobey ihr Amt vernachläßiget wird; dies große Uebel, welches den ehrwürdigen Prediger- und Schulstand, und mittelbar die Religion selbst bey der Welt in Verachtung bringt, würde dann, wenn solche Patrioten wie der V. Gehör fänden, aufhören, da es nothwendig erst aufhören muß, bevor man durchgängig von den Geistlichen mehr Wissenschaft und Gelehrsamkeit, mehr Fleiß und rechtschaffene Treue, mehr Würde und Anstand in ihrer Art zu denken und zu leben verlangen kann. Besonders hat uns das gefallen, was der V. an der bisherigen Unterrichtungsart im Christenthum sowol für Erwachsene, als für die Jugend geändert wünscht. Er will die leidige Gewohnheit, blos über evangelische und epistolische Texte zu predigen eingeschränkt, die Catechismen verbessert, die christlichen Glaubens- und Sittenlehren häufiger über klare biblische Texte und nach einem zusammenhängenden übereinstimmigen Lehrbuche vorgetragen, mehr die Christen mit dem rechten Verstande der heil. Schrift und der Bedeutung der griechischen und hebräischen Redensarten bekannt gemacht, mehr Catechisationen gehalten, anstatt einer zweyten neuen Predigt dasjenige Stük aus der Bibel und dem Lehrbuche, worüber geprediget worden, in einer Catechisation wiederhohlet, und die Jugend wie den großen Haufen der Christen, leichter und nach einer bessern Methode unterrichtet wissen, damit mehr geläuterte Begriffe und Erkenntnisse von der Religion in die menschliche See-

len kommen. Wer sollte nicht, wenn er diese wichtigste Angelegenheit der Menschen gehörig schätzet, und in seinem weiteren oder engeren Kreise zu dessen Aufnahme behülflich seyn kann, dem V. beyfallen und das Buch selbst zu lesen suchen. Wir wollen deshalb nichts weiter davon sagen, als daß die Vorschläge des Hrn. L. höchst vernünftig und gut sind. Nur seine Vorstellungen von der Natur der Sacramente und besonders von der Taufe (Cap. IV.) so vollkommen Recht er auch in seinen Urtheilen über deren Misbrauche hat, scheinen uns nicht genugsam aus richtig verstandenen Schriftstellen, sondern anders woher angenommen zu seyn. Und dann hätten wir in seinem Platz das Buch nicht in Paragraphen abgetheilt, zumal da in manchen nur ein einzelner Gedanke, oder der bloße Uebergang von einer Materie zur andern vorkommt. Z. B. gleich §. 1. „Eine fast „allgemeine Unwissenheit hat sich in unsern Tagen „über die Christenheit verbreitet.„ Dieser Satz sagt über dies wohl etwas zu viel. §. 7. „Und ich habe „leider nicht die geringste Ursache zu vermuthen, daß „die Wahrnehmung anderer, dieser von mir gemachten traurigen Erfahrung widersprechen werden.„ §. 199. „Ein jeder Text muß eine Hauptwahrheit „vortragen.„ Das ist alles was darinn steht, und wozu dienen die methodischen Abtheilungen solcher kurzen Sätze in §§? — Eine gute Lehre für Prediger, die viel fremde Wissenschaften verstehen, nur das nicht, was sie am besten verstehen sollten, S. 25. wollen wir doch hersetzen: „Bey noch einem andern „(Prediger) sind weder obige Vorurtheile (als ob man nur von seinem Amte leben und gute Ruhe dabey genießen müsse) noch die Dürftigkeit anzutreffen. Er ist weder zu arm, noch zu eitel, noch zu „geizig, noch zu einfältig, um der Wahrheit nachzu-

„ja-

„sagen. Die Ausbreitung seiner Einsichten ist das
„Ziel seiner Wünsche. Allein, zum Unglük für sein
„Amt, läßt er sich durch die Liebe zu einer Wissen-
„schaft, die mit jenem nur in dem entferntesten Ver-
„hältnisse steht, dahinreissen. Ich kenne Leute, die
„in der Wappenkunde, in der Mechanik, in der
„Münzwissenschaft, und in andern dergleichen Din-
„gen die größte Stärke besitzen. Sie können die al-
„leraltesten und beynahe ganz verloschenen Handschrif-
„ten herausbringen; sie schleifen sehr gute Brillen,
„sie haben die Wappen aller großen Herren gleichsam
„in ihrem Gehirn abgedrukt. Allein treten sie vor
„dem (das) Volk des Herrn, so sollte man mit dem
„Horaz unserer Zeiten auf die Vermuthung fallen,
„daß ein unwissender Reitknecht in priesterlicher Klei-
„dung das Volk zu äffen suche.„

D. Johann Jacob Rambachs, Hochfürstl. Hessen-Darmstädtischen ersten Superintend. rc. Zeugnisse der Wahrheit zur Gottseeligkeit in ein und dreyßig öffentlichen Reden zu Halle abgeleget. Dritte Auflage mit Königl. Pohlnischen und Königl. Preußischen rc. Privilegio. Züllichau in Verlag der Waysenhaus und Frommannischen Handlung, 1765. 8. 1 Alph. 13 Bogen.

Bekannte Predigten, die immer einen bestimmten Grad der Achtung verdienen werden.

Neue Urkunde für die Kirche und den Glauben, oder B. von Salis Herzensprotokoll. Erster Theil. Nebst einem Anhange von Briefen und Sprüchen. Zürich, und Chur, bey Orell, Geßner, Walser und Comp. MDCCLXVII. 8. 463 Seiten.

Man

Man muß sich an den verblümten Titel dieses Buchs nicht stossen. Es ist die Frucht des stillen Umganges mit Gott, dem der Verf. in den Jahren 1761 bis 1765 obgelegen hat. Wenn gleich manche Leser sagen werden, daß einige Vorstellungen ins fanatische fielen, so sind doch auch wirklich etliche Muster von rührenden Gebeten darunter. Diese zeugen durchgehends von einer gefühlvollen religiosen Seele, welche sich gewöhnt hat, alle ihre Schiksale und Begegnisse von grösserer oder geringerer Erheblichkeit aus der Quelle der ewigen Güte abzuleiten. Gewisse Stellen, die sich auf ganz kleine persönliche Vorfälle beziehen, z. B. S. 18. „Ich sage dir, o „Herr, auch Lob und Dank, daß du mich heute vor „einem großen Unglük auf dem Pferde behütet, und „dem Zahnweh, das sich wieder geäussert, so gnädiglich gesteuert hast„ hätten wegbleiben sollen, denn nicht alles, was man dem Beschützer unsers Lebens in der Stille sagt, läßt sich öffentlich beten, und auf gewisse Leute machen solche Dinge einen der vernünftigen Andacht nachtheiligen Eindruk. Die angehängten XXIX Briefe sind von der Geliebten des Verf. in eben den angezeigten Jahren an ihn geschrieben, und haben bloß göttliche Dinge zum Inhalt. Das empfindungsvolle Herz der Verfasserinn spricht von nichts als Religion und Tugend, gepaart mit der reinsten Zärtlichkeit gegen ihren Auserwählten. Anders nennt sie nicht ihren Geliebten. „Es wäre zu „wünschen, schreibt sie einmal, daß jederman seine „Handlungen nach dem Exempel meines Auserwählten, so genau nach der göttlichen Vorschrift „prüfete, und daß man sich so sorgfältig hütete, jemalen wider dieselbige zu handeln. Wie bekannt „würde man dadurch mit dem göttlichen Worte, wie „treulich vor allen Ausschweifungen und Sünden „be-

„bewahret, und wie sehr an das Gute gewöhnt wer„den! Dieses theure Wort Gottes mache mich doch „gleich dem Geliebtesten meines Herzens, vollkom„men geschikt zu allem guten Werke, und weise zum „ewigen Leben!„ (Br. XXVI.) Und einandermal: „Wie glüklich bin ich nicht! da andere von ihren Lieb„habern in ihren thörichten Meynungen und eitelen „Einbildungen gestärkt, ja von ihnen sogar zu aller„hand Ausschweifungen, an die sie vielleicht sonst nie „gedacht hätten, verleitet werden; so weiset mich „mein Auserwählter nur zur Tugend an, und ver„schaft mir immer neue Mittel, um in der Erkennt„niß und Gnade des Höchsten zu wachsen, ja der Herr „bedienet sich selber Seinen, meinen Verstand von „sündlichen Vorurtheilen zu befreyen, und macht ihn „nur eben deswegen recht unschäzbar„. (Br. III.) Viele Briefe sind in der That zu übertrieben andächtig und deshalb unnatürlich. Ein edles tugendhaftes Herz darf sich doch der unschuldigen Natur nicht schämen. Von der Verfasserinn sollte man aber fast glauben, es wäre nicht die Liebe eines Frauenzimmers, sondern die himmlische Glut eines überirrdischen Engels, die aus ihr redete.

D.

Kurze Fragen aus der Kirchenhistorie des neuen Testaments nach der Lehrart Herrn Johann Hübners, bis auf gegenwärtige Zeit fortgesezt. Fünfte Fortsetzung. Zweyte Abtheilung, 1 Alph. 19 Bogen. Sechste Fortsetzung, Erste und zweyte Abtheilung, 3 Alph. weniger einen Bogen, in 12. Jena, bey Johann Wilhelm Hartung. 1765.

Diese

Diese Fortsetzung der vom Heinsius angefangenen Kirchengeschichte begreift das merkwürdigste, was in den Jahren 1751 bis 1760 in der christlichen Kirche vorgefallen ist. Man findet hier das neueste der Kirchengeschichte und manche dahin gehörige Nachrichten, die sonst in verschiedenen Schriften zerstreut stehen und mühsam aufgesucht werden müssen, so vollständig beysammen, als sie aus theologischen Journalen, wie Baumgartens Nachrichten von merkwürdigen Büchern, die *acta historico-ecclesiastica*, neue Beyträge von alten und neuen theologischen Sachen, Krafts theol. Bibliothek und dergleichen und etwa aus ein paar Uebersetzungen auswärtiger Schriften, welche kirchliche Begebenheiten besonders in der römischen Kirche erzählen, haben zusammengetragen werden können. Daß der Verf. noch nach Hübners Lehrart seinen Vortrag geformt hat, steht ihm wohl deswegen zu vergeben, weil die vorhergehenden Theile eben diese schlechte Lehrform haben; denn sonst sollte es wohl heut zu Tage keinem historischen Schriftsteller mehr einfallen, Hübners seltsame Art zu fragen und zu antworten, dem Vortrage einer wichtigen Geschichte angemessen und anständig zu finden. Aber darüber muß man sich billig wundern, daß er keine bessere Wahl unter dem, was wichtig und unwichtig ist, getroffen, die Art im ermüdenden Kanzleystil zu erzählen nicht vermieden, das Buch durch so viel Auszüge aus bekannten und zum Theil unbedeutenden Schriften ohne Noth so weitläuftig gemacht, und, was uns zuweilen befremdet, sich so ungewöhnlich strenge an den sehr ungleichen Urtheilen seiner Gewährsmänner gehalten hat, daß er auch nicht im mindesten davon abweicht. Wir würden zu viel zu thun haben, wenn wir Exempel dazu aus dem Buche anführen wollten. Wer sich

Mühe

Mühe geben will nachzusehen, wird sie häufig genug von selbst finden.

F.

Unpartheyische Kirchenhistorie alten und neuen Testaments, darinnen von der Lehrer und andrer Scribenten Leben und Schriften, von der Lehre aller Religionen, und denen darüber geführten Streitigkeiten, vom Gottesdienst, Kirchenregiment, Ketzereyen und Trennungen, von äusserlichen und innerlichen Zustande der Kirchen und von den dahin gehörigen Nebensachen aufrichtig gehandelt wird. Vierter Theil, in welchem die Geschichte vom Jahr nach Christi Geburt 1751 bis 1760. enthalten sind. Nebst einer Vorrede des Hrn. Verf. Johann Matthias Schröckh, ausserordentl. Prof. der Philos. des kleinen Fürsten-Collegii Collegiats, und Aufsehers bey der Universitäts-Bibliothek. Des vierten Theils, zweyte Abtheilung, welche das rükständige der Kirchengeschichte von 1761 bis 1765. enthält. Jena, 1766. verlegts Johann Wilhelm Hartung. In fortlaufender Seitenzahl 1044 Seiten in gr. 4. nebst $3\frac{1}{2}$ Bogen Register.

So weit es möglich gewesen ist, ein Werk, das im Plan und in der Ausführung gleich fehlerhaft ist, zu verbessern; so weit hat Hr. Schröckh auch diese Verbesserung in gegenwärtiger Fortsetzung der sogenannten Heinsiußischen Kirchenhistorie geleistet. Freylich hat er die ehemalige Hauptabtheilungen dieser

ser Geschichte, und die sonderbare Art, die Erzählung in Fragen und Antworten zu zerschneiden um der Gleichförmigkeit willen, beybehalten müssen: doch hat er dieser nun einmal zerstümmelten Maße weit mehr Geist zu geben gewußt, als seine Vorgänger jemals gekannt haben. In seinen Auszügen ist mehr Wahl; in dem biographischen Theil sowol, als im demjenigen, der die Geschichte des Lehrbegriffs selbst betrift, weit richtiger das Augenmerk auf das wesentlichste und wichtigste genommen, als es die vorhergehenden Verf. zu thun fähig waren; und was das vornehmste ist, die eingestreute Beurtheilungen der irrigen sowol als wahren Lehren, und ihres verschiedenen Gewichts, sind entweder mit Prüfung von zuverläßigen Männern entlehnt, oder der Verf. hat sie aus sich selbst geschöpft, und darinn rühmliche Zeugnisse von seiner Unpartheylichkeit, Mäßigung und gesezten Liebe zur Wahrheit und Freyheit im Denken ausgestellt. Kurz, man sieht es dem Werke an, daß ihm Hr. Schröckh eine bessere Gestalt hat geben wollen.

Wir hätten ihn zwar lieber immer allein urtheilen hören mögen. Der pragmatische Theil dieses Werks hätte dadurch einen eigenen herrschenden Ton erhalten, dahingegen jezt keine Gleichförmigkeit darinn zu finden ist, welche auch unter gesammleten Urtheilen, die aus ganz heterogenen Denkungsarten und Absichten fließen, nicht statt haben kann. Allein wer kann es wohl wagen, über den neuesten Theil der Kirchengeschichte ein ganz offenes und freymüthiges Urtheil zu fällen, und den Charakter derer, welche den Stoff dazu hergegeben haben und noch geben, so mäßig als unpartheyisch zu schildern? diesen muß man errathen, und errathene Dinge lassen sich dem Publico nicht anvertrauen; und jenes würde nur mehr die unvorsichtige Hitze gieriger Streiter entzünden,

ihre vermeynte Kriege des Herrn weiter auszubreiten und die Wahrheit und Würde der Religion durch das Getümmel des Zanks völlig zu entstellen. Besser und rathsamer ist es also; daß der Geschichtschreiber beyde Theile hört, und beyde urtheilen läßt.

Bey allem dem nun, was Hr. Schröckh wirklich geleistet hat, ist dieser Theil doch nur eine noch ziemlich unvollkommene Sammlung von Nachrichten, die einst einem künftigen Kirchengeschichtschreiber brauchbar seyn sollen.

F.

Michael Pinthers, Lebensbeschreibung zum Preise göttlicher Regierung von ihm selbst aufgesezt. Halle, gedrukt mit Beyerschen Schriften, 1765. 12. 72 Seiten.

Gott segne den ehrlichen Michael Pinther sammt seiner Nachkommenschaft. Jeder Hausvater, so fromm als er und sein rechtschaffenes Weib, lehre seine Kinder, was Pinther sie lehrte, so wird die Welt glüklich und bis auf den ärmsten herunter vergnügt und zufrieden seyn. Pinther ist nur ein Bauer, und schreibt, wie solch ein einfältiger Mann von seinen Schiksalen in dem niedrigsten Leben schreiben kann; aber es ist Weisheit und Verstand in seiner Erzählung. Und wenn sie ein Fremder aufgesezt hat, so hat er viel Kunst dabey bewiesen, und sich sehr gut in die ganze Verfassung eines armen ehrlichen Landmannes zu setzen gewußt.

Merkwürdiges Sterbebette dreyer hohen Generals theils fürstlicher Personen, welche ganz neuerlich und fast zu einer Zeit sich verewiget

haben. Halle gedrukt im Waysenhause, 1765. 8. 262 Seiten.

Der gottseelige und christliche Hofmann nach der heil. Schrift, in denen darinn vorkommenden helleuchtenden Exempeln, und dem erbaulichen Beyspiel eines ohnlängst in seine Ruhe eingegangenen gottseeligen Hofmanns; nebst einem Anhange von dem gottseeligen Leben und Wandel einer auch vor kurzer Zeit seelig vollendeten Dame, auf Verlangen herausgegeben von Carl Heinrich von Bogatzky. Wernigerode, gedrukt und zu finden bey Joh. Georg Struck, Hofbuchdrucker. 1767. 8. 131 Seiten.

Lezte Stunden, ein und dreyßig durch die Hand des Scharfrichters unterschiedener Verbrechen wegen hingerichteter Personen; oder zuverläßige Nachrichten von der Bekehrung und seel. Ende dieser vor Gott, in dem Blute Jesu gerechtfertigt und abgewaschener, oder doch gnadenhungeriger Seelen, gesammelt und mit einer Vorrede begleitet von Johann Jacob Moser. Stuttgard in der Erhardischen Buchdruckerey. 1767. 8. 909 Seiten.

Die Personen, deren Sterbebette in dem ersten unter diesen in einem Geiste geschriebenen Büchern als merkwürdig vorgestellet wird, sind der verstorbene Fürst Carl zu Waldek, Prinz Carl zu Stolberg und der Würtenbergische General von Schönberg [illegible] Söhne zu Bergen, mit dessen [illegible] bey sterbenden und sogenannten

dem Gelehrten Publicum bekannt ist, hat die Leichenpredigt auf den ersten, und die Beschreibung seiner lezten Stunden in dem 4ten Stük der zweyten Sammlung des geistlichen Magazins, und der Hr. Sen. Mauritius in Minden ebendieselbe, in einer der Mindenschen Ausgabe beygedrukten Recension, sehr angepriesen, und gegen so wichtige Empfehlungen möchten alle Gründe des Rec. doch wohl nichts vermögen. Also wollen wir es damit gut seyn lassen — Des Hrn. von Bogatzky Art zu denken und zu schreiben kennt man schon aus andern ähnlichen Schriften und es läßt sich leicht urtheilen, daß sein christl. Hofmann auch nach der ihm eigenen Manier abgefasset sey. — Was Mosers lezte Stunden hingerichteter Personen betrift, so sucht man vermuthlich durch den umgedrukten Titelbogen ein elendes und entbehrliches altes Buch von beynahe 20 Jahren wieder unter die Leute zu bringen. Man hat schon bey Gelegenheit des Waltersdorfischen Schächers am Kreutz sein Urtheil von dergleichen Schriften gesagt.

D.

D. Johann Christoph Köchers Abbildung einer Friedenstheologie, oder der Gottesgelahrheit, welche den Frieden in der Kirche erhält und befördert. Nebst einer Bibliotheca theologiae irenicae mit nüzlichen Anmerkungen begleitet. Jena, verlegts Joh. Rudolph Cröckers sel. Wittwe. 1764. 8. 20 Bogen.

Man findet in diesem Buche lauter bekannnte Urtheile, Anmerkungen und kurze historische Nachrichten über die schon so oft versuchte Vereinigung aller oder einzelner christlichen Kirchenpartheyen, die

der V. aus andern Schriftstellern gesammelt, und in eine gewisse wissenschaftliche, nach §§. abgemessene Ordnung gebracht hat. Wir wollen sie eben so wenig durch die Bank verwerfen, als wir sie samt und sonders unterschreiben möchten. Aber der Gedanke muß einem natürlicher Weise dabey einfallen, daß alles wiederholte Schreiben über diese Sache nichts hilft, so lange eine jede Parthey ihren kirchlichen Lehrbegriff für den allein wahren hält, und verlangt, daß alle andere zu ihr kommen sollen. Und das ist doch gemeiniglich die Bedingung, unter der man die Hand zum Frieden bietet. Wenn z. B. der Lutheraner oder der Reformirte sagt, es wäre doch schön, wenn wir uns vereinigten, so kann man, wenige ausgenommen, sicher annehmen, daß der eine damit so viel sagen will: die ganze reformirte Kirche muß lutherisch; und der andere: die ganze lutherische Kirche muß reformirt werden. Und so kommen wir nimmermehr weiter, als wir seit 200 Jahren gewesen sind. Erst muß der Aberglaube aufhören, daß Luther und Calvin untrüglich gewesen; erst muß jede Parthey einsehen, was sie für Irthümer habe, oder wenigstens mit was für unnützen scholastischen Leim die evangelische einfältige Wahrheit an manchen Fächern ihres Lehrgebäudes verkleistert sey; und dann wird sichs von außen mit dem abweisen, und von innen mit der Ausfegung des alten Sauerteiges auf beyden Seiten von selbst finden. — Hr. K. ist freylich für die Duldung, und das ist schon recht gut, aber sonst schimmert seine Partheylichkeit so helle durch, daß man wohl sieht, bey welcher Kirche er allein die reine, unverfälschte Wahrheit findet, in deren Schooße sie sich alle vereinigen sollen. — Wenn jemand das ganze Namenverzeichniß der Gelehrten wissen will, die sich von je her um die Beförderung oder Abrathung der Unionssache bemü-

mühet, und etwas davor oder dawider geschrieben haben, so kann er sie, wenige ausgenommen, am Schlusse der Friedenstheologie und in der angehängten Bibliothek finden. Weiter möchte sich aber auch der Nutzen des ganzen Buchs wohl nicht erstrecken.

W.

2. Rechtsgelahrheit.

D. *Io. Aug. Hellfeld* Jurisprudentia forensis, secundum pandectorum Ordinem in usum auditorii proposita Editio secunda multis locis auctior et emendatior. Jenae, sumtibus Viduae Croeckerianae, 1766. in 8.

Der Tittel zeigt, was unsere Leser von diesem Buche zu erwarten haben, und die 2te Auflage beweiset, daß es nicht ohne Beyfall aufgenommen worden. Der Verfasser hat bey den Vorlesungen über die Pandekten den Heineccius den Böhmer und endlich den Schauenburg zum Grunde geleget, und da das Schauenburgische Compendium vergriffen war, sahe er sich, wie er sagt, genöthiget, selbst ein Compendium zu schreiben. Wir glauben, daß seine Arbeit auf Universitäten mit Nutzen gebraucht werden könne, wenigstens so lange als die Mode dauret, daß junge Leute nach Handwerker Art auf 2. bis 3. Jahre in die Fremde geschikt werden, und denn mögen sie begreiffen was sie wollen, wenn der Juvenis optimae spei et indolis nur keine Stunde über die Zeit wegbleibt, in welcher der im Ehrenamt stehende Hr. Vater auf Universitäten seine Gelehrsamkeit eingesammlet hat. Der junge Mensch wird nach seiner Zurückkunft als Thürhüter an dem Tempel der Gerechtigkeit angenommen,

und da er bey dieser Gelegenheit das Formale erlernt und noch dazu ein großes Pack praejudicata von seinem seeligen Herrn Vater erbt; so wird er aus dem Thürhüter ein Priester, und alle Welt muß ihm wenigstens die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er von unten auf gedient hat. So lange also das Formale in den Gerichtshöfen den Juristen ausmacht und einen schon hiedurch totius civitatis oraculum seyn kann; so wird die Methode des Herrn Hellfeldts von großem Nutzen seyn. So bald hingegen die Jurisprudenz nicht als ein Handwerk betracht wird; so muß selbige auf einem andern Fuß studiert werden. Man wird das römische Recht allein und ohne Vermischung und die Gesetze seines Vaterlandes gleichfalls allein lernen, um zu erfahren, wo jedes zu Haus gehöret, nicht aber um von allem etwas und vom Ganzen nichts zu wissen. Ex quo sagt Hr. Hellfeldt docentis in me suscepi munus, duos semper sollicite evitare studui scopulos. Unum ne Adolescentes usque absoletis et antiquatis subtilitatibus juris Romani inutriti hoc tantum proficerent ut, cum in forum venirent putent se in alium Terrarum orbem delatos, alterum; ne Auditores unice practicorum etc. Es ist alles gut, allein, da das römische Recht der Grund ist, auf welchen das Gebäude der Jurisprudenz aufgeführet werden muß, ja da es noch bis jezt in subsidium angenommen wird und seine Rechtskraft behält, so ist es wohl billig, daß man dasselbe mit allem Fleiß studiert und man sage uns selbst, muß man nicht viele alte abgekommene und trockene Gewohnheiten der Römer genau einsehen und nach Rom ziehen, wenn man diesen Endzwek erlangen will? doch unsere Anmerkung widerlegt sich, so bald wir die Worte in usum auditorii auf den Titel lesen und das, so wir bereits angeführt, in Erwägung ziehen.

Wir

Wir müssen, ehe wir schliessen, dem Hrn. Hellfeldt die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er vieles auf eine leichtere und bessere Art vorgetragen, als man es in Compendiis zu finden pfleget, obgleich man noch verschiedenes über besondere Materien erinnern könnte, wenn es unsere Absicht erlauben möchte, so weitläuftig über ein Compendium zu seyn.

Iohannis Ulrici L. B. de Cramer, Camerae imperialis assessoris primae Lineae Logicae Juridicae ad normam logicae Wolffianae adornatae, ex reliquis suis scriptis illustratae et methodo scientifica pertractatae. Ulmae apud Wohler, 1767. in 4.

Der Verf. weis es und wir wissen es auch, daß er nicht der erste sey, der eine Arbeit dieser Art unternommen. So wie es aber zu weitläuftig seyn würde allhier auseinander zu setzen, in wie weit er mit seinen Vorgängern übereinkommt, und in wie weit er von ihnen sich unterscheidet; so begnügen wir uns anzuzeigen, daß er einige Vorzüge vor allen seinen Vorarbeitern behalte. Seine juristische Logik kann von Nutzen seyn, allein dieser Nutzen wird entweder gar wegfallen oder wenigstens sehr wenig beträchtlich seyn, wenn der angehende Rechtsgelehrte seine Wissenschaft auf keinen Sand gebauet. Leute, die in dem juristischen Felde irgend mit Gründlichkeit arbeiten wollen, müssen Philosophen seyn, und man wird finden, daß, wenn es auch nur der Gewohnheit wegen wäre, ein jeder Beflissener der Rechte zuerst philosophischen Vorlesungen beywohnt. Ist er in dieser Wissenschaft, die mit der Rechtsgelehrsamkeit so vertraut ist, kein Fremdling geblieben; so wird er der

ser Geschichte, und die sonderbare Art, die Erzählung in Fragen und Antworten zu zerschneiden, um der Gleichförmigkeit willen, beybehalten müssen: doch hat er dieser nun einmal zerstümmelten Maße weit mehr Geist zu geben gewußt, als seine Vorgänger jemals gekannt haben. In seinen Auszügen ist mehr Wahl; in dem biographischen Theil sowol, als im demjenigen, der die Geschichte des Lehrbegriffs selbst betrift, weit richtiger das Augenmerk auf das wesentlichste und wichtigste genommen, als es die vorhergehenden Verf. zu thun fähig waren; und was das vornehmste ist, die eingestreute Beurtheilungen der irrigen sowol als wahren Lehren, und ihres verschiedenen Gewichts, sind entweder mit Prüfung von zuverläßigen Männern entlehnt, oder der Verf. hat sie aus sich selbst geschöpft, und darinn rühmliche Zeugnisse von seiner Unpartheylichkeit, Mäßigung und gesezten Liebe zur Wahrheit und Freyheit im Denken ausgestellt. Kurz, man sieht es dem Werke an, daß ihm Hr. Schrökh eine bessere Gestalt hat geben wollen.

Wir hätten ihn zwar lieber immer allein urtheilen hören mögen. Der pragmatische Theil dieses Werks hätte dadurch einen eigenen herrschenden Ton erhalten, dahingegen jezt keine Gleichförmigkeit darinn zu finden ist, welche auch unter gesammleten Urtheilen, die aus ganz heterogenen Denkungsarten und Absichten fließen, nicht statt haben kann. Allein wer kann es wohl wagen, über den neuesten Theil der Kirchengeschichte ein ganz offenes und freymüthiges Urtheil zu fällen, und den Charakter derer, welche den Stoff dazu hergegeben haben und noch geben, so mäßig als unpartheyisch zu schildern? diesen muß man errathen, und errathene Dinge lassen sich dem Publico nicht anvertrauen; und jenes würde nur mehr die unvorsichtige Hitze gieriger Streiter entzünden,

ihre

ihre vermeynte Kriege des Herrn weiter auszubreiten und die Wahrheit und Würde der Religion durch das Getümmel des Zanks völlig zu entstellen. Besser und rathsamer ist es also; daß der Geschichtschreiber beyde Theile hört, und beyde urtheilen läßt.

Bey allem dem nun, was Hr. Schröckh wirklich geleistet hat, ist dieser Theil doch nur eine noch ziemlich unvollkommene Sammlung von Nachrichten, die einst einem künftigen Kirchengeschichtschreiber brauchbar seyn sollen.

F.

Michael Pinthers, Lebensbeschreibung zum Preise göttlicher Regierung von ihm selbst aufgesezt. Halle, gedrukt mit Beyerschen Schriften, 1765. 12. 72 Seiten.

Gott segne den ehrlichen Michael Pinther sammt seiner Nachkommenschaft. Jeder Hausvater, so fromm als er und sein rechtschaffenes Weib, lehre seine Kinder, was Pinther sie lehrte, so wird die Welt glüklich und bis auf den ärmsten herunter vergnügt und zufrieden seyn. Pinther ist nur ein Bauer, und schreibt, wie solch ein einfältiger Mann von seinen Schiksalen in dem niedrigsten Leben schreiben kann; aber es ist Weisheit und Verstand in seiner Erzählung. Und wenn sie ein Fremder aufgesezt hat, so hat er viel Kunst dabey bewiesen, und sich sehr gut in die ganze Verfassung eines armen ehrlichen Landmannes zu sezen gewust.

Merkwürdiges Sterbebette dreyer hohen Generals theils fürstlicher Personen, welche ganz neuerlich und fast zu einer Zeit sich verewiget

haben. Halle gedrukt im Waysenhause, 1765. 8. 262 Seiten.

Der gottseelige und christliche Hofmann nach der heil. Schrift, in denen darinn vorkommenden helleuchtenden Exempeln, und dem erbaulichen Beyspiel eines ohnlängst in seine Ruhe eingegangenen gottseeligen Hofmanns, nebst einem Anhange von dem gottseeligen Leben und Wandel einer auch vor kurzer Zeit seelig vollendeten Dame, auf Verlangen herausgegeben von Carl Heinrich von Bogatzky. Wernigerode, gedrukt und zu finden bey Joh. Georg Struck, Hofbuchdrucker. 1767. 8. 131 Seiten.

Lezte Stunden, ein und dreyßig durch die Hand des Scharfrichters unterschiedener Verbrechen wegen hingerichteter Personen; oder zuverläßige Nachrichten von der Bekehrung und seel. Ende dieser vor Gott, in dem Blute Jesu gerechtfertigt und abgewaschener, oder doch gnadenhungeriger Seelen, gesammelt und mit einer Vorrede begleitet von Johann Jacob Moser. Stuttgard in der Erhardischen Buchdruckerey. 1767. 8. 909 Seiten.

Die Personen, deren Sterbebette in dem ersten unter diesen in einem Geiste geschriebenen Büchern als merkwürdig vorgestellet wird, sind der verstorbene Fürst Carl zu Waldek, Prinz Carl zu Stolberg und der Würtenbergische General von Schönfeld. Der Hr. Abt Hähne zu Bergen, mit dessen Art der Seelenführung bey sterbenden und sogenannten

ein Bekehrten das Publicum bekannt ist, hat die Leichenpredigt auf den ersten, und die Beschreibung seiner lezten Stunden in dem 4ten Stük der zweyten Sammlung des geistlichen Magazins, und der Hr. Sen. Mauritius in Minden ebendieselbe, in einer der Mindenschen Ausgabe beygedrukten Recension, sehr angepriesen, und gegen so wichtige Empfehlungen möchten alle Gründe des Rec. doch wohl nichts vermögen. Also wollen wir es damit gut seyn lassen — Des Hrn. von Bogatzky Art zu denken und zu schreiben kennt man schon aus andern ähnlichen Schriften und es läßt sich leicht urtheilen, daß sein christl. Hofmann auch nach der ihm eigenen Manier abgefasset sey — Was Mosers lezte Stunden hingerichteter Personen betrift, so sucht man vermuthlich durch den umgedrukten Titelbogen ein elendes und entbehrliches altes Buch von beynahe 30 Jahren wieder unter die Leute zu bringen. Man hat schon bey Gelegenheit des Waltersdorfischen Schächers am Kreuz sein Urtheil von dergleichen Schriften gesagt.

D.

D. Johann Christoph Köchers Abbildung einer Friedenstheologie, oder der Gottesgelahrheit, welche den Frieden in der Kirche erhält und befördert. Nebst einer Bibliotheca theologiae irenicae mit nüzlichen Anmerkungen begleitet. Jena, verlegts Joh. Rudolph Crökers sel. Wittwe. 1764. 8. 20 Bogen.

Man findet in diesem Buche lauter bekannnte Urtheile, Anmerkungen und kurze historische Nachrichten über die schon so oft versuchte Vereinigung aller oder einzelner christlichen Kirchenpartheyen, die

der V. aus andern Schriftstellern gesammelt, und in eine gewisse wissenschaftliche, nach §§. abgemessene Ordnung gebracht hat. Wir wollen sie eben so wenig durch die Bank verwerfen, als wir sie samt und sonders unterschreiben möchten. Aber der Gedanke muß einem natürlicher Weise dabey einfallen, daß alles wiederholte Schreiben über diese Sache nichts hilft, so lange eine jede Parthey ihren kirchlichen Lehrbegriff für den allein wahren hält, und verlangt, daß alle andere zu ihr kommen sollen. Und das ist doch gemeiniglich die Bedingung, unter der man die Hand zum Frieden bietet. Wenn z. B. der Lutheraner oder der Reformirte sagt, es wäre doch schön, wenn wir uns vereinigten, so kann man, wenige ausgenommen, sicher annehmen, daß der eine damit so viel sagen will: die ganze reformirte Kirche muß lutherisch; und der andere: die ganze lutherische Kirche muß reformirt werden. Und so kommen wir nimmermehr weiter, als wir seit 200 Jahren gewesen sind. Erst muß der Aberglaube aufhören, daß Luther und Calvin untrüglich gewesen; erst muß jede Parthey einsehen, was sie für Irthümer habe, oder wenigstens mit was für unnützen scholastischen Leim die evangelische einfältige Wahrheit an manchen Fächern ihres Lehrgebäudes verkleistert sey; und dann wird sichs von aussen mit dem abweisen, und von innen mit der Ausfegung des alten Sauerteiges auf beyden Seiten von selbst finden. — Hr. K. ist freylich für die Duldung, und das ist schon recht gut, aber sonst schimmert seine Partheylichkeit so helle durch, daß man wohl sieht, bey welcher Kirche er allein die reine, unverfälschte Wahrheit findet, in deren Schooße sie sich alle vereinigen sollen. — Wenn jemand das ganze Namenverzeichniß der Gelehrten wissen will, die sich von je her um die Beförderung oder Abrathung der Unionssache bemü-

mühet, und etwas davor oder dawider geschrieben haben, so kann er sie, wenige ausgenommen, am Schlusse der Friedenstheologie und in der angehängten Bibliothek finden. Weiter möchte sich aber auch der Nutzen des ganzen Buchs wohl nicht erstrecken.

W.

---

2. Rechtsgelahrheit.

D. *Io. Aug. Hellfeld* Jurisprudentia forensis, secundum pandectorum Ordinem in usum auditorii proposita Editio secunda multis locis auctior et emendatior. Jenae, sumtibus Viduae Croeckerianae, 1766. in 8.

Der Tittel zeigt, was unsere Leser von diesem Buche zu erwarten haben, und die 2te Auflage beweiset, daß es nicht ohne Beyfall aufgenommen worden. Der Verfasser hat bey den Vorlesungen über die Pandekten den Heineccius den Böhmer und endlich den Schauenburg zum Grunde geleget, und da das Schauenburgische Compendium vergriffen war, sahe er sich, wie er sagt, genöthiget, selbst ein Compendium zu schreiben. Wir glauben, daß seine Arbeit auf Universitäten mit Nutzen gebraucht werden könne, wenigstens so lange als die Mode dauret, daß junge Leute nach Handwerker Art auf 2. bis 3. Jahre in die Fremde geschikt werden, und denn mögen sie begreiffen was sie wollen, wenn der Juvenis optimae spei et indolis nur keine Stunde über die Zeit wegbleibt, in welcher der im Ehrenamt stehende Hr. Vater auf Universitäten seine Gelehrsamkeit eingesammlet hat. Der junge Mensch wird nach seiner Zurückkunft als Thürhüter an dem Tempel der Gerechtigkeit angenommen,

und da er bey dieser Gelegenheit das Formale erlernt und noch dazu ein grosses Pack praejudicata von seinem seeligen Herrn Vater erbt; so wird er aus dem Thürhüter ein Priester, und alle Welt muß ihm wenigstens die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er von unten auf gedient hat. So lange also das Formale in den Gerichtshöfen den Juristen ausmacht und einen schon hiedurch totius civitatis oraculum seyn kann; so wird die Methode des Herrn Hellfeldts von großem Nutzen seyn. So bald hingegen die Jurisprudenz nicht als ein Handwerk betracht wird; so muß selbige auf einem andern Fuß studiert werden. Man wird das römische Recht allein und ohne Vermischung und die Gesetze seines Vaterlandes gleichfalls allein lernen, um zu erfahren, wo jedes zu Haus gehöret, nicht aber um von allem etwas und vom Ganzen nichts zu wissen. Ex quo sagt Hr. Hellfeldt docentis in me suscepi munus, duos semper solicite evitare studui scopulos. Unum ne Adolescentes unice absoletis et antiquatis subtilitatibus juris Romani inutriti hoc tantum proficerent ut, cum in forum venirent putent se in alium Terrarum orbem delatos, alterum; ne Auditores unice practicorum etc. Es ist alles gut, allein, da das römische Recht der Grund ist, auf welchen das Gebäude der Jurisprudenz aufgeführet werden muß, ja da es noch bis jezt in subsidium angenommen wird und seine Rechtskraft behält, so ist es wohl billig, daß man dasselbe mit allem Fleiß studiert und man sage uns selbst, muß man nicht viele alte abgekommene und trockene Gewohnheiten der Römer genau einsehen und nach Rom ziehen, wenn man diesen Endzwek erlangen will? doch unsere Anmerkung widerlegt sich, so bald wir die Worte in usum auditorii auf den Titel lesen und das, so wir bereits angeführt, in Erwägung ziehen.

Wir

Wir müssen, ehe wir schliessen, dem Hrn. Hellfeldt die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er vieles auf eine leichtere und bessere Art vorgetragen, als man es in Compendiis zu finden pfleget, obgleich man noch verschiedenes über besondere Materien erinnern könnte, wenn es unsere Absicht erlauben möchte, so weitläuftig über ein Compendium zu seyn.

Iohannis Ulrici L. B. de Cramer, Camerae imperialis assessoris primae Lineae Logicae Juridicae ad normam logicae Wolffianae adornatae, ex reliquis suis scriptis illustratae et methodo scientifica pertractatae. Ulmae apud Wohler, 1767. in 4.

Der Verf. weis es und wir wissen es auch, daß er nicht der erste sey, der eine Arbeit dieser Art unternommen. So wie es aber zu weitläuftig seyn würde allhier auseinander zu setzen, in wie weit er mit seinen Vorgängern übereinkommt, und in wie weit er von ihnen sich unterscheidet; so begnügen wir uns anzuzeigen, daß er einige Vorzüge vor allen seinen Vorarbeitern behalte. Seine juristische Logik kann von Nutzen seyn, allein dieser Nutzen wird entweder gar wegfallen oder wenigstens sehr wenig beträchtlich seyn, wenn der angehende Rechtsgelehrte seine Wissenschaft auf keinen Sand gebauet. Leute, die in dem juristischen Felde irgend mit Gründlichkeit arbeiten wollen, müssen Philosophen seyn, und man wird finden, daß, wenn es auch nur der Gewohnheit wegen wäre, ein jeder Beflissener der Rechte zuerst philosophischen Vorlesungen beywohnt. Ist er in dieser Wissenschaft, die mit der Rechtsgelehrsamkeit so vertraut ist, kein Fremdling geblieben; so wird er der

juristischen, eben so wie andere der theologischen und der medicinischen Logik entbehren können, hat er aber die Philosophie als eine Brodlose Kunst angesehen und sich wenig darum bekümmert, so wird er sich schwerlich mit der Cramerschen Logik behelfen können.

Joannis Ulrici L. B. de Cramer Camerae imperialis Assessoris supplementum opusculorum suorum, materias gravissimas ex omni jure demonstrativa ratione pertractatas contingentium illis et caeteris suis scriptis ex causis personarum illustrium in supremis imperii tribunalibus disceptatis lucem quam maxime, affundens. Ulmae apud Wohler, 1767. in 4.

Es sind in diesem Cramerschen Werke, einige rechtliche Abhandlungen und Erörterungen juristischer Bedenklichkeiten und Fragen enthalten, der Inhalt ist dem Werke vorausgesezt und von der Art, daß man sogar aus demselben den Vorzug einiger Stücke vor den andern abzusehen, im Stande ist. Es ist inzwischen nicht zu läugnen, daß auch dieses Supplement von den bekannten Einsichten des Herrn Baron von Cramer einen neuen Beweis enthält, nur muß man so, wie über verschiedenes, so insbesondere über die rauhe Sprache, hinweg sehen. Das 17te Stük ist wider den Professer Jacob Friedrich Müller gerichtet, der den verstorbenen Philosophen Wolf seine Articulos generales de veris et falsis Philosophia zugeeignet und in der Zuschrift Gott aus allen Kräften gedanket hat, daß er ihm zu der Zeit habe lassen gebohren werden, da er aus dieses großen Philosophi Schriften Unterricht in Wissenschaften habe holen können. Es ist bekannt, daß sich Müller hernach wider den Hn. von

Wolf

Wolf erkläret und eben daher wird er in diesem 17ten Stücke vom Herrn von Cramer abgestrafet. Anders können wir diese Wiederlegung nicht nennen, welche voller beissenden Anmerkungen sind, die eigentlich zur Sache nichts mehr beytragen, als daß sie aufbringen. Wir mögen uns über diesen Streit nicht erklären; allein wir hätten mehr Mäßigung in dieser Abhandlung gewünscht, die Cramersche juristische Logik macht den Beschluß.

R.

Johann Gottfried Bolzens, wohlinstruirter Amts- und Gerichts-Actuarius oder vollkommener Unterricht für einen Schreiberey-Verwandten in VI. Theile, vorgestellt, aus bewährten Autoribus und academischen Responsis zusammengetragen und zu dienlichem Gebrauch eingerichtet. Nebst einer Einleitung zum Amthierungs-Werk und dem expediten Amts-Redner. Nürnberg bey G. N. Raspe, 1767. 7 Alph. in 4.

Ein elendes Buch! Aber die oft wiederholte Auflagen zeigen daß untüchtige Juristen, so wie untüchtige Theologen ihre Postillen haben. Wenn bey der neuen Auflage, wenigstens doch viel abgeschmacktes Zeug, und viele ganz unbrauchbare Formulare wären weggelassen oder verbessert worden. Unstudirte Leute, die etwa durch siebenjährige Handarbeit bey Advocaten und Procuratoren eine Einsicht in die Auream Praxin glauben erlanget zu haben, werden oft im Zorn des Himmels irgendwo zu Gerichtsbedienten in kleinen Städten befördert. Für diese und dergleichen Leute kann ein solches Buch nur brauchbar

seyn, und denn sollten sie darinnen doch wohl schwerlich finden können, was ihnen mangelt, und was sie bey vorfallenden Gelegenheiten nützen können.

F.*

Joh. Jac. Schmaußens, Hofraths und Prof. Jur. Ord. zu Göttingen, Compendium Juris Publici S. R. I. zum Gebrauch der akademischen Lectionen verfasset. Vierte und verbesserte Auflage. Mit kurzen Anmerkungen versehen von Joh. Heinr. Christ. von Selchow, D. ordentlichen Lehrer der Rechte und Beysitzer der Juristenfacultät zu Göttingen. Göttingen, in Verlag der Wittwe Vandenhöck, 1766. 376 Seiten ohne Vorreden 8.

In- und ausserhalb Deutschland ist der grosse Werth des Schmaußischen Handbuchs schon seit geraumer Zeit allen Liebhabern des deutschen Staatsrechts so bekannt, daß es überflüßig seyn würde, den Inhalt desselben jezt allererst anzeigen zu wollen, daher wir, weil der Text ohne alle Veränderung geblieben, bloß von den Noten des Hrn. von Selchow zu reden haben. Bey weiten der gröste Theil derselben enthält bloße Anführungen von Schriften über einzelne, im Werke selbst abgehandelte Materien, dergleichen Hr. Schmauß, wie bekannt, anzuführen fast gänzlich unterlassen. Es ist zwar an sich allerdings nützlich, wenn dem Zuhörer mit den Sachen zugleich auch eine Erkenntniß guter Schriftsteller beygebracht wird, und es kann einem Studirenden manchmal zur Empfehlung gereichen, wenn er auch nur den Titel von Büchern herzusagen weis; da indessen die lehrreichen annota-

tiones

tiones des seel. Pertsch über das Schmaußische Handbuch, von dem Hrn. Hofr. Häberlin vermehrt und mit Anführung der besten Schriften so reichlich versehen, nur wenig Jahre vorher herausgegeben worden, so können wir uns in der That von keinem besonderen Nutzen dieser Noten überzeugen, als in so fern verschiedene neuere kleine Schriften mit darinn angeführet sind. Wir haben uns gewundert, so wenig in der Vorrede, als beym Durchlesen der Noten dieses vortrefliche Buch angezeiget zu finden. Der Hr. Verf. hätte sich doch nicht schämen dürfen, einen Gebrauch davon gemacht zu haben, und seinen Zuhörern konnte gewiß kein besseres empfohlen werden. So viel hingegen die eigendlichen Anmerkungen anbetrift, so sind darunter nicht allein diejenigen schätzbar, in welchen einige Zusätze aus der Capitulation Ihro jezt regierenden Kayserl. Majestät Joseph des II. angeführet werden, sondern auch diejenigen, in welchen verschiedene Irrthümer des Hrn. Ritter von Buat, bey seiner bekannten Uebersetzung des Schmaußens in die französische Sprache berichtiget werden, vor welche nüzliche Zusätze das Publicum allerdings Ursach hat dem Hrn. Verf. verbunden zu seyn. Da übrigens in Ansehung des Druckes eine Veränderung vorgenommen, so darf sich niemand wundern, der in der Seitenzahl nur einen kleinen Unterschied, gegen die vorhergehende Auflage bemerket.

---

3. Arzneygelahrheit.

Percivall Potts, Wundarztes am St. Bartholomäus-Krankenhause in London, Abhandlung von den Hauptwunden; aus den Eng-

Englischen übersezt, nebst einigen Anmerkungen, und einen Verzeichniß der besten Schriftsteller, so von den Hauptwunden handeln. Nürnberg, in der Carl Felßeckerischen Buchhandlung, 1768. 8. 8 Bogen.

Dieses vortrefliche Buch verdiente schon längst eine Uebersetzung, aber eine bessere als die gegenwärtige ist, in welcher der Sinn des Verf. oft ganz undeutlich ausgedrukt, oft ganz verändert ist. Zum Beweis wollen wir ein paar Stellen anführen, die uns eben in die Augen fallen; 'The very ingenious Haller has taken a great deal of pains himself, and has put a Number of Animals to a great deal more, to prove that the Meninges are neither sensible nor irritable;' „Der vortrefliche Haller „hat sich viel Mühe gegeben, durch Zergliederung „lebendiger Thiere, deren Marter er hätte erspa„ren können, zu beweisen ꝛc. „

S. XX. der Vorrede, redet der Verf. von den vielen Umständen die ein Wundarzt wissen und beobachten muß, da steht in der Uebersetzung: „Die „grosse Mannichfaltigkeit der Kleidungen und Leibes„beschaffenheit, die häufigen Vereinigungen verschie„dener Krankheiten in einer Person u. s. w. „ Was hat in der Welt, kann wohl in der Welt ein Wundarzt mit Kleidungen zu thun haben! aber im Engl. kann nichts anders als habits (Gewohnheit, Beschaffenheit) stehen, und dies hat der Uebersetzer in der Einfalt seines Herzens durch Kleidungen übersezt. Selbst der Titel ist undeutlich; Hauptwunden kann Wunden des Hauptes und die stärksten gefährlichsten Wunden bedeuten, wer deutlich seyn will, spricht Kopfwunden.

Die Anmerkungen des Uebersetzers enthalten nichts wichtiges. Und wie kann dieses anders seyn, da der Hr. von Murr weder ein Arzt ist, noch die Einsichten in die Wundarzney hat, die man nothwendig haben muß, wenn man ein Buch von dieser Art verstehen und übersetzen will. In dem Verzeichnisse derer Bücher, welche von Kopfwunden handeln, welches ziemlich weitläuftig ist, finden wir viele Bücher, die wir hier nicht vermutheten, und dennoch ist es noch lange nicht vollständig, wenn der Uebersetzer sich vorgenommen hat, (und dieses scheint er gethan zu haben) hier ein jedes Buch anzuführen, in welchen ein paar Seiten von Kopfwunden handeln. Uebrigens ist diese Uebersetzung nach der ersten Ausgabe des Originals verfertiget, von welchen allbereits eine zwote Ausgabe erschienen ist, welche wegen der vielen Vermehrungen und Verbesserungen der erstern weit vorzuziehen ist. Wie sehr wünschten wir nicht sowol diesem als noch einigen andern Werken des Hn. Potts, zum besten vieler deutschen Wundärzte, eine gute Uebersetzung!

Der von Murr sagt in der Vorrede, er habe dis Werk übersezt „ehe es vielleicht einem hungrigen „Schmierer in die Hände fallen möchte, der weder „die Sprache hinlänglich verstünde, noch der Sache „kundig wäre.„ Es mag seyn, daß der Hr. v. M. nicht hungrig ist, aber es ist noch nicht ganz ausgemacht, ob er nicht selbst wirklich in die Zahl der Schmierer gehöre. Der Mann schreibt und übersezt ja, was ihm vor die Faust kommt. Was hat er nicht nur seit wenigen Jahren geschrieben: Ein Wochenblatt. — Eine Abhandlung von griechischen tragischen Dichtern. — Eine antiquarische Abhandlung wider Leßings Laokoon, worinn Keplers astronomische Handschriften angepriesen werden u. s. w.

und

und übersezt: Fieldings Reise nach Lissabon, einen chinesischen Roman — Die Geschichte der Miß Fanny Murray, einen Roman voll Zoten — Carvenne Geschichte von Africa — und der Himmel weis, was sonst noch. Uebrigens ist Hr. von M. ganz gewiß der Sache nicht sonderlich kundig, und wider seine Kenntniß der Sprachen erregen die vielen Fehler, die man in seinen Uebersetzungen findet, manchen Zweifel.

Stf.

D. Thom. Dimsdale, Unterricht von der gegenwärtigen Methode die Kinderblattern einzupfropfen, nebst einigen Versuchen, die natürlichen Blattern auf eine ähnliche Art zu behandeln. Aus dem Englischen übersezt von Carl Friedrich Tiemann, Leipz. Fritsch 1768. 160 Seiten in 8.

Neue Methode für die Einpfropfung der Pocken s. w. von Thom. Dimsdale. Aus dem Englischen. Nebst einigen beygefügten Anmerkungen. Zürich, Füeßlin und Comp. 1768. 12 Bogen in 8.

Wir wollen keinen Auszug aus dem Werke selbst geben, da wir ziemlich gewiß voraussetzen können; das sonderbare Glük der Suttonschen Methode, der Hr. D. nachgespürt und die er mit gleichem Glücke nachgeahmt hat, werde jeden, dem das Blatterbelzen nicht gleichgültig ist, bereits bewogen haben, diese Bogen selbst zu studiren.

Die Leipziger Uebersetzung ist reiner und gelenker, als die Züricher. Schon der Titel beweist es. Vermuth-

nützlich ist der englische: Method for inoculating und der sollte nicht so wörtlich übergetragen seyn.

Die Anmerkungen des Leipziger Uebersetzers, der kein Arzt zu seyn scheint, sind meistens Citationen, wo man etwas mehr über eine gewisse Materie finden kann. Lustig ist der Einfall S. 53: man sage, der Verf. der Briefe über das Blatterbelzen wolle dem Hrn. H. Triller ein Batrachomyomachie mit arabischen Noten entgegen setzen. Aus der Vorrede sehen wir, daß auch in Sachsen die H. Demiani, Probst und Sturm fleißig inoculiren.

Die Anmerkungen bey der Züricher Uebersetzung (man legt sie Hr. Schinz bey) sind von einem Arzte, der theils einige weniger bekannte englische Arzeneyen bekannt macht, theils auch Erläuterungen und Einwendungen gegen Hrn. D. zusezt, die aus einer bescheidnen Theorie und einigen eignen obwol wenigen Erfahrungen hergenommen sind. Wir lassen sie an ihren Ort gestellt seyn, und merken nur folgendes an. Er glaubt S. 4, wenn Kinder nach Pocken gesünder würden: so nähmen die Pocken nichts weg; sondern blos die gute Diät sey Schuld daran. Sollte nicht nach dem Hippokrates, Bennet, Mead u. a. die gute Eiterung, wie sie es durch künstliche Erweckung ist, auch auf einem natürlichen Wege von Nutzen seyn? S. 13. will man bey der Vorbereitung nur säuerliche Vegetabilien zulassen: alkalische Gewächse, wie Kohl dgl. aber nicht, weil sie bald faul werden. Wir vermissen hier die neuerlichen Erfahrungen über die vermeinten alkalischen Gewächse. Eine Schwangre, die ihre Pockenkinder gewartet, ist bald darauf entbunden worden. Man wird dies Kind inoculiren und sehen, ob es die Pocken erhält? Es kann dies, sagt man, zu neuen physiologischen und pathologischen Betrachtungen Anlaß geben. Das kann es: aber wir haben

schon

schon ein ähnliches Exempel, so unser Hr. Kehler in Magdeburg gehabt.

Man sieht auch, wie der Verf. der Briefe vom Blatterbelzen, die tiefen Einschnitte noch, wie ein Fontanell und nuzreich an — eine Theorie, wovon dieser Verf. zurük gekommen zu seyn scheinet und die wirklich durch die Erfahrung widerlegt ist.

Kl.*

Ioh. Oosterdyck Schacht, A. L. M. Phil. et Med. D. Medic. Prof. Ord. Institutiones Medicinae practicae, ad auditorum potissimum usus in epitomen, redactae et evulgatae. Πρὸς τὸ ἀντίγραφον Trajecti ad Rhenum. Apud Kraussium Bibl. Vindob. 1765. 390 S. in 8.

Ein guter zierlicher Nachdruk eines Lehrbegriffs von bekanntem Verdienste, von dem doch der Herausgeber die bey dem holländischen befindlichen zwo Abhandlungen nicht hätte trennen sollen. Weder die, qua senile fatum inevitabili necessitate ex h. c. mechanismo sequi demonstratur: noch die: de morborum in sanandis morbis efficacia; war bey einem praktischen Lehrbegriff unschiklich.

V.

Theorie von der Generation, in zwo Abhandlungen, erklärt und bewiesen von Caspar Friedrich Wolff, der Arzneytheol. Doktor. Berlin, 1764. bey Birnstiel. 8 283 S.

Ohngeachtet der Menge derer Bücher, die über diese Materie geschrieben worden sind, behauptet der Verf. daß noch niemand die Generation wirklich,

sich, weder recht noch falsch erkläret habe. Cartesius allein, sagt er, dieser grosse Mann, der uns fast kein wahres Wort gesagt hat, und der dem ungeachtet bis zum Bewundern groß ist, hat sie wirklich, obgleich so falsch als möglich erklärt. Dieses beweist er aus den Begriff einer Erklärung der Generation. Wer nicht von der Struktur der Theile, und der Zusammensetzung des Körpers spricht, sagt er, wer davon nicht die Ursachen angiebt, und zeigt, wie durch diese Ursachen die Theile und ihre Zusammensetzung determinirt werden, der erklärt die Generation eben so wenig als der, der eine Historie von Frankreich schreibt: und also kann alles, was von Aristoteles bis auf jetzige Zeiten von der Generation gesagt worden ist, unmöglich eine Theorie der Generation genennt werden. In einer Streitschrift, die der V. zu Halle 1759. vertheydigte, machte derselbe seine Theorie von der Generation zuerst bekannt, und eben dieselbe finden wir in gegenwärtigen Buch, jedoch mit einigen Vermehrungen, und zwar so beschrieben, daß er sich in verschiednen Stellen auf seine Disputation beruft. In einen besondern Abschnitte antwortet er auf einige Einwürfe, die der Hr. von Haller und Hr. Bonnet wider seine Theorie gemacht haben, auf eine gründliche und einnehmende Art. Die Theorie selbst können wir hier in der Kürze nicht wohl vortragen, und sie ist auch schon aus obengemeldeter Streitschrift bekannt. Nur so viel wollen wir sagen, daß der V. die Hypothese von der Prädelineation oder Evolution verwirft, und seine Theorie auf die Epigenesis baut. Er glaubt eben so wenig, daß in einen Kern schon der ganze Baum, der aus denselben entstehn soll, mit allen seinen Theilen formirt ist, und sich zu der Zeit, wenn er entsteht, nur evolvirt, und sichtbar wird, als daß eine Wolke, die jezt in den Augenblick entsteht,

von Anfang her schon in kleinen da gewesen ist, und sich jezt, da sie entsteht, nur evolvirt und sichtbar wird. Er glaubt eben so wenig, daß der junge Embryo von je her vollkommen formiret ist, und sich im Mutterleib nur evolvirt, und sichtbar wird, als daß ein Regenbogen, der jezt entsteht, schon von Anfang der Schöpfung da gewesen, und jezt nur sichtbar wird. Die Gründe des V. sind einnehmend, seine Schreibart, durch welche er seine Leser in dieser troknen und subtilen Materie in einer angenehmen und erwartenden Aufmerksamkeit erhält, lebhaft.

Sammlung merkwürdiger Abhandlungen vom Krebs, worinnen die Ursachen desselben untersucht, und zwey bisher geheim gehaltne Mittel zu dessen Heilung bekannt gemacht werden. Frankfurt am Mayn, 1764. 8. 280 Seiten.

Ist schlecht, voll Unwissenheit, Prahlerey und thörichter Geheimnisse, und in einem wahren Bartputzer Styl geschrieben. Der Herausgeber nennt sich D. Johann Phillipp Berchelmann.

Medicinische Bemerkungen und Untersuchungen einer Gesellschaft von Aerzten in London. Aus dem Englischen nach der zweyten verbesserten Ausgabe übersezt. Mit Kupfern. Altenburg in der Richterschen Buchhandlung. Erster Band, 1759. 8. 1 Alph. 3 Bogen. Zweeter Band, 1764. 8. 1 Alph. 1 Bogen. Dritter Band, 1769. 1 Alph. 2 Bogen.

Einige Aerzte in London verglichen sich vor etlichen Jahren zur Beförderung ihrer eignen Kenntnisse in der Arzeneywissenschaft zuweilen zusammen zu kom-

kommen. Die herrschenden Witterungs-Krankheiten, nebst der Curart, die man bey denselben am wirksamsten befunden, neue Entdeckungen in der Arzeneykunst, welche entweder in London, oder auswärtig gemacht worden, und besonders solche, die sie selbst gemacht oder untersucht hatten, wurden zu den vornehmsten Gegenständen ihrer Zusammenkünfte bestimmt. Die Personen, welche diese Gesellschaft ausmachten, hatten entweder die Besorgung öffentlicher Krankenhäußer auf sich, oder bereits auf andre Weise einen gewissen Grad des Ansehens in ihrer Kunst erlangt, und bekamen folglich öfters Gelegenheit, selbst Bemerkungen zu machen, oder die Entdeckungen anderer durch ihre eigne Praxis zu bestätigen. Es ist vielleicht in Europa kein Ort, zu einer Einrichtung von dieser Art so geschikt als London, wo eine Menge berühmter Aerzte, eine große Anzahl wohleingerichteter Hospitäler, und die großen Vortheile eines fast allgemeinen Briefwechsels, der durch die ausgebreitete Handlung dieser Hauptstadt mit allen Theilen der Welt unterhalten werden kann, ein solches Unternehmen begünstigen. Nachdem diese Zusammenkünfte eine Zeitlang fortgesezt worden, trugen einige von den Mitgliedern Verlangen, ihre Bemerkungen und Untersuchungen zu sammlen und heraus zu geben. Dieses geschah, und daraus entstand also gegenwärtiges Werk, dessen Vortreflichkeit unsern Lesern schon bekannt ist. Wir zeigen hier nur eine gute Uebersetzung desselben an, die dennoch aber nicht ohne alle Fehler ist. Die Gesellschaft dieser Aerzte verspricht uns die Fortsetzung dieses Werks, wovon auch bereits der dritte Band erschienen ist, dessen Uebersetzung wir unsern Lesern nächstens anzeigen werden. Diese Gesellschaft wünscht durch diejenigen, die das Aufnehmen der Medicin wünschen, in ihren Unternehmen unter-

nüzt zu werden. Nüzliche Bemerkungen, besondre Fälle, welche entweder etwas, das vorher nicht vollkommen bekannt und verstanden worden, bestätigen, und erklären, oder aus welchen eine neue Wahrheit deutlich kan gezogen werden; Erzählungen mislungener Versuche, und begangner Fehler wird sie mit Dank annehmen, und nach und nach zum Druk befödern lassen. Hypothetische Untersuchungen aber, gelehrte Streitigkeiten, häufige und unnütze Citationen, und alles was mehr die Gelehrsamkeit eines Schriftstellers zu zeigen, als die Arzeneywissenschaft zu befördern, geschikt ist, wird sie ganz übergehen. Die Schriften an diese Gesellschaft können an jeden Arzt in London, dessen Wohnung in diesen Werke angezeigt ist, gerichtet und übersendet werden. Der Uebersetzer hat aus dieser Ursache sowol die englischen Namen der Verf., als auch ihre Wohnungen, in der Uebersezung lieber unverändert beybehalten, als durch eine zu genaue Uebersezung undeutlich werden wollen.

D. August Friedrich Pallas Chirurgie; oder Abhandlung von äusserlichen Krankheiten: worinnen vornehmlich auch die neuern Erfindungen in dieser Wissenschaft kurz vorgetragen werden. Nebst einem vollständigen Verzeichniß der chirurgischen Werkzeuge; wie auch einer Abbildung einiger noch nicht sehr bekannten Instrumente. Zum Gebrauch seiner Zuhörer. Berlin, bey Christian Friedrich Voß, 1764. 8. 1 Alphabet.

Ein Buch, welches, ohngeachtet es unsre Wünsche bey weiten noch nicht erschöpft, dennoch zu akademi-

demischen Vorlesungen weit bequemer zu seyn scheinet, als das Ludewigsche Handbuch.

St.

4. Weltweisheit.

J. H. Strubens von Piermont, neue Untersuchung des Ursprungs und der Grundsätze des Rechts der Natur. Aus dem Französischen übersezt von J. J. K. 1767. 8.

Strube, welcher unter Thomasio studirt hatte, schrieb seine Untersuchung für sich, theilte sie einem Freunde mit, welcher sie 1732. drucken ließ. 8 Jahre nachher besorgte Strube selbst eine verbesserte Auflage. Und nun erscheint endlich eine deutsche Uebersetzung. Der Uebersetzer nennt sich nur J. J. K. der Verleger gar nicht. Auch ist weder ein erdichteter noch ein wahrer Ort des Druckes angegeben. Papier und Druk ist unter dem Mittelmäßigen. Von der Absicht der Uebersetzung steht dem Leser frey, nach Belieben zu denken. Es wird nichts davon erwähnt. Die Ortographie läßt sich z. B. aus dem Wörtern Teil, sei, sezzen, Grozius, Definizion, Filosof, Lere, tun, flüßt, felen, Nuz, erstrekt ꝛc. beurtheilen. Man weis schon längst, daß der Erfinder dieser Schreibart im kleinen groß seyn wollte, im Grunde aber nicht wußte, was die Ausbesserung der Schreibart auf sich hat. Diese an sich kleine aber immer vorkommende Anstößigkeit für die meisten Deutschen, ausgenommen, läßt sich die Uebersetzung noch wohl lesen. Den Innhalt müssen wir, da der Uebersetzer ausser der Ortographie von dem Seinen nichts beygefügt hat, als längst bekannt, hier übergehen. Stel-

len, die Strube aus fremden Sprachen unübersezt angeführt, hat der Uebersetzer ebenfalls unübersezt gelassen.

E.*

Des Herrn Thomas Lobrede auf den berühmten Renatus Descartes, die im Jahre 1765. bey der französischen Akademie den Preiß erhalten. Leipzig, 1767. 8. 13 Bogen.

Vielleicht ist Cartesius nach mehr als hundert Jahren noch nicht lange genug todt, nur von einem Franzosen mit Unpartheylichkeit gelobet zu werden. So viel Achtung für die Wahrheit Herr Thomas auch in der Einleitung zu seiner Lobschrift verspricht, so hat er doch der Versuchung, das Lob des landesmännischen Philosophen zu übertreiben, nicht widerstehen mögen; und wer wird sich ganz unpartheyisch erhalten können, wenn man sich, wie ein jeder erklärter Lobredner thut, in die nachtheilige Situation versetzet, daß es unser Interesse wird, den Helden nur von der guten Seite zu zeigen, und die Wahrheit nur halb zu sagen? Vielleicht beweise man mehr Achtung gegen das Gedächtniß und die Verdienste eines Weltweisen, dessen edelster Vorzug es war, daß er die Hindernisse auf dem Wege zur Wahrheit, die er aufrichtig suchte, wegräumte, wenn man keine eigentliche Lobreden auf ihn hielte, vielleicht ist hier der panegyristische Eifer ganz unschiklich angebracht. Nutzen kann es wenigstens nicht schaffen, denn man wird aus Lobreden weder den Charakter des Philosophen, noch seine Philosophie auf eine nüzliche und lehrreiche Art kennen lernen. Seine Fehler und Verirrungen, deren Kenntniß künftigen Forschern der Wahrheit überaus wichtig ist und nüzlich werden kann, werden doch im-

mer

mer dem Gesicht entzogen oder mit Lobeserhebungen bedeckt werden. Mit diesem Vorurtheile gegen die eigentlichen Lobreden auf Philosophen eingenommen, laßen wir die gegenwärtige, niemals in unsrer Meynung bestärkt, und funden sie mit der dem Herrn Thomas eigenen, hier aber gemäßigten Beredsamkeit, mit philosophischer Einsicht, und in einem feinem Geschmack geschrieben, aber mit Lobeserhebungen überhäuft, weit mehr unterhaltend als unterrichtend. — Vom Aristoteles bis zu Descartes Zeiten findet der Redner einen leeren Raum von zwey tausend Jahren. Der französische Philosoph hat sich selbst und seinem Genie beynahe alles, zu verdanken, aber seine Nachfolger sind, was sie geworden sind, entweder einzig und allein, oder größtentheils durch ihn geworden. — Man möchte wünschen, daß die ganze Lobschrift in der Manier der hinzugefügten Anmerkungen aufgesezt wäre. Diese enthalten merkwürdige Nachrichten von den Lebensumständen und Bemühungen des Philosophen, und lassen sich mit desto mehrern Nutzen lesen, jeweniger sich der schmeichlerische Ton des Lobredners darinn hören läßt. Die Uebersetzung ist sehr gut gerathen.

Johann Friedrich Försters, der Weltweisheit öffentlichen Lehrers auf der Friedrichs-Universität zu Halle, Charaktere dreyer berühmter Weltweisen, nemlich Leibnitzens, Wolfens und Baumgartens. Zweyte veränderte Auflage. Halle im Magdeburgischen, 1765.

Den Charakter Leibnitzens, Wolfens und Baumgartens zu schildern, die Stärke und den Umfang ihres philosophischen Genies auszumessen, das

Verhältniß ihrer Geistergaben zu bestimmen, ihre Verdienste um die Weltweisheit gegeneinander abzuwägen, dies scheinet uns eine sehr schwere Unternehmung zu seyn. Wir würden nemlich von demjenigen, der dies mit glüklichen Erfolge thun wollte, fordern, daß er uns diese Charaktere nicht blos nach gewissen wenigen hervorstehenden Zügen zeichne, sondern daß er sie bis auf die kleinern Züge, und individuell genug ausmahle, daß er sich bey der Würdigung des Genies seiner Helden und ihrer Geistergaben nicht blos der trüglichen Wagschale des öffentlichen Urtheils und des gemeinen Rufes, sondern vielmehr des feinen und genauen Gewichts der wenigen Kenner bediene, die durch ihre Schriften genähret, mit ihrer Denkart vertraut, dem Gange ihres Geistes nicht nur auf ihren offenbaren, sondern auch verdektern Wegen nachgespüret, nicht nur ihre Worte, sondern auch ihre Winke verstehen gelernet. Wir würden fordern, daß er die Fähigkeiten dieser Philosophen nicht blos nach den Gegenständen, woran er dieselben hauptsächlich erkanndt, oder nach der Art und Weise, wie sie dieselbe gebraucht haben, beurtheile, sondern auch zu errathen suche, was sie bey einer andern Anwendung derselben geleistet haben würden; daß er nur zeige, in welchen Zustande ein jeder die Weltweisheit, nicht blos ihrer äusserlichen Form, sondern ihrer innern Beschaffenheit nach, gefunden, und in welchem Zustande er dieselbe verlassen, was für Vorurtheile jeder besingt, was für Schwierigkeiten jeder gehoben, wie viel näher er uns der Erkenntniß der Wahrheit gebracht, und wie viel er noch unvollendet gelassen; wie viel er zur Ueberzeugung, Beruhigung und Besserung des menschlichen Geschlechts beygetragen habe. Dies würden ohngefehr unsre Forderungen seyn, vielleicht sind sie zu weit getrieben, vielleicht

müßte

müßte man selbst den Geist dieser Philosophen haben, um denselben Genüge zu thun; und so möchte der Verfasser dieser kleinen Schrift, der so viel nicht leisten wollen, um so weniger zu tadeln seyn, daß er dergleichen Forderungen nicht befriediget hat. Vielleicht hat er dafür seine Leser durch Digreßion, die nur eine entfernte Beziehung, auf den angegebnen Zweck seiner Schrift haben, durch Reflexionen, die man hier entbehrlich und überdem oft schielend und unbestimmt finden möchte, schadlos halten wollen. Zur Hauptsache gehöriges hat er in der That wenig und wenig bestimmtes und erhebliches gesagt. Die Beschreibung von Baumgartens Tode ist ihm am besten gerathen. Hier ist auch die Schreibart natürlicher, von der wir sonst urtheilen müssen, daß sie ihm einige Mühe gemacht, und daß er ihr durch ungewöhnliche Constructionen, sonderbare Wendungen und affectlose Ausrufungen, Zierlichkeit und Stärke ertheilen wollen.

Dr.

---

5. Schöne Wissenschaften.

Politische Schauspiele — Marcus Brutus. Tarquinius Superbus. Italus. Timoleon. Pelopidas. Zürich, bey Orell, Geßner und Comp. 1768. 8.

Wie eifersüchtig unsre Schriftsteller auf den Ruhm der Franzosen sind! sie sollen nicht allein das Verdienst behalten, neue Gattungen in der dramatischen Dichtkunst zu erfinden! ob die Regeln, welche die Kunstrichter einmal dem Drama gesezt haben, vielmehr Regeln der Natur als des Eigensinnes sind,

ob es keine bloße Foderung des Verstandes, sondern des Herzens ist, in einem Schauspiele viele Handlungen, glüklich angelegte Situationen, keine kalte Schulberedsamkeit, sondern die Sprache der Leidenschaften zu erwarten, wer wird sich daran kehren? Ein solches Originalgenie, wie unser Verfasser ist, sezt sich darüber hinaus, „er sucht in dem Schauspiele große und edle Früchte des Verstandes,„ und bestimmt seine Schauspiele nicht sowol für die Bühne, als „für die Stille eines Blumengartens oder einen schattigten Wald.„ Wir müssen gestehen, daß wir nicht Zeit noch Gelegenheit — vielleicht auch nicht Lust gehabt haben, uns mit ihnen in eine solche Gegend zu begeben; daher können wir nicht sagen, was seine deklamatorischen Reden auf einer solchen Scene für Eindruk machen mögen, wie sehr da in seinem Timoleon die Erscheinung der Ceres, in des Satyrus Gestalt überraschen mag, welche die Hand ausstrekt, in der ein Kornstengel hervorwächst, einen ambrosischen Geruch giebt, und dann verschwindet, und im Weggehen einen göttlichen Nacken stehen läßt, wie da der Tod des Timophanes erschüttern muß, dem Aeschylus ein Bein unterschlägt, Satyrus den Rock über den Kopf wirft, und den Timoleon erwürgt. Wir überlassen es unsern Lesern, die Probe davon zu machen, und gehen indeß vors Theater, und sehen, Troz den Sticheleyen des Verfassers, den Atreus und das befreyte Theben.

N.

Die Redekunst in Beyspielen; oder ausgesuchte Stücke der Beredsamkeit aus den berühmtesten Rednern, die zu den Zeiten Ludwigs XIV. und XV. gelebt haben, zusammengetragen

und

und herausgegeben von Herrn Gerard von Benat. Aus dem Französischen übersezt von M. Johann Daniel Heyde, Conrector. Leipzig, bey Hilscher, 1767-1769. Vier Bände in gr. 8.

Die jeder Abtheilung vorgesezten Regeln sind kurz und deutlich, die Beyspiele noch so ziemlich gewählt, und die Uebersetzung ist leidlich. Allein von welchem Nutzen ist dies Buch in unsrer Muttersprache? Wozu die ungeheure Menge fremder abgerißner Stücke für deutsche Lehrlinge? Exempel, die den Geschmak bilden sollen, müssen entweder aus den besten einheimischen Autoren, oder wenigstens aus Uebersetzungen, die vollkommen klaßisch sind, genommen werden. Ausserdem ist die Idee des Originals eben die beste nicht; eine Rhetorik kann der Beyspiele nicht entbehren, aber das meiste kömmt auf eine gesunde Lektüre an. — Die Uebersetzungsseuche ist nun einmal, glaube ich, unser Nationalfehler!

D.

Die Badecur, von *Christian Friedrich Daniel Schubart.* Ulm, 1766. bey Bartholomæi. 2 Bogen in 8.

Zaubereyen, von C. F. D. Schubart. Ulm, 1766. ebend. 3 Bogen in 8.

Todesgesänge von C. F. D. Schubart. Ulm, 1767. bey Bartholomäi. 1 Alph. 2 B. in 8.

Hr. S. ist nicht ohne poetisches Genie, und nicht unglüklich in seiner Versification; nur muß er etwas langsamer werden, denn der Todesgesänge hat er uns auf einmal zu viel geliefert. Daher der un-

ungleichförmige, oft matte, oft gezwungne, oft gemeine und niedrige Ausdruk in denselben, unter andern Stellen, die wirklich einige Schönheiten haben. In der Badecur ist die Pindarische Ode, bis auf einige Nachläßigkeiten, ziemlich gerathen. Die Zaubereyen gefallen uns von seinen drey Schriften am wenigsten, wenn wir die Zueignungsschrift ausnehmen, worinn Hr. Wieland charakterisirt wird. Die satyrische Laune kleidet den Verf. gar nicht.

Gedichte von A. W.*

Aut prodesse volunt, aut delectare Poetæ, etc.

Zürich, bey Füeßlin und Compagnie. 1766. gr. 8.

Warum nahm der Verf. nicht lieber die Frage an sich selbst zu seinem Motto, die im Horaz den obigen Zeilen unmittelbar vorhergeht:

Speramus carmina fingi
Posse linenda cedro et levi servanda cupresso?

Wir haben nicht leicht etwas schaalers und wässerichters gesehen, als diese Gedichte; man lese nur folgende reitzende Beschreibung des Bades:

Einsames Bad! bald bin ich deiner müde,
Schon eckelt mir dein lauer Schweiß,
Und schon klag ich in einem lauern Liede:
Bald bist du mir zu kalt, und bald zu heiß.

Lieder eines Jünglings. Greifswald, bey Röse. 1766. 2 Bogen 8.

Diese Lieder sind eigentlich, wie der Verf. erinnert, nicht für die Welt geschrieben, sondern für Hrn. Anton Ellermann in Neumünster, dem er sie an seinem

nem Geburtstage überreicht hat. Wir bitten diesen sechzigjährigen Greis sich den Abdruk dieser Lieder vermöge seines Eigenthumsrechts, welches ihm der Verf. darauf gegeben hat, zu vindiciren, damit sich das Publikum nicht in Dinge mische, mit denen es nichts zu thun hat; oder wenigstens durch einen Ankauf der Exemplare sich von der Furcht zu befreyen, daß der Verleger noch lange über seinen sechzigsten Geburtstag seufzen möchte.

N.

Das Buch Hiob, in einer poetischen Uebersetzung nach des Prof. Schultens Erklärung mit Anmerkungen von Simon Grynäus, Diaconus bey St. Peter. Nebst einer Vorrede des D. und Prof. Becker. Basel, Schweighäuser, 1767. in 4.

Freylich ist das Buch Hiob voll poetischer Schönheiten, voll orientalischer Kühnheit; aber solche Hexameter, und solche Verse, wie uns der Verf. liefert, sind erbärmlich. Hier ist gleich ein Exempelchen:

Eliphas der Themanite, sprach dieses: antwortet der Weise,
Windichte Wissenschaft? wird er den Bauch mit Ostwinde füllen?

Wir möchten doch wissen, ob solche Leute durchaus keine Ohren haben, oder ob sie nicht wissen, was Quantität ist? — Und so ist das ganze Buch, Vers vor Vers, Kapitel vor Kapitel in solche abgesonderte Zeilen (denn Hexameter kann ich es nicht nennen) gebracht worden. Zu welchem Nutzen? Wer wird nicht lieber luthersche Prosa, als solche Verse lesen wollen?

P.

Bey-

Beytrag zur Litteratur, und zum Vergnügen.
Quidquid dignum sapiente bonoque est. HORAT.
Des ersten Bandes erstes Stük. Halle, verlegts Johann Heinrich Grunert, 1766. 8. 6 Bogen.

„Niemals ist das Reich der ächten Litteratur fürch„terlichen Feinden ausgesezt, als wenn Un„geheuer und Affen im schimmernden Kleide der fein„sten Genies angesehene Bürger der gelehrten Re„publik werden wollen.„ (S. 18.) Schon aus diesem einzigen Satze wird der Leser abnehmen, wofür er den oder die Verf. ansehen müsse, und warum sich „alle feine und ächte Genies„ bisher gescheuet haben, „ihnen die Proben von der Stärke ihres Geistes und „der Gründlichkeit ihres Verstandes zur Bekannt„machung anzuvertrauen.„ (S. 20.) Doch noch ein Pröbgen: S. 12. „Hier (im glänzenden Tempel „des Geschmacks) saß Klopstock im Schoose der „himmlischen Schöne, tauchte seinen Kiel in das „Feuer der göttlichen Wunder, und schrieb, von der „Hand der Göttin geführt, in Sonnenrothen Zügen, „flammendes Feuer nieder.„ Wenn das nicht die Begierde der Leser entzünden wird!

Die seltsame Begebenheiten des Telemach, in einem auf die wahre Sitten- und Staatslehre gegründeten angenehmen und sinnreichen Heldengedichte durch den Herrn von Fenelon abgefaßt. In zwey Theile abgetheilet. Mit nöthigen Anmerkungen erläutert und ins Deutsche übersezt von Ludwig Ernst von Faramond. Mit Kupfern, und allergnädigsten Freyheiten. Frankfurt und Leipzig, im

im Monathischen Buchl. 1766. 8. 2 Alphab. 10 und ein halber Bogen, eine Landcharte und 25 Kupfer.

Diese Uebersetzung ist in 30. Jahren noch nicht angenehmer zu lesen geworden. Doch wird sie immer noch gut genug seyn, für einen Leser, der nicht eckel in der Wahl ist, der alles vor der Faust wegliest, wie es ihm vor Augen kommt, weil er einmal lesen will, oder weil es ihn seinen guten Thaler gekostet hat. Auch die Bilderchens werden ihm eine herzliche Freude machen, wenn sie auch noch einmal so schlecht wären.

Die Nacheiferung der aufgeklärten Völker zum Vortheil der schönen Wissenschaften, sammt Gedanken über Miltons Gedicht, durch Owe Guldberg, Professor und Informator Sr. königl. Hoheit des Erbprinzen von Dänemark und Norw. aus dem Dänischen übersezt. Koppenhagen, verlegts Franz Christ. Mummens Witwe, 1766. 8. neun Bogen.

Sollte es nicht können dabey bleiben, was schon im zehnten Bande der Bibliothek der schönen Wissenschaften a. d. 100-119. S. so vollständig über das Original gesagt worden? — Unsre Meynung wäre: ja; aber des Verf. bogenlange Vorrede spricht lauter nein. Doch erwählet er seine Nachbarn zu Richtern darüber; und hat deswegen seine Schrift mit seinem Wissen und unter seiner Aufsicht — und hoffentlich zu seiner Zufriedenheit — übersetzen lassen. Es sey also ferne, daß wir die Wirkung dieser Uebersetzung auch nur mit einem Worte hindern wollten.

Bl.

Con-

Conrad Stephan Meintels, der heil. Schrift D. Predigers der evangelischen lutherischen Gemeine zu Wasiliostrov zu St. Petersburg Pastors. Kayserl. gekrönten Poeten und der K. Gesellsch. der freyen Künste in Leipzig Ehrenmitglieds, vermischte Gedichte. Nürnberg in Verlag Carl Felßecker, 1764. 21 Bogen in gr. 8.

Auch selbst für einen gekrönten Poeten (von welcher Art Dichter man freylich aus langer Erfahrung nicht viel ausbündiges zu erwarten pflegt) sind diese Reime allzuschlecht. Der Verf. kann nicht einmal richtig reimen, welches doch ein Ehrenmitglied der Gesellschaft der freyen Künste am ersten verstehen sollte, reimt Zeiten und Freuden, verläugnen und eignen; wider die Grammatik schnitzert er auch zuweilen z. B. das Heer das sich in denen Waffen übt, und wer hätte folgende Reime an seine Muse wohl von einem Doktor der Theologie vermuthet:

Besing des goldnen Weines Kräfte
Sing wie das Süsse seiner Säfte
Nach Doris Küß am besten schmekt.
Sing, wie er dich die Dichtkunst lehret
Und allen Gram und Kummer wehret,
Und dich zur Zärtlichkeit erwekt.

Nun komme ein Theologe und verdamme die anakreontischen Dichter! hier ist ein Exemplum illustre für sie!

S.

---

6. Schö-

6. Schöne Künste.

a) Mahlerey und Kupferstecherey.

Nüzlicher Unterricht zu dem Landschaftzeichnen, von G. H. W. 8. 8 Bogen und 9 Kupferplatten.

Der Verf. schmeichelt sich, daß, da seine vorhergehende Anweisung über das Blumen- und Thierezeichnen Käufer gefunden, die gegenwärtige vom Landschaftzeichnen ebenfalls Käufer finden werde. Wir glauben auch ganz gewiß, daß er sich dabey nicht irret. Seine Arbeit ist den Meisten seiner Leser angemessen, das will sagen, tief unter dem Mittelmässigen, ohne Ordnung, oft ohne Verstand, und dabey in einem aufgedunsenen und viel versprechenden Vortrag. Der Verf. fängt mit metaphysischen Betrachtungen über das Mahlerische Erfinden an, wo man kaum sieht, was er sagen will. Sodann kömmt er zum Landschaftzeichnen. Darauf spricht er vom Entwerfen, von unbeweglichen Beywerken, vom Baumschlag, vom Nachzeichnen der Landschaften, von Erfindung der Bäume, vom Nachzeichnen bereits gezeichneter Landschaften, von Spatziergängen mit Bäumen, vom Nachzeichnen nach der Natur, von Cameraden oder Compagnons, Compagniestücken, von Landschaften auf einem kleinen Raume, vom Erfinden oder Zusammensetzen einer Landschaft, von der Beleuchtung, und endlich giebt er noch einen Vorschlag zu zwey Compagnons, so die Geschichte der Venus und des Adonis vorstellen sollen. Dieses ist demnach die Anlage und die Verwirrung, die in dem Werke herrscht. Eine ächte Anweisung würde beym Nachzeichnen, und sodann beym Verkleinern und Ver-

größern vorgemahlter Figuren anfangen, um dadurch das Auge und die Hand zu üben. Sodann würde sie zum Nachzeichnen wirklicher Objecte fortschreiten, und erst dann mit Zuziehung der Perspective, Anweisung zu Verzeichnung ganzer Landschaften geben. Das Erfinden würde zulezt vorkommen, und in etwas ganz andern bestehen, als daß man z. E. dem Lehrling ernstlich einschärft, er solle ja nicht, wenn er die Erndtezeit mahlet, die Felder mit Schnee bedekt vorstellen, oder den Jupiter in einer Staatsperuque abmahlen. Was übrigens bey des Verfassers Arbeit wo nicht das Beste seyn sollte, doch wenigstens das Brauchbarste seyn könnte, das wären die Figuren. Daran fehlt aber beynahe alles. Einige dienen die Regeln der Perspective wenigstens zum Theil anzuzeigen. In den übrigen aber, wo sodann diese Regeln wirklich hätten gebraucht werden sollen, verstößt alles dawider.

E*

Der sogenannte Sinn- Lehr- und Geistvolle vor vielen Jahren auf Befehl, Anordnung und Unkosten, Sr. Hochreichsgräfl. Excell. Francisci Antonii, Grafen von Sporck, (Tit. pl.) durch die kunstreiche Hand des Michaelis Rentz *) gestochene, und weit und breit bekannte, auch in dem, von obgedacht. Sr. H. R. Gr. Excell. erbauten Hospital in Kukus-Bad in Böhmen, vor Zeiten künstlich an den Wänden gemahlt gewesener Todtentanz: anitzo mit einigen einfältig doch gutgemeinten Reimen

*) Diesen Kupferstecher finden wir nicht in Füeßli Lexicon. Der Manier nach, ist er ein Augspurger.

men und Versen versehen durch *F. Patritium Wasserburger*, Ord. S. Ioan. de Deo Professum. Wien, bey J. T. Edl. von Trattnern, 1767. 32 Bogen und 52 Kupferpl. in Fol.

Was der Graf von Spork für ein sonderbares Original gewesen, kann man in Loens kleinen Schriften I Th. S. 246. u. f. finden. An dem gegenwärtigen Todtentanze sind die Kupferstiche das einzige Brauchbare. Sie sind recht gut. Doch möchten wir doch Rudolf und Conrad Meyers Todtentanz, der zu Zürch herausgekommen, (und 1759. unter der Aufschrift Hamburg wieder aufgelegt worden) lieber haben. Michael Rentz hat diesen Todtentanz auch wohl gekannt, das sieht man bey der Vergleichung an einigen Orten, z. B. bey der Vorstellung des Pabsts und des Bischofs, wo ähnliche Gedanken vorkommen.

Die beygefügte einfältig aber gutgemeinte Reime sind wirklich höchst einfältig, und F. Patritius Wasserburger hätte lieber sein Breviar beten, als so viel schönes Papier damit verderben sollen.

H.

b) Musik.

Phillis und Thirsis, eine Cantate in Musik gesezt von C. P. E. Bach. Berlin bey Winter 2 B. Folio.

Erfindungsreich, fremd; aber, zumal für ein so kurzes Stük, an einigen Stellen nicht fliessend genug für die Singstimme.

Georg Simon Löhleins Clavier-Schule, oder kurze und gründliche Anweisung zur Melodie

und Harmonie, durchgehends mit praktischen Beyspielen erkläret. Leipzig und Züllichau auf Kosten der Waisenhaus- und Fronmannischen Buchhandlung. 1765. 1 Alph. 2 Bog. in Querquart.

Ein absonderlich für Lernende und Lehrer der Anfänger des Clavierspielens und des Generalbasses, sehr brauchbares gutes Buch. Die beygefügten praktischen Beyspiele sind überall ihrer Absicht sehr gemäß. Wer dieses durchstudieret und begriffen hat, der wird Bachs Versuche, Marpurgs Handbuch, und andere mehr, mit desto größerm Nutzen brauchen können: obgleich auch wahr ist, daß er schon durch dieses Buch im Spielen sowol als Accompagniren ziemlich weit gebracht werden kann.

S. 5. wird der $\frac{6}{8}$ und $\frac{12}{8}$ Tact allzu unbestimmt unter die ungeraden Tactarten gerechnet. S. 13. wird gesagt: daß die geschleiften Noten im Singen und auf Blasinstrumenten in einem Odem gemacht würden. Das soll wohl heißen: ohne wiederholten Anstoß des Odems. Denn von abgestossenen Noten können ja auch ihrer viele nacheinander in einem Odem vorgetragen werden.

S. 70. wird gelehrt: daß bey punctirten Noten gegen Triolen, die Note nach dem Puncte auf die dritte Note der Triole angeschlagen würde. Dies ist nur bey der äussersten Geschwindigkeit wahr. Ausser dieser aber muß die nach dem Puncte stehende Note nicht mit, sondern nach der lezten Note der Triole angeschlagen werden. Denn sonst würde ein Unterschied zwischen geraden Tacte, worinn dergleichen Noten vorkommen, und dem $\frac{3}{8}$ $\frac{6}{8}$ $\frac{9}{8}$ $\frac{12}{8}$ Tacte wegfallen. So lehrte es J. S. Bach alle seine Schüler; so lehrt es auch Quanz in seinem Versuche. Wider die

die Ausführungskunst und die feine Empfindung, dieser Männer, wird doch wohl Niemand mit Grunde was einzuwenden haben.

In den mit einer Oberstimme versehenen Uebungsstücken des Generalbasses, wobey das Accompagnement immer in Noten ausgesezt ist, wird allzuoft die 4te Stimme der Begleitung ausgelassen. Dies verursachet, daß Anfänger nie sich gewöhnen eine reine vierstimmige Harmonie zusammen zu setzen. Lieber lasse man sie immer richtig mit 4 Stimmen spielen, und sollte auch, welches doch selten geschehen wird, einiger Zwang dabey unvermeidlich seyn. In der Folge ist es Zeit genug, ihnen Ausnahmen und Freyheiten zu zeigen. Wie wir aus dem Vorberichte sehen, will der Verf. nichts von Selbstinformation wissen. Und darinn hat er sehr Recht.

Lieder nach dem Anakreon, von dem Verf. des Versuchs in scherzhaften Liedern, mit Melodien. Berlin auf Kosten der typographischen Gesellschaft. 1767. in kleinem Querquart, 9 Bogen.

Erst steht die Singstimme allein gedrukt. Unter dieser steht wieder die Melodie mit einem Basse fürs Clavier. Der Verf. dieser Melodien hat also denselben zugetrauet, daß sie auch ohne Clavier und ohne Mittelstimmen sich würden können hören lassen. Er hat Recht. Denn wir finden an diesen Melodien, daß sie leicht, fliessend, ausdrückend, recht zum Alleinsingen eingerichtet, und doch dabey von großer Mannigfaltigkeit sind. Bey einigen Liedern ist statt einer Strophe, das ganze Lied durch componiret. Dies loben wir auch: zumal da es nie ohne gute Ursache geschehen ist.

Sei Sonate per Cimbalo, dedicate a sua Alt. Imp. Pietro Federowiz, Gran Duca di Tutte le Russie &c. da *Giovanni Rutini*, Fiorentino. Opera sesta alle spese di Giovanni Ulrico Haffner, in Norimberga. 6½ Bogen, in Querfolio, sauber gestochen.

Schon das sechste Werk; und der Verf. hat doch noch keine bessern und claviermäßigern Sonaten zu machen gelernt? Das ist viel! der Baß in diesen geht mehrentheils, nach löblichen Gebrauch der Italiener, entweder mit fast unaufhörlichen Brechungen oder trommelnd einher. Und der Gesang oben drüber ist nicht sonderlich.

Der sich selbst informirende Clavierspieler, oder deutlicher und leichter Unterricht zur Selbstinformation im Clavierspielen, allen denen ꝛc. zum Nutzen aufgesezt v. M. J. F. Wiedeburg, Organist an der gr. luth. Kirche zu Norden in Ostfrießland. Halle und Leipzig im Verlage der Buchhandlung des Waysenhauses, 1765. in 4. 1 Alph, und 7 Bogen.

Aus diesem grossen dicken Buche hat man, wenn man es auch ganz durchstudiret hat, weiter nichts gelernet, als etwann einen Choral mit Angst und Noth, und doch nur halbrecht, herzustümpern. War das aber wohl der Mühe, und des für dieses Buch ausgegeben Geldes werth? Mit einer unerträglichen Weitläuftigkeit wird hier wenig Nützliches aber viel Falsches gesagt. Der Verfasser kann nicht einmal einen rechten Baß zu einer Choralmelodie machen. Die Selbstinformation auf einem musikalischen Instru-

stru-

strumente, taugt überhaupt nichts, und kann nicht anders als mit dem äussersten Nothfalle entschuldiget werden. Wer sich nun vollends aus einem Buche, wie dies ist, selbst informiren will? — Wehe dem!

Anderer Theil des sich selbst informirenden Clavierspielers, oder deutlicher und gründlicher Unterricht zur Selbstinformation im Generalbaß. Auch von diesem Hrn. Wiedeburg, in eben demselben Verlage, in 4. 3 Alph.

Wehe auch dem, der aus diesem Buche den Generalbaß lernen soll! Der Verf. sagt in der Vorrede, daß der, welcher diesen Traktat erst ganz durchlesen wollte, ehe er ad praxin schritte, eben nicht übel thäte. Wir sagen es auch. Denn ganz gewiß würde einem alsdenn alle Lust zur Selbstinformation, nach diesen zwey Büchern, ganz vergangen seyn: und das wäre wirklich ein Glük vor ihn; ja gar für die Musik.

Sei Quartetti, a Flauto traverso, Violino, Viola e Basso, dedicato (dedicati soll es heissen) ai Serenissimi Principi e Signori Signori Guilelmo Augusto e Pietro Ludovico Federico Principi d'Olstein-Gottorp, di *Federico Artmanno Graf.* Hamburgo Stampato da Michele Christiano Bock. 1766. in abgesonderten Stimmen, in Folio, 13½ Bogen. incl. ein Blatt voller Namen derer respective Pränumeranten und Subscribenten auf dieses Werk.

Zwar nicht in der rechten eigenthümlichen Art eines Quatuor, wie sie vorzüglich Telemann und Quanz ausgeübet, lezterer auch, in seinem Versuche,

über die Flöte, noch überdies gründlich und deutlich gelehret hat; aber doch besser als manche andere Quatuors und Quinques, deren der Po, der Rhein, und die Donau itzo zuweilen zu uns schicken. Viele dieser leztern, würden bessere Tänze für den Harlequin, ja, wohl manchmal gar für den Hauswurst abgeben. Jedes der Grafischen Quatuors besteht aus einem Allegro, und ein paar Menuetten. Können denn die Liebhaber der Musik nicht mehr in einem solchen Stücke drey ernsthafte Sätze aushalten? Oder hat sichs der Componist nur commode machen wollen? Beynahe möchten wir das lezte glauben. So wird mit allen Kräften dran gearbeitet, die Musik, je länger je mehr, ins Niedrige und Kriechende herabzußoßen.

Y.

7. Philologie und Kritik.

Ioannis Oweni, Cambro-Britanni Oxóniensis, epigrammata. Editio postrema et correctissima. Basileae, apud Ioannem Schweighäuser, MDCCLXVI, klein 8. 19 Bogen.

Eine sehr sauber gedrukte Ausgabe dieses Epigrammatisten. Um neue Leser anzukörnen, müssen wir ein paar Sinngedichte vorlegen. Folgendes steht S. 189.

Sortilegium. The Lottery. Galli* *la Blanque* appellant.

* Omnis res denominanda est a maiore parte.

Huc quicunque venit; flet in Albo, ridet in Atro;
Lugenti potius convenit iste color.
Candida cur damnum fert chartula, nigra lucellum;
An quia divitias Dis dat? At, hic niger est.

Das

Das andre S. 175.

Si quem laudaris, parce laudare memento:
Crimina culpato parcius ipsa tamen.

Diese Erinnerung ist theils für die, welche durchaus und noch dazu recht reichlich selbst loben, oder von andern gelobt seyn wollen; theils für die, die einen Fehler nicht scharf, oder vielmehr nicht grausam genug bestraft sehen.

Homeri Ilias graece & latine ad praestantissimas editiones accuratissime expressa opera M. *Ioan. Georg Hageri*, Rect. Chemn. Vol. I. Chemnicii apud Io. Christoph. Stoessel CIↃ IↃ CCLXVII.
- - - Vol. II. Chemnicii apud fratres Stoesselios. CIↃ IↃ CCLIII. 8. 2 Alph. 16 Bog., mit fortlaufenden Seitenzahlen.

Sowol der Text, als auch die lateinische Uebersetzung ist nach derjenigen Ausgabe, die Sam. Clarke zu London 1729. besorgt hat, eingerichtet. Die Absicht des Herausgebers, der Jugend die ganze Ilias wohlfeiler in die Hände zu bringen, hätte gewis noch eher erreicht werden können, wenn die Uebersetzung gar weggeblieben wäre; und wenn man eine etwas größere Schrift zum Text genommen hätte, würde die Jugend auch ihre Augen sparen können, die doch nun mehr angestrengt werden müssen, da die Schrift fast zu klein ist. Wie kommt das aber, daß keine Anzeige einer neuen Ausgabe des ersten Theils vorhanden ist, da er schon 1745. erschienen?

Lucii Coelii sive *Caecilii Lactantii Firmiani* opera omnia, quae exstant, ad editionem limatissimam *Io. Ludolph. Büuemanni* curate adornata.

Tomus primus. Halae, impensis orphanotrophei, MDCCLXIV. 12. 1 Alph. 5 Bogen.

- - - Tomus secundus cum indice rerum notabiliorum. ibid. MDCCLXV. 15 Bogen.

Die Handausgaben von den lateinischen und einigen griechischen Autoren, welche durch die Buchhandlung des hallischen Waysenhauses seit geraumer Zeit besorgt werden, sind ihrer brauchbaren Einrichtung nach, hinlänglich bekannt. Der Text nämlich ist jedesmal nach guten Ausgaben abgedrukt, und alle Noten sind weggelassen. Dadurch werden solche Bücher zugleich wohlfeiler, und dem, der fähige aber arme Schüler gern aufmuntern und unterstüzen möchte, wird es sehr erleichtert, solchen zuweilen oder öfter mit einem oder mehreren ein nüzliches Geschenk zu machen. (Wenn doch diese Erinnerung nicht von Schulfreunden aus der Acht gelassen würde!)

Diesmal ist die Reihe an den Laktantius gekommen, der schon lange der Cicero unter den klaßischen Schriftstellern der Christen heißt. Der Herausgeber, welcher der Hr. Adjunctus Kirchner in Halle besage der Vorrede ist, hat außer der Bünemannischen, noch die Ausgabe des Nik. Lenglet du Fresnoy gebraucht, und auf die Richtigkeit des Abdruks Fleiß gewandt. Der erste Theil enthält die 7 Bücher der institutionum divinarum, und der andere die übrigen kleineren Schriften. Mit dem Laktantius illustratus, den der Herausgeber verspricht, würde manchen gedienet seyn, die ihn vor sich lesen wollen und bey schweren Stellen nicht wohl fortkommen können. Des Tertullians apologeticum und der Minucius Felix verdienten auf gleiche Art der Jugend in die Hände gegeben zu werden, um solche in Schulen zu lesen; welches mit dem Grotius de veritate relig.

lig. christ. wie der Heraausgeber wünscht, allerdings geschehen sollte.

Chrestomathia ciceroniana, oder: auserlesene Stellen aus den Schriften M. Tullii Ciceronis, nach den besten Ausgaben Gruteri, Grävii und Gronovii recensirt, an unterschiedenen Orten verbessert, mit ausführlichen Anmerkungen und einer Erzählung von dem Leben Ciceronis, wie auch einem Register, versehen, und bey dieser Auflage verbessert und vermehrt, auch mit neuen Zusätzen versehen von Johann Matthia Gesnern. Mit Königl. Pohln. und Churfürstl. Sächs. allergnädigster Freyheit. Leipzig und Zelle, 1765. bey Georg Konrad Gsellius. 8. 1 Alph. 17 Bogen.

Da Cicero vor allen Dingen gelesen, und die studirende Jugend auf seinen Stil und Gedanken als die besten Muster verwiesen werden muß: so verdanken Lehrer und Schüler dem seel. Gesner noch immer die Mühe, daß er ihnen die angenehmsten und lehrreichsten Stellen aus allen Werken des Cicero ausgesucht; worinn kurze Erzählungen mit Betrachtungen über allerley Begebenheiten abwechseln. Unstreitig wird dadurch die Aufmerksamkeit und Lust zu lernen bey der Jugend erhalten, die sonst bey den ewigen Geschichten von Kriegen und Schlachten gar zu bald ermüdet. Vorsteher solcher Schulen, wo diese Chrestomathie noch unbekannt ist, werden die Lehrer daran erinnern. Uebrigens stimmt diese neue Ausgabe mit der lezten von 1753. vollkommen überein

Bl.

8. Geschichte, Geographie und Staatsrecht.

Davidis Goemoerii dissertatio inaug. physico-medica, sistens tentamen de indole aeris Hungarici. Wien, 1765. 7 Bog. in gr. 8.

Der Verfasser findet zu seinem Vorhaben die Eintheilung Ungarns in das obere, mitlere und untere, für die bequemste. Oberungarn gehet bey ihm von dem 48° nördl. Breite bis zum 49° 20′; das mitlere Ungarn begreift den Raum von 46° 40′ bis 48° und Niederungarn endlich ist der übrige südliche Theil von den 45° bis zum 46° 40′. Diese Eintheilung ist sehr unbequem und wenigstens dem geographischen Sprachgebrauch zuwider, wo der obere und untere Theil eines Landes durch den Lauf der Flüsse bestimmt zu werden pfleget. Es hätten die hier angegebenen Theile daher füglicher das nördliche, mitlere und südliche Ungarn genannt werden können. In diesen dreyen von dem Verfasser angenommenen Theilen wird die Beschaffenheit der Luft nach Maßgebung der Oberfläche des Erdbodens, der verschiedenen Ausdünstungen, der Jahreszeiten und der Abwechselungen der Tage und Nächte aus den bekannten Grundsätzen der Naturlehre und Arzneykunde, doch nur auf eine sehr allgemeine Art hergeleitet und bestimmet. S. 61. f. wird mit vieler Wahrscheinlichkeit behauptet, daß die in manchen Gegenden Ungarns gefundenen unverweseten Leichname, welche man daselbst Vampers nennet, und die ehedem zu so vielen thörichten Ausschweifungen Anlaß gegeben, diese Eigenschaft von dem vielen in der dasigen Erde befindlichen Nitro erhalten: Es wird dieses dadurch bestätiget, daß die Särge der gemeinen Leute an die-

sen

sen Orten gemeiniglich sehr schlecht verwahret, ihre Kirchhöfe auch mehrentheils in Thälern befindlich zu seyn pflegen, wo das viele von den Bergen zusammenlaufende Wasser leicht in die Erde dringen, den Salpeter auflösen, und an die Leichen führen kann.

T.

Joh. David Köhlers P. P. kurze und gründliche Anleitung zu der alten und mitlern Geographie. 3 Theile, 1765. zusammen 29 Bog. und 37 Landchärtchen. in 8. Nürnberg bey Christoph Weigels Wittwe.

Dieses Compendium der alten und mitlern Geographie hat viele Vorzüge vor andern Schriften dieser Art, theils durch die dem seel. Köhler in seinen historischen, geographischen und numismatischen Arbeiten, eigene Genauigkeit, theils durch die gehörige Mittelstraße zwischen einer trocknen Kürze, und ermüdenden Weitläuftigkeit, theils durch die beygefügten, saubern und noch dazu illuminirten Landchärtchen (ein Vorzug, den wir den cellariusischen Charten oft gewünscht haben) theils auch durch die gebrauchte Vorsicht, alles durch sorgfältige Allegationen aus den alten geographischen Schriftstellern, dem Strabo, Mela, Plinius, Ptolomäus, Arrianus u. a. sowol als Geschichtschreibern zu beweisen. Bey einem jeden Reich wird nach einer allgemeinen Nachricht von dessen Ursprung, Inwohnern, Größe, Gränzen, Flüssen und so weiter die eingeführte Abtheilung, und bey jedem Theil die vornehmsten Städte durchgegangen. Das Capitel von der Erdkugel, das die Theorie der Alten vom Globo vortragen sollte, ist gar zu kurz gerathen, und sagt fast gar nichts: auch hätte die Charte darzu, Africa nicht in dem Umfang,

wie wir es jezt kennen, bis über den südlichen Tropicus hinaus, vorstellen sollen. Die alte Geographie ist billig allgemeiner vorgetragen worden, und erstrekt sich auf alle den Alten bekannt gewesenen Länder: die mittlere hingegen handelt nur Spanien, Gallien, Germanien, Britannien im 5. Sec. Italien in 6. 7. 8ten, Flandern im neunten und Constantinopel im 14. Sec. ab. Das hätten wir noch gewünscht, daß zu mehrerer Verständlichkeit, für junge Anfänger, und zu deren Gebrauch sind doch dergleichen Schriften hauptsächlich bestimmt, auch die neuern Namen beygefügt, und die ehmaligen Gränzen mit den jezigen verglichen worden wären, so ohngefehr nach der Idee, wie sich der sel. R. Franz eine Geographiam parallelam dachte, aber weiter nichts als den Parallelismum planiglobii veteris et novi in einer einzigen Charte geliefert hat. Denn wenn nun einer z. E. wissen will, in welchem Theil des jezt bekannten Deutschlandes das alte Noricum gelegen habe, und die Charte davon III. Th. N. I. aufschlägt: so sieht er um und neben sich nichts als alte Namen, nicht einen einzigen bekannten Ort; Noricum sieht er wohl vor sich, aber die Gegend ist ihm unkenntlich, in die es nach der jezigen Eintheilung Deutschlandes fällt, und so ist er so klug als vorher.

Kurzgefaßte Kinder-Geographie in 48 Lectionen eingetheilt und mit benöthigten Charten versehen. In französischer Sprache ausgefertiget durch den Hrn. Abt Lenglet du Fresnoy und zum Nutzen der Jugend in die deutsche übersezt, nunmehr aber von neuen übersehen, in vielen Stücken deutlicher gemacht, mit nicht wenigen nüzlichen Zusätzen ver-

vermehrt, und insonderheit zum Gebrauch für Deutsche eingerichtet. Fünfte vermehrte Auflage. Nürnberg bey Ge. P. Monath, 1764. 14 Bog. und 8 Landcharten in klein Folio. Neue Auflage 1769. in Folio.

Freylich ist diese Kinder-Geographie weit brauchbarer als die vorige Schrift. Die stärkere Bogenzahl verstattete aber auch schon eine mehrere Umständlichkeit. In jener warde der ganze Obersächsische Kreiß mit 4 Zeilen abgewiesen und von den Ländern desselben blos die beyden Churfürstenthümer genennet. Auch die Landchärtchen sind nicht nur sauber und mathematisch genau, sondern auch reich an Orten, da die vorigen hingegen nichts als den Namen des Landes, des Hauptorts und der Flüsse enthielten: sie bestehen ausser dem Planiglobio und den 4 Welttheilen, in Deutschland, Italien, und Palästina, wo aber statt des leztern füglich Frankreich, oder Britanien hätte können gewählt werden. Der Vortrag ist sehr nach der Faßung der Kinder und in Frag und Antwort eingerichtet. Doch auch hier mißbilligen wir die allzu schwankenden und unbestimmten Begriffe, die von geographischen Dingen gegeben werden. Die Lectionen von Frankreich sind abgekürzt, und die von Deutschland erweitert worden, und das mit Recht. Doch hätten noch hie und da verschiedene kleine Unrichtigkeiten können verbessert werden. Unter mehreren Fehlern, die uns beym Durchblättern aufgestossen sind, wollen wir nur einen hersetzen: Es heißt S. 8. „Dännemarks festes Land bestehet aus Jütland und „Schleßwig, welche unter der Direction sechs Pro„testantischer Bischöffe stehen:„ Diese Worte enthalten mehr nicht als 3 Fehler. 1) werden ja auch die dänischen Insuln mit unter der Abtheilung in 6

Stif-

Stifter, begriffen. 2) wird das Land zwar nach Stiftern abgetheilt, steht aber nicht unter der Direction der Bischöffe, sondern der Statthalter, oder Stifts-Amtleute. 3) gehört Schleßwig gar nicht unter die 6 dänischen Stifter, sondern ist ein davon abgesonderter Theil des Reichs.

Grundriß der Erdbeschreibung, als ein Anhang zu Eßichs Einleitung in die Welthistorie, ausgefertiget von M. J. Chr. Volz, Prof. d. Hist. am Herzogl. Gymn. zu Stutgard. Stutgard bey J. Ben. Mezler, 1765. 18 B. in 8.

Ein gutes Compendium der mathematischen und physikalischen sowol als politischen Geographie, das wir aus Ueberzeugung allen denen empfehlen, die bey einem geographischen Unterricht gern einen gedrukten Grundriß zum Grund zu legen wünschen. Neues kann man in dergleichen Schriften nicht erwarten: Präcision im mathematischen Theil, Ordnung und Vollständigkeit im physikalischen, und Genauigkeit in dem politischen, die sich sonderlich in vollständiger Anführung der neuesten und eingeführten Abtheilungen der Länder und ihrer wichtigsten Städte zeigen muß, ist alles, was man verlangen kann. Und dies ist es auch, was wir an dem Verf. rühmen müssen. Man bemerkt insbesondere mit Vergnügen, daß er in der mathematischen Geographie kein Fremdling ist, wie man bey gar vielen, die uns mit Geographien beschenken, zum Verdruß wahrnimmt. Im politischen Theil folgt er Büschingen sehr genau: Dieß bekennt er selbst, so sehr sich auch Hr. B. ehmals über einen solchen Gebrauch seines Werks zu entrüsten pflegte. Wo die eigentliche Erdbeschreibung

bung zu Ende ist, liefert der Verf. auch noch einen Grundriß der mitlern und alten Geographie und zwar in einer neuen Lehrart, in der er sich etwas zu gefallen scheint. Er geht nemlich von der jetzigen Einrichtung der Länder rükwärts, und giebt in sechs Abschnitten oder Zeit-Perioden, nach eben der Ordnung der Länder, wie er die neuere Geographie vorgetragen hatte, einen Abriß von der jedesmaligen Abtheilung dieser Länder. Viel besser und verständlicher aber für die Jugend wäre es gewesen, sogleich bey jedem Land oder Kreiß insbesondere, seine alte, mitlere und neuere Gestalt, und die aus politischen Veränderungen, der Zeitfolge nach, entstandenen ungleichen Grenzen und Vertheilungen, zusammen zu nehmen, daß sie mit einem Blicke übersehen werden könnten.

Herrn Vosgien, Chorherrn zu Vaucouleurs, Geographisches Handwörterbuch, oder Beschreibung der Königreiche, Provinzen und Städte, Patriarchate, Erz- und Bißthümer rc. darinn man Nachricht findet, in welchen Reichen, Provinzen und Gegenden diese Oerter liegen, die Prinzen, denen sie gehören, die Flüsse, Beyen, Meere, Berge, an und auf denen sie gelegen sind, ihre Entfernung nach deutschen Meilen, ihre Länge und Breite rc. Ein zur Erkenntniß der neuern Geschichte und des gegenwärtigen Zustandes der Welt sehr nüzliches Werk. Aus dem Engl. nach der 13. Ausgabe des Lor. Echard, ins Franz. und aus diesem mit vielen Verbesserungen und Zusätzen ins Deutsche übersezt. Ulm, 1764. bey Albr. Fr. Bartholomäi. 2 Bände, zusammen 4 Alph. 5 B. in gr. 8.

 Wir

Wir müssen bekennen, daß wir nicht das beste Vorurtheil zu einem Werk brachten, das zum Gebrauch der Deutschen bestimmt seyn sollte und aus dem Englåndischen ins Französische, und aus dem Französischen wieder in das Deutsche übersetzt war. Wie viele Unrichtigkeiten, dachten wir, werden nicht, nach französischer Art, sonderlich in deutschen Artickeln vorkommen? Und was brauchte es ein geographisches Wörterbuch aus der Ferne zu holen, da wir dergleichen mit größern und kleinern Umfang schon im deutschen haben? So dachten wir ohngefehr, als wir dieses Werk in die Hände nahmen: allein wir fanden uns auf eine angenehme Art hierinn betrogen. Ein Werk von der Art, von Anfang bis zu Ende, nach einem andern vollständigen geographischen Register durchzugehen, kann man nicht wohl von einem Recensenten verlangen: was wir aber darinne nachgesucht, auch geringe Orte, haben wir nicht nur gefunden, sondern auch so richtig oder vielmehr mit so wenigen und nichtsbedeutenden Fehlern, daß wir wirklich diesem Wörterbuch unsern Beyfall und seine Brauchbarkeit nicht absprechen können. Selbst viele Artickel, die in dem großen Werke des Martiniere fehlen, sind hier befindlich. Und sonderlich ist nicht ein Ort vergessen, der im vorigen Krieg auf irgend eine Art bekannt geworden ist. Man darf sich daher über den starken Abgang, den das Werk in der Urschrift gefunden, nicht wundern. Herr Vosgien verspricht in der Vorrede auch noch ein Wörterbuch der alten Geographie, wovon das gegenwärtige allerdings eine gute Erwartung erregen muß, das aber, so viel wir wissen, noch nicht erschienen ist.

Ch.

---

9. Ge-

9. Gelehrte Geschichte.

D. Johann Carl Conrad Oelrichs, Kayserl. Hof- und Pfalzgrafen, ordentlichen Lehrers der Rechte bey dem Königl. akademischen Gymnasio zu Stettin rc. Historisch-diplomatische Beyträge zur Geschichte der Gelahrtheit, besonders im Herzogthum Pommern. Berlin, im Verlag der Buchhandlung der Realschule, 1767. 2 Alph. 10 Bogen in 4.

Die Sammlungen von historischen Nachrichten und ungedrukten Urkunden, besonders, wenn sie sich durch die Wichtigkeit ihres Inhalts empfehlen, gehören unstreitig unter die nüzlichsten Compilationen, die sowol für den Geschichtschreiber unentbehrlich, als für den Liebhaber angenehm sind. Zwar kömmt hierbey auch vieles auf den besondern Geschmack an, so daß manches dem einen sehr unbeträchtlich scheinen möchte, was der andre in der vaterländischen Historie, und noch mehr in der Geschichte der Provinz, in welcher er gebohren ist, nicht wenig erheblich finden kann. — Herr Oelrichs hat gesucht, nichts als bisher unbekannte und ungedrukte Sachen zu liefern. In dem ersten Artickel von pommerschen gelehrten Frauenzimmern würden wir zwar eine Fräulein von Schwarz, welche Morhof ein Wunder ihrer Zeit nannte, und deren Gedichte zwey Bände in Quart, (Danzig, 1650.) ausmachen, und einige andre angeführt haben, ob wir gleich ihren Werth dahin gestellt seyn lassen: aber gewiß nicht diejenigen, welche bloß Gelegenheitsgedichte gemacht, so wie S. 23. eine noch lebende Demoisell, von deren Arbeiten der Verf. anführt — ein

Hochzeitsgedicht, das er ihr, wie er sagt, nicht mit Gewißheit zuschreiben kann, und achtzehn Zeilen auf einen Todesfall. Hierauf folgen Nachrichten von dem Jageteufelschen Collegio in Stettin, einer Stiftung für junge Studirende, die daselbst Unterricht, Wohnung, Tisch und Feurung unentgeldlich genießen. — Der fünfte Abschnitt ist uns der angenehmste gewesen; er enthält verschiedene lateinische Briefe des Herzogs Philipp II. die seine große Liebe zu den Wissenschaften beweisen, und die er zwischen seinem dreyzehnten und ein und zwanzigsten Jahre geschrieben hat. — Am Ende ist eine Nachricht von allen pommerschen Stipendien, die ziemlich vollständig zu seyn scheint.

D.

Excerptum polonicae litteraturae hujus atque superioris aetatis. Auctore *Io. Dan. Andr. Ianozki*, Can. cathedr. Kiovien. et colleg. Scarbimir. bibliothecae Zaluscianae praefecto, Vol. I. Vratislaviae apud Guil. Theoph. Kornium et Gampertum A. R. S. MDCCLXIV.

- - - Vol. II. ib. MDCCLXVI.

- - - Vol. III. ib. eod. gr. 8. 21 Bogen, mit fortlaufenden Zeitenzahlen.

Der Verf. hat schon lange und glüklich sich bemühet, die Ehre der pohlnischen Schriftsteller der Vergessenheit zu entreissen. Nur in dem gegenwärtigen Werke sind die eigentlichen Gelehrte und Gelehrsamkeit angehenden Nachrichten ungemein sparsam, so sehr wir auch, alle drey Theile durch, darauf begierig waren. Vielleicht wird in den folgenden diese Begierde nicht mehr getäuschet werden.

Der Hr. J. scheint es übrigens, hat aufs Loben recht ausgelernt; seine pohlnische Gelehrte sind lau-

ter doctissimi, eruditissimi, excellentissimi, rerum omnium gnarissimi, ja was das sonderbarste ist, forma aspectuque pulcherrimi, und denn haben sie doch meistens nichts als pias meditationes, eine Disputatiunculam, eine Oratiunculam, oder sehr unbedeutende lateinische, französische und pohlnische Verse geschrieben. Wir finden, sogar in diesem Excerpto einen spanischen Gesandten angeführet, von dem nichts literarisches gemeldet wird, es müßte denn dies seyn: „daß er oft prächtige Gastmale gebe, wel„ches dem Volke sehr gefalle.„

Daß Steinhäuser, regius consiliarius et redituum regiorum collegii assessor nach T. I. S. 33. der Verfasser, der Memoires sur le Gouvernement de Pologne sey, ist vielleicht manchem noch unbekannt.

Historisch- kritische Lebensbeschreibung Hanns Sachsens, ehemals berühmten Meistersängers zu Nürnberg, welche zur Erläuterung der Geschichte der Reformation und deutschen Dichtkunst ans Licht gestellet hat M. Salomon Ranisch, erster Prof. des Friedrichsgymnas. zu Altenburg, der deutschen Gesellschaften zu Königsberg, Jena und Altdorf, wie auch der Gesellschaft der freyen Künste zu Leipzig Mitglied. Altenburg, in der Richterschen Buchhandlung, 1765. 8. (mit Hanns Sachsens Bildniß nach Herneysens Abbildung gestochen von Meil.) 22 Bog.

Der Patriarch der Meistersänger, der ehrliche Hanns Sachse, war es werth, daß sein Andenken wieder erneuert wird, da er so viele Bekām-

merte durch sein bekanntes Lied: Warum betrübst du dich mein Herz rc. aufgemuntert hat. Der Verfasser erzählt sein Leben nach den Umständen, wie er sie aus H. S. eignen und andern Schriften zusammenfinden können; woher es gekommen, daß er so gern gelesen; wie er seinen großen Fleiß im Lesen nützlicher Bücher mit der Uebung im Schreiben verbunden, und dadurch eben eine so seltne Fertigkeit erlanget, sich über so vielerley Materien auszudrücken. Er beschreibt die Ausgaben sowol seiner einzelnen Schriften, als auch ihrer vollständigen Sammlung und deren neue Auflagen. Er meldet, wo noch Handschriften von ihm anzutreffen; denn H. S. hatte nicht einmal die Hälfte seiner Bar oder Lieder, Meistergesänge, Fastnachtsspiele, Kampfgespräche, Fabeln und Schwänke rc. dem Druk zugedacht. Von seinem vorhin genannten Liede führt er die ihm bekannt gewordnen Uebersetzungen an; wozu wir ihm noch eine engländische, und zwar mit Beybehaltung der gewöhnlichen Melodie, nennen wollen, die in Jacobi's Psalmodia germanica or the german Psalmody. London 1765. 8. auch schon in einer vorigen Ausgabe von 1732. a. d. 66. S. steht. Aus Chr. Hymnophili Versuch einer unpartheyischen Liederprüfung und historischen Abhandlung von dem erdichteten Habakuk 1763. 8. hätte er zugleich sehen können, daß es nach S. 7. ins pohlnische und böhmische übersezt ist; wo auch S. 100-103. Verbesserungen dieses Liedes vorkommen, dergleichen, oder vielmehr eine gänzliche Veränderung, in dem altonaischen Privatgesangbuch 1767. 8. a. d. 206. und 207. S. gelesen wird.

Christ. Thomasens ausschweifendes Lob, welches S. 289. und 290. angeführt ist, „daß mehr Artig„keit und Judicium in H. S. als im Homer anzu„treffen,„ wird nicht allzuernstlich gemeynt gewesen seyn.

Die

Die Zueignung in Reimen an die deutsche Gesellschaft zu Altdorf, der der Verf. für seine gnädige Aufnahme danket, müssen andre Leser nur gleich überschlagen.

Joh. Christoph. Hennings, quondam Professoris in academia Kiloniensi, bibliotheca seu notitia librorum rariorum latina & linguis cognatis, italica, hispanica, gallica &c. item graeca nec non hebraea, arabica, persica, aethiopica, armenica &c. scriptorum, inprimis in usum eorum, qui peregrinas adeunt bibliothecas, ordine alphabetico instructa, in qua aliorum labores partim emendantur partim non contemnendo numero augentur. Pars I, Kiliae 1766. gr. 8. 2 Alph. 1 Bogen.

Dies ausführliche Verzeichniß seltner Bücher und seltner Ausgaben derselben erleichtert ihre Kenntniß ungemein, zum Vergnügen der Anschauer, und zur noch größern Freude ihrer Sammler und Besitzer. Die Titel sind nur kurz angeführt, aber doch so, daß das gemeynte Buch kenntlich ist. Der jedesmalige Verf., wofern er bekannt geworden, wird genannt, und der Ort und das Jahr der Ausgabe sammt dem Format richtig bezeichnet; oft auch der Name des Verlegers oder Druckers angegeben; und wo es nöthig war, die Anzahl bald der Bogen, bald der Blätter, bald der Seiten bestimmt. Ein paar Worte zuweilen, gemeiniglich aber ein oder zwey Buchstaben zeigen die Seltenheit und den Grad derselben an. Durch die häufigen Abkürzungen wird viel Raum erspart, und wem solche anfänglich zuwider sind, wird sich bald daran gewöhnen. Allenfalls kann bey dem

folgenden Bande auf einem oder etlichen Blättern nachgeholet werden, was etwa bey einigen gebrauchten Abkürzungen nicht gleich den meisten Lesern beyfallen möchte. Eben um dieser Abkürzungen willen wird zugleich die genaue Sorgfalt immer nöthiger, daß Drukfehler so wenig als möglich gelitten werden; sonderlich bey den häufigen Zahlen. Wie reich manche Artickel sind, lehret der Augenschein; man schlage nach: Apologiae, Biblia, Breviaria, Catalogi, Catecheses, Ceremonialia, oder Agrippa, Allatius, J. V. Andreä, Aretino, Ariost, Aristoteles, Augustinus, Bembus, Beverland, Beza, Bocage, Bodinus, Boethius, Boißard, Bonaventura, Bossuet, Brahe, Seb. Brant, J. Bruno, Bucerus, Bugenhagen, Jul. Cäsar, Calvinus, Camerarius, Campanella, Cardanus, Carolostadius, Casa, Catherinot, Catullus, Chrysostomus, Cicero ꝛc. Daß der liber conformitatum S. *Francisci* aus einem kleinen Versehen zweymal vorkommt, nämlich S. 742. da er doch schon S. 39. unter dem Namen seines Verf., Barth. Albizi vorgekommen war; wird niemanden befremden, der die wirklich große Menge aufgeführter seltner Schriften und Ausgaben bedenkt. So hätte unter dem Artickel Bayle noch seine Critique generale de l'histoire du Calvinisme de *Maimbourg*. *Ville-Franche* chez *P. le Blanc* 1683, T. I. & II. 12. stehen sollen.

S. 334. kommen die Ausgaben von Hermann Bodii Vnio dissidentium vor, worunter wir eine vermissen, die *Coloniae* apud *Ioannem Gymnicum* anno MDXXXI. mense Septembri in 8. herausgekommen und 543 Seiten und 2 Bogen Register stark ist.

Zum Zeichen unsrer genauen Aufmerksamkeit ist dies wenige genug. Dieser erste Theil fängt mit Nik. Aagard an, und hört mit Contardi auf.

Bl.

10. Romanen.

Angenehme morgenländische Erzählungen scherzhafter und tragischer Begebenheiten, aus den Handschriften der königl. Bibliothek in Frankreich zusammengetragen und ins Deutsche übersezt von Georg Rudolph Wiedmern. Leipzig bey Haußwald, 1768. 1 Alph. 11 B.

Die morgenländischen Erzählungen sind in ihrer Art noch ganz erträglich; aber was sollen die eingeschobenen Historietten von französischen Petitmaitres hier, die einem alten persischen König erzählt werden, um ihm Schlaf zu machen? Sein Uebel muß unheilbar gewesen seyn: sie bleiben bey ihm ohne Wirkung, und sind doch so narkotisch für die Leser.

Wl.

Etwas wider die Langeweile für die so es brauchen können und haben wollen. Lübeck und Leipzig, bey Schmidt und Donatius 1768. 1 Alph.

Unter den zehn in dieser Sammlung enthaltenen Erzählungen ist die erste, die natürliche Zauberey oder der Lord aus dem Stegreife der Absicht des Herausgebers am gemäßesten. Das wunderbare darinnen, so sehr es ins seltsame fällt, unterhält wenigstens die Aufmerksamkeit der Leser mehr als ein Feen-

mährchen. Leute, die vor Langerweile sterben, wie der Herausgeber sagt, müssen ihm für den Patriotismus verbunden seyn, daß er sie mit einem Buche beschenkt, das bey ihnen die Stelle eines Palliativs vertreten kann.

H.

Celianne, oder die durch ihre Tugend verführten Liebhaber aus dem französch. von der Verfasserinn der Elisabeth. Koppenhagen und Leipzig bey Rothens Wittwe und Profft, 1768. 8 Bogen.

Celianne, ein wahres Wunder der Schönheit, ein Engel am Verstande, ein Phänomenon der Tugend, ein Mädchen das Schlüsse macht und ihre Aufführung nicht nach ihrer Neigung sondern nach ihren Schlüssen einrichtet. — Nichts weniger als alles dieses! Celianne ist ein Mädchen der der Kopf von philosophischen Grillen schwindelt, und die ihre Grundsätze so lange hin und her drehet, bis sie mit ihren Neigungen zusammen passen, die verliebte Seufzer stöhnet und sie in eine abgeschmakte Philosophie hüllt. Man hat alle Ursache von der Welt den philosophischen Mädchen gram zu seyn, dieser insbesondere, die durch ihr affectirtes Wesen unerträglich wird.

Vergnügen auf dem Kanapee in moralischen Erzählungen. Leipzig bey Crusius, 1767. 2 Theile, jeder von 17 Bogen.

Daß doch die Romanschreiber ihren Lesern an allen Orten nachlauffen! Sie schleppen uns ganze Bibliotheken auf das Land nach, vertreiben uns lange Winterabende, und ihre Dienstfertigkeit erstrekt sich bis auf den Puztisch und das Kanapee. Wer weis,

wohin

wohin sie noch ihre Leser begleiten werden. Der Herausgeber dieser Sammlung verdienet indessen mehr das Lob eines guten Gesellschafters als den Vorwurf eines Unbescheidenen; die kleinen Erzählungen, alle nach französischen Geschmack, lassen sich wohl lesen und der Verleger hat dafür gesorgt, daß auch das äusserliche dieses Buchs dem Kanapee keine Schande macht.

Geschichte der Lady Burton aus dem Englischen übersezt. Kopenhagen 1768. bey Rothen, 17 Bogen.

Es ist mit den Romanen wie mit den Gesichtern der Menschen, die gewöhnlichen heissen Alltagsgesichter: sie haben in ihren Zügen nichts reitzendes, das sie auf eine vortheilhafte Art von andern unterscheidet. Und die meisten Schriften aus dem Fache der Romanen, in welchen man eine gewisse Uebereinstimmung gewöhnlicher Züge, und ewige Wiederholungen gemeiner Begebenheiten in der Romanwelt findet, sind in ihrer Art auch Alltagsgesichter. In diese Classe gehört der angezeigte Roman, der nichts als Ohnmachten, Entführungen und Heyrathen enthält.

Geschichte eines französischen Frauenzimmers, von ihr selbst geschrieben, aus dem Französis. übersezt. Frankfurt und Leipzig, 1768.

Ein enthusiastischer Dialog, von Liebe zwischen einem Sultan und einem französischen Mädgen im Serail. Das Mädgen scheinet wirklich bey einem Fieberanfalle diese Unterredung niedergeschrieben zu haben.

Das blinde Glük, oder etwas von ohngefähr in denen ganz besondern Vorfällen eines adlichen Hofmeisters und seiner Herrschaft, nebst den Begebenheiten seiner zwey Schwestern von ihm selbst entworfen und ausgefertiget. Blankenburg bey Reußnern, 1768. 13 Bog.

Der Anfang dieses Buchs lautet vollkommen wie der Eingang einer schlechten Predigt. Man kann nicht besser thun, als diese verschlafen und einen Roman, wie der ist, ungelesen weglegen.

Emilie, oder die belohnte Tugend in der Geschichte der Fräulein von Melvile, aus dem Englischen übersezt, 2 Theile. Nürnberg bey Riegels Wittwe, 1768. 28 Bogen.

Wahre Carricatur, durch die ungeschikte Hand des Uebersezers noch mehr verzerret. Das ist noch ein Glük daß schlechte Bücher, weil sie doch auch übersezt werden, immer in solche Hände kommen, die anstatt sie der Vergessenheit zu entreissen, nur an ihrem geschwinden Untergange arbeiten. Diese Uebersezung ist in aller Absicht unerträglich, ohne die mindeste Wahl des Ausdruks und vollkommen im Nürnberger Stadtdialekt. Zur Probe wollen wir einen einzigen Perioden abschreiben, den ersten den besten. Nachdem ihnen die Frau Green gewunken hatte, so stund sie auf, die Frau Lightsame zu empfangen und die boden Mesdemoiselles schryen aus Liebe: Frau Lightsame, dieses ist ein großes Glük ꝛc. Man darf nicht glauben, daß die boden Mesdemoiselles ein Drukfehler ist. Der Uebersezer deklinirt beede, bode, beyde, wie zween, zwo, zwey, anstatt gewünscht, sagt er auch allezeit gewunschen. Ueberhaupt ist sein Reichthum an undeutschen Idiotismen ganz unerschöpflich.

Sara

Sara Th** eine Erzählung für Leserinnen auf dem Lande, aus dem Englischen. Hamburg, 1768.

Eine artige kleine Geschichte mit ökonomischen Gemählden, die wir schon irgendwo in einer Sammlung gelesen und hier wieder abgedrukt ist.

Wl.

---

11. Naturlehre, Chymie, Naturgeschichte und Mineralogie.

Martin Froben Ledermüllers, Hochfürstl. Brand. Culmb. Justizraths ꝛc. physikalisch-mikroscopische Vorstellung und Zergliederung einer angeblichen Rockenpflanze das Stauden- Steck- oder Gerstenkorn, insgemein genannt ꝛc. Nürnberg, gravirt und verlegt von Adam Ludw. Wirsing, 1765. Fol. 3½ Bog. 3 halbe Bogen illuminirte Kupfer.

Herr L. verfolgt dieses Gewächs von seinem ersten Keimen an, bis es wieder Körner trägt, und stellt die Reihe dieser Veränderung in Abbildungen vor. Er hat auch ein paar Gräser abgebildet, um die Aehnlichkeit der Gräser mit den Getraidearten zu erläutern.

Die Ursachen der Ebbe und Fluth, erwogen von Laurenz Daniel Suckow, der Naturl. ord. öff. Lehrer, der Churf. Maynz. wie auch der Jenaischen Akademie der Wissensch. Mitgl. und der Jenais. deutschen Gesells. Secretair.

Jena

Jena bey Cuno, 1766. 3 Bog. 8. 1 Blatt Kupfer.

Der Hr. Landdrost von Ompteda hatte im 1761. Jahre der Hannöverischen Beyträge eine neue Erklärung der Ebbe und Fluth gegeben, und weil keine öffentliche Prüfung derselben, die er mit einer ruhmwürdigen Wahrheitsliebe gewünscht hatte, erfolgte, den Hr. Suckow um seine Gedanken ersucht, welche dieser hier mittheilet, zeigt daß des Hrn. v. O. Hypothese auf viel zu unbestimmten Gründen beruhet, die Hambergerische Erklärung widerlegt, und die newtonische für Leser, die nicht allzutiefe mathematische Einsichten haben, erläutert.

Philosophische Ergötzungen, oder auf Vernunft und Erfahrung gegründete Untersuchung, wie die wahrhaften Seemuscheln auf die höchsten Berge, und in die festesten Steine gekommen, nebst einer deutlichen Erklärung der Erdbeben, von Einem Fleißigen Erforscher philosophischer Lauterkeit. Bremen, bey Cramer, 1765. 8. 1 Alph. 13½ B. 3 Bl. Kupfer.

Die Art, wie der Verfasser seinen Namen versteckt angiebt, und die Vorrede in Versen, die ersten beyden folgende:

Ein grober Unverstand nennt dieses oft ein Grübeln
Was kein vernünftiger Mensch dem andern kan verübeln,

das giebt wenigstens von dem Geschmacke des Verfassers keine vortheilhafte Erwartung. Und von seiner philosophischen Erfahrung ist 48 S. eine Probe: Er sahe vor einiger Zeit bey einem guten Freunde einen Stein voll Muscheln, erinnerte sich dabey in Olea-

Olearii persianischer Reisebeschreibung von Muschelbergen in Persien, und in Autoribus, deren Namen ihm wieder entfallen sind, von Muscheln, sogar mitten im festen Lande, und auf den allerhöchsten Schweizergebürgen gelesen zu haben. — Nun, wenn Steine voll Muscheln was neues sind, und wer die Schriftsteller von Versteinerungen nicht zu nennen weis, und sich des gelesenen so unrichtig erinnert, daß er den Versicherungen der Schriftsteller, es gebe keine Versteinerung auf den höchsten Gebirgen, geradezu widerspricht, der läßt auch nicht viel von seiner Theorie der Erde hoffen. Woodwards System scheint den Verf. unnatürlich, sein Freund, der ihm das Buch geliehen, schickt ihm darauf Moros Buch, daraus giebt uns der Erforscher hier durch sein ganzes Werk, einen beständigen Auszug, mit eignen Zusätzen, z. E. 126 S. empfiehlt er Happelii Relationes curiosas, doch (und dies rechtfertigt seine Empfehlung vollkommen) nur denen, die in der Naturhistorie ganz und gar unerfahren sind. Gegen den Moro erinnert er 124 S. mit Recht, daß nicht alle Versteinerungen durch Schmelzen Feuerspeyender Berge geschehen müssen, (eigentlich macht dies gar keine Versteinerung, sondern Schlacken oder Kolben) und beruft sich dieserwegen auf die Steine, die durch Anschiessen entstehen, wie die Krystalle, wobey er glaubt, wenn bey diesen Anschiessen, güldische Metalltheilchen beygemischt wären, entstünden Rubine, oder wohl nur Granate, Silber gäbe Sapphire u. s. w. (Metalle färben Glas wohl durch Schmelzen, und namentlich giebt Gold ein rothes Glas, aber dieses wäre gerade wider des E. Uebersetzung durch Anschiessen.) Was nun des Verf. eignes System ist, welches eine Verbesserung von des Moro setzen soll, ja das hat man nach den angeführten Proben seiner Einsicht keine Lust aus den

Excerpten aus dem Moro, und Happel, heraus zu suchen. Vermuthlich hat er es selbst in folgenden Versen beschrieben; Er redet von Moro:

Ich selbst gesteh es frey, hätt ich ihn nie gelesen,
Vielleicht wär ich ohn ihn, nie so gescheid gewesen
Und hätte mein System vom Weltbau ausgedacht,
Jezt hat sein Irrthum mich auf sichern Weg gebracht.
Nun sag ich ferner, was von Anfang an geschehen,
Das kriegt man auch noch jezt bey der Natur zu sehen.
Sie, die Natur folgt dem ihr vorgeschriebnen Lauf,
So lange sie besteht, und hört damit nicht auf.
Sie winkt ohn Unterlaß, und thut durchs Feuer Wunder,
Was unten ist muß rauf, das Obre muß herunter,
Bis endlich alles wird allmählig fürgebracht,
Denn auch die innre Welt ist nicht umsonst gemacht.

Dem Verf. eigne und fast das Beste im Werke, sind einige Nachrichten von sächsischen Bergen, als 221 S. von Greifensteiner, auf dem Wege von Geyer nach Thum. Dem Verf. scheint bey einen lobenswürdigen Eifer die Natur zu erforschen, das zu fehlen, was vielen fehlt, Anleitung, wie man die Natur gehörig betrachten soll, und Kenntniß guter Schriftsteller. Da er in den sächsischen Gebürgen und in Dresden bekannt ist, so hätte er wohl da Leute gefunden, die ihn belehrt hätten, ehe er sich der Welt so gezeigt hätte; z. E. in Freyberg einen Oppel oder von Pabst, in Dresden einen Schulz oder Hofmann.

Regnum minerale ex Systemate celeb. Goeting. Prof. Vogelii. Fol. 12 Bogen. Berlin bey Birnstiel, 1765.

Die Classen und Unterabtheilungen der Foßilien, aus Hrn. Leibmed. Vogels praktischen Mineralsystem, in einzelnen Zeilen weitläuftig auseinander, nur

nur auf einer Seite jedes Blattes dergestalt gedrukt, daß man diese Zeilen abschneiden, und an Behältnisse, darinnen solche Körper sind, kleben kann. Man erspart sich dadurch die Mühe selbst, die Aufschriften zu machen. Wem auch eine andere Ordnung gefiele, der kann doch diese Namen brauchen. Bey den Versteinerungen sind einige Benennungen von Hrn. Prof. Walch in Jena entlehnt. Vor viel Jahren hat der jetzige chursächsische Bergrath, Hr. Stoy, als er noch in Leipzig studirt, auf eben die Art ein Fossilienverzeichniß, zur Bequemlichkeit der Sammler, drucken lassen.

B.

---

12. Mathematik.

Nicolaus Bions, berühmten Königlichen französischen Mathematickers neuerdfnete mathematische Werkschule, oder gründliche Anweisung wie die mathematische Instrumenten nicht allein schiklich und recht zu gebrauchen, sondern auch auf die beste und accurateste Art zu verfertigen, zu probiren und allezeit in gutem Stande zu erhalten sind. Aus dem französischen übersetzet und bey dieser fünften Auflage um vieles verbessert, vermehrt und mit Kupfern versehen. Mit allergnädigster Freyheit. Nürnberg, bey George Peter Monath, 1765. 4.

Die vorige Uebersetzung ist, nach der neuen französischen vermehrten und verbesserten Ausgabe, übersehen worden; die Vermehrungen hat man über-

sezt und beygefügt, dahin gehören z. B. die Werkzeuge zu Befestigung der Städte, die Pendul-Uhren zu Astronomischen Beobachtungen u. a. m. Der Text bestehet aus 2 Alph. 8 Bog. und hat 28 Kupfer. Die beeden Anhänge sind:

Zwote Erdfnung der neuen mathematischen Werkschule Nicolaus Bions, in welcher sowol die Zubereitung als der Gebrauch verschiedener anderer mathematischen, absonderlich der zur Geometrie und Optik gehörigen Instrumenten, die im besagten Autor nicht zu finden, denen Liebhabern deutlich vor Augen geleget und erkläret werden von Johann Gabriel Doppelmayr. Nürnberg, bey George Pet. Monath, 1765. 7 B. 12 Kupf.

Dritte Erdfnung der neuen mathematischen Werkschule Nicolaus Bions, in welcher die Zubereitung und der Gebrauch verschiedener Astronomischer Instrumenten beschrieben wird, von Joh. Gabriel Doppelmayr. Nürnberg, bey George Peter Monath, 1765. 1 Alphabet 20 Kupfer.

Deutliche und gründliche Anweisung zur Lustfeuerwerkerey, besonders in denjenigen Stücken die das Auge der Zuschauer am meisten erlüstigen und in Verwunderung setzen; aus kunstreicher Erfahrung beschrieben und mit Kupfern erläutert von Johann Daniel Blümel, gebürtig aus Straßburg, und dermalen Herzoglich. Würtembergischer Artille-

rie-

vie Hauptmann. Straßb. verlegts Amand König, Buchhändler 1765. 4; 18½ Bogen, 9 Kupfer.

Der Verfasser betrachtet sein Buch als einen nicht unförmlichen Anhang zum Stödesandt, den er, wie billig, sehr hoch schäzt, dessen Kunststücke er auf die Probe gestellet hat und nun durch seine eigene ergänzet. Er hat hauptsächlich auf diejenige Stücke gesehen, die bey ihren geringen Kosten doch am meisten belustigen; auf die Brillanten-Compositionen dieser Kunst und die Chinesische Feuerwerke, davon in deutscher Sprache noch niemals etwas zum Vorschein gekommen. Es sind überhaupt der Kunststücke über hundert; von den mehresten wissen wir aus Erfahrung, daß sie sehr gut ins Aug fallen. Den meisten Beyfall verdienen, nach unsern Geschmak, die Brillanten-Sonnen, die mit Hellfeuer garnirten Pyramiden und andere Architektonische Werke, die umlauffende Stern- und Schlangen-Pyramiden, die Räder so sich in Cascaden verwandeln, die großen Feuerräder so mit andern kleinern garnirt sind u. s. f. Die Beschreibungen sind nicht immer deutlich genug, zumal die von etwas zusammengesezten Kunststücken; sie würden es mehr seyn, wenn sie den Leser häufiger auf einzelne Theile der Zeichnungen verwiesen. Auch diese kommen nicht allemal genau mit der Beschreibung überein und manche stellen die Sache unrecht vor, weil sie nicht genug nach den Regeln der Zeichenkunst eingerichtet sind. Doch, wer schon ähnliche Arbeiten gemacht hat, wird sich bey Dingen, wo so vieles willkührlich ist, schon zu helfen wissen; für Anfänger ist das Buch ohnehin nicht.

Von den Feuerwerksäzen sind wir nicht im Stand zu urtheilen, zweifeln aber nicht, der Herr Verfasser

werde sie alle bewährt befunden und aufrichtig mitgetheilet haben. Zu manchen Sätzen sind gar vielerley Vorschriften gegeben, die oft einerley Ingredienzen, aber in sehr verschiedenen Verhältnissen, enthalten, z. B. zu Feuerrädern wird einmal 32. L. Salpeter und 16. L. Pulverstaub, das andere mal umgekehrt, 16. L. Salpeter und 32. L. Pulverstaub, vorgeschrieben; da beede Verhältnisse doch unmöglich gleichgültig seyn können, so wäre es vielleicht gut, dem Liebhaber wenigstens dabey zu melden, bey welcher besondern Gelegenheit er diese oder jene Verhältniß zu erwählen habe, oder was für einen Unterschied sie in ihrer Würkung zeigen.

Salomon Haasens, Rechenmeisters zu Darmstadt, vollständiger Münzmeister und Münzwardein, welcher alle bey dem Münzwesen sich zutragende Fälle so deutlich vorstellet, daß ein jeder, dem die sogenannte vier Species und Regel De-Tri vorhin bekannt sind, dieselbe nicht nur einsehen, sondern auch zugleich gründlich verstehen kann. Frankf. am Mayn, in der Andreäischen Buchhandlung, 1765. 1 Alphabet 15 Bogen in 4.

Zuerst tritt der Münzmeister auf und lehret die bey seinen Verrichtungen vorfallende Rechnungen, deutlich, aber fast gar zu umständlich bis zur 273 S. Sie betreffen die Legirung des Silbers, die Beschickung des Tiegels mit zwey- bis fünferley Silber; die Legirung des Goldes mit Silber und Kupfer; des Goldes mit anderm Gold; Die Ausmünzung der Silbersorten; der Goldsorten. Jeder Fall wird durch verschiedene Beyspiele, durch den ausführlichen Entwurf

wurf ihrer Berechnung, durch beygefügte Erklärungen und Proben auf das begreiflichste auseinander gesetzet.

Der Münzwardein handelt zuerst von Verfertigung, Untersuchung und Verbesserung der Probierwagen; wir finden aber seinen Unterricht in diesem Stücke nicht ganz zureichend. Ferner von Verfertigung des Pfenniggewichtes; von den Zubereitungen und dem Geräthe zum Probiren; vom probiren selbst.

Der Gegenstand dieses Buches ist ohne Zweifel wichtig, und der Unterricht davon brauchbar und eben nicht alltäglich.

Hr. Joh. Friedrich Weidlers, öffentlichen Lehrers der Größenlehre zu Wittenberg, und der königl. Großbrittannischen, wie auch der königl. preußischen Gesellschaft der Wissenschaften Mitgliedes, Anleitung zur unterirdischen Meß- oder Markscheidekunst, aus der lateinisch- verbesserten Auflage in das Deutsche übersetzet von Niklas Fuchsthaler, aus den frommen Schulen, Lehrer der Größenlehre. Wien, gedruckt bey Johann Thomas Edlen von Trattnern, kayserl. königl. Hofbuchdruckern und Buchhändlern, 1765. 8. 7 Bogen Text 4 Kupfer.

Die Uebersetzung scheinet treu zu seyn, ist aber ziemlich undeutsch.

Trigonometrischer Versuch von der Wahl des Standes, aus welchem man die Entfernung zweyer Oerter abmißt, derer nur einem bey

zu kommen ist, wenn in Bestimmung der nöthigen Winkel entweder nur in einem, oder in zweyen, ein Fehler begangen wird. Von Carl Scherffer, der Gesellschaft Jesu Priester. Wien, gedrukt bey Johann Thomas Edlen von Trattner, kayserl. königl. Hofbuchdruckern und Buchhändlern, 1766. in 8. $3\frac{1}{2}$ Bogen, 2 Kupfer.

Die Untersuchungen, über die Wahl der Stände und Methoden, gehören mit zu den wichtigsten in der practischen Geometrie. Denn da einmal gewiß ist, daß wir actuelle Messungen nicht ohne Fehler verrichten können, wenigstens es einem bloßen Glücke zu danken haben, wenn wir nicht fehlen; da man bey einer Methode größern Fehlern ausgesezt ist, als bey einer andern, wenn man gleich in dem einen Fall eben so genau verfährt als in dem andern; so macht sich derjenige allemal sehr verdient um die ausübende Geometrie, der die verschiedene Methoden mit einander vergleichet, und diejenige festsetzet, wo unvermeidliche Fehler der Operationen die kleinste üble Folge haben. Wir wollen von den nüzlichen Untersuchungen, die der Hr. Verf. in dieser Absicht unternommen hat, und hier mittheilet, nur die daraus hergeleitete allgemeine Folge oder Anmerkung anführen: wenn wir alles reif erwägen, so finden wir, daß der (vortheilhafteste) Stand nur in einem einzigen Falle könne mit vollkommener Sicherheit bestimmt werden, da nemlich ein Winkel ohne Fehler ist und die Lage der Grundlinie gegeben wird (wie z. B. bey Messung der Höhe eines Thurms). In allen übrigen gründet sich die Wahl auf die Art und Gattung der, bey den Winkeln angenommenen, Fehler (ob sie nemlich beede positiv, oder negativ, oder entgegengesezt sind). Befinden

sich

sich diese in der That also, wie man sie annimmt, so ist es sicher, daß man entweder den kleinsten Fehler in der gesuchten Länge erhalte, oder den ganzen vermeide. Allein wer wollte für eben dieses gern Bürge werden?

I.

13. Kriegswissenschaft.

Des Herrn von Belidor, kurzgefaßtes Kriegs-Lexicon von den vornehmsten und gebräuchlichsten Kunstwörtern, so in der Kriegskunst, Fortification und Artillerie vorkommen, zu einem Hand- und Taschenbuche für alle in Kriegsdiensten stehende Personen, aus dem französischen übersetzet, hin und wieder vermehret, und mit sechs neuen dazu verfertigten Tabellen versehen, von Friedrich Wilhelm Kratzenstein des Churfürstlich-Maynzischen Baron von Haagischen Infanterie-Regiments, zweyten Bataillons Adjudant und Wachtmeister-Lieutenant. Nürnberg, bey Gabriel Nicolaus Raspe, 1765.

Die Werke des Hrn. von B. welche in ihrer Grundsprache, hier nichts anders, wie im Ganzen, und mit vielen Kosten erlangt werden können, sind uns so schätzbar, daß ihre Uebersetzungen uns nicht anders wie angenehm seyn können. Das Dictionnaire militaire ist zwar eins der unbeträchtlichsten Werke des Verfassers, indessen nahmen wir doch mit Vergnügen diese Arbeit des Hrn. K. in Händen, weil die Vollständigkeit der Belidorschen Werke in unsrer

Sprache, nothwendig eine Uebersetzung seines Wörterbuchs erfordert, und überdem dasselbe, ob wir gleich beßre Werke in dieser Art haben, dennoch seinen Lesern zu Erlernung der militairischen Kunstwörter, nützlich seyn kann; diese Uebersetzung hat nun zwar Hr. K. über sich genommen, aber leider auf solcher Art, daß wir uns zur Ehre des Hrn. von B. einen andern Uebersetzer wünschen müssen, eine höchst unrichtige und gezwungene Schreibart, und eine sehr geringe Kentniß von Sprachen verrathen sich auf allen Seiten. In der Zueignungsschrift an seinem Landsherrn, den Churfürsten zu Maynz, sagt der Hr. U. da ich nun unter Dero preiswürdigsten Schutze lebe, so brenne ich vor Eifer mit dem kleinen Pfunde, so mir die Vorsicht anvertrauet, zu wuchern: Sollte wohl der Wucher die Triebfeder gewesen seyn, welche den Hrn. K. zum Uebersetzer gemacht hätte? Nein, wir wollen kein so widriges Urtheil von ihm fällen, und ihm blindlings glauben, daß die löblichsten Absichten ihn zu dieser Arbeit bewogen haben, aber hätte Hr. K. sich doch nicht erst prüfen sollen, ob er hierzu geschikt sey? er ist, und wäre ja ein guter, erfahrner und geschikter Officier, ohne Bücherschreiben geblieben, dies hat er versäumt, und voll von Eigenliebe verspricht er sich von einem kurzgefaßten Wörterbuch, das was man kaum von einem der ausführlichsten Werke erwarten sollte. Nachdem er seine Leser in der Vorrede benachrichtigt, daß er für gut gefunden die Artickel über dem Schifbau und Zimmerhandwerk auszulassen, dagegen aber sonst viel gutes aus andern Schriftstellern eingeschaltet habe, so fährt er also fort: Ich hoffe mit diesem bequemen Hand- und Taschenbuche nicht nur denenjenigen nützlich zu seyn, welche nach erlangten vollkommenen Wissenschaften zuweilen einige Gedächtnißhülfe nöthig haben; sondern auch und vornemlich,

lich, der grossen Anzahl derer damit zu statten zu kommen, welche das Schicksal zum Militairstande gebracht hat, ohne daß sie in ihren jüngern Jahren Zeit und Gelegenheit gehabt hätten sich in der Kriegs- und Ingenieurkunst unterrichten zu lassen; damit selbige sich von einer jeden Sache einen rechten Begriff machen, jedes Ding nach seinen Namen nennen, und bey allen Vorfällen ihrem Dienste gehörig vorstehen und sich nüzlich machen können. Insonderheit werden Anfänger alsdenn dieses Buch nüzlich finden, wenn sie bey einem kleinen Commando, wo keine Ingenieurs zu Rathe gezogen werden können, sich vermittelst dieses Unterrichts selbsten zu helfen, und also das ihnen Aufgetragene wohl auszurichten im Stande sind. Es würde unnütz seyn, des Hrn. K. eingebildeten Wahn von seiner Uebersetzung zu widerlegen, wir wollen nur unsre Leser versichern, daß weder die Gelehrte noch Ungelehrte, für welche der Hr. Uebers. geschrieben zu haben vorgiebt, den versprochnen Nutzen von seiner Arbeit ziehen werden, und um alle fernere Weitläuftigkeit zu vermeiden, so wollen wir uns begnügen im kurzen dasjenige anzuführen, was wir tadelnswerth an demselben befunden: Wir gestehen, daß wir sie nicht aufs genauste mit dem Original zusammen gehalten haben, und wollen daher unser Urtheil über ihrer Richtigkeit zurückhalten, allein eine sehr gezwungne und platte Schreibart haben wir, wie schon gesagt, gleich auf die ersten Seiten wahrgenommen; wir würden dieses dem Hrn. Uebers. noch nicht so sehr verübeln, wenn sie nur nicht zuweilen so verstrikt wäre, daß dem Leser nichts, wie das Rathen übrig bleibt; wir wollen z. B. eine Stelle hersetzen, über welcher Hr. K. uns billig bey einer etwanigen neuen Auflage seiner Uebersetzung eine Erklärung gönnen sollte. S. 25. Art. Bannières

heißt

heißt es: Sie ruhen auch auf einer Spindel, an welchen die zwey Creutzbalken hin und her gedreht werden, um dadurch zugleich zwey Straßen zu versperren, deren eine die andre, und jede 10 bis 12 Schuh breit; dies wäre für uns ein Räthsel, wenn wir nicht, schon vor des Hrn. K. Beschreibung, Barrieren gesehen hätten; überdem verschwendt der Herr Uebers. eine Menge von fremden Wörtern, welche unsrer Sprache weder eigen, noch darinn angenommen sind, und seinen Vortrag noch unleidlicher machen, inaccessible, adhibiren, den Feind travailliren, man schießet ordinairement, Lust und Ernst corpora, sind seine gewöhnliche Redensarten, welche wir eben so fehlerhaft befinden, wie uns die Gothisch klingende Kunstwörter unnütz vorkommen, welche, wo nicht ganz aus unsrer Sprache verbannt, doch nur von Pedanten gebraucht werden, und an deren Stelle wir längst aus fremden Sprachen andre entlehnt haben, diese bringt Hr. K. mit aller Sorgfalt wieder zum Vorschein, und alle Augenblick liest man Werkeilspitzen, anstatt traciren, Bujonen, anstatt Boyaux, Rebelle schlagen, anstatt Reveille schlagen, u. s. w. Noch einen beträchtlichen Fehler haben wir an diesem Wörterbuche wahrgenommen, und besteht selbiger darinn, daß der Leser niemals weis, ob er einen Artickel unter der deutschen oder der französischen Benennung aufsuchen soll, denn bald sind die Anfangswörter in der einen, bald in der andern Sprache angegeben, welches beym Nachschlagen zu einer großen Unbequemlichkeit Anlaß giebt, und vom Hrn. Uebers. mit leichter Mühe hätte geändert werden können. Endlich müssen wir, noch ehe wir schließen, im Vorbeygehn sagen, daß fast nicht eine Seite von Ortographischen und Druckfehlern frey sey, unter welchen letztern wir auch den rechnen, wenn der Buchdrucker

S. 166.

S. 166. beim Hrn. K. den Polypen des Monsieur Fokard citiren läßt.

Aufsätze eines alten Generals, über verschiedene militairische Gegenstände. Aus dem Französis. Altenburg in der Richterschen Buchhandlung, 1768.

Wir kennen eigentlich den Verfasser dieser Aufsätze nicht: Wir vermuthen aber, daß er nicht allein ein alter General, sondern auch ein Mann von großer Erfahrung, natürlichen Geschik, richtiger Kenntniß des menschlichen Herzens, und edler Gesinnung gewesen sey. Seine Beurtheilungen, über die Ehre, Disciplin, und andern Gegenständen, der (so zu sagen) militairischen Moral, erhalten viele nützliche Wahrheiten, die aber nur immer hervor schimmern, weil das philosophische Kleid, welches der V. (seines guten Willens ohngeachtet) der Materie nicht recht anzupassen gewußt hat; in einer ihm noch dazu, wie es scheint, etwas unbekannten Sprache, oft zu übel gewählten Ausdrücken, und dunkeln und weitläuftigen Umschreibungen Gelegenheit gegeben hat: Es thut uns eben deswegen sehr leid, daß es gerade einen Uebersetzer in die Hände gefallen ist, der diesen Uebel nicht abzuhelfen gewußt hat, weil er weder den Geist der Deutschen noch französischen Sprache kennt. Freylich ist dieses schwer, aber muß man denn auch der Welt eine Uebersetzung aufdringen, die statt Zähe und bis zum Eckel ins Dunkele wegphilosophirte Stellen, leicht und verständlich zu machen, sie noch vollends so labyrinthisch umschost; daß man den Vortheil eine kleine Wahrheit zu finden, mit der aller unangenehmsten Nachlese bezahlen muß? Z. B. heißt es S. 85. wo über die Disciplin geurtheilt wird.

„Quand

„Quand à la forme, la subordination marque la dif-
„ference d'Autorité depuis le premier jusqu'au
„dernier officier de l'Armée; là ou son enchaine-
„ment subsiste d'une maniere si etroite qu'entre
„celui, qui pose une sentinelle, et le chef de l'Ar-
„mée, la succession d'autorité doit être comme in-
„perceptible pour la sentinelle posée. Nun der
„Uebersetzer — „Was die Form betrift; so mar-
„kiret oder bezeichnet die Subordination den Unter-
„schied der Autorität, wo den ersten bis zum letzten
„Officier in der Armee, in der ihre Verstrickung oder
„Verkettung so enge zusammengezogen ist, daß zwi-
„schen den der eine Schildwache auf- und abführet,
„und dem Haupte der Armee, die Kettenfolge der
„Autorität für die Schildwache selbst, so gut als
„unvernehmlich und unmerklich seyn muß.„ Ist
es nicht was elendes, durch dergleichen enge zusammen-
gezogene Verstrickung oder Verkettung des unzei-
tigen Vorwitzes gern schreiben zu wollen, und der Un-
geschiklichkeit es nicht zu können, ein so schlechter Ue-
bersetzer zu werden?

Um nur in Kurzen unsern Lesern zu zeigen, daß
viele Stellen der Uebersetzung gar unter der Kritik
sind, so wollen wir nur anführen, daß er parian-
ment freudig, definir entretzeln, contier beyräuen,
suivant cette idée befolglich dieser Idee. Le
point d'Utilité der Pusch des Nutzens, du caté
du relief, abseiten des Reliefs, developper les
cas, die Fälle entwöffen, le gros de leur Caval-
leri, der Groß ihrer Cavallerie. Aide (im mili-
tairischen Verstande) Handlanger u. s. w. verdeutscht.
Die Gründe, die der alte General in Ansehung der
Vorzüge der französischen Reuterey beybringt, und
dagegen die, der Alliirten heruntersetzet; sind nicht
alle richtig, und da man itzo gründliche Entdeckun-
gen

gen über die Mittel, eine wohlexercirte und rasche Cavallerie auf die Beine zu bringen, gemacht hat: so wird ein jeder leicht einsehen, daß man diese kleine Abhandlung leicht überschlagen könnte; so wie auch die Lehre von Märschen und Schwenkungen nichts erhebliches enthält. Was dem Verf. zu so vorsichtigen Distinctionen Gelegenheit gegeben hat, wissen wir nicht. Er sezt (pag. 117.) La contre marche (simple) n'est autre chose, qu'une reduction des rangs en files (comme quand on marche par les Flance). NB. Je me sers du mot de reduction, pour ne pas confondre le sens phisique de celui de conversion avec son sens moral. Das müßte ja sehr wunderlich zugehen, eine Schwenkung mit einer christlichen Bekehrung zu verwirren. Dieses NB. hat der Hr. Uebers. ausgelassen.

Pl.

---

14. Haushaltungskunst und Gärtnerey.

Physikalisch-ökonomische Auszüge, aus den neusten und besten Schriften, die zur Naturlehre, Haushaltungskunst, Policey-Cameral- auch andern damit verwandten Wissenschaften gehören, mit untermischten ganz neuen Abhandlungen und Zusätzen; durch gemeinschaftlichen Fleiß ausgearbeitet. Sechster Band. Stuttgard, 8. 1764. Siebenter Band, 1765. Achter Band, 1766. Neunter Band, 1767.

Es würde eine überflüßige Sache seyn, diese physikalischen-ökonomischen Auszüge, von welchen wir hier zum erstenmal in unserer Bibliothek reden, dem

Leser kennen lehren und anweisen zu wollen, da die Liebhaber solcher Schriften schon so viele Bände davon in Händen haben. Wir werden daher von nun an die folgenden Stücke anzeigen, und von des 9ten Band. 3ten Stücke melden, daß es die schöne Abhandlung des Herrn Bertrands von der wirthschaftlichen Policey der Dörfer enthält, deren wir bereits an einem andern Ort dieser Bibliothek, Erwähnung gethan haben.

Landbetrachtung von dem Wachsthum, Pflanzung und Fortkommen des Getraides, auch gehöriger Zubereitung, Düngung und Besäung der Felder, in einem gründlichen Beweis, daß zu Erhaltung einer reichen Erndte, der Saame behörend tief und weit in die Erde gebracht werde, welches aber durch Auswerfung mit der Hand nicht sowol, als durch eine dazu verfertigte Maschine geschehen kann; welche neuerfundene Säe- oder Pflugmaschine, wie solche auf allen Lagen der Felder zu gebrauchen, nebst benöthigtem Unterricht, in Kupfer gestochen beygefüget ist. Abgefasset und herausgegeben von Johann Valentin Kolb, Stud. Theol. et Philos. C. Frankfurt und Leipzig, in der Knoch- und Eßlingerischen Buchhandlung. 1764. 8. 4 Bog. und 1 Kupferblatte.

Ist unter der Kritik.

Oekonomischpraktische Anleitung zum Flachsbau, worinnen die glükliche und einträgliche

Fol-

Folgen für ein Land, in welchem Flachs angebauet, zubereitet und verarbeitet wird, angezeiget, auch die Manipulationen hiezu, wie es geschehen sollte, gewiesen werden. Nebst einem Anhange einer neuen Auflage von Tobakbau dem Publikum zum Besten und dem gemeinen Mann zum Nutzen abgefaßt. 12. Wien, gedrukt bey Johann Thomas Edl. von Trattnern, kayserl. königl. Hofbuchdruckern und Buchhändlern, 1767. 8 Bog.

Zu Ende der Vorrede sehen wir, daß Hr. Johann W. der den zu Wien herausgekommenen Landwirth geschrieben hat, der Verfasser dieses gründlichen Traktats ist. Die Behandlung des Flachses wird hier von der Aussaat an, bis auf dem Spinnrocken, deutlich und zuverläßig beschrieben; auch werden verschiedene Vortheile dabey gezeigt, die selbst manchem erfahrnen Landwirth nicht immer bekannt sind. Bey der Beschreibung einer Flachsraufe S. 71. wodurch die Saamengehäuse oder Bollen von den Flachsstengeln abgesondert werden, finden wir nur zu erinnern, daß das Längenmaas der eisernen Zähne derselben von 7. bis 8. Zoll, unserm Bedünken nach zu klein angegeben ist, und haben wir hingegen gefunden, daß wenn die Zähne 10. bis 11. Zoll lang sind, das Abraufen der Leinballen geschwinder von statten gehet, weil der Arbeiter eine stärkere Hand voll Flachsstengel jedesmal nehmen, und wenn er das Durchziehen derselben nach einer schiefen Richtung vornimmt, dennoch ganz leicht von den Saamengehäusen säubern kann. Von der Abhandlung vom Tobackbau, welche vor ein paar Jahren besonders herausgekommen, und hier als ein Anhang angedrukt ist,

ist, haben wir bereits an einem andern Ort unserer Bibliothek geredet, und sie als gründlich und zuverlässig angepriesen.

Vollständige Anleitung zu der Pflanzung, der Erziehung und Wartung der Fruchtbäume; aus Hrn. Ph. Millers großem englischen Gärtner-Lexiko, durch Veranstaltung der löbl. ökonom. Gesellschaft in Bern zusammengetragen. Gr. 8. Bern. Im Verlag der neuen Buchhandlung, 1764. 22 Bogen.

Des Millers Gärtner-Lexikon ist schon längst als das beste in seiner Art bekannt. Diese Anleitung zur Pflanzung der Fruchtbäume hat also bereits eine große Empfehlung vor sich, da sie aus dem obigen Werke zusammengetragen ist. Die Gesellschaft zu Bern hat überdem noch die Sorgfalt angewendet, daß aus des du Hamel Physique des Arbres, alle Arten des Pfropfens, und aus des Hrn. Thierriat Schrift von der Cultur der hochstämmigen Bäume, etwas zur Nachricht, über die Krankheiten der Bäume ausgeschrieben worden ist. Es ist also dieser Traktat vorzüglich brauchbar, und den Liebhabern der zahmen Baumzucht zu empfehlen.

M. J. Bertrand, Pfarrers zu Orbe, Mitglied der ökonomischen Gesellschaft zu Bern, Kunst die Wiesen zu wässern, oder vollständige Abhandlung von dem Wasser, wie solches in der Landwirthschaft und dem Feldbau nützlich zu gebrauchen. Nebst einigen Abrissen von Wasserleitungen. Aus dem Französis. übersetzt. Nürnberg, bey Schwarzkopf, 1765. 11 Bogen und 1 Bog. Kupfer.

Diese

Diese Kunst, davon die meisten Landwirthe nichts verstehen, weil in den wenigsten Ländern die Natur, so wie in der Schweitz durch Berg und Thal, die Gelegenheit an die Hand giebt, sich ohne große Kosten des Wassers zur Fruchtbarmachung ihrer Aecker und Wiesen zu bedienen, diese Kunst trägt der Herr Verfasser allhier in ihrem ganzen Umfange vor. Bereits vor verschiedenen Jahren sezte die ökonomische Gesellschaft zu Bern einen Preis auf die beste Abhandlung dieses wichtigen Gegenstandes, und Hr. Bertrands Aufsaz ist in den Bernischen Sammlungen Th. II. S. 483. gedrukt worden. Dieser Aufsaz war indessen doch nur ein Entwurf von der gegenwärtigen Schrift, welchen er hier weiter ausgeführet und vollständiger gemacht hat. Es wird in 23 Capiteln alles, was zu dieser Materie gehöret, sehr gründlich abgehandelt, und verdienet dies Buch um so mehr gelesen zu werden, je seltener der Inhalt desselben von Oekonomen bearbeitet wird. Wer sich in der glüklichen Lage befindet, daß ihm das Wasser zu Gebote stehet und er selbiges nach seinem Gutbefinden auf seine Grundstücke hinleiten kann, der findet hier die vollkommenste Anweisung dazu, indem nicht nur die Handgriffe bey diesem Geschäfte deutlich erkläret, sondern das, was etwan noch dunkel bleiben dürfte, durch wohlgerathene Kupfer dem Auge dargestellet wird.

P.

Sammlung ökonomischer Nachrichten, in specie, wie der Holzwachs befördert, bessere Menage eingeführt, dem Mangel gesteuret, und überhaupt das Holz beym Verkauf und Bauen nüzlicher angewendet werden könne.

Zweyte Auflage mit Kupfern. Zum Druk befördert von Johann Christoph Hirsch, 8. Anspach in Poschens Buchhandlung, 1763. 19 Bogen, mit 5 Kupferplatten.

Ferner:

Sammlung verschiedener Nachrichten welche in das Policey- Cameral- und Landes-Oeconomiewesen einschlagen. Mit Kupfern. Zum gemeinen besten heraus gegeben, vom Hof-Cammer- und Landschaftsrath Joh. Christ. Hirsch. Zweyter Theil. 8. Anspach, In Poschens Buchhandlung, 1764. 17 Bogen und 6 Kupferplatten.

Ist ein nüzliches Buch. Der erste Theil, welcher ganz dem Forstwesen gewidmet ist, enthält in 34 Capiteln die meisten dahin einschlagende Materien, die der Verfasser aus andern guten Schriften mit vieler Beurtheilung gesammlet hat. Einige geringe Irthümer verdienen hier nicht erörtert zu werden. Im zweyten Theil handeln zwölf Capitel von eben so vielerley Gegenständen, die zwar nicht alle mit gleicher Gründlichkeit abgehandelt, jedoch voller einzelnen guten Anmerkungen sind.

Die beste Art, Kornmagazine und Fruchtböden anzulegen, auf welchen das Getraide niemals, weder vom weisen noch schwarzen Wurm, angestecket werden kann. Eine Preisschrift. Mit in Kupfer gestochenen Baurissen. 4. Im Verlag der Richterschen Buchhandlung in Hannover, 1768. 6 Bogen und 5 Kupferpl.

Der

Der Verfasser dieser Schrift heißet Herr Dinglinger. Der Hauptpunkt, worauf hier alles ankommt, bestehet darinn, ein Kornmagazin dergestalt anzulegen, daß allemal zwey gegen über stehende Wände, also eingerichtet werden, daß durch häufig angebrachte Gitter und andere Oefnungen, eine starke Zugluft erregt werde, welche den Getraidehaufen unmittelbar treffen muß, wodurch der Vortheil erlangt wird, daß die Kornwürmer, denen dergleichen Zugluft äusserst zuwider ist, unmöglich daselbst sich einnisten können. Ein solches Gebäude soll von Holz und nicht maßiv gebauet seyn, weil das Mauerwerk vielen Unbequemlichkeiten unterworfen ist. Die hierinn enthaltenen Sätze sind richtig, auch die Kupferplatte sehr deutlich, und dem Ansehen nach, genau nach dem Maasstab gezeichnet.

Abhandlung von Verbesserung der Niederöstreichischen Landwirthschaft, worinn gewiesen wird, wie dem im Verfall gerathenen Feld- und Ackerbau, dann der Viehzucht und übrigen Wirthschaftspflegung mit mehreren Nutzen wieder aufgeholfen werden könne. Zusammengetragen durch Martin Nicol. Baumann, gewesten Verwalter und leztmaligen Herrschafts-Inspektor. gr. 8. Wien gedrukt bey Joh. Thomas Edlen von Trattnern, K. K. Hofbuchdruckern und Buchhändlern, 1767. 14 Bogen.

Ausser demjenigen, was die Landwirthschaft in Oesterreich besonders angehet, findet der Leser viel allgemeine Sätze, die gut abgehandelt sind und ihm nuzbar seyn können. Es ist übrigens angenehm die

Betreibung des Feldbaues in andern Ländern kennen zu lernen, und einsichtsvolle Oekonomen werden daraus immer etwas für sich nehmen, und mit Vortheil anwenden. Zu diesem Endzwek ist gegenwärtiges Buch von der Niederösterreichischen Landwirthschaft sehr gut zu brauchen, und verdienet auch von denen gelesen zu werden, die dort nicht zu Hause gehören.

Johann Joachim Bechers kluger Hausvater, verständige Hausmutter, vollkommener Land-medicus, wie auch wohlerfahrner Roß- und Viehearzt, nebst einem deutlichen und gewissen Handgriff, die Haushaltungskunst innerhalb 24. Stunden zu erlernen, also, daß man mit Ersparung großer Unkosten, solche Nahrung glüklich fortsetzen, sich vor Krankheiten bewahren, auch vermittelst eines geringen Capitals von 365. Thl. jährlichen mit gutem Gewissen und ohne schändlichen Wucher 1000. Thl. profitiren könne. Weidmanns geheimes Jäger-Cabinet, welchem anjetzo noch beygefüget des edlen = = wie auch einige nüzliche und nöthige Rechts- und andere Formularien. Mit Königl. Pol. und Churf. Sächßisch. Privilegio. 12. Leipzig, bey Joh. Friedrich Junius, 1764.

Der Herr Verleger muß nicht viel zu verlegen gehabt haben, daß er dieses schlechte Buch hat wieder drucken lassen.

P.

Io. Bapt. Mich. Sagar, Circuli Iglaviensis in Moravia Physici, Libellus de morbo singulari ovium

ovium Anni 1765. cum appendice de cultura earundem. 8. Vindobonae. Typis Ioannis de Trattnern, Caes. Reg. Aulae Typogr. et Bibliop. MDCCLXV. gr. 8. 5 Bog.

Der Herr D. Sagar hatte im Jahr 1764. einen Traktat drucken lassen, unter dem Titel: Libellus de aphtis pecorinis, der nur mittelmäßig gerathen war. Die jetzige Schrift von einer besondern Krankheit der Schaafe, welche im Jahr 1765. in seiner Landesgegend geherrschet, und die er S. 2. u. f. sehr genau beschreibt, ist ungleich besser ausgefallen, daher man hoffen kann, daß er die Arzeneywissenschaft an den Thieren, welche leider bisher nur allzu sehr ist vernachläßiget worden, immer mehr in Uebung bringen, und mit der Zeit vollkommener machen werde. Es würde zur großen Aufnahme der Landwirthschaft gereichen, wenn solche Männer von der Landesregierung Unterstützung und Beyhülfe erhielten, und wäre zu wünschen, daß die schönen Anstalten auch in Deutschland statt haben möchten, die man in Frankreich und Dännemark vorkehret, die Krankheiten der Thiere zu studiren, und selbige zu einen Vorwurf der Arzeneygelahrheit zu machen.

Kluger und erfahrner, sorgfältig und nützlicher Hausvater, welcher von den Landwirthschaften, und allem was dazu gehöret, hinlänglichen Unterricht ertheilet. Sammt einem Anhang von allerhand Hülfsmitteln für Pferde, Rindvieh, Schaafe, Schweine, Hühner, Tauben und dergleichen zu gebrauchen. Herausgegeben von Gottfried von Meyer. 8. Nürnberg, im Verlag der Felßeckerischen Buchhandlung, 1765. 1 Alph. 13 Bogen.

Der Hausvater des Hrn. von Münchhausen, ist der einzige, welcher diesen schönen Namen mit Recht verdienet. Alle übrigen, deren Namen Legio ist, ob sie gleich kurz und erfahren, und sorgfältig, und nüzlich, und der Himmel weis, wie mehr sich nennen, verdienen kaum Hausknechte und Thürhüter bey jenem zu seyn. Des Hrn. von Meyer sein Hausvater gehöret mit zu dieser Rotte.

Oeconomische Gedanken zu weiterem Nachdenken eröfnet. Aus dem Dänischen übersetzet von Christian Gottlob Mengel. Inhalt I. Fortsetzung der Gedanken über die allgemeinen und besondern Haushaltungsregeln. II. Ueberschlag wie viel in Dännemark an Leinewand verbraucht werde. III. Von der Handlung unserer westindischen Inseln, und unsern Zuckerraffinadereyen. IV. Von der Insel Island und den Inseln Färoe. V. Einige zweifelhafte Gedanken, über verschiedene Gegenstände, die vielleicht verdienten von einigen Patrioten näher betrachtet zu werden. VI. Vermischte Anmerkungen von Verbesserung der Heiden und Wiesen 2c. mitgetheilet von Erasmus Holmer. VII. Gedanken von Wäldern und Brennholze 2c. VIII. wohlgemeinter Vorschlag, wie derjenige, so sein zeitliches Vermögen zum Vortheile des allgemeinen besten testamentiren kann und will, solches am dienlichsten einrichten könne. Dritter Band, sechster Theil, gr. 8. Koppenhagen und

und Leipzig, bey Friedrich Christian Pelt, 1768. 6 Bogen.

Unser Urtheil vom Koppenhagener Magazin, dazu dieses Stük der oeconomischen Gedanken gehöret, stehet in dieser Bibliothek im 2ten Stük des fünften Bandes S. 296. daher wir es bey dieser bloßen Anzeige wollen bewenden lassen.

I.

Johann Friedrich Neumanns, Hofnungsvolle Gedanken und Vorschläge zur wirklichen Verbesserung des Ackerbaues und Vermehrung der Körner im Großen, ohne Unkosten und Künsteleyen. Nebst einem dreyfachen Anhange von Verbesserung der Wagen, der Wirthschaftsgebäude und vortheilhaften Anlegung der Maulbeerplantagen und des Seidenbaues. 4. Brandenburg und Leipzig, bey Johann Wendelin Halle und Johann Samuel Halle, 1765. 1 Alphab. 6 Bogen und 2½ Bogen Vorrede.

Herr Neumann ist durch verschiedene gute Abhandlungen dem ökonomischen Publikum schon seit geraumer Zeit, als ein Schriftsteller, bekannt geworden, der fern von alten Herkommen, seine neuere und gegründete Erfahrungen aus patriotischer Liebe andern mittheilet, und sie zur Nachfolge ermuntert. Er hat aber dabey vielen Widerspruch, ja so gar, wie er klagt, Verfolgungen leiden müssen. Diese Vorschläge zur Verbesserung des Ackerbaues beruhen auf gesunden Grundsätzen, die alle Befolgung verdienen. Wer sie ohne Vorurtheil lieset, und ein Wirthschafts-

verständiger ist, wird ihm nie seinen Beyfall versagen. Bey der Verbesserung der Wagens sucht er durch einen angebrachten Ring um die Achse, die Friktion zu vermindern, welches den Regeln der Mechanik vollkommen gemäß ist. Die Wirthschaftsgebäude, will er in Absicht der Viehställe dergestalt erbauet wissen, daß das Vieh wärmer stehet, welches uns jedoch mit einigen Unbequemlichkeiten vergesellschaftet zu seyn scheinet. Zum Behuf der Maulbeerbaum-Plantagen, sollen die sich verheyrathenden jungen Leute gewisse Kosten hergeben, so aber wider die Regeln einer gesunden Staatsklugheit ist, welche will, daß man die Ehen in aller Absicht erleichtere.

P.

---

15. Cameralwissenschaft.

An alle wahre Patrioten Hamburgs gerichtete Ermahnung zur Aufrichtung einer ähnlichen patriotischen Gesellschaft, zur Aufnahme der Handlung, der Künste, der Manufacturen und des Ackerbaues, wie die zu London und zu Paris ist; nebst einer Beylage: Auszug aus der Handlungszeitung von Paris genannt, den gegenwärtigen Zustand beyder Gesellschaften betreffend. Dem hiesigen Hochansehnlichen Commerce-Collegio an seinem Jubeltage den 19. Jenner 1765. zugeeignet und übergeben von einem Patrioten. Hamburg, gedrukt von J. C. Piscator. 4. 40 S. der Subscriptionsplan ohne dem Vorbericht dazu 8 Seiten und die Beylage 52 Seiten.

Hr. D. Pauli in Hamburg, der Urheber eines unter dem Titel: gemeinnützige Correspondence bekannten Hamburgischen Journals, welches jezt unter einem andern Titel fortgesezt wird. Die verschiedene Preise, welche schon in Hamburg auf die Beförderung des Landbaues gesezt worden, scheinen Folgen von den patriotischen Bemühungen dieses Mannes, insonderheit aber von gegenwärtiger Schrift zu seyn. Ein anderer Vorschlag wegen einer Schiff- und Meubles-Assekuranz-Gesellschaft wurde schon ausgeführt, ehe er im Druk erschien, welches der V. selbst rühmt.

Wir bergen aber nicht, daß wir diesen Vorschlag nicht verstehen; denn einen so großen Handelsplaz, wie Hamburg, sich ohne Assekuranz zu gedenken, das stritte wider die ersten Kenntnisse vom Handlungswesen; wir wissen auch ganz zuverläßig, daß die Hamburgl. Assekuranz- und Havereyordnung schon vor 36. Jahren publiciret ist; es muß also noch eine andere Art von Assekuranz seyn.

Die Schrift selbst ist Anfangs ganz lebhaft geschrieben, gegen das Ende hingegen sich sehr ungleich. Es deucht uns, der Verf. gebe sich zu viel Mühe bey seiner Sorgfalt für die Armen zu beweisen, daß er kein Heuchler sey.

Der Christ und der Patriot müssen solche Vorwürfe gar nicht bemerken, sondern dreist und gerade fortgehen und denen, die ihm nachsehen, die Untersuchung selbst überlassen.

Daniel Gottfried Schrebers, der Rechte Doctors ord. Lehrers der Cameralwissenschaften ꝛc. zwo Schriften von der Geschichte und Nothwendigkeit der Cameralwissenschaften, in so ferne sie als Universitätswissenschaften anzusehen sind. Leipzig in Verlag der Dyckischen Buchhandlung, 1764. 8. 157 S.

Es sind eigentlich zwey Programmen oder Reden, die der Hr. P. bey Antritt seines ökonomischen Lehramts zu Leipzig hat drucken lassen, und sind ohngefehr auf den Schlag, wie Ludwig und Dithmar von der Materie peroriret haben, außer, daß hier bey der Geschichte der Catalogus von Scribenten größer ist. Als etwas besonders haben wir bemerket, daß Luther und Melanchthon die ersten Urheber der ökonomischen Litteratur in Deutschland gewesen; von Göttingen heißt es S. 68. daß gleich bey Errichtung der Universität der berühmte Architect, Hr. Penther, und nach dessen frühzeitigen Tod Hr. P. Meyer, zu Lehrern der Oekonomie ernennet worden, beyde aber nie ein ökonomisches Collegium gehalten haben.

Der vollkommene Cameraliste, entworfen von Maria Machiavel, aus der Italiänischen Urschrift des Verfassers ins Deutsche übersezt. Erste rechtmäßige und mit Anmerkungen vermehrte Ausgabe. Venedig und Cölln, 1765. 8.

Eine beissende Ironie auf gewisse Höfe, ohngefähr nach dem Muster der Anweisung für Bediente von Swifft, dazu die Materialien aus der bekannten pure verité und andern darzu gehörigen Schriften genommen zu seyn scheinen. Wir haben die Regeln der Klugheit, und der Ehrerbietung, wie weit sie der Verf. dabey beobachtet oder übertreten haben mag, nicht zu beurtheilen; aber so viel haben wir gesehen, daß die Regeln der Ironie ihm nicht bekannt genug oder doch nicht geläufig sind. Wir verfallen deswegen auf diese Anmerkung, weil er in der Vorrede sich schmeichelt, daß das Publikum noch verlegen seyn kön-

könne, ob Rabener oder von Moser der wahre W. sey. Er bleibt nicht auf seiner Stelle stehen; sein angenommener Standort soll Italien seyn, er läßt auch wohl einen päpstlichen Officier neben ihm auftreten; aber er hält nicht aus; flugs ist er in Deutschland und vergißt sein Vaterland hernach überall. Seine Bilder sind zu arm und zu gemein, seine Contraste zu nahe und seine Moralen zu trocken und an vielen Orten schielend. Die ganze Kunst des Kameralisten sezt er in seiner ironischen Sprache darinn, die Schazkammer zu bereichern, und doch sagt er S. 78. daß in wohlbestallten Kammern gemeiniglich wenig Geld vorräthig sey. Ein Zug von beyden ist falsch; entweder muß der Kameralist, der die Schatzkammer bereichert, ein unerfahrner Mann, oder wenn er klug seyn soll, eine reiche Schatzkammer, eine wohlbestellte Schatzkammer seyn. Der Verf. würde vielleicht hier einwenden, daß zu dem Gegenstand seiner wohlbestallten Kammer auch die Verschwendung der Höfe gehöre, bey welchen der Kammer zu keiner Zeit viel baar Geld übrig gelassen werde. Aber dieser Gedanke ist der Plan seiner Schrift nicht; in der Folge kommt er zwar mit drey Worten darauf, aber auf der 78. Seite weis der Leser noch nichts davon. Uns deucht, der Verf. wolle nur die Erpressungen strafen. Diese können ja auch bey einer reichen Kammer, wo der Hof nicht verschwenderisch ist, möglich seyn. Hätte der Verf. mehr an diesen Unterschied gedacht; so hätte seine Schrift viel unterhaltender werden können, und man würde sein aristokratisches Studium nicht so bald bemerket haben. Aber er hat allem Ansehen nach, — denn einige Höfe sind sogar mit Namen genennt, nicht für uns, sondern nur für solche geschrieben, welche die Sprache verstehen, die fremden Züge abzusondern und die Gegenstände, vielleicht zu ihrem Mißfallen, zu entziffern wissen. T.

16. Ver-

16. Vermischte Nachrichten.

Der Glükselige, eine moralische Wochenschrift. Halle bey Gebauer, in gr. 8. 8ter Theil, 1766. 9ter und 10ter Theil, 1767. 11ter und 12ter Theil, 1768.

Diese Wochenschrift erhält sich noch immer in ihrer steifen Mittelmäßigkeit. Die gemeinste moralische Gedanken in weitschweifiges homiletisches Geschwäz eingekleidet, sind der Charakter der meisten Blätter des Glükseligen. Die satyrischen Stücke sind vollends sehr platt. Der Recensent, der diese fünf Bände durchgelaufen hat, in der Hofnung, etwa hin und wieder hervorstechende Stücke zu finden, die er billigen könnte, hat sich zu seinem großen Verdruße in seiner Hofnung gänzlich betrogen gesehen. Es ist nicht zu läugnen, daß auch mittelmäßige moralische Betrachtungen, bey einer gewissen Classe von Lesern ihren Nutzen haben können, und wir sind deswegen sehr geneigt, von Wochenblättern gelinder zu urtheilen, als von gewissen andern Schriften; aber es ist doch betrübt, sich eine Menge Leser vorzustellen, die sich an so gar seichten Betrachtungen erbauen und vergnügen können. Der platte schleppende Vortrag, der mit einer ziemlich reinen deutschen Schreibart, und mit einem gewissen Gernwiz verknüpfet ist, kann überdem den guten Geschmack der Leser, weit zuverläßiger verderben, als eine äußerlich ganz schlecht geschriebene Schrift. Wir hoffen, daß der Glükselige mit dem zwölften Bande aufhören, und wenn wir nach dem Geselligen dem Menschen dem Reiche der Natur und Sitten und dem glükseligen Deutschland, noch mit einer neuen Wochenschrift

schrift sollten heimgesucht werden, so hoffen wir, es werden Verfasser dazu gewählet werden, die die Gabe haben, gemeine Wahrheiten, durch einen guten Vortrag, wenigstens, denkenden Lesern, nicht überdrüßig zu machen.

Der Zufriedene, eine Wochenschrift. Nürnb. auf Kosten des Verfassers, 1764. Dritter und vierter Band, jeder von 26. Bogen in gr. 8.

Auch diese Wochenschrift verdienet unter den deutschen Wochenschriften auf eine vortheilhafte Art ausgezeichnet zu werden. Es sind zwar eben keine Meisterstücke darinn zu suchen, aber die moralischen Blätter, lassen sich doch meistens wohl lesen, denn sie sind nicht so homiletisch gedehnet, als die gewöhnlichen deutschen Wochenblätter. Sie verrathen einen Mann der sich durch Lesung der besten ausländischen Schriften gebildet hat. Die Satyre scheint ihm nicht recht gerathen zu wollen; die eingerückten Verse sind auch meistens nur mittelmäßig. Inzwischen ist es gewiß, daß der Zufriedene für vielen, sonderlich in den Gegenden Oberdeutschlandes herauskommenden moralischen Schriften, einen überaus großen Vorzug hat. Der Verf. soll ein Nürnbergischer Patricius, Herr von Murr, seyn.

Der Greiß. Zwölfter Theil. Magdeburg, bey Hechteln, 1766. Dreyzehnter bis sechzehnter Theil. Leipzig bey Jacobaern, 1767 bis 1769. Jeder Theil 13 Bogen in kl. 8.

Wir haben über die vorigen Theile des Greises schon unser Urtheil gesagt, und beziehen uns darauf. Diese Theile sind von eben der Beschaffenheit. Der Greiß

Greiß gehört zu den guten deutschen Wochenblättern, die nützliche Wahrheiten in einer solchen Schreibart vortragen, daß sie der Leser gerne liest. Wir wünschten freylich, daß der Verf. nicht so oft in den Canzelton fiele, ein Fehler, der in den deutschen Wochenblättern so gemein ist. Uebrigens ist diese Schrift, mit dem sechzehntem Theile geschlossen.

Der Eremit, erster bis achter Theil. 1767. 1768. Leipzig bey Jacobäern, jeder Theil 13 Bogen in klein 8.

Eigentlich kann man den Eremiten das homiletische Geschwäz der meisten deutschen Wochenschriften nicht schuld geben. Aber er giebt uns an dessen statt das Geschwäz eines abgelebten Hofmannes, der gewohnt ist, sich bey den unbeträchtlichsten Dingen, eine wichtige vielbedeutende Mine zu geben; von jeden Dingen eine seichte Kenntniß zu haben, und sie mit großer Wichtigkeit, in einem entscheidendem Urtheile an den Mann zu bringen. Der Eremit muß übrigens seit langer Zeit nicht in der deutschen Welt gewesen seyn, denn er ist in unserer Litteratur, ja zuweilen selbst in unsern Sitten und Gebräuchen, wenigstens einige zwanzig Jahre zurük; daher tadelt er manchmal Dinge, die schon längst verbessert, oder über deren Verächtlichkeit, vernünftige Leute schon längst einig sind. Z. E. elende Hochzeitgedichte oder abgeschmakte Liebesbriefe, meine pechschwarze Augen, Herzensdiebe, Feuersteine und Zunder des Herzens u. dgl. vorkommen. Er lobt Sachen, die kein Mensch itziger Zeit für was sonderliches halten kann z. B. eine 1741. gehaltene Strohkranzrede, die ihm (welcher Einfall!) zugesendet worden, und die er für ein Muster in ihrer Art hielt, und daher ganz eingerükt. Ein Mu-

Muster von einer Strohkranzrede! wer hätte sich im Jahre 1768. so etwas träumen lassen. Der Eremit, sagt der Verf. dieser Strohkranzrede, sey sein Freund. Wir glauben es wohl! Uebrigens lieset man diese Strohkranzrede schon in des Hrn. v. Bielefeld Briefen, und da schon hat man sie überflüßig gefunden. Eben so läßt er in einem Gespräch Voltairen fragen: „ob kein neues System der Metaphy„sik in Deutschland entstanden sey?„ und einen jungen deutschen Philosophen im Ernste antworten: „bis dato nicht. Seit geraumer Zeit ist Gottlob al„les ruhig. Wir halten uns an das, was Leibniz und „Wolf gelehret haben.„ Auf welcher Universität muß der junge deutsche Philosoph wohl gewesen seyn, der so antworten kann? Im Jahre 1741. möchte es angegangen seyn, aber im Jahre 1768. ist ja anstatt daß Gottlob! alles ruhig seyn sollte, vielmehr in der Philosophie, so wie in der Critik, alles im grösten Zank und Streit, und auf Leibnizen und Wolfen, halten wenigstens die jungen deutschen Philosophen gewiß sehr wenig.

Die Schreibart des Eremiten, hat mit keiner Schreibart, der izt herauskommenden Schriften etwas ähnliches. Unsere Sprache hat seit zwanzig Jahren, ungemein viel Revolutionen erlitten, wir haben seit 1741. spruchreiche, einbildungsvolle, kühne, ja auch seltsame Dichter, wizige, lebhafte, spruchreiche nachdruksvolle ja auch seltsame Prosaisten erhalten, dies hat unserer Sprache eine ganz neue Bildung gegeben, die zwar noch nicht völlig geendigt ist, aber die wenigstens anfängt, unsern Schriften einen Originalcharakter zu geben. Der Eremit weis von allem diesem nichts: Er schreibt ein reines deutsch, rein wie Wasser, so rein es 1741. ein Mitglied der deutschen Gesellschaft in Leipzig, konnte geschrieben haben.

Die

Die Schriftsteller, die vor 1741. geschrieben haben, sind aufs höchste die Schriftsteller, die er kennt, und wornach er sich bildet, und auch diese sind ihm noch zu rauh deutsch, er mischt in seine Schreibart eine gewisse französische Anständigkeit, auf die er sich zuweilen ganz in der Stille, nicht wenig zu gute thut. Seine Verse würden in den Oden und Cantaten der deutschen Gesellschaft in Leipzig eine ansehnliche Stelle eingenommen haben; aber freylich itzt kommt der gute Mann um fünf und zwanzig Jahr zu spät damit.

Das Gespräch des Verlegers mit dem Eremiten, das dem vierten Theile zur Vorrede dienet, hat uns sehr belustigt. Der treuherzige Jacobäer, der den Eremiten anredet: „Nur nicht gar zu bescheiden, mein „werther Herr Eremit, nur nicht gar zu bescheiden!„ und der den Eremiten versichert: „Es wären in je„dem seiner Blätter ein paar gute und neue Gedan„ken, die in dem Gedächtnisse blieben, und die folg„lich das Geld werth wären, das man dafür aus„gäbe.„ Der Eremit, der für Freude über so gute „Nachrichten, eine Flaschen recht guten und frischen „Wein, nebst sauber gespülten Gläsern hohlt, eingießt, „anstößt, und dem Verleger auf die Gesundheit aller „unserer vernünftigen Leser eins zubringt.„ Alles dies ist so allerliebst, als die Verse die der Eremit beym Glase Wein machet, und die folgendermaßen anheben:

„Vernünftiger und tugendhafter Leser!„

„So schließt der Eremit, für dich das erste Jahr,
„Des wöchentlichen Blatts das seine Ruh gebahr:
„Sein Wunsch ist ganz erfüllt, wenn du mit Lust gelesen,
„Vom langen Vorurtheil, bist gern durch ihn genesen;„

u. s. w.

u. s. w. Ohe jam satis est, vom deutschen Eremiten! Wir müssen ihn nun noch in französischer Gestalt anzeigen:

l'Hermite, traduit de l'Allemand par Madame de *B.* a Leipz. chez F. G. Jacobaer. I. et IIde Partie, 1768. 22 Bogen in klein 8.

Der Verf. der bey seinen Landesleuten eine sehr kaltsinnige Aufnahme gefunden hat, will durch diese Uebersetzung vermuthlich an die französische Nation appelliren. Doch wir irren uns! In der vorangesezten Unterredung der Uebersetzerin und des Hermite (sie ist in ihrer Art so merkwürdig, als die Unterredung mit dem Verleger) finden wir, daß die gute Madame de B. eine ganz andere Ursache angiebt. „Je veux, sagt sie zum Eremiten, Je veux m'amuser, „et je cherche à *me former au stile François, par* „*une traduction*„ und sie verlangt vom Eremiten, ihr allenfalls ein anders Buch vorzuschlagen. *Le modeste Viellard* sinnt und sinnt, und ihm will, weil er ohnedem in der deutschen Litteratur nicht sehr bewandert ist, kein anderes Buch beyfallen, darüber schleicht sich die gute Dame in ihren Wagen, und übersezt nunmehr frischweg den Eremiten. Sie hat auch recht, denn zu einem französischen Schulerercitium *pour se former au stile françois*, ist ein mittelmäßiges Buch gut genug; Wenn Madame de B. den *stile françois* aus dem Grunde versteht, alsdenn wird sie auch wohl bessere Bücher übersetzen.

Fidibus. Erstes bis viertes Bündel. Leipz. (abermals) bey Jacobäern, 1768. jedes Bündel 13 Bogen in klein 8.

Der Verf. ist so bescheiden, daß er verspricht, nichts als Fidibus oder Tobaksanzünder zu schreiben; er verlangt auch, daß man sein Wochenblatt dazu an-

wenden und nicht andere gelehrte Werke dazu anwenden, „und dadurch den armen Mäusen und hungri„gen Motten ihre Nahrung entziehen solle.„ Der Rec. raucht keinen Tobak, hat also dies Wochenblatt zu seiner eigenthümlichen Bestimmung nicht brauchen können, inzwischen hat er sie mit Vergnügen durchlaufen. Der Verf. hat so eine ziemliche Anlage zu einer drollichten Laune, er macht aber öfters mitten im Lachen, sehr richtige Bemerkungen, und hat sonderlich die Gabe (die so vielen Wochenblattschreibern und andern Moralisten fehlt) seine Materie zu rechter Zeit zu verlassen. Seine Verse, sie mögen von seinem schwarzen oder von seinem zeisiggrünen Poeten seyn, sind freylich eben keine Meisterstücke, seine Erfindungen sind selten sehr vorzüglich, seine Satire ist eben nicht gerade die feinste, der deutsche Student oder Magister gukt auf allen Seiten hervor. — Aber dem ohngeachtet gestehen wir unsere Schwachheit, der Herr Zachäus Fidibußifer, troz seines schmuzigen Schlafroks, troz seiner Tobakspfeife, und der Dachstube, auf der er wohnt, gefällt uns ziemlich wohl, und leider der Eremit, ein wohlbebrämter Hofmann, mit der anständigen Hofmine, und mit allen seinen guten Absichten gegen seinen Nebenmenschen, in seiner wohlausgepuzten Grotte, vor die die Frauenzimmer in Carossen gefahren kommen, und den Verlegern so frischer und guter Wein vorgesezt wird, gefällt uns ganz und gar nicht. In beyden Fällen ist die Schuld nicht an dem Stande, sondern an der Schreibart und Denkungsart der Verf. In den lezten Theilen fängt Hr. Fidibußifer an, die Materie etwas zu dehnen; das muß er nicht thun, sondern lieber aufhören.

Der Weise, eine moralische Wochenschrift. Zwey Theile, Halle bey Curt, 1767. 1768. jeder Theil von 26 Bogen in gr. 8.

Der

Der Weise ist ein wenig, aber auch nur ein klein wenig besser, als der Glükselige, die homiletische Moralpredigten sind im Weisen nicht so gar arg, aber seine Schilderungen und Briefe von Barbarus Schulstaub, D. Thomas Mischmasch, Sybilla Putzlieb, Fritz Balsam, Sebastian Einerley, sind unerträglich mittelmäßig.

Der Trotzkopf, eine Wochenschrift. Quedlinburg bey Reußner 1766. 25 Bogen in 8.

Ist eben auch nicht viel besonders, der Verf. hat einen sehr schleppenden Stil. Dies Wochenblatt soll 1762. zuerst herausgekommen seyn.

Die witzige Tyrolerin, eine Wochenschrift. Nürnberg, bey Joh. Jac. Bauer, 1765. 16 Bogen in gr. 8.

Gehöret unter die niedrigste Classe der Wochenblätter. Auf dem Titel siehet man eine Tyrolerinn, die in ihrem Kasten allerhand Abtheilungen hat, worauf, Einfälle, Satyren, Raisonnements u. s. w. stehet. Unter dem Bilde stehen folgende Reime:

Wer Tyrolermädgen kennt, wird auch diese nicht verschlagen,
Denn sie führet feine Waare, und wird uns viel neues sagen.

Moralisches Wochenblatt. Leipzig bey A. H. Hollens Witwe. Erster Theil 1768. 16 Bogen in kl. 8. Zweyter Theil 1769. 13 B. in kl. 8.

Ein sehr schlechtes Wochenblatt, die gemeinsten Gedanken in einem sehr schleppenden Stil eingekleidet. In der Zueignungsschrift des zweyten Theils

sagt der Verf. sein moralisches Wochenblatt sey kein Greiß; Er hat recht!

Der Rechtschaffene eine satyrisch-moralische Wochenschrift in gebundener und ungebundener Schreibart. Dritter Theil, Lindau bey Jac. Otto 27 Bogen in gr. 8.

Von den beyden ersten Theilen haben wir schon geurtheilt, daß sie höchstelend sind, und wir versichern, daß der dritte Theil nichts besser ist.

Der neue Rechtschaffene, eine Wochenschrift. Lindau am Bodensee bey Jac. Otto, 27 B. in gr. 8.

Diesen neuen Rechtschaffenen muß man ja nicht mit dem alten Rechtschaffenen, verwechseln; er ist (ohne alle Vergleichung,) besser. Er liefert zwar eben keine Meisterstücke, aber er denkt und schreibt doch gut. Seine Moral ist meist ernsthaft eingekleidet, und zuweilen ist die Schreibart etwas gedehnt. In dem sechsten Stücke, haben wir einen Brief des Hrn. Wielands, mit großem Vergnügen gelesen. Er ist, wie der neue Rechtschaffene, mit Recht sagt, voll der feinsten Bemerkungen und Erinnerungen. Unter andern mögen sich unsere itzige Anecdotensucher, die einige giftige Freude darinn suchen, Schriftsteller, die unbekannt bleiben wollen, bekannt zu machen, um sich mit solchen vermeinten Anecdoten, ein Ansehn zu geben, sie mögen sich merken, daß dieser große Mann urtheilt: „daß man keinem Schriftsteller, er „mag einen berühmten oder unberühmten Namen „führen, eine Schrift (am allerwenigsten eine solche, „von welcher man zu gleicher Zeit ungünstig urthei„let) namentlich zuschreiben soll, wofern dieser

„Schrift-

„Schriftsteller sich nicht selbst öffentlich zu dieser
„Schrift bekannt hat.„

Der Patriot am Bodensee, oder auserlesene Sammlung der besten bisher herausgekommenen moral. Abhandlungen ꝛc. von Wolfgang Bensperg. Fünftes, sechstes und leztes Stük. Lindau bey Otto, 1767. 19 B. in 4.

Wir berufen uns auf unser Urtheil über das vorhergehende Stük. (VIII. B. 1. St. S. 268.) das 5te und 6te Stük ist nicht besser und nicht schlechter als die vorigen Stücke.

Die Biene, oder Sammlung der auserlesensten moralischen Versuche, der besten neuern engländischen Schriftsteller für den Verstand und das Herz. Erster Theil, Stuttgard bey C. F. Cotta, 25 Bogen in gr. 8.

Es sind auch in dieser Sammlung nicht alle Stücke, äußerst vollkommen. Aber es ist ein demüthigender Contrast, wenn man einen engländischen Wochenblattschreiber, gegen die meisten deutschen Wochenblattschreiber hält. Schon der deutsche Uebersetzer, sticht in der Vorrede, mit seinen langen sanftmüthigen Perioden, gegen den Stil der Engländer sehr ab. Glaubt man nicht einen leibhaftigen deutschen Candidaten von der Canzel zu hören, wenn man folgende Periode ließt: „Der strenge Sittenlehrer, „wann er in dem ernsthaftesten Ton eines Strafpre„digers noch so sehr über das Laster loszichet, und mit „den stärksten Gründen dasselbe bekrieget, wird den„noch nur selten einen würksamen Eindruk machen,

„weil das menschliche Herz schon so geartet ist, daß „dergleichen Vorstellungen mit Verdruß angehört „und aufgenommen und in wenigen Augenblicken „zum Eckel werden; dahingegen derjenige mit weit „besserem, und sicherem Erfolg an der Ausbreitung „guter Sitten arbeitet, welcher sich gelinderer Mittel „bedienet, zu diesem Endzwek zu gelangen, wann er bald „in wohlgewählten Erzählungen, und darüber anstel- „lenden Betrachtungen warnende Beyspiele vor dem „Laster beybringet, und dieses nebst den menschlichen „Thorheiten in ihrer Beschämung und Blöße dar- „stellet, bald den Reiz der Tugend unter angeneh- „men Bildern eindringend und fühlbar, hiedurch „aber zum öftern den Menschen zur Nachahmung be- „gierig macht.„

Zum Nutzen und Vergnügen, eine Wochen- schrift. Drey Bände. Naumburg bey Geßner, 1767. jeder Band 13 Bog. in 8.

Der Verf. dieser Schrift scheint ein Arzt zu seyn, wie die vielen diätetischen und medicinischen Abhand- lungen zeigen; diese können ihren guten Nutzen ha- ben, den gemeinen Mann von verschiedenen diäteti- schen und medicinischen Vorurtheilen zu heilen, ob- gleich sich sonst gegen verschiedene Vorschriften des Verf. auch manches einwenden liesse. In so fern hätte denn diese Wochenschrift ihren Nutzen; daß sie aber hauptsächlich für den gemeinen Mann geschrie- ben sey, vermuthen wir aus dem moralischen und sonderlich aus dem poetischen Theile dieses Werkes, die so schlecht sind, daß der sehr wenig Geschmack ha- ben muß, dem sie Vergnügen machen sollten.

S.

Kern

Kern der deutschen Sprachkunst, aus der ausführlichen Sprachkunst Tit. Hrn. P. Gottscheds, zum Gebrauch der Jugend von ihm selbst ins kurze gezogen. Fünfte Auflage, Leipzig bey Breitkopf, 1766. 17 Bog. in 8.

Dieses Büchlein ist so bekannt, daß man nichts weiter davon sagen darf. Gottscheds Sprachkunst ist vor denen, die wir haben, freylich die, welche am meisten gebraucht wird; wie unvollkommen sie aber sey, wissen die, die sie oft bey zweifelhaften Fällen nachgeschlagen haben, um sich zu belehren. Mehrentheils wird man entweder mit weitschweifigen Regeln oder mit einem Machtspruche abgefertigt. Es ist auch kaum möglich sich eine gute deutsche Sprachkunst von einem Manne zu denken, der unsere besten Schriftsteller nicht kennen wollte. Inzwischen brauche man Gottscheds Arbeit, bis uns ein einsichtsvoller Mann, eine bessere liefert. Der alte rechtschaffene Schottel mit Aichingros Sprachlehre (zwey sehr gute Bücher, die leider vielen Deutschen unbekannt seyn werden) verbunden, könnte einem Mann, der unsere besten Schriftsteller fleißig gelesen hätte, zu einem guten Grunde einer neuen Arbeit dienen.

G.

Nachricht.

Die Fürstl. Waysenhaus Buchhandlung zu Braunschweig, die es sich von ihrer ersten Errichtung an zum unverbrüchlichsten Gesez gemacht hat, ihre Handlung nach den strengsten Regeln der Rechtschaffenheit zu führen, und hauptsächlich auch den geringsten Schein des niedrigen Nachdruckes zu vermeiden, sieht sich durch die im zweyten Stük des achten Bandes der allgemeinen deutschen

schen Bibliothek p. 321. angehängte Nachricht genöthigt, sich wegen der neuen Auflage von des Freyherrn von G. poetischen und prosaischen Stücken zu rechtfertigen. Bey gedachter Handlung wären seit mehrern Jahren häufige Anfragen nach des Freyherrn von G. poetischen und prosaischen Schriften geschehen; sie schrieb deshalb an die vornehmsten mit ihr in Correspondenz stehende Handlungen in Leipzig, konnte aber diese Schriften niemals erhalten; man konnte ihr auch nicht melden wer der eigentliche Verleger derselben gewesen. Sie glaubte daher mit Recht, daß die erste Auflage gänzlich vergriffen seyn müsse. Einer von ihren Freunden, der hievon hörte, that ihr den Antrag, ihr eine neue vermehrte Auflage dieser Schriften zu verschaffen. Die Fürstl. Waysenhaus Buchhandlung wußte, daß dies ein alter Freund von dem Freyherrn von G. und ein Mann war, dessen Denkungsart sie zu gut kannte, als daß sie das geringste Bedenken hätte tragen sollen, dies Anerbieten mit Dank anzunehmen. So ist die zweyte Auflage dieser poetischen und prosaischen Werke zu Stande gekommen, über deren Erscheinung man Lerm zu blasen für gut befunden hat. So viel sind wir dem Publiko zu sagen schuldig, daß der Herausgeber uns nicht nur die neu hinzugekommenen Stücke unter des Freyherrn von G. eigener Hand gewiesen, sondern uns auch Briefe von ihm gezeigt hat, worinn ihm der Verf. in mehr als einer Stelle freye Gewalt giebt, mit seinen Stücken nach seinen Belieben umzugehn, und ihm ausdrüklich erlaubt, eine neue Auflage davon zu machen. Diese Briefe deren Inhalt der Hr. Verf. vielleicht vergessen hat, haben wir in Händen, und können sie jedem, den es intereßirt, auf Verlangen zu unsrer und des Herausgebers völligen Rechtfertigung vorzeigen.

Wir bedauern indeß eben so sehr, wie der Herausgeber, daß wir uns mit dieser neuen Auflage bemengt, und für unsere gutgemeynte Bemühung so schlechten Dank von dem Verf. derselben erhalten haben. Braunschweig den 27. Jun. 1769.

Fürstl. Waysenhaus Buchhandlung zu Braunschweig.

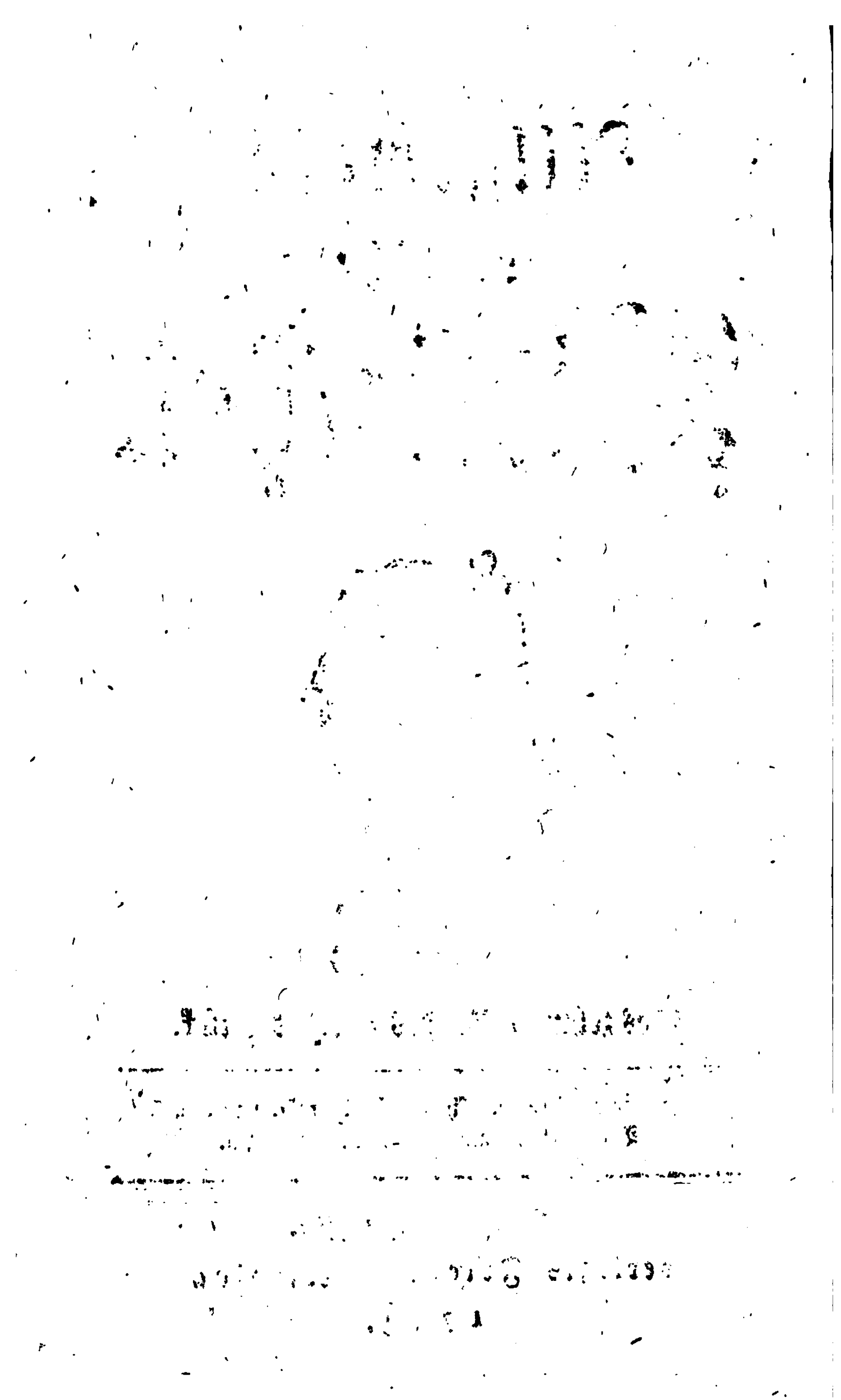
Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des zehnten Bandes zweytes Stück.

Mit Königl. Preußl. Churfürstl. Sächßl. und Churf. Brandenburg. allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai,
1769.



Verzeichniß

der in diesem zweyten Stük des zehnten Bandes recensirten Bücher.

XVI.

Kurze Nachrichten.

1) Gottesgelahrheit.

2) Rechtsgelahrheit.

3) Arzneygelahrheit.

13) Kriegswissenschaft.

14) Haushaltungskunst und Gärtnerey.

15) Cameralwissenschaft.

16) Vermischte Nachrichten.



I.

Hamburgische Dramaturgie. Hamburg, in Commißion bey J. H. Cramer in Bremen. Zwey Bände in gr. 8. 1768. Ein Nachdruck, eben derselben in zween Bänden in klein 8. 1769.

Dieses Werk des Hrn. Leßing, ist von dem ersten Augenblicke, da die ersten Blätter herausgekommen, mit der größten Begierde gelesen worden, und ist allenthalben bekannt. Es ist ein Schatz von richtigen Zergliederungen und fruchtbaren Anmerkungen über die Stücke, die auf dem Hamburgischen Theater aufgeführet worden. Und bey dieser Gelegenheit sind, sonderlich im zweyten Bande, viel Aussichten zur fernern Bildung und Verbesserung unsers Theaters eröfnet worden, viele Vorurtheile entlarvet, und viele die theatralische Kunst betreffenden Fragen, mit ungemeiner Scharfsinnigkeit beantwortet worden. Die auf dem Hamburgischen Theater aufgeführten Stücke,

geben Hrn. Lessing bloß die Gelegenheit, sich mit dem Leser über interessante das Theater betreffende Sachen zu unterhalten. Daher ist dieses Werk keines Auszugs fähig; es verdienet aber, von allen die die Schauspiele richtig beurtheilen, oder selbst in diesem Fache arbeiten wollen, fleißig studiret zu werden.

Wir würden hier nichts weiter sagen, wenn es nicht nöthig wäre, unsern Lesern, von der mehr als Carlschen Unverschämtheit der Urheber des obenangezeigten Nachdrucks dieses Werks, Nachricht zu geben.

Vor ein paar Jahren fiengen einige Leute, die unbekannt bleiben wollten, an, unter dem erdichteten Namen Dodsley und Compagnie von London, auf den Leipzigermessen, einige von ihnen verlegte Bücher verkaufen zu lassen. Unter denselben war denn auch der ebengedachte Nachdruck der Hamburgischen Dramaturgie. Diese verkappte Dodsley und Compagnie liessen zugleich unter den Buchhändlern eine abgeschmackte gedruckte Nachricht herumgehen; worinn sie vorgaben, „daß sie denjenigen, die sich ohne „die erforderlichen Eigenschaften in die Buchhandlung mischen wollten, das Selbstverlegen verwehren wollten, daß sie zu diesem Behuf, mit Beyhülfe „einiger Buchhändler, eine Casse, aufzurichten angefangen hätten, zu deren Vermehrung sie um „Beytrag ersuchten, daß sie dem, der jemand von „ihrer Gesellschaft etwas nachdrucken würde, „allen Schaden zufügen würden, daß alle Buchhändler sich in Jahresfrist von allen Arten des „Nachdruckes losmachen oder erwarten sollten, ihren Verlag für die Hälfte des Preises verkauft „zu sehen,„ und was dergleichen mehr war. Alle vernünftige Buchhändler lasen diese Nachricht mit Verachtung, und sahen sie für das an, was sie war,

nem-

nemlich für einen Streich in die Luft, wodurch unbekannte Leute sich auf den Messen ein Ansehen geben wollten. Es war ganz leicht zu sehen, daß man von Leuten, die niemand kennet, unmöglich wissen konnte, ob sie, die zum Buchhandel erforderlichen Eigenschaften, sie mögen auch seyn, welche sie wollen, selbst besäßen; daß man das Selbstverlegen niemand verwehren könne; daß es ungereimt sey, eine Casse zu vermehren, zu deren Rendanten sich Leute darstellten, die unbekannt sind, und deren Wort und Sicherheit, ehe sie sich nicht zu erkennen geben, so viel als nichts gilt. Da aber diese Leute hinter ihrer Decke droheten, einigen Leuten allen Schaden zuzufügen, den Verlag anderer um die Hälfte des Preises zu verkaufen, (zwey Drohungen, die keinen Rechten nach, erlaubt seyn können) so möchten einige argwohnen, daß die Verhütung des Nachdrucks, oder des Verkaufs nachgedruckter Bücher vielleicht nur zum Vorwand des Schadens, den die Unbekannten andern zufügen wollten, dienen sollte, und daß die sogenannten Herren Dodsley und Compagnie vielleicht gar zu den Buschkleppern gehörten, die sie vorgaben, verfolgen zu wollen. Das Mißtrauen gegen Unbekannte, zumal gegen solche, die geflissentlich unbekannt bleiben wollen, ist eine rechtmäßige Vorsicht eines vernünftigen Kaufmannes; denn wie oft hat nicht ein Schelm die Mine eines ehrlichen Mannes angenommen, und daß Dodsley und Compagnie gleich ihren Handel mit dem Nachdrucke der Dramaturgie anfiengen, lenkete das Urtheil eben nicht zu ihrem Vortheil. Es ließ sich also (wir wissen es zuverläßig) kein einziger angesehener Buchhändler mit ihnen ein, sondern man begnügte sich, ihnen für wenige Thaler das, was man von ihrem meist wenig bedeutendem Verlagsbüchern brauchte, abzukaufen, und ließ sie unter den vielen

Hausirern, denen die Meßfreyheit erlaubt, ihr Brodt
zu ertrödeln, fortlaufen.

Hr. Leßing nahm aber diese Sache auf einen ernsthaftern Fuß; Er glaubte vermuthlich die Herren
Dodsley und Compagnie wären angesehene Buchhändler, und hätten sich mit angesehenen Buchhändlern verbunden, den Gelehrten zu verwehren, selbst
auf ihre Kosten Bücher drucken zu lassen. Er war
nicht allein mit Recht ungehalten, daß durch den
Nachdruk seine Dramaturgie (ohnerachtet er, wie
er versichert, durch diese Unterbrechung keinen Vortheil verlohr) unterbrochen ward, sondern er befürchtete auch, „daß es Leute geben könne, die einen ausdrücklichen Plan darnach machten, daß auch das
„nüzlichste unter ähnlichen Umständen unternommene
Werk verunglücken sollte und müßte.„ Dies bewog
ihn die Dodsleysche Nachricht öffentlich bekannt zu
machen. Er zeigte das Ungereimte darinn, Nachdruck durch andern Nachdruk zu verwehren. Er fragte:
„Wer sind die, die das Selbstverlegen vermehren
„wollen? Haben sie wohl das Herz, sich unter ihrem
„wahren Namen zu diesem Frevel zu bekennen? Ist
„irgendwo das Selbstverlegen jemals verboten gewesen? Und wie kann es verboten seyn? Welch Gesetz
„kann dem Gelehrten das Recht schmälern, aus seinen eigenthümlichen Werken alle den Nutzen zu ziehen, den er möglicher Weise daraus ziehen kann?
„Aber sie mischen sich ohne die erforderliche Eigenschaften in die Buchhandlung. Was sind das für
„erforderliche Eigenschaften? Das man 5. Jahre
„bey einen Manne Packete zubinden gelernet, der
„auch nichts weiter gelernt, der auch nichts weiter
„kann, als Packete zubinden? Und wer darf sich in
„die Buchhandlung nicht mischen? Seit wenn ist
„der Buchhandel eine Innung? Welches sind seine

„aus-

„ausschliessende Privilegien? Wer hat sie ihm ertheilt?„

Auf diese Fragen war es leicht zu antworten. Nie kann es einem Gelehrten verwehret werden, etwas auf seine Kosten drucken zu lassen, denn jeder kann wohl sein Geld ausgeben wofür er will. Aber Bücher debitiren? Auf den Messen kann jedermann verkaufen, sobald er nur einen Käufer finden kann: In den meisten Städten Deutschlandes wird ein landesfürstliches Privilegium erfordert um einen offenen Buchladen zu haben. In Frankreich und Holland, darf ein Gelehrter, der ein Buch auf seine Kosten drucken läßt, es nicht anders, als durch privilegirte Buchhändler verkaufen lassen; wo hingegen der Landesherr den Buchhandel jedermann frey lassen wollte, könnte denn auch jedermann Bücher verkaufen?

Da aber in Deutschland fast nie die Auflage eines Buchs in einer Stadt verkauft werden kann, sondern in alle Städte Deutschlandes verstreuet werden muß, so ist dadurch der Buchhandel, der in Paris und London zuweilen, auch ohne vorläufige Kenntniß, bloß durch baaren Verkauf an den Käufer getrieben werden kann, in Deutschland zu einem mühsamen verwickelten, und unter manchen Umständen höchstmißlichen Handel geworden. Wenn er soll mit einigem Vortheile getrieben werden, so erfodert er eine ungemein weitläufige Kenntniß der vorhandenen Bücher, der besten Art sie anzuschaffen ihrer verhältnißmäßigen Brauchbarkeit zum Vertriebe; eine genaue Ordnung, die nicht allein beym Zubinden der Packete stehen bleibt, oder bloß lehret, einzelne Bücher richtig zu behandeln, und in weitläufigen Läden und Niederlagen, alles dahin zu legen sey, wo es am leichtesten zu finden ist, sondern auch, bey einer weitläufigen Buchhaltung, die die Buchhandlung nothwendig mit

fortgeführet, und nicht einen Augenblick aus der Acht gelassen werden muß; eine ungemeine Geschäftigkeit, im Verkauf, in der Correspondenz, in der schleunigen Spedirung der verlangten Bücher, in Bereisung der Messen, viel Vorsicht im Drucken, im Anschaffen, im Unternehmen, Verborgen, im Umtauschen u. s. w. Um diese Eigenschaften und Kenntnisse, zu erlangen, wird in den sechs oder sieben Lehrjahren, die die deutschen Buchhändler ohne eine Innung auszumachen, durch allgemeine Uebereinstimmung verlangen, nur ein geringer Anfang gemacht, und bloß durch Fleiß und Erfahrung werden sie vollkommen gemacht. Wem diese Kenntniß fehlet, der wird, wenn nicht ein blindes Glück über ihn walten sollte, schwerlich mit Vortheil Bücher debitiren können; er wird sich hundertmal mit chymärischen Hofnungen schmeicheln, und wirklich vorhandenen Gefahren nicht auszuweichen suchen. Dies hat bey Gelehrten, die Bücher auf ihre Kosten drucken ließen, sehr öfters zugetroffen, und dies ist nun die wahre Ursach gewesen, warum sie oft da einen nicht geringen Schaden gelitten haben, wo sie sich ansehnlichen Vortheil versprochen hatten.

Dies wäre es ohngefähr was man sagen könnte, um Hrn. Leßings Fragen näher zu erörtern. Was thun aber Dodsley und Compagnie? Anstatt sich zu entschuldigen, welches sie freylich werden unmöglich gefunden haben; greifen diese unbekannte Leute, die nicht einmal das Recht haben, sich unter die privilegirte Buchhändler zu zählen, einen Schriftsteller, wie Hr. Leßing und zugleich alle Gelehrten, die ihre Bücher auf eigene Kosten drucken, auf die gröbste Weise an, sie klagen seine Impertinenz an; sie nennen ihn einen Kalumnianten, seinen Aufsatz wider sie, eine Harlekinade und sagen, er werde der Nachwelt

welt einen sehr schlechten Begriff von der Gemüthsart unserer itzigen Gelehrten machen, sie nennen den Selbstverlag den Schleichhandel der Autoren, sie, die selbst unter der Decke eines fremden Namens, einen bisher unter den Buchhändlern unerhörten Schleichhandel unternommen haben. Hr. L. sagt, er habe die Dramaturgie nicht auf seine Kosten drucken lassen, und verliehre also nichts durch den Nachdruk. Dodsley und Compagnie wollen beweisen, daß Hr. L. doch sie auf seine Kosten habe drucken lassen, und führen zum Beweise an, daß das sächsische Privilegium auf Hrn. Leßings und Hrn. Bodens Namen ertheilet worden. Ob aus diesen Worten des Privilegiums folget, daß Hr. L. das Buch auf eigene Kösten verlegt, und ob, wenn dieses auch folgete, die Rechtschaffenheit der Hrn. D. und C. etwas gewinne, ist leicht zu sehen. Wir bemerken nur dieses: Hat man wohl jemals dergleichen Frechheit gesehen, daß ein Nachdrucker sich auf ein Privilegium öffentlich berufet, welches er doch ungescheut übertreten hat, zumal da, (welches wohl zu merken,) die einzige Niederlage dieses Dodsleyschen Schleichhandels in Leipzig ist, und also der Nachdruck auf Churfächsischen Grund und Boden und ohne Scheu getrieben wird.

Noch eine einzige Stelle wollen wir anführen: „Die Autoren wollen den möglichsten Gewinn von „ihren Arbeiten ziehen; das heißt, sie wollen ausser „dem Honorario, auch noch das wenige (in Deutsch„land kann man es mit Recht ein weniges nennen) „an sich reissen, wovon wir leben; *) sie wollen den „Untergang der Buchhandlung befördern. Ein Buch „drucken zu lassen und es zu verkaufen, stehet „jedem frey, aber so vielen, denen der Staat das

*) Wo stehet es geschrieben, daß Dodsley und Compagnie, von der Buchhandlung leben müssen.

„Recht gegeben, vom Buchhandel zu leben; und die
„die unglücklichsten Leute wären, wenn sie ihren Han-
„del nicht fortsetzen könnten, ihre Nahrung rauben
„wollen, ist mehr als Geiz. Die Policey hat sich
„nach dem Kriege alle Mühe gegeben, die Dorf-
„kaufleute zu unterdrücken, weil sonst die in der
„Stadt zu Grunde gehen würden u. s. w.„ Wenn
Dodsley und Compagnie gestehen, „daß es jeder-
„mann erlaubt sey,„ Bücher zu drucken und zu ver-
sen, so ist dies ja das einzige Recht, das Hr. Leßing
den Autoren hat vindiciren wollen, wie können sie
denn sich entblöden, vom Untergange des Buchhan-
dels zu reden, woran nicht gedacht worden, da viel-
mehr der Buchhandel seinem Untergange näher ge-
bracht wird, wenn sich alle namenlose Leute unter
einer ersonnenen Firma, damit abgeben dürfen. Wie
können sie unverschämter Weise die Gelehrten, mit
den Dorfkaufleuten vergleichen, die die Policey zu
unterdrücken suchen muß. Und wie unterstehen sich
Dodsley und Compagnie im Namen aller Buch-
händler zu reden, die dergleichen verkappte Bücher-
trödler nie unter ihre Zunft zehlen werden.

Ist es nicht unerhört, daß Leute, unter der Decke
eines fremden Namens, einem berühmten Gelehrten,
den sie durch den Nachdruck seiner Schriften ohnedem
beleidigt haben, noch öffentlich aushöhnen dürfen.
Sollte nicht jeder vernünftige Gelehrte, und jeder
vernünftige Buchhändler seinen Abscheu bezeugen, und
muß man nicht die Stimme des Verfassers der halli-
schen gelehrten Zeitungen bewundern, der ein solches
Betragen gut heißet, vielleicht weil er glaubt, das
Intermezzo des Herrn Dodsley und Compagnie
könne einem Leßing eine unangenehme Stunde
machen.

Fr. M.

II.

II.

Constitutio criminalis Thereſiana, oder den Römiſch-Kayſerl. zu Hungarn und Böheim ꝛc. Königl. Apoſt. Majeſtät Mariä Thereſiä, Erzherzogin zu Oeſterreich ꝛc. peinliche Gerichtsordnung. Wien, gedrukt bey J. Th. Edlen von Trattnern, 71 Bogen in Fol. ohne die Beylage.

Der unermüdete Eifer das Wohl der Unterthanen durch deutliche und vollſtändige Geſetze zu befördern, die Standhaftigkeit alle entgegenſtehende Hinderniſſe zu überſteigen, ſind Züge, welche der Geſchichte in dem Charakter der großen Thereſia mit unauslöſchlichen Farben ſchildern und der Ewigkeit überliefern wird. Seit langer Zeit ſizt ſchon eine Geſellſchaft gelehrter Leute, welche die bürgerliche Geſetze, die Kayſerlichen Erblande ſammlen, vereinigen, umſchmelzen, und in ein Syſtem verbinden ſoll. Einer andern Hofcommißion ward unter der Aufſicht des Grafen von Althann aufgetragen, aus den vorhandenen Caroliniſchen, Ferdinandiniſchen, Leopoldiniſchen, Joſephiniſchen Halsgerichtsordnungen und andern Nachtragsgeſetze das natürlichſte und billigſte zu wählen, die Mängel und Fehler zu verbeſſern, und das ganze peinliche Recht auf einerley Grundſätze in allen kayſerlichen Erblanden zu bringen. Dieſe leztere Commißion hat nun ihren Auftrag durch das gegenwärtige Werk vollendet, daſſelbe in zwey Theile 1) von dem peinlichen Verfahren und 2) den Halsgerichtsmäßigen Verbrechen, nebſt deren Strafen, zerlegt und auf folgende Art eingerichtet. Jeder Theil hat wieder ſeine beſondere Artickel, deren Inhalt nicht allein

 nach

nach der Folge der Paragraphen in kurzen deutschen Sätzen überall vorangehet, sondern auch lateinisch in Randglossen ausgedrukt wird. Wir tadlen dieses leztere nicht, weil dadurch manches schlecht übersezte Kunstwort verständlicher gemacht und die Sprache der andern Criminalisten beybehalten werden kann. Kurz, man hat sich bemühet, dieses Gesezbuch in der Ordnung und Form eines systematischen Lehrbegriffs zu entwerfen und durch diesen Weg die Erlernung des peinlichen Rechts zu erleichtern. Auch hier loben wir die Verfasser — nur wünschten wir, daß sie selbst besser und zusammenhängender gedacht, mehr andere wohlgeschriebene Werke gelesen, die Kunstwörter genauer untersucht, alle überflüßige Begriffe, sammt dem Schein der Gelehrsamkeit, von sich entfernt, einen kürzern, reinern, (und dürfen wir es sagen) einen deutschen und nicht einen blos österreichischen Stil gewählt hätten. Daß es schwer sey den ernsthaften, den nachdrüklichen Ton eines Gesezgebers mit der unterrichtenden Sprache eines Lehrers anständig zu vereinigen, hat die Commißion durch ihr Beyspiel gelehrt, und zwar so deutlich gelehrt, daß wir keinen Nachahmer sehen möchten. Der erste Absaz nebst vielen mehreren, wo Sachen erklärt und Folgerungen gezogen werden, sollen unsern Ausspruch unterstüzen. „Ein Verbrechen „(heißt es 1 §.) ist, wenn von Jemanden wissentlich „und freywillig, entweder was durch die Geseze ver„boten, unternommen, oder was durch die Geseze „verboten ist, unterlassen wird. Es ist demnach ein „Verbrechen nichts anderes, als ein gesezwidriges „Thun oder Lassen; so folgsam durch Thathandlung „oder Unterlassung begangen wird.„ Nach dieser Probe vom Vortrag kommen wir zur Beurtheilung der Sachen selbst. Streng wollen wir hier seyn, aber nicht partheylich, wir würden jeden Ausspruch mit

den

den eignen Worten des Werks belegen, wenn wir nicht des Raums schonen müßten. Und damit uns Niemand vorwerfe, daß wir unanständig über ein Gesetzbuch kritisirten; so erklären wir feyerlich, daß alle Einwendungen blos gegen die Herrn Commissarien, als Gelehrte betrachtet, gerichtet sind, und wir hoffen, daß es uns erlaubt sey, als solche über ihre Meynungen zu urtheilen. Wir unternehmen nicht die Autorität der Monarchin anzutasten. Jenes ist erlaubt, dieses würde strafbar seyn.

Da es allemal ein Fehler ist, von andern Worte zu entlehnen, und doch die Begriffe oder den Redegebrauch zu ändern; so müssen wir den ganzen ersten Artickel in dieser Rüksicht verwerfen. §. 1. ist wohl eine unerlaubte Handlung, aber kein Verbrechen (delictum, wie es doch am Rande heißt) beschrieben worden. Denn wo bleibt die Androhung der Strafe, (sanctio poenalis), welche ein Verbrechen von andern Vergehungen unterscheidet? Ueber die folgende Absätze müßten wir einen Commentar verfertigen, wenn sie verbessert werden sollten. Hier ist etwas zur Selbstprüfung. 1. Die römische Eintheilung in öffentliche und Privat-Verbrechen, gehört in kein deutsches Gesetzbuch vom achtzehnten Jahrhundert, wenn die Verf. dieselbe auch gleich verstanden hätten. Daß sie aber diese Distinction nicht gefaßt und doch um gelehrt zu scheinen, darauf angespielt haben, ist aus Böhmers Disput. de abigeat. et furto Qu. und jedem guten Handbuch der Pandekten zu ersehen. 2. Es hätte bey dieser Gelegenheit erklärt werden müssen, was heutiges Tages öffentliche Verbrechen heissen, nemlich solche, welche das Band zwischen dem Regenten und seinen Unterthanen unmittelbar angreifen; Privat-Verbrechen aber sind alle andere, welche dies nur mittelbar thun.

Nun

Nun lese man den zweyten Absatz: „Die Ver„brechen unterscheiden sich nach dem beleidigten Ge„genstand in öffentliche, wodurch mittel- oder un„mittelbar die gemeine Wohlfahrt gestöret und eben „von darumen gegen selbe zur gemeinen Genugthu„ung eine öffentliche Strafe verhängt wird; denn in „Privat-Verbrechen, wodurch Jemanden insonderheit „Schaden und Nachtheil zugefüget und dieserwegen „dem Beleidigten zu seiner Entschädig- und eigner „Genugthuung die rechtliche Hülfe ertheilt wird.„ Noch eins wollen wir hier bemerken. Die Verfasser scheinen nicht zu wissen, daß jedes Verbrechen das Wohl des Staats wenigstens mittelbar schwächet, und daß also nach ihrer Erklärung keine Privat-Verbrechen denkbar sind. Die Correction des dritten, vierten und fünften Absatzes können die Leser aus dem angezeigten selbst verrichten. — Art 2. §. 4. ist eine neue Probe von der Eintheilungskunst. „Ueberschwere Verbrechen sind diejenigen, welche eine verschärfte Todesstrafe nach sich ziehen, schwere, worauf eine geschwindere Todesart, als Galgen oder Schwerdschlag, ohne anderweite Verschärfung oder eine dem Tod gleich zu achtende Strafe ausgemessen ist; geringere Missethaten sind alle übrige.„ Unseres geringen Ermessens ist dieser Unterscheid nur von der Oberfläche, von veränderlichen Umständen hergenommen worden, und hat nicht den geringsten Gebrauch. Soll er einen practischen Nutzen haben; so muß er sich auf die Größe der Verbrechen, auf die Grade der Sittlichkeit und des Schadens, gründen, und alsdann dient er allenfalls die Strafen darnach abzumessen. Mit Recht schärft man S. 5. den Satz ein, daß mehr auf die Bosheit des Thäters, als dem Zustand desjenigen, der von ihm beleidigt wird, bey der Bestrafung zu sehen sey. Unter die Absichten der Strafen zählt

der Werk auch die Genugthuung, welche dem verlezten Staat dadurch geleistet werden muß. Besser und fruchtbarer, ja selbst der Wahrheit gemäßer, hätten sie die Erhaltung der Sicherheit an die Stelle der Genugthuung gesezt, denn alsdann würden alle Gedanken von Rache und von einer wirklichen Schadensersetzung, die man leicht unter der Genugthuung verstehen könnte, als unschicklich entfernt.

S. 6. §. 10. Wenn bey der Wiederholung eines Verbrechens die Strafe stuffenweis vermehrt wird; so darf der Richter nicht anders zu einem weiteren Grade schreiten als in so fern die erstere Grade bey ehemaliger Ergreifung wirklich und gesetzmäßig an dem Thäter sind vollzogen worden. Dies ist eine vernünftige Bestimmung streitender Meynungen. S. 9. Von Lebensstrafen, Feuer, Rath, Viertheilung, Galgen, glüende Zangen, Messer zum Riemenschneiden, Abstechung der Zunge und Ausreissen des Nackens, sind die schreckvolle Werkzeuge, welche die Missethäter in Oesterreich erwarten und als Mittel der Gerechtigkeit für nöthig angesehen werden. Wolf müßte hier seinen Begriff von einer nach den Regeln der Weisheit eingerichteter Gütigkeit ändern oder fragen: ob — doch warum copirte hier die Commißion mit Blut geschriebene Gesetze der ältern Regenten, warum that sie der gnädigen Monarchin keine Vorstellung? sind etwa die Einwohner der Erblande ungesitteter, wilder, als Russen, als Tartarn, daß gelindere Strafen nicht auf sie wirken sollten?

S. 10. Von Leibesstrafen. Eingebohrne Unterthanen der Erblände sollen nicht mit Ruthen gestrichen oder ausgepeitscht werden, als durch ausdrükliche Verordnung der Fürstinn. Wem fällt hier nicht die Lex Portia, nicht Paulus, nicht dies Vorrecht eines römischen Bürgers ein? Wer bewundert den Con-

Contrast nicht, daß derjenige, der verbannt werden kann, nicht gegeißelt werden darf? Von der Brandmarkung ist S. 11. eine ganze Zeichenkunst zu lesen. — Die Verstümmelung am Leibe ist doch zu guten Glück als untauglich verworfen worden. Die Verf. dachten wohl nicht über die Gefängnißstrafen, über die Landesverweisung nach, um die Fälle, wo sie nöthig, nützlich sind, von den ganz verwerflichen zu unterscheiden. O wie sehr vermißt man hier das philosophische Genie, das die Mittel mit den Endzwecken vergleicht und nach ihnen abmißt. S. 16. Wäre es nicht besser gewesen, den Richtern zur Bestreitung der Untersuchungs-Kosten, lieber etwas gewisses aus der herrschaftlichen Kammer anzuweisen, als ihnen die Strafgelder, statt dessen, zu überlassen. Mißbräuche zu vermeiden, haben schon viele Landesherrn den Gerichten alle Sporteln genommen, und dieselbe durch eine beständige Besoldung ersezt, wie vielmehr sollte dies in peinlichen Sachen geschehen, wo der Verbrecher glauben kann, daß der Eigennutz des Richters in die Bestimmung der Geldstrafe mit einfließen könne. Nach des 9. Art. 5. Absatz sollen Stamm- und Lehngüter, die zur Erhaltung der ganzen Familie gewidmet, der landesfürstlichen Kammer auf ewig anheimfallen, wenn der Besitzer einen Hochverrath begehet, der durch Kriegesmacht hat gedämpft werden müssen. Wird dieses Gesetz mit der natürlichen Billigkeit, oder dem Recht der Natur, vereinigt werden können? Der einzige Grund kann die Entschädigung wegen aufgewandter Kosten seyn; allein diese Foderung gehet nur gegen die Urheber, und dieser allein müßte sich gefallen lassen, daß die Kammer sich Zeit seines Lebens an allen Gütern, wovon er den Genuß hat, erhohlte. Was haben die unschuldigen Anverwandte gethan, welchen das Gut vom ersten Erwerber nicht vom leztverstorbe-

denen gegeben wird. Jede Schadensersetzung, die ich auf Kosten eines unschuldigen verlange, verliehrt ihre Natur, und ist eine Beraubung. Solche Kammer-Grundsätze können einer großmüthigen Theresia nicht gefallen. — S. 19. Mit Recht werden der Ehrlosigkeit, welche bloß vom Urtheil der Leute und nicht der Gesetze herrührt, (infamiae facti) alle Wirkungen abgesprochen und jeder deshalb gemachte Vorwurf, als eine Kränkung der Ehre, bestraft. S. 27. §. 9. sagen die Verfasser: Wenn jemand in einerley Verbrechen öfters gesündigt hat und darüber nicht gestraft worden; so ist solches nur für eine That zu halten. Warum dringen sie nicht tiefer ein? Es ist eine That, wenn einerley Verbrechen bey einerley Gegenstand mehrmals wiederholt wird, z. E. es beschläft jemand öfters eben dasselbe Mädgen; so bald aber die Gegenstände verschieden sind; so sind auch mehrere Verbrechen, obgleich von einerley Art. Wer zwey Mädgen schwängert, hat doch wohl zwey Schandthaten vollzogen, und mehr als jener, der bey einem bliebe, gefehlt? Kaum begreifen wir, (S. 31. §. 2.) daß eine Aufhebung des peinlichen Processes, die in Ansehung aller Strafgefangenen, wegen einer glücklichen Begebenheit und also ohne politische Gründe, ohne Unterscheid der begnadigten Personen, erfolgt, mit dem System einer guten Regierungskunst bestehen könne, ja, ob es wahre Gnade sey. S. 35. werden die Gerichtsbarkeiten des Orts, wo das Verbrechen begangen worden, wo sich der Missethäter meistens aufhält, und wo er sich ergreifen läßt, zwar als gleich gegründet angesehen, aber doch giebt man dem leztern Gerichtsstand den Vorzug. Dürfen wir auch hier unsere Meynung entdecken; so scheint es uns vernünftiger, unter Richtern, die einerley Oberherrn haben, zu verfügen, daß der ergriffene Thäter immer an

das

das Gericht abgeliefert werde, in dessen Bezirk er gesündigt hat. Hier hat seine Uebelthat die Sicherheit gestört, hier schreyet man um Rache, hier sind die Zeugen und Anzeigen ohne Kosten zu haben, hier ist das Aergerniß gegeben worden, und muß also durch das Beyspiel der Strafe wieder aus den Gemüthern entrissen und das Verbrechen verhaßt gemacht werden. S. 53. §. 3. Die peinliche Anklage ist einem Privatmann gänzlich untersagt, jedoch wird ihm nicht allein erlaubt, sondern sogar auferlegt, jede bewußte Schandthat dem gehörigen Gerichte mit allen Umständen anzuzeigen. Dieses ist eine Nachahmung einer königl. preußischen Verordnung. — Ueberhaupt aber von der Sache zu urtheilen, können beynahe alle Gebrechen der peinlichen Anklage bey dem Nachforschungsproceß vorkommen, weil hier der Richter die Stelle des Anklägers vertritt. Da ausserdem die Ankläger heut zu Tage nicht mehr so, wie bey den Römern, belohnt werden, da demselben im Gegentheil aufgebürdet wird, die Proceßkosten zu tragen; ja da der Richter die Anklage in einen Untersuchungsproceß bey langem Verzug verwandlen kann: so sehen wir den Nutzen dieser Aenderung nicht ein. S. 55. §. 4. Hätten sich die Verfasser erinnern sollen, daß die Generalinquisition keine besondere Art, sondern ein Theil der peinlichen Untersuchung ist, der sich bloß mit Entdeckung wahrscheinlicher Gründe, ob, wie und von wem die That sey vollbracht worden, beschäftiget. Wie ist es möglich, daß man (S. 66. §. 10.) die Gesichtsbildung, Nation, Religion und Leibeszeichen (etwa rothe Haare, Muttermähler) unter die beyhelfende Anzeigen rechnen und daraus nur den geringsten Grund eines Argwohns schöpfen kann? Bey einigen ist gar keine Verknüpfung mit der darausgezogenen Folge, bey andern ist sie so ungewiß, daß man

die-

dieselbe wenigstens in der Untersuchung eines Verbrechens auf keine Weise annehmen sollte. Wir sind Gottlob aus den Zeiten des Planetenlesens und können noch keine solche Charakteristik Gemüthsneigungen und davon abfließende Handlungen zu errathen. S. 62. Als etwas besonders, ist anzumerken, daß (S. 62. §. 25.) die geistliche Personen von dem körperlichen Eyd befreyet werden und ihre Aussagen nur unter priesterlichem Glauben zu bestätigen haben.

Von der peinlichen Frage. S. 105. Leser, die nicht ein gleiches Schicksal mit uns erfahren wollen, müssen diesen Artickel überschlagen und noch weit weniger die beygefügten Kupfer, der in den Erblanden und insbesondere der zu Wien üblichen Folterinstrumente, betrachten, zerquetschende Daumenstöcke bis auf die Knochen, einschneidende Schnüre, spanische Stiefel, zur barbarischen Ausdehnung bestimmte Leitern, Flaschenzüge und Gewichte, ganze Bündel entzündeter Wachskerzen sind samt den schreckvollen Gestalten der leidenden Menschen auf den erwähnten Kupferstichen mit aller Genauigkeit ausgedrückt. Großen, die ihr euch nie solchen Oertern nahet, wo die Menschheit ohne Erhörung seufzet, wo man die Elenden durch Speisen vorbereitet, um sie desto länger zu quälen, wo man sie unter der Qual erquickt, um den Schmerz fühlbar zu machen, wo Martern oft Verbrechen erzeugen, die nie sind begangen worden, Großen, betrachtet nur die weinenden Bilder, welche der Künstler mit Grausen ins Metall grub, und nicht ohne Schrecken tausendmal auf dem Papier vervielfältigt sah. — S. 117. Weil durch Abkürzung der Acten mancher Umstand unbemerkt bleiben kann, der dem Referenten zwar unbeträchtlich scheint, allein von den übrigen Beysitzern im Vortrag, als zur Vertheidigung oder Verdammung des Angeschuldigten, als erheblich

angesehen werden kann; so hat die Monarchin befohlen, die Criminalacten nicht Auszugsweise, sondern vollständig vorzutragen. S. 119. §. 12. In Ansehung des Reinigungseydes hätte man es auch nicht bey den alten Grundsätzen sollen bewenden lassen. Denn wer kennt ihre Schlüpfrigkeit nicht, ist derselbe bey schweren Verbrechen jemals von Missethätern verweigert worden? Merkwürdig ist (S. 138. §. 3.) der Constitutiv-Proceß, wenn angesehene Leute über ein begangenes Verbrechen ohne peinliches Verfahren zur Rede gestellt werden, 2) das Standrecht, worinn alle Feyerlichkeiten des Processes wegbleiben. Wenn (S. 152.) von der Absonderung der Gefangenen gesprochen wird; so hätte man nicht vergessen sollen, daß auch nach Verschiedenheit der Gefangenen verschiedene Kerker gehalten werden müssen, damit nicht der bloß Angeschuldigte eben dahin komme, wo sonst die schon Verurtheilte sitzen. Die Verfasser verdammen einen Unschuldigen (S. 156. §. 5.) zur Bezahlung der Proceß-Kosten, wenn die Untersuchung rechtmäßig ist vorgenommen worden. Nach unserer Meynung wäre zu unterscheiden, ob der Verdacht durch eigenes Verschulden oder durch einen bloßen ungefähren Zufall entstanden sey. Ist jenes; so haben wir nichts gegen den Ausspruch zu erinnern, wohl aber im letzteren Fall. Für einen Elenden ist es schon Unglük genug, daß er unschuldiger Weise durch einen Labyrinth von verdächtigen Umständen, eine schwere und allemal traurige Untersuchung über sich hat müssen ergehen lassen; soll er nun noch das überstandene Ungemach bezahlen? Dem Staat liegt dieses ob, dem Staat, der verbunden ist, Gerechtigkeit zu handhaben, und also auch die damit verknüpfte Kosten zu tragen, wenn sie kein Unterthan durch sein Versehen verursacht hat. — So weit gehen unsere Anmerkungen

über

über den ersten Theil — Die Einrichtung des anderen ist nun folgende: Alle Verbrechen, heißt es (S. 161.) gehen entweder wider 1) Gott, oder 2) den Landesfürsten und gesamten Staat, 3) wider die landesherrliche Hoheiten und Gefälle, 4) wider das gute Regiment, 5) wider die gute Sitten und Ehrbarkeit; 6) sie verletzen den Nebenmenschen am Leib oder Leben, 7) an seinem Vermögen, 8) an der Ehre und gutem Leumuth, oder 9) sie können unter keine der vorigen Classen gerechnet werden; — da die Ordnung im Vortrag der einzelnen Verbrechen ziemlich willkührlich ist; so wollen wir nichts erinnern, ohngeachtet wir nicht läugnen, daß ein Meister, ein Koch, einen bessern Leitfaden gewählt haben, und Logiker vielleicht etwas wider die Eintheilung der Verfasser einwenden würden. — In jedem Artickel werden die Eigenschaften des Verbrechens, die Anzeigen zur Nachforschung, zur Gefangennehmung, zur peinlichen Frage und alle dem Verdächtigen vorzulegende Fragstücke bestimmt, endlich aber die, für jeden Fall gebührende Strafen festgesetzt und die lindernde, oder beschwerende Umstände beygefügt. Es sey uns hier erlaubt, einige Fehler anzuzeigen, welche die Verfasser mit vielen andern Criminalisten gemein haben, und welche wir gerne verbessert sähen. Man darf mildernde und beschwerende Ursachen nicht mit solchen Umständen vermengen, welche machen, daß die ordentliche Strafe nicht statt haben kann. Jene sind blos aus der Regierungskunst und vom Zweck der Strafen hergenommene Gründe, weshalb die nach den Gesetzen wohlverdiente Strafe vom Fürsten selbst vermehrt oder vermindert wird. Diese aber sind solche Umstände, welche den zur ordentlichen Strafe von den Gesetzen angenommenen Grad des Verbrechens entweder nicht erreichen oder übersteigen;

Beyde nun mit einander zu vermischen, und als einerley anzusehen, ist nicht allein ein Fehler wider die Methode, sondern kann auch zu praktischen Irrthümern Gelegenheit geben. Denn über die erste urtheilt nur der Regent, der begnadigen und streng seyn kann, über die leztere aber auch der Richter, und er ist angewiesen, solches zu thun. Von der Gotteslästerung werden (S. 162.) drey Stufen angegeben, die erste gehet wider Gott selber, die zweyte wider die Mutter Gottes und andere Heilige, die dritte geschiehet mittelbarer Weise an heiligen Dingen. Auf den hohen Grade ist die lebendige Verbrennung, welche noch mit glüenden Zangenreissen, Riemenschneiden und Ausreissung der Zunge verstärkt werden können, gesezt. Wie können Menschen glauben, durch solche Brandopfer einem Gott zu dienen, der die ganze Natur zu rächenden Werkzeugen aufbieten kann und dennoch langmüthig ist! — — S. 166. Wer vom christlichen Glauben abfällt und zum jüdischen, mahometanischen, oder heidnischen übergehet, verwirkt sein ganzes Vermögen und wird zum wenigsten mit dem Schwerd bestraft. Wie, wenn ein solcher Mensch aus Ueberzeugung oder blossen Irrthum handelte: begehet er da ein Verbrechen? Wahre oder falsche Hexen mögen sich im Oesterreichischen wohl hüten der Obrigkeit nicht unter die Hände zu fallen. Ueber das Daseyn der erstern hat man sich nicht deutlich genug erklärt und dem Regenten die Untersuchung und Bestrafung allein vorbehalten. Der vorsezliche Meineyd hat das Schwerd zu erwarten. (S. 174.) Dem Hochverrath ist (S. 180.) auch nichts von der blutigen Strafe des genommenen Rechts erlassen worden. Ein Gefangener, der aus dem Gefängniß entweicht und wieder erhascht wird, fällt (S. 195.) in eine doppelte Geld- oder Leibesstrafe, und nach Befinden der Umstände verliehrt

kehrt er gar das Leben; hat ihm der Kerkermeister geholfen, so kann er sich derjenigen Strafe getrösten, welche der Entwichene verwirkt hatte. Menschen, die das Gefühl eines entfliehenden Gefangenen kennen, und wissen, daß die Talion kein ächter Maasstab der Strafen ist, werden hier stillstehen und staunen. — Auch der nicht vollbrachte allein mit kaltem Blut projectirte Todschlag, wird (S. 228.) mit dem Schwert belegt. Bey dem Artickel von der Nothwehr hätten wir gewünscht, daß die Fälle, wo man seiner Ehre wegen dieselbe ergreifen kann, angezeigt und nicht eben so unbestimmt als Carl der fünfte davon geredet hätte. Hätten die Verf. doch nur den ihnen ohne Zweifel nicht unbekannten Kreß über den 140ten Artickel der P. H. G. O. gelesen; so würden sie die mancherley Meynungen und die Nothwendigkeit einer näheren Bestimmung eingesehen haben. (S. 233.) Bey dem Todschlag, welcher im Getümmel geschiehet, sahen die Commissarien auch nicht bis auf den Grund, sie sonderten nicht alle Fälle ab, welche doch nicht vermischt werden dörfen. Uns zu rechtfertigen, verweisen wir die Leser auf Meisters Handbuch S. 44. f. und bitten die dortige Gedanken mit dem fünf und achtzigsten Artickel zu vergleichen. Würden sich die Kinder ausser einer Mordthat an ihren Eltern mit Stössen, Schlägen oder sonst ungebührend vergreifen; so ist die Strafe (S. 234) den Eltern selbst überlassen falls sie es der Obrigkeit nicht anzeigen wollen. — Die Verf. halten es auch (S. 239.) für besser, die erste Quelle des Kindermords zu verstopfen, als ihn mit Feuer und Schwert zu verfolgen. Weise, und recht sehr weise wird daher den Hebammen bey Eidespflicht aufgelegt, schwangeren Frauenzimmern, die sich ihnen vertrauen, heimlich die Geburtshülfe zu leisten, und alles verschwiegen zu halten. — Bey einer bestellten

Mordthat (assassinum) wird der Bestellte sowol als der Besteller mit dem Rade hingerichtet und also jeder auf gleiche Art bestrafet. Vielleicht liesse sich der gemeine Gerichtsgebrauch, nach welchen der Besteller nur durch das Schwerd umkommt, vertheidigen. Denn diesen kann der Affect zu einer solchen Rache gebracht haben, dahingegen der Bandite aus bloßer Gewinnsucht gegen einen Menschen, der ihn nicht beleidigt hat, mit kaltem Blute wütet. Warum bestrafet man (S. 259.) einen adlichen Dieb, den sein Stand und viele andere Bewegungsgründe von einer solchen niedrigen That weit mehr, als andere, abhalten sollten, mit dem Schwerd, wenn der bürgerliche sein Leben durch den Strang verliehrt. Der Adel verdient Vorzüge wegen seiner Tugend, aber nicht wenn er sich durch Niederträchtigkeit seiner Herkunft unwürdig macht. Heißt dies die Strafen nach dem Grad der Sittlichkeit abmessen? Staatsbediente, welche über 150 Gulden aus den Cassen entwenden, werden (S. 266.) gehängt. — Am Ende dieser peinlichen Halsgerichtsordnung sind ausser den schon bemerkten Kupferstichen noch Formularien von verdammenden und lossprechenden Urtheilen beygefügt. —

F. *

III.

Der Oesterreichische Patriot. Erster bis dritter Band, 1764. 1765. Des zweyten Jahrgangs erster und zweyter Band, 1765. 1766. Wien bey Schulz, in 8.

Wider die Langeweile. Erster Band. Wien bey M. T. Schulzin, Wittib, 1767. in 8.

Der

Der Mann ohne Vorurtheil. Zweyter Band. Wien bey Trattnern, 1769. in 8.

Therese und Eleonore eine Wochenschrift von J. von Sonnenfels. Zweyte und verbesserte Auflage. Nebst einem Anhange. Leipzig bey C. G. Hilschern, 1769. in 8.

Um in Oesterreich den Geschmak an guten Schriften zu erwecken, und eine feinere Denkungsart einzuführen, hat man sich besonders verschiedener Wochenschriften bedienet, von denen uns (ausser die Welt, eine Wochenschrift in 4. Bänden, die vor 1764. erschien) nur die obigen zu Gesichte gekommen sind. Die Wochenschriften sind in der That das bequemste Mittel, um denen, die noch nicht gelesen haben, einige Lust zum Lesen beyzubringen. Diesen Wochenschriften hat man es zu danken, daß in Wien Liebe zur deutschen Sprache erwecket und unsere gute Schriftsteller in Oesterreich bekannter worden, da sie leider vor wenigen Jahren daselbst noch ganz unbekannt gewesen: Man kann zwar von diesen Wochenschriften eben nicht sagen, daß man in denselben viel Meisterstücke finde, aber sie sind meistens doch so gut, daß vergleichungsweise, wenig Blätter unter die schlechten können gerechnet werden, und das war zu dem Zwecke, wozu sie geschrieben waren, genug.

Der Oesterreichische Patriot meynt es sehr gut. Aber die Blätter sind von verschiedener Güte. Am besten haben uns die physikalischen Stücke, und die, so sich unmittelbar mit Verbesserung österreichischer Landeseinrichtungen beschäftigen, gefallen. Die moralischen Stücke können immer nützlich gewesen seyn, aber sie sind oft matt, oft tragen sie Merkmale der Nachahmung an sich. Die Gedichte sind durchaus, wie fast in allen andern Wochenblättern, das mittelmäßigste.

Wider die Langeweile, ist sonst ganz gut, aber warlich nicht wider die Langeweile, denn die meisten Stücke sind sehr matt.

Der Mann ohne Vorurtheil, hat weit mehr Lebhaftigkeit. Manche Stücke, die vielleicht in Wien sehr interessant *) mögen gewesen seyn, sind uns aus Mangel der Kenntniß der dortigen Sitten nicht ganz verständlich. Die Streitigkeiten, die durch dieses Wochenblatt unter den witzigen Köpfen zu Wien erreget worden, (wovon unten noch etwas vorkommen wird) können wir gleichfalls hin und wieder nicht verstehen, und wir enthalten uns also um so viel mehr näher darüber zu urtheilen.

Theresie und Eleonore ist bey weitem die beste Wochenschrift unter den übrigen. Sie ist lebhaft geschrieben, und trägt Moral in guter Einkleidung vor. Wenn wir einige etwas matte Stücke, und denen man Nachahmung anmerkt, ausnehmen, so können wir sie ungemein anpreisen, und sie verdienet auch ausser Oesterreich, den Nachttisch der Schönen zu zieren.

Da wir uns vorgenommen haben, verschiedene zur Oesterreichischen Litteratur gehörige Schriften anzuzeigen, so mögen nun einige theatralische Stücke, und dahin einschlagende Streitschriften folgen:

Der

*) Die Göttinger Zeitung will, man solle anstatt interessant, lieber einnehmend sagen, aber es ist, dünkt uns, offenbar, daß zwar alles einnehmende, interessant, aber nicht alles interessante einnehmend ist. Anziehend könnte man eher sagen, wenn es nicht zu ungewöhnlich wäre. Aber überhaupt, da wir dem Worte Interesse in verschiedener Bedeutung das Bürgerrecht gegeben haben, warum sollte interessant so tadelhaft seyn?

Der Geburtstag. Ein Lustspiel von drey Aufzügen. Zweyte Auflage. Wien bey Trattnern, 1767. in gr. 12.

Kritik über den Geburtstag. Ein Lustspiel von einem Aufzuge. Zweyte Auflage. Wien bey Trattnern, 1767. in gr. 12.

Gedanken eines Philosophen von dem Lustspiele: Kritik über den Geburtstag. Wien bey Trattnern, 1767. in 8.

Gedanken eines unpartheyischen Mannes, über die Gedanken eines Philosophen.

Dieses blieb im Manuscript, weil der Druk nicht erlaubt ward, gleichwol ward eine Widerlegung gedrukt, unter folgenden Titel:

Schreiben des Philosophen an den unpartheyischen Mann. Wien bey Trattnern, 1767. in 8.

An die uralte weltberühmte und hochgelehrte Gesellschaft der schönen Wissenschaften von Hirschau, 1767. in 8.

Die Schriftsteller, oder freundschaftliche Erinnerungen an selbe, über ihre bisherige Streitschriften von J. M. S. B. Wien, 1767. bey Kurzböck. in 8.

Julie, oder Wettstreit der Pflicht und Liebe, Ein rührendes Lustspiel von drey Aufzügen. Wien bey von Ghelen, 1766. in 8.

Tom Jones, ein Lustspiel von fünf Aufzügen, nach dem englischen Roman. Wien bey von Ghelen, 1767. in 8.

Der Bauer aus dem Gebirge in Wien. Ein Lustspiel von drey Aufzügen. Wien, 1767.

Diese fünf Stücke sind von Hrn. Franz Heufeld. Julie, ist von Hrn. Leßing in der Hamburgischen Dramaturgie so gründlich beurtheilet worden, daß nichts weiter hinzuzusetzen ist.

Der Geburtstag, ist eine Schilderung der Sitten des niedern Adels zu Wien, die sehr getreu zu seyn scheinet, und daher bey der Aufführung auch ungemeinen Beyfall erhalten hat. In der Wochenschrift, der Mann ohne Vorurtheil, ward dies Stück ziemlich hart beurtheilet, wodurch die Kritik über den Geburtstag und die angezeigten Streitschriften veranlaßt worden. Unsers Erachtens ist der Geburtstag eben kein Meisterstük, aber als eine Lokalkomödie für Wien, auch eben nicht zu verachten, daher der Mann ohne Vorurtheil, den Verf. billig nicht hätte chicaniren sollen. Doch hätte hinwieder Hr. H. diese Kritik nicht so übel aufnehmen sollen, wofern nicht besondere Umstände und Veranlassungen etwa hiezu Gelegenheit gegeben, die uns vielleicht können unbewußt seyn.

Tom Jones ist etwas matt; der V. bleibt zu sehr bey der Geschichte. Doch ist das Stük sehr viel besser, als ein anderer Tom Jones von Steffens der zu Zelle 1765. gedruckt worden.

Der Bauer aus dem Gebirge ist eine freye Nachbildung des Arlequin Sauvage. Es ist ein wohlgerathener Versuch, die Person des Hanswurst, die das Wienerische Publikum *) sich bisher nicht hat wollen entreißen lassen, brauchbarer und anständiger zu ma-

*) Wir haben eine zu Wien gedruckte Miß Sara Sampson gesehen, wo Hanswurst die Person des Norton spielet.

machen. Wir sagen, der Versuch ist sehr wohl gerathen, aber so weit es die Person des Hanswurst selbst möglich macht. Denn sonst freylich ist das Naive eines Wilden, der zuerst Europa siehet, von der Plumpheit eines Bauers, der zuerst nach der Stadt kommt, Himmelweit unterschieden. Dieser Schriftsteller hat noch 2 Lustspiele, die Haushaltung nach der Mode, und den Liebhaber nach der Mode verfertigt, die uns nicht zu Gesichte gekommen sind.

Aurelius, ein Trauerspiel in Versen, von einem K. K. Officier. Erste, zweyte und dritte Auflage, 1766. Wien bey Krauß in 8. Vierte veränderte Auflage, ebendaselbst 1768. in gr. 8.

Hermann und Thusnelde. Ein Trauerspiel in Versen von einem K. K. Officier. Verbesserte Auflage, 1769. in 8.

Der Verf. dieser beyden Stücke ist der Hr. von Ayrenhofer, K. K. Hauptmann. Der Aurelius ist in Wien, mit grossem Beyfall aufgenommen worden, wie die wiederholten Auflagen zeigen. Der V. verdient um so vielmehr Aufmunterung, je seltner Leute von seinem Stande, ihre Nebenstunden, so nützlich anwenden. Diese beyden Stücke sind auf die französische Art verfertigt, da man mehr edelmüthige Gesinnungen und schöne Tiraden sucht, als den Kampf menschlicher Leidenschaften, zu schildern, und diese in den natürlichen Ausdrücken darzulegen sucht. Wie sehr dies von dem wahren Zwecke des Trauerspieles abführe, hat niemand besser gezeiget, als Leßing in seiner Dramaturgie. Der Hr. von A. scheint, nach seinen Vorreden zu urtheilen, viel zu

be-

bescheiden und zu aufmerksam auf die Verbesserung seiner Werke, zu seyn, als daß ihm die Lesung der Leßingischen Anmerkungen, nicht neue Aussichten in das wahre Wesen des Trauerspiels öfnen sollte.

Xerxes, der Friedsame. Ein heroisches Schauspiel in fünf Aufzügen. Bey der Feyerlichkeit der Krönung Sr. Röm. Königl. Maj. Josephs des IIten aufgeführet. Wien, bey Krauß, 1764. in 8.

Wir können uns kaum vorstellen, daß es möglich sey, was in der Vorrede vorgegeben wird, daß der Hr. von Sonnenfels den Plan zu diesem Stücke entworfen habe. Er ist außerordentlich windschief, vermuthlich durch Schuld zweyer Personen, die nach den Hrn. von S. daran sollen gearbeitet haben. Die Schreibart geht auf Stelzen, und nicht selten schmeckt sie nach der, die man in Haupt- und Staatsactionen zu hören gewohnt ist.

Wienerische Dramaturgie. Erstes Vierteljahr. Wien, bey M. T. Schulzin Wittib. 1768. in 8.

Dieser Schriftsteller hat Leßingen bloß den Namen abgeborget; hat aber zu einem solchem Werke, sehr wenig Talente. Er weis so wenig den Raum zu füllen, daß er ein höchstelendes heroisches Schauspiel, betittelt Aeneas und Lavinia, einrückt, und Löwens ziemlich und unzuverläßige, und höchstpartheyische Geschichte des deutschen Theaters abschreibt.

Briefe über die Wienerische Schaubühne. Aus dem Französischen übersetzt. Vier Quartale. Wien, bey Joseph Kurzböck, 1768. in 8.

Der

Der Verf. nimmt nur die Maske eines Franzosen an, die er auch noch vor Ende des Werks ableget, um sich als einen deutschen Schriftsteller zu zeigen. Er übertrift den vorigen Autor beyweiten, an Einsicht und Beurtheilungskraft. Viele seiner Anmerkungen und Vorschläge sind würdig näher überlegt zu werden. Die Schreibart ist angenehm und lebhaft. Niemand hat wohl den Styl der Litteraturbriefe besser nachgeahmt, als dieser Verf. Um dieses sein Original völlig zu erreichen, hat er vielleicht geglaubt, er müßte zuweilen ein wenig rasch und dreist urtheilen, er müßte sein Urtheil, wie die Franzosen sagen tranchiren. Wenn man entweder sein Urtheil in ein unwidersprechliches Licht zu setzen weis, oder wenn er die sichern Gründe seiner Meynung, so zu sagen, in der Tasche hat, und nur darauf wartet, daß man ihm Einwürfe mache, die er schon weis, daß er sie, da wo sie am stärksten sind, widerlegen kann; wenn dieses der Fall ist, so thut es zuweilen eine sehr gute Wirkung, wenn man seine Meynung sehr dreist und entscheidend saget; wenn man aber blos seiner Laune oder seinem Eigensinne zufolge, eine neue Meynung aufbringen will, und den entscheidenden Ton blos nach der Hitze seiner eigenen Ueberredung abmißt, ohne vorher Gründe und Gegengründe gehörig abgewogen zu haben, so kann man sehr verliehren, wenn ein wahrer Kenner die Sache kälter zwar, aber auch gründlicher untersucht.

Unser Verf. befindet sich verschiedenemale in diesem Falle. Sonderlich aber, wünschten wir, daß er über den Goldoni und über die Composition der Oper Alceste vom Ritter Gluck, nicht so entscheidend geurtheilet hätte. Jenen beschreibt er als einen schlechten Schriftsteller, da doch sonderlich unsere deutschen angehenden Schriftsteller, so viel von demselben

ben lernen könnten, diese hingegen macht er zu einem überschwenglichen Meisterstücke in der Musik, das den wahren guten Geschmack in der Musik wiederherstellen, und den syberitischen *) Italiänischen Geschmack ausrotten werde.

Es ist überhaupt kaum abzusehen, warum sich der Verf. mit der Italiänischen ernsthaften und komischen Oper, desgleichen mit der französischen Comödie so sehr beschäftigt. Will er etwa diese Schauspiele verbessern. Hat er vergessen, wie schädlich sie unserm eigenen Theater sind, und daß wir alles verlohren geben, wenn wir uns dafür intereßiren, oder sie gar als einen Theil unserer Nationalbühne betrachten wollen. Sollten unsere Großen, jemals von dem ungegründeten Vorurtheile, für diese ausländische Schauspiele zurükkommen, so muß sich das ganze Publikum, weit gefehlt, sie zu befördern, ganz gleichgültig dagegen bezeigen, noch viel gleichgültiger, als diese Schauspiele an sich verdienen möchten, und die, denen Einsicht und Erfahrung das Recht zu reden giebt, müssen dreist, laut, entscheidend, dawider reden, viel deister, lauter, entscheidender, als es sonst geschehen würde, wenn diese fremde Schauspiele nicht unsere deutsche Schaubühne, unterdrükten und vernichteten. Dies hat Leßing in Absicht auf das französische Theater gethan, und er verdient den herzlichen Beyfall jedes patriotischen Deutschen, dem es darum zu thun ist, daß seine Nation eine eigne Denkungs-

*) Syberitisch heißt unserm Verf. alles was sangbar ist. Graun und Haße werden bey ihm in gleicher Verdammniß seyn, auch mancher brave Vocalcomponist in Wien, unter andern Hr. Gaßmann, den er wegen einer komischen Oper zwar lobt, aber eines ungleich wichtigern Werkes von ihm, der Ope. Psyche nicht gedenket, die wir der Alceste, wenigstens an die Seite setzen würden.

Tonghart haben soll, und dazu ist gewiß der erste Schritt, daß wir aufhören den Franzosen nachzuahmen.

Der verkappte Franzose, der sich wundert, daß in der Oper Alceste, die erste Sängerin eine Deutsche sey, hätte sich eben so sehr wundern sollen, daß die Worte zu dieser Oper nicht deutsch sind. Man hat bisher blos die italiänische Sprache, der Bequemlichkeit des Gesangs halber, oder wie sich der Verf. auszudrücken beliebt, des Solfezieren und der Gurgeley wegen, bey der Vokalmusik den Vorzug gegeben, da nun aber alle diese Sachen (welches den Verf. so herzlich freuet) bey der Oper Alceste wegbleiben sollten, so war nicht die geringste Ursach übrig, warum diese Oper in italiänischer Sprache hatte seyn müssen. Sollte aber die Composition des Hrn. Gluck nichts als eine verfeinerte Deklamation seyn, so ist es ein abermaliger wichtiger Eingriff in die Rechte unsers Nationaltheaters, daß sie in einer deutschen Stadt an ein italiänisches Trauerspiel sollte verwendet werden.

In der wortreichen Anpreisung dieser Oper verräth der Verf. überhaupt an mehr als einem Orte, daß er der Musik gänzlich unkundig sey. Er gestehet dieses selbst, im 4ten Quartal S. 833. versichert aber „er habe ein richtiges Ohr, und eine getreue „Empfindung, die ihm in der Musik das Schöne „sicher anweise. Wenn er diese Richtigkeit, Treue und Sicherheit nicht etwa durch eine besondere Inspiration empfangen hat, so hätte er darauf immer ein bescheidenes Mißtrauen setzen, und es denen, die etwas von der Musik verstehen, überlassen sollen, den Componisten ihren Rang anzuweisen, und über die Musik ganzer Nationen zu urtheilen.

Wir wissen zuverläßig, daß ein gekrönter Kenner der Musik, die besten Stücken der Gluckischen Oper Alceste von seinen besten Sängern und dem

Kern

Kern seines Orchesters hat zur Probe aufführen lassen, weil das große Geschrey, das man in Wien von dieser Oper machte, ihn begierig machte, ein solches Meisterstück zu hören. Als er aber einige Stücke gehöret hatte, so unterbrach er die Spielenden und ließ aufhören, weil er vollkommen gesättigt war. Wir hoffen nicht, daß der Verf. seine Empfindung, der Empfindung eines so feinen Kenners wird im Ernste entgegensetzen wollen.

Uns deucht, diese Composition sey als eine bloße notirte Deklamation betrachtet, immer noch viel zu viel Musik, und als ein musikalisches Kunstwerk betrachtet, viel zu wenig Musik; und da vollends, die meisten Recitative in abgemessenen Takte abgesungen werden, welches der wahren Deklamation ganz zuwider ist, (der einzelnen Hoboe nicht zu gedenken, die so oft dabey ein lieblich Liedlein ertönen läßt,) so muß eine so einförmige Musik bald Ueberdruß erregen. Man stöhrt sein eigenes Vergnügen, wenn man der Musik ihre eigenthümliche Kraft raubt, und unter dem Vorwande die Gurgeley abzuschaffen, uns Englische Psalmodien anstatt Recitative und kleine Versetgen anstatt Arien aufdringen will.

Da izt die Partitur der Oper Alceste gedruckt ist, so behalten wir uns vor, künftig ausführlicher davon zu reden.

Briefe über die neuere österreichische Litteratur. 1768. Wien, bey Trattnern. in 8.

Diese Briefe enthalten verschiedene historische Nachrichten, die in unsern Gegenden wenigstens angenehm seyn müssen. Die Urtheile aber haben wir nicht allenthalben gleich bündig gefunden. Zum Theil werden lange Auszüge und Stellen aus andern Schriften angeführt, die eben nicht jederzeit interessant sind.

Oefters wird wider die ebengedachte Briefe über die Wienerische Schaubühne Streit geführet, über die wir uns, aus mehr als einer Ursach, nicht erklären mögen.

Wir wünschen, daß sich die schöne Kenntnisse, und der gute Geschmack in den K. K. Erblanden, immer mehr ausbreiten mögen. Die Geistlichen, kraft ihres Einflusses in die Gewissen, und in die Erziehung, können viel dazu behülflich seyn, und die bisherigen Bemühungen derselben dieserwegen sind sehr zu loben. Sollten noch in Oesterreich, unter den Ordensgeistlichen große Dichter aufstehen, so würde dies Land darinn einen Vorzug vor allen andern catholischen Staaten z. B. Frankreich und Italien haben, wo man das Gegentheil will bemerkt haben. Wir wünschen nur, daß in Oesterreich verdiente Gelehrte sich ferner nicht mit uninteressanten Streitigkeiten chicaniren mögen, daß sie aber auch nicht allzufrüh, einer mit dem andern mögen allzuwohl zufrieden seyn, und in allzuwillfährige Lobsprüche ausbrechen, die dem, der noch vollkommener werden könnte, Gelegenheit giebt, sich unverbesserlich zu dünken. Wir wünschen endlich, daß die Freyheit zu denken, unter einer erleuchteten Regierung immer allgemeiner werden möge. Sie allein kann eine philosophische Denkungsart bey einer Nation allgemein ausbreiten, die sie allein zu den wichtigsten Werken des Geistes tüchtig macht. Geschiehet dieses, so kann man sich versprechen, daß in Oesterreich Schriftsteller von der ersten Größe aufstehen werden, und unsere Litteratur von daher einen neuen Glanz erhalten wird. Wir nehmen, wie schon gesagt, an allen, unter den Oesterreichischen witzigen Köpfen entstandenen Streitigkeiten keinen Theil. Wir hoffen aber, es werde doch unsern Lesern angenehm seyn,

wenn wir einen aus Wien erhaltenen Brief hier einrücken, da er verschiedene Nachrichten enthält, die in unsern Gegenden noch unbekannt waren.

„Hochgeehrteste Herren!„

„Vielleicht wird es Ihnen nicht unangenehm „seyn, wenn ich Ihnen einige Nachrichten von dem „gegenwärtigen Zustande der schönen Litteratur in „Wien mittheile. Wenigstens werden diese Nach„richten weit zuverläßiger seyn, als die magern „Schreiben einiger Reisenden, da ich selbst in Wien „lebe, und vermuthlich immer da leben werde. In „der That erstaune ich über den geschwinden Fort„gang, den man hier in kurzer Zeit in der deutschen „Sprache gemacht hat. Noch vor etlichen Jahren „war Wien lateinisch, und französisch, das Deutsche „war dem Pöbel überlassen, und die deutschen Co„mödianten sorgten fleißig dafür, daß ihr Witz, ihre „Sprache ja immer dem niedrigsten Pöbel treu blie„ben. Auf einmal ward ein deutscher Lehrstuhl er„richtet, aber Popowitsch, ihr Lehrer, machte sich und „die deutsche Sprache lächerlich; denn er war ein „Pedant. Kurz darauf gieng eine deutsche Gesell„schaft hervor, wo Sonnenfels anfieng seine Talente „zu entwickeln; sie erhielt sich aber kaum ein Jahr, „und die Mitglieder trennten sich untereinander selbst. „Die Ordensgeistlichen widersetzten sich Anfangs dem „Fortgange der deutschen Sprache; endlich aber fan„den sie für gut, sie selbst zu studiren. Die erste Wo„chenschrift, die in Wien zum Vorscheine kam, hieß „die Welt, ihr vornehmster Verfasser war Klemm; „der Herr von Sonnenfels ließ auch verschiedene „Aufsätze in diese Wochenschrift einrücken, überhaupt „aber waren es noch unreife Jugendfrüchte. Der „Oesterreichische Patriot von eben diesem Verfasser

„über-

„übertraf die Welt um vieles. Die Priester der „Gesellschaft Jesu, Burkard, Denis, Hohenwart, „Mastalier, Rakelsperger, Wurz, ein paar Prie„ster der frommen Schulen, und Bob, Herl, Heu„feld, Noschmann hatten Antheil an derselben; diese „Wochenschrift war beliebt, und erhielt sich ungefehr „zwey Jahre. Sonnenfels schrieb darauf den Ver„trauten, der aber gleich mit den ersten Blättern ver„boten wurde, weil er zu bittere Anspielungen auf „verschiedene Familien enthielt. Einige Zeit darauf „fieng er an, den Mann ohne Vorurtheil heraus„zu geben, und blies dadurch ein Feuer unter allen „Einwohnern Wiens an. Seine Sprache ist körnigt, „schön, nur bisweilen zu schön, denn sie wird oft poe„tische Prose, und neologisch, er hat viele neue Wör„ter gewaget. Er sagt seinen ... Leuten Wahrhei„ten ins Gesicht, die man bisher nur gedacht hatte; „nur Schade, daß er sie mit zu vieler Bitterkeit und „in einem zu hohem Tone sagte, der nach Eigenliebe „schmeckte. Er konnte keinen andern Autor neben „sich ertragen, und setzte verschiedene auf das parthey„ischste herab. Nicht selten waren seine Charaktere „persönliche Anspielungen, heimlicher Groll, oder „Rache. So kam es denn dahin, daß die Wiener „unter Pasquill, und schönen Wissenschaften keinen „Unterschied mehr machten, und daß man Deutsch „las, um schimpfen, und lästern zu sehen. Da flo„gen denn die gallsüchtigsten Blättchen gegeneinan„der, der Zuschauer lachte, und verachtete fast immer „die Urheber. Wenn dieser Mann, der unstreitig „vortrefliche Talente besitzet, seine Eigenliebe hätte „mäßigen können, wenn er statt mit der Keule auf „die Köpfe zu schlagen, die jungen Leute bey der Hand „genommen, und sie geleitet hätte, so würden die „schönen Wissenschaften einen weit herrlichern Fort-

„gang unter uns gehabt haben. Besonders begieng
„er die größten Fehler bey Beurtheilungen dramati-
„scher Stücke. Es waren die strengsten Kritiken, um
„seine Einsicht in das Drama, seinen Scharfsinn zu
„zeigen; allein war das der Ort, die Zeit bey einem
„Theater, das nicht einmal noch in der Kindheit war,
„das sich erst von dem Wuste anfangen mußte, los-
„zuwinden? durch seine Feldzüge wider den Hanns-
„wurst, oder wie er ihn nennte, den grünen Hut,
„und überhaupt durch seine Kritiken, zog er sich end-
„lich den Verdruß zu, daß ihn seine Feinde in einem
„rasenden Stücke, welches den Namen führte, den
„auf den Parnaß versetzte grüne Hut, auf der Bühne
„dem Gelächter der ganzen Stadt Preis gaben, wo-
„durch alles Gute wieder niedergerissen wurde, das
„etwan für die deutsche Bühne geschehen war. Noch
„zwo andere Wochenschriften von Ihme Therese
„und Eleonore, und das weibliche Orakel bringen
„ihm wahrhaftig Ehre, sie sind in den lächelndsten,
„in den angenehmsten Ausdrücken geschrieben, voller
„Naivetät, und Grazie. Da erscheint er als der
„liebenswürdigste Schriftsteller, und wurde von je-
„dermann mit Vergnügen gelesen. Ein gewisser
„Neugebauer, der die Fabeln des Fuchses ge-
„schrieben hat, gab eine Wochenschrift, unter
„dem Titel, der Verbesserer, heraus; Sonnen-
„fels fiel über seine Ankündigung her, Neugebauer
„vertheydigte sich mit Bitterkeit, so ward der wieder
„zum Streite geblasen. Der Verbesserer fand An-
„fangs Beschützer, allein durch seine matten Blätter,
„durch die üble Wahl der Materien, verlohr er sie,
„und den Beyfall des Publikums gänzlich. Neue
„Wochenschriften folgten darauf. Die Freunde, wie
„der die Langeweile, und die Wienerische Drama-
„turgie. Die Verf. der ersten waren Jünglinge, die

„un-

„unter sich auf Stecken ritten, und das Publikum
„einluden, mit ihnen zu reiten. Klemm verfertigte die
„beyden letzten, welche keinen Beyfall fanden, und
„ihn auch nicht verdienten, einige wenige Blätter
„ausgenommen. Hier und da Gedichte, und Reden
„bey feyerlichen Gelegenheiten, die meistens schon in
„der Bibliothek der schönen Wissenschaften angezei-
„get sind. Denis, dieser vortrefliche Dichter, hat den
„Ossian in Hexametern übersetzet, und der zweyte
„Band ist schon aus der Presse. Das deutsche Thea-
„ter schien unter Hilverdingen eine neue Gestalt zu
„gewinnen, wenigstens hatte er Anstalten getroffen,
„Theatraldichter durch Belohnungen zu ermuntern,
„allein es kam bald in die Hände des Affligio, der
„zum Unglücke kein Deutsch verstehet, und unter dem
„wiederum ein französisches Theater errichtet wurde,
„das nach dem Tode des Kaysers Franz entlassen
„worden war. So vortreflich die französische Truppe
„ist, so elend stehet es nun um das deutsche Theater,
„auf welchem wahrhaftig der Fluch zu ruhen scheinet.
„Der Adel besucht das fremde Schauspiel, der Pö-
„bel das deutsche, wo man Hexereyen und Possen-
„spiele häufiger als jemals sehen kann. Unter den
„Wiener Theatraldichtern sind die bekanntesten, Haf-
„ner, Heufeld, Klemm. Hafner hatte sich aus tau-
„send Burlesken die Spaße gesammelt, und aus die-
„sem setzte er seine Stücke zusammen. So pöbelhaft
„sie waren, so fanden sie doch allgemeinen Beyfall,
„denn sie enthielten zugleich viele Anspielungen auf die
„Lokalsitten. Das merkwürdigste in seinen Stücken
„ist, daß er es zu keiner Heyrath mit seinen Personen
„kommen läßt, die er oft auf die ungeschickteste und
„gezwungenste Art verhindern mußte. Dem unge-
„achtet kann man ihm das Talent zu Niedrigkomi-
„schen nicht absprechen. Heufeld, der wahrhaft Ge-

„nie zu dem Komischen besitzet, fand durch seine
„Stücke den Beyfall auch des gesitteten Publikums.
„Sie sind das lebhafteste, und natürlichste Gemählde
„der Wiener Sitten. Der Geburtstag, eine piéce
„à tiroir, den er auf Veranlassung verfertigte, zer-
„riß das Band der jüngsten Freundschaft, das er und
„Sonnenfels mit einander geknüpfet hatten. Kaum
„war dieses Stück aufgeführet, und zwar mit dem
„entscheidendsten Beyfall, so schrieb Sonnenfels eine
„beleidigende Kritik darüber, Heufeld vertheydigte
„sich in einer Kritik über den Geburtstag; das Pub-
„likum las die Kritiken, und sah den Geburtstag nur
„öfter. Klemm hat einige Stücke, besonders für die
„Kinder, verfertiget, die man gern gesehen hat, und
„da er einige Talente zum Drama hat, so liesse sich
„in der Folge von ihm etwas versprechen, wenn man
„in der Hauptstadt Deutschlandes eines Theatraldich-
„ters nöthig hätte. Sonnenfels schreibt itzt wirklich
„noch die Briefe über die Wienerschaubühne, die
„ihm auch schon viele Verdrüßlichkeiten zugezogen
„haben, und ein ungenannter, Briefe über die ganze
„neue Oesterreichische Litteratur. Das Publikum
„scheint itzt aller der Streitigkeiten überdrüßig zu seyn,
„man liest wiederum weit weniger, der Geschmack
„ist in der That noch wenig verbreitet, das National-
„theater liegt im Wuste, das französische ist allein
„besucht, geschätzt, so wie auch die opera buffa, die
„ebenfalls gut ist. Wir Deutsche allein sind verach-
„tet, nur zu oft durch unsere eigene Schuld, und
„kein Ausländer verachtet uns empfindlicher, als un-
„sere deutsche Cavaliere, als unsere eigene Nation.
„Ich verharre mit der vollkommensten Hochach-
„tung.„ rc.

S.

IV.

IV.

Denkmal des Hrn. Johann Nicolaus Meinhard, an den Hrn. Geheimenrath Klotz, von Friedrich Just Riedel. Jena bey [illegible], 71 Seiten in gr. 8.

Der seel. Meinhard, war ein sehr würdiger Mann, der die ausgebreiteste Gelehrsamkeit, mit dem feinsten Geschmacke verband; und sein frühzeitiger Tod, ist ein wahrer Verlust für unsere Nation. Da inzwischen seine große Bescheidenheit verursachte, daß er sehr wenig hat drucken lassen: so sind seine große Talente, so wie sein liebenswürdiger Charakter, nur seinen vertrauten Freunden bekannt. Von einem derselben hätte daher billig sein Leben beschrieben werden sollen, in Ermangelung dessen, müssen wir mit den Nachrichten, die Hr. R. aus glaubwürdigen Quellen liefert, zufrieden seyn.

In den Klotzischen Journalen und Zeitungen ist dies Denkmal mehr als einmal ein Muster einer Biographie genennet worden. Das ist nun wohl nicht eben dem Wortverstande nach, zu verstehen, denn man weis es schon, daß die Klotzische Schule, wenn sie ihre Freunde von Herzen lobet, (und wen hat sie nach Hrn. Klotz selbst, herzlicher zu preisen gesucht, als Hrn. Riedel) auf die Bedeutung der Worte, so genau nicht siehet. Wir hoffen vielmehr, Hr. Riedel werde in künftigen Biographien, dazu er Hofnung gemacht hat, sein Muster weit übertreffen.

Die gesammelten Nachrichten hat Hr. R. ganz gut erzählet. Aber, weil er den seel M. nicht genau gekennet, ist er seinem Charakter nicht tief eingedrungen, wenigstens denen, die M. genauer gekannt ha-

 ben,

ben, thut Hr. R. gewiß keine Genüge. Wir wollen nur ein Beyspiel geben. S. 18. Sagt Hr. R. daß von Meinhards Hypochondrie, „ein niedergeschla„genes Wesen, eine gewisse Furchtsamkeit herkam, die „verursachte, daß er sich um nichts bewarb, und selbst „das ausschlug was ihm angetragen wurde.„ Die bloße Hypochondrie, mag dies wohl nicht verursacht haben, wenigstens bey Hrn. Riedel, der sich S. 16. auch seiner Hypochondrie rühmet, *) hat sie bisher diese Wirkung noch nicht gehabt. Wir glauben eine ganz andere Ursach dieses Mißtrauens gegen sich selbst bey dem Seel. bemerket zu haben. Er hatte eine ungemein empfindliche Seele; sehr wenige Menschen sind fähig, die Schönheiten der Schriftsteller, sonderlich der Dichter, so innig zu fühlen, als Er. Diesem wollüstigen Vergnügen des Geistes, das er in so hohem Grade schmecken konnte, hieng er mit einer ausserordentlichem Begierde nach. Blos um es ganz ungestört zu genießen, (gar nicht aus Hypochondrie) schlug er alle ihm angebotene Aemter aus. Aber indem er beständig die Schönheiten anderer Schriftsteller aller Nationen, in so hohem Grade genoß, so verzweifelte er an seiner eigenen Fähigkeit, jemals ein Werk von ähnlicher Vortreflichkeit hervorzubringen. Dieses würkte bey ihm die große Furchtsamkeit, das Mißtrauen gegen sich selbst, und machte, daß er sich nicht trauete, von seinen eigenen Talenten eine vorzügliche Meynung zu haben, bis er sie durch das Urtheil solcher Leute, die er selbst schätzte, einigermaßen erhielt. Jeder, der den liebenswürdigen Mann nur einigermaßen genau gekannt hat, wird empfunden ha-

*) Vielleicht nicht ohne Rücksicht, auf das verbindliche Compliment, S. 54. „daß die Hypochondristen gemeiniglich diejenigen sind, die die Seele am meisten in ihren Wirkungen beobachten.„

haben, daß dessen Furchtsamkeit nicht Krankheit, sondern Gemüthscharakter war. Aber durch seine süße Empfindlichkeit gegen alles Schöne, sein eifriges Studiren, wurden natürlicherweise, seine Nerven so stark angespannt, daß er hypochondrisch ward, diese so reitzbar gemachte Nerven, machten ihn gegen die geringsten Veränderungen der Luft und der Nahrungsmittel, so empfindlich, daß die Beschwerlichkeiten weitläufiger Reisen, seinen Körper in Unordnung bringen konnten, die seinen frühzeitigen Tod beförderten.

Daß Hr. R. den seel. M. bloß aus den Nachrichten kennet, die man ihm zugesendet hat, sehen wir unter andern daraus, daß er von dessen sehr vertrauter Freundschaft mit dem Hrn. Abt Jerusalem nichts erwähnet. Wir wissen, daß Hr. Jerusalem über seine Betrachtungen, die itzt mit so ungemeinem Beyfall gelesen werden, mit dem Seel. einen interessanten Briefwechsel geführet hat.

Der seel. M. hatte, von des Heliodor Geschichte des Theagenes und Chariklea eine weit höhere Meynung, als ihm Hr. R. leihet, er hätte sie auch sonst gewiß nicht übersezt. Seine Freunde haben ihn mit Entzückung gewisse Stellen daraus hersagen hören, die seine empfindliche Seele, in ihrer ganzen Süßigkeit empfand.

Herr Riedel mag berühmten Leuten gern Complimente machen, er neiget sich auf allen Seiten rechts und links. Zuweilen aber überlegt er nicht recht, in welche Worte er diese Complimente einkleidet. S. 36. z. B. sagt er: „Hr. Gleim trug mit einer brittischen „Grosmuth Meinharden sein Haus, und seinen „Tisch an,„ und unmittelbar darauf heißt es „er „schrieb an seinen Gönner.„ Wenn jemand einen Mann wie M., der sich gar nicht in bedrängten Umständen befindet, einen Freund, der ihm an Gemüths-

gaben nicht nachzusetzen ist, einen Virtuosen, von dem er sich den angenehmsten und lehrreichsten Umgang verspricht, bey sich zu haben wünscht, so schikt es sich nicht für einen dritten, ein deshalb geschehenes freundschaftliches Anerbieten, in einer öffentlichen Schrift, brittische Großmuth zu nennen, und einen treuherzigen Freund in einen Gönner zu verwandeln. Hr. Gleim hat gewiß bey seinem Anerbieten nie ein so großes Air affektiren wollen. Meinhard, nach seiner furchtsamen Art, von sich selbst gering zu urtheilen, könnte sich vielleicht das Wort brittische Großmuth haben entfahren lassen, aber sein Biograph mußte es nicht brauchen. Und Meinhard dachte so delicat, daß die bloße Idee, daß jemand von ihm glauben könne, er habe Wohlthaten empfangen, schon hinlänglich war, dieses Anerbieten auszuschlagen. Hr. R. giebt dies S. 39. selbst zu verstehen.

Am besten hat uns S. 65. u. f. der Charakter des Seel. gefallen, der, so weit ihn Hr. Riedel aus den Berichten anderer erfahren können, ziemlich gut getroffen ist. Hingegen gefallen uns verschiedene eingestreute Anmerkungen, die gar nicht zu Meinhards Leben gehören, eben nicht sonderlich, z. B. S. 14. von der Hypochondrie. S. 41. bis 46. einige nicht sehr gründliche Gedanken von Nachahmung der Franzosen, Engländer und Italiäner und S. 59. von Uebersetzungen des Homer. Wir erinnern dies nur, damit nicht etwa jemand Hrn. Riedel auch hierin zum Muster nehmen möge. Sein Freund, Herr Schmidt, hat ohnedem schon kürzlich in seinen Biographien der Dichter gezeigt, daß er glaube, man dürfe in Lebensbeschreibungen alles anbringen, wozu man sonst keine Stelle weis.

S.

V.

Io. Christophori Koecheri, S. Th. Doct. et Prof. Publ. Analecta philologica et exegetica in Quatuor S. S. Evangelia quibus *Io. Christophori Wolfii*, Curae philologicae et criticae supplentur et augentur — Altenburgi ex Officina Richteria CIↃ IↃ CCLXVI. 4. 7 Alph. pl. 7.

Man hat es längst gewünscht, daß die Wolfischen Curae durch einen Mann von Belesenheit und den übrigen dazu erforderlichen Talenten möchten fortgesezt werden. Denn wenn es gleich bloße Sammlungen sind, so sind sie doch dem, welcher selbst über eine Schriftstelle schreiben will, sehr zuträglich um es sogleich mit Gewißheit zu wissen, was vor ihm darüber gesagt worden, wie weit man in der Erklärung derselben gekommen, und ob dieselbe Erklärung schon mit denselben Beweisen unterstützt worden, um also nicht Gefahr zu laufen, schon lang gemachte Beobachtungen ins Unendliche zu wiederholen: hierinn würden wir wenigstens ihren Nutzen vorzüglich sehen. Es wird auch mehr als die Belesenheit und der Fleiß eines Sammlers dazu erfordert, wenigstens immer noch die Geschiklichkeit, die Menge Materialien zu ordnen, gehörig zusammen zu fügen und auch nur den Kern zu liefern. Es gebührt also dem Hrn. K. auch größere Ehre, wenn ihm der Dank des verschreibenden Publikums ohnedem nicht entstehen kann. Diesen zu verdienen, hat er nach dem von dem seel. Wolf gemachten Plan fortgearbeitet und desselben Arbeit über die Geschichtsbücher des Lebens Jesu durch das, was jener übersehen hatte, ergänzt, und mit dem, was erst nach seiner Zeit zur Auf-

klä-

klärung dieser Bücher geschrieben worden, vermehrt. Weil ein jeder größere und eigentliche Auslegungsschriften leicht selbst nachschlagen kann, so hat er die Anzeigen nur aus solchen Schriften geliefert, die entweder den wenigsten in die Hände kommen, oder in welchen die Verfasser nur gelegentlich sich über eine Schriftstelle erklärt haben. Die Anzeigen selbst betreffen die Lesarten, den Sprachgebrauch und eine und die andre Erläuterung dogmatischer Fragen und Zweifel, welchen Hr. K. nicht selten sein Urtheil doch größtentheils nur mit einem oder zwo billigenden, oder mißbilligenden, oder zweifelnden Worten beygefügt hat: zur Probe mag folgende Anmerkung dienen: —

Luc. XIV. 18. Ἥμαρτον εἰς τὸν οὐρανόν) Coeli nomine summum Deum hic denotari Glassius Philol. lib. V. Tract. I. cap. III. p. 1469. Hagiophilus in observat. p. 76. Munthe in observat. p. 167 et interpretes tantum non omnes sentiunt. His adversatur Pistophilus, in der Erläuterung schwerer Schriftstellen, Vol. I. p. 656. illa exponens: Vater ich habe gesündiget in dem Himmel, das ist frey, frech, offenbahr, daß es nicht geleugnet werden kann; Pater peccavi in coelo; hoc est temere, petulanter, manifeste ut negari illud nequeat. Rationem nouam hujus explicationis hanc reddit, quod nullibi in divinis libris coelum pro Deo dicatur. Mirum est a Viro docto hoc affirmari potuisse, quum multis eorum locis *Glassius libro citato* id comprobaverit, atque haec loquendi ratio non modo Judaeis, sed aliis quoque gentibus usu recepta sit, cujus testes ad Matth. XXI. 25. in medium produximus. —

Auch dazu möchte also eine solche Sammlung noch dienen, solche unglückliche Einfälle, wie dieser Pisto-

prophetische war, ins Andenken zu bringen, oder darinn zu erhalten. Es versteht sich auch, daß es eines einzigen Mannes Kräfte übersteige, ein Werk von dieser Art in seiner grösten Vollkommenheit zu liefern, und Hr. K. ist selbst so bescheiden zu gestehen, daß manche kleine Schrift, deren Erwähnung noch in diese Sammlung gehört hätte, ihm bey der aufmerksamsten Nachforschung könne unbekannt geblieben seyn. Sollte es gegründet seyn, was man uns einmal als gewiß hat versichern wollen, daß der rühmlichst bekannte Herr Rector Krebs an einer Vermehrung des Wolfischen Werks arbeite, so bedauren wir, daß der Hr. D. K. nicht vor der Ausgabe der Seinigen, Nachricht davon gehabt hat, um von dem gesammleten Vorrath jenes Gelehrten, Gebrauch machen zu können.

W.

VI.

Probe Rußischer Annalen von August Ludwig Schlözer, Rußisch-kayserlichen Professor der Historie rc. Bremen und Göttingen, im Verlag G. L. Försters, 1768. 8. 15 Bog. ohne dem Vorbericht.

Herr Schlözer arbeitet seit einigen Jahren an einer kritischen Ausgabe der Rußischen Annalen, und war willens, das erste Buch derselben, aus dem Slavonischen übersezt, mit kritischen und historischen Anmerkungen herauszugeben, um zu erfahren, was die Kenner über seine Art, dieses Feld zu bearbeiten, urtheilen möchten. Er fand aber nachher nöthig, vorläufig von der alten rußischen Geschichte über-

überhaupt, in einigen Abhandlungen Kenntnisse zu geben, die er bey den Lesern nicht voraussetzen durfte. Und diese Abhandlungen sind es eigentlich, die der Verfasser unter dem angezeigten Titel als eine Probe der Annalen selbst liefert.

Die erste von diesen Abhandlungen betrift den Geschichtschreiber Nestor, der unter den bisher bekannten rußischen, und überhaupt slavischen Geschichtschreibern, den einzigen Christian aus Böhmen ausgenommen, der älteste ist. Er lebte in der leztern Hälfte des eilften, und zu Anfang des zwölften Jahrhunderts, in einem Zeitalter, das verschiedene nicht unbeträchtliche Geschichtschreiber unter den Griechen, und in andern Reichen aufgestellet hat. Vor Nestorn war die rußische Geschichte noch wenig bekannt, ohngeachtet die Ausländer Rußlands Macht und Grösse schon seit etlichen Jahrhunderten kannten. Aber auch vom Nestor wußten dieselbe eben so wenig. Nur ein Herbinius, ein Berg, und Leibnitz wußten seinen Namen, worüber man sich eben nicht wundern darf, da nur zwo Handschriften von ihm ausser Rußland gekommen sind, die noch dazu seinen Namen nicht hatten, und nur erst seit etlichen Jahren ein Abdruck davon in Rußland veranstaltet wird. Man hatte bey solchen Umständen nur wenige Nachricht von dem Namen des Nestors, und auch diesen entzog Rußland selbst seinen Nachbarn, da der Auszugsmacher aus diesen Geschichtschreiber, dessen Arbeit in dem ersten Bande der Sammlung rußischer Geschichte steht, entweder aus Urkunde der Sprache, oder aus Unachtsamkeit, in der Uebersetzung der Aufschrift des Werkes, Czernorizca Peczerskago monastyrä Fedosjeva, das lezte Wort *Theodosi*, als wenn es Theodosija hieße, übersezte, da er es Theodos*iani* hätte geben müssen. Der rußische Geschichtschreiber hieß

also

also nun Theodosius, Nestors Namen verlohr sich, und Hrn. Müllers wiederholte Verbesserungen dieses grammaticalischen Fehlers überzeugten die Ausländer doch nicht, dem Geschichtschreiber seinen rechten Namen wieder zu geben. Die Nachrichten, die Hr. Schlözer von dem Nestor giebt, hat er theils aus dem Zeitbuche des Nestors, theils aus dem Patericon, oder den Leben der Heiligen des Peczerischen Klosters in Kiev, geschöpfet. Zu diesen Quellen sezt er noch den Tatisczev, der in der Einleitung seiner rußischen Geschichte von Nestorn schön und mit kritischen Einsichten, aber doch nicht ohne erhebliche Fehler gehandelt hat; und Müllern, der eine eigene Abhandlung von Nestorn und seinen Fortsetzern in der von ihm veranstalteten rußischen Monatschrift, (Soczinenia i Perewody, Abhandlungen und Uebersetzungen) April 1755. eingerücket hat. Da diese beyden leztern Gelehrten der Verfasser auch Quellen nennet, so wäre zu wünschen, daß er die Leser belehrt hätte, ob sie noch andere sichere Nachrichten aus sichern Urkunden haben, die in dem Zeitbuche des Nestors und dem Paterikon nicht stehen. Der Geburtsort des Nestors hängt von der Richtigkeit einer Leseart ab, die sich in der Handschrift auf der Königsbergischen Bibliothek befindet. Daselbst heißt es vom Sineus: er residirte bey uns (u nas) zu Beloséro, der Stadt an dem See gleiches Namens. Herr Schlözer hat aber das u nas sonst in keiner Handschrift angetroffen, und überhaupt dünket uns nicht, daß ein Schriftsteller, der zwey hundert Jahr jünger ist, als die Person, von der er schreibt, sich also, u nas ausdrucken würde, wenn er sagen wollte, daß sie in seiner Vaterstadt gewohnt habe, zumal wenn der Schriftsteller nicht mehr an diesem Orte wohnet. Das Geburtsjahr des Nestors schließt der Verf. aus einigen Da-

ten,

ten, die von dem Nestor in dem Pateriton vorkommen. Nach denselben ist er im Jahr 1056. gebohren. In seinem 17. Jahre trat er in das Kloster unter dem Abt Theodosius, dessen Gebeine er im Jahr 1091. in der Höle, wo sie bisher gelegen hatten, aufsuchte, und ausgrub. Von seinem übrigen Leben, sagt der Verf. „wissen wir nichts. Nur sagt „das Paterikon von ihm: Er arbeitete an seinem Zeit„buch, erinnerte sich der Ewigkeit, und diente und „gefiel seinem Schöpfer, bis er endlich alt und lebens„satt zu seiner Ruh eingieng rc. „Während dessen „(ist unbestimmt. Der Leser sieht nicht, worauf es „gehen soll) lernte er griechisch. Cedrenus, Zona„ras, und Syncellus wurden die Muster, nach denen „er seinen historischen Geschmack und Vortrag bil„dete.„ Hat diese Nachrichten der Verf. aus dem Nestor selbst, oder sind es nur seine Muthmassungen? Wir zweifeln an dem erstern, und halten es nicht vor wahrscheinlich, da Cedrenus und Zonaras Zeitgenossen des Nestors sind, und beyde vielleicht noch nicht ihre Bücher geschrieben, oder bekannt gemacht hatten, als Nestor schrieb. Sind es Muthmassungen des V. so dünkt uns, daß er durch den Cedrenus eben kein sonderliches Vorurtheil vor seinen Nestor erreget habe. „Wäre Nestor durch Nachahmung der „der alten Griechen mehr pragmatisch worden, so „würde er dagegen nicht so genau chronologisch seyn.„ Leser, die den Nestor nicht weiter, als aus der Nachricht des Verfassers kennen, werden bey dem Lobe der genauen Befolgung der Chronologie etwas zweifeln, da sie auf den vorhergehenden Blättern lesen, daß Nestor den Ursprung seines Klosters, das man erst im Jahr 1072. zu bauen anfieng, bey dem Jahr 1051. erzehlet.

Wie lang Nestor gelebt habe, ist nicht genau bekannt. Wenn eine Stelle in einer Handschrift seines Zeitbuchs, die Hr. Müller anführt, richtig ist, so hat er noch im Jahr 1113. gelebt. Nestor sagt darinn: „er sey (damals als er dieses geschrieben) 40 Jahre „im Kloster gewesen.„ Es steht aber diese Stelle in der Königsberger Handschrift nicht. Nestor kann aber auch noch länger gelebt haben, da ihm das Patericon ein beträchtliches Alter beylegt. Seine Chronik läuft mit seiner Fortsetzer Arbeit unabgetheilt fort, und es läßt sich daher nicht eigentlich bestimmen, mit welchem Jahre Nestors Arbeit aufhöret. Tatisczew sezt das Ende derselben in das Jahr 1063., wo sich in einigen Abschriften eine Ermahnung an die Sünder findet, die sich mit Amen schließt; eine ähnliche Ermahnung schließt auch das Jahr 1116., wo aber deutlich Sylvester, der Abt des Michaelis Klosters zu Kiev rede, und folglich, meynt Tatisczew, gehört alles von 1094-1116. dem Sylvester zu. Müller widerspricht ihm, und Hr. Schlözer giebt Müllern seinen Beyfall. Sie glauben, im Jahr 1096. rede der Peczerische Mönch noch, und nicht Sylvester. Allein diese Stelle scheint mir mehr für Tatisczews Meynung zu seyn. Es wird darinn der Einfall des Polovzer Fürsten Bonak in Kiev, und die von ihm verübte Plünderung des Peczerischen Klosters beschrieben: „sie fielen, heißt es, in das Peczerische Kloster ein, da Wir noch in unsern Zellen schliefen.„ Wer ist nun unter dem Wir zu verstehen? Nestor mit seinen Brüdern? So sagt Müller, und Hr. Schlözer stimmet ihm bey. Der Recensent kann sich von dieser Auslegung nicht überzeugen. Hätte Nestor dieses geschrieben, so würde er nicht gesagt haben, „sie fielen in das Peczerische Kloster ein,„ sondern, in unser Kloster, oder in unser das Peczerische Kloster,

wie sich andere Schriftsteller von ihrem Aufenthalt auszudrücken pflegen, und es scheinet daher wahrscheinlicher, daß Sylvester redet: „Sie fielen in das Peczerische Kloster ein, da Wir, in dem Kloster St. Michaelis, noch schliefen.„ Ob Nestor bis 1113. geschrieben habe, traut sich der Verf. nicht zu entscheiden. Allein hieran wäre wohl nicht zu zweifeln, wenn die obige Stelle des Nestorischen Zeitbuchs, die der V. aus Müllern anführt, richtig ist. Denn wenn Nestor, wie er dieses geschrieben, 40. Jahre im Kloster gewesen, und im Jahr 1073. als dem siebzehnten Jahre seines Alters, in dasselbe getreten ist; so folgte daraus, daß er im Jahr 1113. noch geschrieben habe: sonst von keinem andern Jahre trift diese Nachricht ein. Diese Müllerische Stelle hätte der V. billig einer genaueren Untersuchung würdigen, und entweder behaupten, oder verwerfen sollen; und befremdet es uns, daß Hr. Schl. seinen Lesern nicht sagt, ob er diese Stelle sonst in einer von seinen übrigen neun Handschriften, die er collationirt hat, gefunden habe.

Nestors Chronik beschreibt der Verf. S. 30. etwas umständlicher. In einem kurzen Vorbericht wird die alte Welt überhaupt nach den Byzantinischen Geschichtschreibern (Hr. Schl. hat sie nicht namentlich bestimmt) und Rußland mit den angrenzenden Ländern insbesondere Geographisch beschrieben. Alsdenn kommt Nestor gleich auf die Slaven, ihre Züge von der Donau her, ihre Zertheilungen und Niederlassungen in den Ländern, die sie noch itzo innen haben; ferner die Wanderungen der fremden Völker, die blos durch Rußland gezogen sind, ohne festen Fuß allda zu fassen. — Vom Jahr 858. fängt Nestors Zeitbuch an chronologisch zu werden; er ordnet alles unter gewisse Jahre (doch wie schon bemerkt worden ist, nicht eben allezeit sehr scrupulös) und wird sonderlich von 879.

ab,

an, den Rußischen Begebenheiten umständlicher. Er beschreibt, sagt der Verf. „ganze Reihen von Vorfällen, die die bloße Tradition nicht wohl 200. Jahre „hindurch kann erhalten haben: ja er rükt wörtlich „zween lange Handlungs- und Friedenstractate ein, „die zwischen den Byzantinischen und Kievischen Monarchen A. 912. und 945. geschlossen worden, zum „deutlichen Beweis, daß er schon schriftliche Nachrichten vorgefunden und gebrauchet habe, ob er sich „gleich nirgends ausdrüklich darauf beziehet.„ Von dieser ganzen Stelle wünschte ich mehrere Beweisthümer. Da Nestor sich weder bey einzelnen Begebenheiten auf geschriebene Nachrichten beruft, noch überhaupt sagt, daß er seine Erzehlungen aus schriftlichen Urkunden geschöpfet habe: so bleibt der Verdacht beständig, daß er, wie andere Slavische Geschichtschreiber, aus der bloßen Tradition schreibt, zumal da er ausdrüklich meldet, (eine Stelle, die der V. nicht beygebracht hat) daß er die Begebenheiten vor seiner Zeit von einem sehr alt gewordenen Mann, mit Namen Jan erlernet habe, und folglich eben das von sich bekennet, was der ehrliche Cosmas von sich schreibt, er habe ex senum fabulosa narratione geschöpft, dessen Worte der Hr. V. S. 32. Not. gegen den Sinn des mitlern Zeitalters zu deuten scheint. Man hat also bey Nestorn, wenn er von ältern Begebenheiten redet, eben so viel Ursache auf der Hut zu seyn, als bey andern Schriftstellern, die Geschichten vor ihrer Zeit erzählen. Bey Begebenheiten seiner Zeit legen wir ihm gerne so viel Glaubwürdigkeit bey, als ein gleichzeitiger Schriftsteller verdienet, wenn er sich nicht durch Partheylichkeit verdächtig macht; besonders da er selbst von sich angiebt, daß er von den Rußischen Fürsten bey ihren Zänkereyen in Verschickungen gebraucht worden. In so weit machen wir ihm auch

sein Ansehen, in dem er von je her in Rußland stehe, nicht streitig. Ob es aber blos Folge von diesem Ansehen und des Verfassers Treue ist, wenn die nachfolgenden Rußischen Zeitbeschreiber Nestorn mit seinen eigenen Worten abschreiben, oder auch der Mangel anderer Quellen, woraus sie hätten schöpfen können, Schuld hat, wollen wir nicht untersuchen.

Vom Nestor kommt Hr. S. auf desselben Fortsetzer. Der erste ist Sylvester, Abt des Wydobischen St. Michaelis Klosters in Kiev, der im J. 1119. Bischof in Perejaslawl wurde, und im J. 1123. alda starb. Dieser schreibt von sich beym J. 1116: „Ich „sündiger Mönch Sylvester, Abt zu St. Michael, „habe dieses Buch geschrieben — — zu der Zeit „als ... in Kiev der rechtgläubige Fürst Wladimir „Monomach herrschte. ... Alles dieses habe ich ge„schrieben aus Liebe zu Gott .. und zu meinem rußi„schen Vaterland. .. Ich bitte alle, die diese Bü„cher lesen, daß sie für mich in ihrem h. Gebete bit„ten.„ — — Die rußischen Gelehrten sind wieder uneinig, ob diese Stelle Sylvesters Arbeit anfange oder schließe. Das leztere glaubt Tatisczev; das erstere Müller und Hr. Schl. und lezterer unterstüzt diese Meynung damit, daß Wladimir Monomach, unter dem Sylvester geschrieben, erst im J. 1114. zu regieren angefangen habe. Allein eben so könnte man sagen, Sylvester ist bereits 1119. aus seinem Kloster gegangen, und ist also scheinbar, daß er eher als 1116. seine Geschichte zu schreiben angefangen habe. Dazu hatte Sylvester vom J. 1114. bis 1116. hinlängliche Zeit, seine Geschichte von 23 Jahren (vor dem J. 1093. fängt sie doch nicht an) zu schreiben: und möchte es Hr. Schl. und Müllern schwer fallen, Beyspiele beyzubringen, daß Schriftsteller zu Anfang ihrer Schriften sie mit dergleichen Formeln dem Leser empfohlen haben,

ken, da es hingegen, selbst bey dem bloßen Abschreibern unter den Griechen, die doch ohne Zweifel hierinn die Muster der Russen sind, sehr gewöhnlich ist, ihre Arbeit beym Schlusse den Lesern zu empfehlen. Der zweyte Fortsetzer ist dem Namen nach unbekannt; er scheint in Wolynien gelebt zu haben, und ist umständlicher bey Begebenheiten, die Wolynien und Rothrußland angehen, als bey solchen, die sich in Weißrußland ereignet haben. Seine Arbeit geht bis auf das J. 1157. Der neue Fortsetzer ist noch weniger bekannt; seine Arbeit gehet bis J. 1203. Bis hieher gehet die erste Classe der rußischen Annalen, bis dahin hat jeder Zeitraum nur einen einzigen Geschichtschreiber, und alle Handschriften stimmen in den Hauptbegebenheiten mit einander überein. Nach der Zeit fängt eine große Verschiedenheit und Wiederspruch in den Handschriften an; es stunden gleich zeitige, und in jedem Fürstenthum, worein Rußland vertheilt wurde, besondere Geschichtschreiber auf, die vorzüglich die Vorfälle ihres Landes beschrieben. Sie waren allesammt Mönche, aber nur von zween, dem Bischof von Susdal in Weißrußland, Simeon, und dem Popen, Johann in Novgorod, sind die Namen bekannt.

Von diesen Annalen handelt der Verf. in der vierten Abhandlung umständlicher. Man hat viele Abschriften davon in Rußland. Der Hr. Verf. hatte zehen in Händen (wir wünschten, daß er auch den Moskowischen Codex hätte gebrauchen können), und verglich sie mit dem pünklichsten Fleiße, indem er sie wörtlich abschrieb. Die Schrift ist, wie bey allen slavonischen Manuscripten, dreyerley: Fractur, ustavnoje, Halb-Fractur, polu-ustavnoje, und cursiv, skoropisnoje. Sie sind allesamt schwer zu lesen, weil alles in einem weggehet, und dabey voll von Ab-

breviaturen. Das Alter seiner Abschriften bestimmet Hr. Schlözer nicht; eine Untersuchung, die die Kunstrichter schwer vermissen, und wodurch Hr. Schlözer seinen Verdiensten einen grossen Zusatz hätte geben können. Sie scheinen aber, den einzigen Radzivilischen oder Königsbergischen Codex ausgenommen, nicht über das 16. Seculum hinaus zu reichen. Die genaue Bestimmung des Alters dieses Codex scheint uns um so wichtiger, da er der einzige ist, der den Namen des Nestors an der Stirne führt, und die Entscheidung der Frage, die der Verf. aufwirft, ob der wahre alte unveränderte Nestor noch vorhanden sey, wird nicht wohl anders geschehen können, als durch die Bestimmung des Alters der vorhandenen Handschriften. Denn daß disjecti membra Nestoris aus der großen Menge jetziger Handschriften zusammen gelesen würden, möchte scrupulösen Gelehrten wenige Beruhigung geben. Hätte doch der Hr. Verfasser bewürkt, daß die von Tatisczev erwähnten Handschriften wären aufgesucht worden! — die Sprache ist die slavonische, die heutiges Tags nur in Büchern lebt. Die Wörterbücher und Grammatiken, so man von dieser Sprache hat, und nur aus den slavonischen Kirchenbüchern der Russen gemacht sind, reichen zur Verständniß der Annalen nicht hin, bey deren Auslegung eine Bekanntschaft mit allen übrigen slavonischen Mundarten erfordert wird. In den Handschriften trift man allerley Verschiedenheiten an, die der Verf. in wesentliche und zufällige eintheilt. Unter diesen versteht derselbe bloße Varianten, die durch die geänderte Orthographie, Veränderung der Archaismen und ausländischer Namen, und durch Verwechselung ähnlicher Worte entstanden sind. Der Verf. erläutert dieses lezte besonders mit sehr passenden Beyspielen. Die wesentlichen Verschiedenheiten bestehen in

der

der Veränderung des Styls, in Auslassungen ganzer Stellen, und Einschaltungen anderer Nachrichten, und Raisonnements der Abschreiber oder Verf., wofür sie Hr. Schlözer lieber angesehen haben will. Auch variiren sie in den Jahren. Doch weichen diese veränderten Annalen nicht so von einander ab, daß nicht noch eine gewisse Uebereinstimmung unter ihnen gewahr genommen würde, wodurch sie in gewisse Ordnungen gebracht werden können. Er hält daher auch diese Abweichungen der Glaubwürdigkeit der Annalen nicht nachtheilig, fordert aber, daß sie nun nicht weiter verändert werden, und beweiset, daß ohne eine kritische Vergleichung der Annalen nichts in der rußischen Geschichte anzufangen sey. Der Hr. Verf. gibt hernach den Entwurf zu einer kritischen Ausgabe der Annalen in einem Corpore vereiniget. Wenn eine Anzahl Handschriften zusammen gebracht, jedwede mit ihrem gewissen Namen bezeichnet, kritisch beschrieben, die Classe, wozu sie gehört, und ihr Alter bestimmt, auch von jedweder eine Schriftprobe gemacht ist; so zerlegt er die ganze Materie der Annalen nach der Anzahl der Regenten in Bücher, Capitel und kleinere Abschnitte, und ordnet sie chronologisch. Bey jeder Stelle wird bemerkt, in wie viel und in welchen Handschriften sie befindlich ist. Die so nur in ganz wenigen stehen, oder gar nicht zum Context passen, werden durch kleinere Schrift, oder auf andere Art unterschieden. Alle Varianten, die nicht blos der Geschichtschreiber, sondern der Kritikus brauchen kann, werden mit gehöriger Sorgfalt und Genauigkeit angemerkt. Erzählungen aber, so nicht nur in ihrer chronologischen Stellung, sondern auch ihrem Inhalt verschieden, oder gar widersprechend sind, werden ganz beygedrukt. Der Hr. Verf. gehet noch weiter, und will auf eben diese Art, auch die Nebenquellen

der rußischen Geschichte eingetragen haben. Er hält dabey eine lateinische Uebersetzung, selbst für die einheimischen Gelehrte unentbehrlich, welche viele alte Wörter so wenig, als die Ausländer verstehen; er fordert aber von dem Uebersetzer die Ehrlichkeit, da ihm manche unerklärliche Stellen übrig bleiben werden, seine Unwissenheit dabey zu gestehen, und dadurch andere zur Ausforschung des wahren Verstandes zu veranlassen. Eine Probe von dieser Ausgabe hat Hr. Schlözer auf einen Bogen unter folgender Aufschrift gegeben: Annales Russici, Slavonice & Latine, cum varietate lectionis ex Codd. X. — excripsit, transtulit, digessit, edidit A. L. Schlözer. Liber I. res antiquissimas Russiæ, initia rei publicæ, vitamque Rurici, qui primus eam imperio rexit, usque ad Ann. 879. exponens. Gottingæ 1770. 4. Diese Probe kommt aber nicht völlig mit dem ersten Entwurf überein. Jener fordert, daß bey jedweder Stelle bemerkt werde, in wie viel, und in welchen Handschriften sie stehe; diese sagt nur, in welchen sie nicht, oder mit Veränderung eines oder mehrerer Worte stehe. Der Hr. Verf. verspricht sich von dieser entworfenen Ausgabe der rußischen Geschichtbücher viele Vortheile für die rußische Geschichte; aber sollte er auch wohl hoffen, daß sie je zur Würklichkeit kommen werde? der Recensent verzweifelt daran. Die rußische Geschichte soll in diesem Werke, so weit die einheimischen Haupt- und Nebenquellen gehen, wenigstens so weit der jetzt vorhandene, vermuthlich im ganzen Reich vorhandene Vorrath reicher, erschöpft werden; folglich kann nicht eher gedrukt werden, als bis alle diese Quellen nach allen Handschriften kritisch nach der Vorschrift behandelt sind. Diese Arbeit möchte sich nicht bloß auf etliche Menschenalter sondern Jahrhunderte erstrecken, und so viele

An-

Arbeiter, als nach und nach Hand daran legen, werden, unzufrieden über den Plan und die Arbeit ihrer Vorgänger, dieselbe abändern, von vorne anfangen, und niemals fertig werden. Das gestehe ich, denjenigen Geschichtschreiber, der ein solches Corpus in seine Hände bekäme, beneidete ich; und daß alle Besoldete Geschichtschreiber der fürstlichen Häuser dergleichen Magazine gern annehmen würden, zweifle ich auch nicht. Gesezt es käme aber nur eine kleinere dergleichen Ausgabe, nur von so vielen oder etlichen mehrern Handschriften, als der Hr. Schl. bey seiner Probe gebraucht hat, zu Stande, sollte sie wohl lange in der genauen Verfassung bleiben, die sie anfänglich erhält? Würden nicht bald Ausgaben veranstaltet werden, die mit Vorbeylassung der Varianten den blosen Text enthielten? und was für ein Text wäre dieses? ein ganz neues Geschöpfe, aus vielerley Handschriften zusammengesezt? im Styl verschieden? u. s. w. Ein Text, den kein gewissenhafter Geschichtforscher gebrauchen dürfte. Und dieser allgemeine Letopisez wird alle andere verdringen; man wird sich mit so weniger Critik an ihn halten, als jezt mit jedem andern Letopisez geschieht. Aber man wird einen solchen Abdruk nicht verstatten. Und wer wird ihn denn verhindern? Gewiß kein Fluch ad modum eines alten Schriftstellers oder griechischen Copisten, nicht einmal eine Ukase, vor der sich wenigstens der Ausländer nicht fürchtet; und doch auch vor den ausländischen Gelehrten sollen die ächten Quellen geöfnet werden, und man wird ihn von dem Gebrauch dieses Corporis nicht ausschließen wollen, sonst würde der Verf. der englischen Welthistorie recht haben, gegen dessen Beschuldigungen Hr. Schlözer auf sechs Seiten eifert. Man lasse aber diese Ausgabe mit allen Varianten einigemal abdrucken; man lasse sie noch aus neuerlich

D 5 ent-

entdeckten Handschriften vermehren; man rücke die Nebenquellen ein: Werden sich nicht mit jedem Abdruk die Fehler in den Varianten vervielfältigen? Wer wird die Codices nachher wieder vergleichen? Kann man wohl erwarten, daß jeder Ausgeber bey den Einschaltungen scrupulös genug verfahren, und alles an den gehörigen Ort bringen werde? Denn daß hier Schwierigkeiten aufstossen, sagt Hr. Schl. selbst. Geschieht aber dieses nicht, was muß alsdenn aus einem solchen Corpore werden? — Mit der lateinischen Uebersetzung sieht es eben so bedenklich aus. Hr. Schl. heißt selbst keine vollkommene zu erwarten, da noch alle Hülfsmittel dazu fehlen, und doch sezt er den ganzen Vortheil, den das übrige Europa aus der rußischen Geschichte ziehen kann, auf diese Uebersezung. Ist aber Europa durch eine solche mangelhafte Uebersezung mehr gebessert, als durch die bisherigen Nachrichten? und vermittelst dieser trüglichen Uebersezung, soll der Ausländer gemeinschaftlich mit dem Russen an der rußischen Geschichte arbeiten? Wir wünschen dieses der rußischen Geschichte zum Besten nicht. Der rußische Gelehrte behalte die Aufheiterung seiner vaterländischen Geschichte vor sich eigen, bis der Ausländer sich bequemet, eben so seine Sprache zu studieren, als derselbe z. E. mit den orientalischen Sprachen thut. Inzwischen suche er die dazu gehörige Hülfsmittel auf, beschreibe, beurtheile, vergleiche sie, setze die minderwichtigen zurük, publicire das wichtigere zu der allgemeinern und besondern Geschichte einzeln, mit der Genauigkeit, wie ihm Hr. Schlözer mit dem Druk der Niconischen Handschrift das Beyspiel gegeben, studiere die Sprache der Annalen, bringe sie in Wörterbücher, untersuche und beschreibe die Geschichte einzelner Perioden, Regierungen, Provinzen, und alsdenn erst stelle er das System der allge-

ge.

gemeinen Geschichte; überhaupt erwarte er diese Arbeiten nicht von dem bestallten Geschichtschreiber, er laufe ihm vor, verbinde aber vor allen Dingen, mit dem Eifer eines Tatisczev, die critischen Fähigkeiten eines Bayers und Schlözers.

Ausser diesen Annalen, die nebst den Urkunden (davon die älteste vom Großfürsten Andrej Bogolubskoj, der nicht, wie der Verfasser sagt, 1118. gestorben, sondern zur Regierung gekommen, seyn soll,) bey dem Hrn. Schl. die Hauptquellen der rußischen Geschichte heissen, giebt es auch Nebenquellen. Die dritte Abhandlung ertheilt Nachricht davon. Sie bestehen I. in den Stufenbüchern, Stepennye Knigi, die nach den Stufen der Reichsfolge, und nach den Graden der Verwandschaft der ehemaligen rußischen Großfürsten in absteigender Linie abgefaßt sind, und ein methodisches historisches Werk, das aus den Annalen zusammengetragen ist, ausmachen. Sie reichen in 17. Stufen von Wladimir dem Großen bis auf den Czaaren Iwan Wasiljewitsch. Den Anfang dazu machte der Metropolit Cyprian im 14. Jahrhundert, und sie wurden von unbekannten fortgesezt. Es fehlet ihnen aber die so unentbehrliche Zeitrechnung, sie sind in den ältern Zeiten unerträglich fabelhaft, aus pohlnischen und böhmischen Schriftstellern genommen, und mit Kirchen- und Klosterhistorie zu sehr überladen. II. Chronographen, allgemeine Welthistorien, so weit sie den rußischen Mönchen aus den Byzantinern bekannt waren. Sie dienen mehr zur Berichtigung, als Ergänzung der Annalen. Sie handeln die rußische Geschichte bis auf den Untergang des griechischen Kayserthums nur beyläufig, und nachher doch weniger umständlich als die Annalen ab. III. Geschlechtsregister rodeslovnye Knigi. Sie sind aus den Familien-Nachrichten, die bisweilen

auf

auf Befehls der Czaaren bey Hof zur Bestätigung des Alters des Adels eingebracht werden mußten, verfertiget. Der Czaar Fedor Alerejewicz hat im J. 1682. die lezten machen lassen. Die ältesten sind von des Z. Iwan Wasiljewicz Zeiten, und höchst selten. IV. Dienstregister, rozradnye Knigi. Sie haben von einem der obersten Gerichte, das Rozrad hieß, den Namen, dieses Gericht entschied die Rangstreitigkeiten unter den Familien, und bestimmte dem hohen und niedern Adel, der in Czaarischen Diensten stand, seine Pflichten und Rang, da es nach der damaligen Denkungsart in Rußland schimpflich war, wenn einer aus einem vornehmen Geschlecht, unter einem andern von geringerer Herkunft, oder einer unter einem andern gedient hatte, von dessen Vorfahren einer einst als Subaltern von einem von des ersten Vorfahren gestanden hatte. Da aber bey diesen Zänkereyen das beste des Staats litte, so hob Z. Fedor Alerejewicz im Jahr 1682. diese Familien-Vorrechte auf, und ließ alle Schriften des Rosrads, und die Rosradsbücher, die in den Händen der Familien waren, feyerlich verbrennen. Es sind daher diese Rosradsbücher äusserst selten, und können nur einen sehr eingeschränkten Nutzen haben. V. Kirchenbücher, Tzerkovnye Knigi, worunter Hr. Schl. vorzüglich die Leben der Heiligen versteht, die unter allerhand Titeln, als Czeti Minei, Prolog, Paterik, u. s. w. gedrukt sind. Man findet in denselben einen Schatz historischer Nachrichten, die nicht blos Kirchensachen angehen. VI. Münzen, VII. Aufschriften, und VIII. andere ausgegrabene Denkmäler. Bey dieser Classification der Quellen rußischer Geschichte vermisset man doch eine, deren Hr. Schlözer anderswo, z. E. S. 40. erwähnt, die Specialchroniken von einzelnen Fürstenthümern, dergleichen von

Nov-

Novgorod, Pleskov, Kasan, Sibirien, der Saporoger Cosacken ꝛc. vorhanden sind, und dem Verfasser, erfüllt von dem Hauptgegenstande seiner Untersuchungen, den Annalen, aus den Gedanken gekommen seyn mögen.

Es ist noch eine wichtige Abhandlung, die zwote, zurük, wo von der alten rußischen Geschichte überhaupt, ihrem weiten Umfange, und Abtheilungen gehandelt wird. Hr. Schlözer theilt die ganze rußische Geschichte ein in die alte, von der Mitte des neunten Jahrhunderts bis zu Ende des sechzehnten, und Erlöschung des regierenden Rurikischen Hauses, und in die neue, von dem siebzehnten Jahrhundert an. Der Recensent hat bey dieser Eintheilung nichts zu erinnern; wenn aber Hr. Schlözer im folgenden der rußischen Geschichte fünf Perioden giebt, und die vierte, Russia victrix, vom Jahr 1462. bis 1725. bestimmt, so scheint ihm diese Abtheilung mit der erstern nicht zu harmoniren. Er würde diese vierte Periode, Russiam liberam, genennt, und den Schluß des sechzehnten Jahrhunderts zu ihrer Grenze gemacht haben. Der Verf. geht in dieser Abhandlung noch über den erstgemeldeten Anfang des rußischen Staats hinauf, und untersucht vier Fragen, die zur Vollständigkeit der rußischen Geschichte erörtert zu werden verdienen. I. Frage: Wer waren die Slaven? Wo wohnten sie, ehe sie nach Rußland kamen? Nachdem er die Unzuverläßigkeit der verschiedenen Meynungen über den Wohnplatz dieses Volks gezeiget, so faßt er, was man von seiner ältesten Geschichte weis, in vier Sätz: 1) Die Slaven wohnten an der Donau, ehe sie durch Pohlen und Rußland an die Ostsee zogen. 2) Sie sind ein von den Gothen, Alanen, Hunnen, Chazaren, Avaren, Petschenegen und Türken wesentlich verschiedenes Volk. 3) Sie gehören zu eben

dem

dem großen Völkerstamme, aus dem Deutsche, Griechen und Römer entsprossen. Er gründet diesen Satz auf die Sprache der Slaven (wir wünschen, daß er das zum Beweis versprochene Slavonische Glossarium nicht zu lange schuldig bleiben möge,) und aus eben der Vergleichung der Sprachen bringet er sie 4) zu derjenigen Classe von Völkern, die vom Kaspischen Meer an in geradem Striche, durch Kleinasien bis nach Europa herüber gewohnet, und sich frühzeitig in drey Hauptordnungen, Meder, Phrygier und Thracier getrennet haben. Da die Slaven erst späte nach Rußland gekommen, so entsteht die II. Frage: Wer waren die alten Einwohner, die Aborigines, von Rußland? Wer wohnte vor den Slaven darinn? Hr. Schl. ist mit der Antwort des Bayers nicht zufrieden, Tschuden wohnten da. Allein wenn Tschud kein bloßes appellatiuum ist, und Müllers Autorität dieses glauben zu machen nicht hinreicht, sondern Tschudi ein gewisses Volk andeutet, und die Esten selbst nach dem Schl. damit bezeichnet wurden; ferner der Namen Scyth nichts anders als Tschud ist (wenigstens griechisch ist Scyth nicht,) und Finnen, Esten und Liven Ueberbleibsel der alten Scythen sind: so scheint Bayers Antwort doch nicht verwerflich zu seyn. Der Verf. selbst hält die Finnen vor Aborigines von Rußland. Sie haben von der Ostsee an bis tief in Rußland, ja bis Asien hinein gewohnt. Zu den Finnen gesellet er die Gothen, weil die Litthauer noch heut zu Tag in ihrer Sprache Rußland Guday und die Russen Gudos nennen. Auch die Wenden scheinen zu den ersten Einwohnern Rußlands zu gehören. Die Russen heissen noch heutiges Tags in der Finnischen Sprache, Wenaelainen. Da die Wenden zu den Slaven gehören, so muß man eine ältere Einwanderung der Slaven in diese Gegen-

den

zu ... annehmen, als die von der Donau her ist. III. Frage: Wer sind die Waräger, aus denen sich die Novgorodischen Staaten ihre Fürsten wähl-ten? Keine Schweden. Die Russen nannten alle Völker an der Ostsee Waräger, und diese See hieß noch in neueren Zeiten die Warägische. Die Waräger, von denen sich die Novgoroder Fürsten wählten, waren Gothischer Abkunft; aber aus welchem von Gothen bewohnten Lande sie kamen, läßt sich nicht mit Wahrscheinlichkeit bestimmen. IV. Frage, wer sind die Russen? oder gab es vor Ruriks Zeiten an der Ostsee ein Volk, das Russen hieß? Hr. Schl. hält die Stelle des Nestors, worinn er sagen soll, daß die Waräger, von denen Rurik hergekommen, zum Unterschied von andern Anwohnern der Ostsee russische Waräger geheissen hätten, für zu dunkel und ungewiß, daß man einen historischen Beweis daraus führen könnte. Nestor unterscheidet auch die Schweden von den Russen, und der Verf. läugnet daher, daß die finnische Benennung von Schweden Ruotzi und Ruotzalaine, ein Schwede, der Name Russe sey. Freylich mag der Finne Schweden eigentlich diesen Namen wegen der Nachbarschaft des Landes Roßlagen geben, so wie der Ingermanländer die Esten Wierolainen nennt, wegen der Nachbarschaft von Wierland. Der Verf. findet die Russen in der Crimischen Tatarey, und ihr Namen kommt zuerst im Jahr 839. in den Bertinischen Annalen vor, und erst 23. Jahre nachher kam Rurik, der Stifter des Novgorodischen Staats. Wenn der Verf. aber die Russen nicht vor Roxolanen halten will, so dünkt uns, daß er sich widerspreche. Nach ihm selbst haben die leztern zwischen dem Don und Dnepr gewohnt, wo eben auch die Russen gewohnt haben. Russen und Roxolanen scheinen folglich ein Volk zu seyn, und

nicht

nicht die Nation, sondern nur der Namen der Roxolanen sich verlohren zu haben. Das Makarische Stufenbuch giebt einiges Licht in Ansehung dieser Russen. Es sagt bey der Erzählung des Zuges des Oskold und Dir nach Constantinopel, daß sich auch Russen oder Kumaner zu ihrem Heere geschlagen, und gegen die Griechen gefochten. Diese Russen blieben nachmals bey den gedachten Heerführern zu Kiev, das bald darauf der Hauptsitz des Novgorodischen Staats wurde, und von ihnen gab der Grieche dem ganzen Staat den Namen, vermuthlich weil sie der größte, oder furchtbarste Hause bey dem Heere des Oskolds waren. Sind von diesen Russen noch Ueberreste vorhanden? oder wenn haben sie sich verlohren? Wie kommt es, daß sich der ganze Staat selbst von ihnen genannt hat? Diese Fragen verdienten des Hn. Schl. Untersuchung. Da der Recensent die Bertinianischen Annalen nachschlägt, so sieht er, daß die dort erwähnten Russen gar nicht in der Crimm zu Hause sind. Sie waren von einer grössern Entfernung nach Constantinopel gekommen. Sie hatten die Reise durch die dazwischen liegenden Völker mit grosser Gefährlichkeit gemacht, und wollten deswegen nicht wieder denselben Weg zurük gehen; sie hätten aber von Constantinopel aus zu Schiff ohne alle Gefahr nach der Crimm zurük kommen können. Der griechische Kayser bittet also den Abendländischen, er möchte sie durch seine Länder nach Hause kehren lassen. Diesem kommen sie verdächtig vor, man hält sie vor Kundschafter, und findet bey der Untersuchung, daß sie zu den Sunonen gehören, und behält sie in Verwahrung, bis man mehrere Gewißheit ihrentwegen erhielte. Bekommt nicht die Meynung wegen der Russen, wogegen Herr Schl. streitet, hiedurch ein gewisses Gewicht?

Nach-

Nachdem der Verf. sich über diese Vorfragen erklärt hat, so giebt er hierauf eine kurze Abschilderung der rußischen Geschichte in fünf Perioden. Unsere Meynung haben wir oben schon davon gesagt; wir fügen hier nur noch bey, daß sich der Verf. auch darinn widerspreche, daß er im 10. §. mit Peter dem Großen eine neue Periode anfangen will, und in dem 11. §. die vierte Periode mit ihm beschließet. Eben diese Abschilderung ist mit einigen Veränderungen in französischer Sprache kürzlich erschienen: *Tableau de l'histoire de Russie*, à Gotha & Göttingue, 1769. 32°. Besonders kann sich der Verf. den Beyfall des Publici bey der Klaßificirung der unter rußischem Scepter lebenden Völker nach den Sprachen versprechen; der Gedanke ist neu, dabey die größte Behutsamkeit nöthig, und die Ausführung von wenig andern, als dem V. zu hoffen, und zu erwarten. Er nimmt fünf Classen an; vielleicht wäre es besser gewesen, acht zu machen, und die Slaven, Deutsche und Letten, die nach dem Verf. selbst, eine eigne Classe ausmachen, den Finnen, Tataren, Mogolen, Tungusen und Scythen oder Unbekannten beyzufügen. Wir können hiebey dem V. nicht Schritt vor Schritt folgen, und setzen nur einige Anmerkungen her, die uns bey dem Lesen beygefallen sind. Majemilty ist wohl kein Nation-Namen, womit der Russe die Finnen benennt, sondern er belegt sie wohl nur damit als Landleute. Sollte bey den Motäken oder Woten, wenn sie auch wirklich von kleiner Statur seyn sollten, die Völlerey wohl daran Schuld seyn? Eben dieselben haben zwar ihre Sommer- und Winterwohnungen, aber deswegen sind sie noch keine Nomaden, von denen sie sich durch den Ackerbau unterscheiden. Die Baschkiren können sich wohl nicht von den Nogajern herleiten, da diese ein viel neueres Volk

sind. Der V. beschließt seine Abhandlung mit der Wichtigkeit der rußischen Geschichte so wohl an und vor sich, als besonders auch in Absicht der allgemeinen Weltgeschichte.

St. P.

VII.

Einige Vorlesungen. In der Königl. deutschen Gesellschaft zu Göttingen gehalten, von A. G. Kästnern, K. Grosbr. Hofrath ꝛc. Altenburg, bey Richter, 1768. 128 Seiten, in gr. 8.

Der Hr. Hofr. Kästner ist lange als ein Gelehrter bekannt, der die ernsthaften Wissenschaften aus dem Grunde studiret hat, aber so viel Witz hat, daß schwerlich ein Deutscher dem berühmten Fontenelle mehr gleich ist, qui faisait de petits vers et de grands calculs.

Daß die Sammlung einiger kleinen Schriften dieses berühmten Mannes, allen Arten von Lesern angenehm seyn wird, versteht sich von selbst.

Die vier ersten sind die beträchtlichsten. 1) Erläuterung eines Beweisgrundes für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele. Es ist dieser: „Wesen, die fähig sind, Begriffe von Gott zu haben, sind „unsterblich.„ 2) Betrachtungen über die Art, wie die allgemeinen Begriffe im göttlichem Verstande sind. Diese Abhandlung ist in ihrer Kürze sehr wichtig. Sie widerlegt auf eine sehr einleuchtende Weise den Satz, daß Gott sich zwar um das Ganze, aber nicht um das einzelne bekümmere. 3) Ueber den Gebrauch des Witzes in ernsthaften Wissenschaf-

ten.

len. Für manchen gravitätischen Pedanten, so wie für manchen unwissenden Witzling sehr nützlich zu lesen. 4) Commentarius über eine Stelle des Verro von einer der Ursachen, warum die Mathematik in Deutschland immer noch für unnütz gehalten wird. Die Stelle des Verro heißt: Haec omnino non discimus, aut prius desistimus quam intelligamus, cur discenda sint. Die auf diese folgende kleineren Aufsätze sind alle lesenswerth, und sind sehr unterhaltend geschrieben.

Aus den einzelnen Einfällen wollen wir drey zum Beyspiel anführen: 1) „Ob es in andern Ländern „Narren gebe, dergleichen wir in Deutschland nicht „haben, kann ich nicht sagen, weil ich nicht gereiset „bin. Doch weis ich Namen von Narren, die ich „mir mit einem Worte deutsch zu geben, mir nicht „getraue, unerachtet ich ihre Bedeutung vollkommen „verstehe, dergleichen sind die englischen fop und „coxcomb. Warum haben sich die Ausländer mit „mehr Fleiße auf die methodische Eintheilung der „Narren gelegt, als die Deutsche? Hatten sie dazu „mehr und mannichfaltigere Gegenstände? — Mit „dem französischen Sot und Fat habe ich mich einige „Zeit in gleicher Verlegenheit befunden. Unlängst „gelang es mir unversehens die Uebersetzung davon „zu finden. Ich sprach mit einem französischen Officier von unsern jungen Deutschen, die nach Paris „reisen, und sagte: Nous vous les envoyons sots, „et vous nous les renvoyés fats. Dieses fand „bey ihm Beyfall. Also kann ich nunmehro unsern „Herren Uebersetzern zum Troste, folgendes angeben: „Sot heißt ein junger Deutscher, der nach Frankreich „reiset, und Fat, ein junger Deutscher, der aus „Frankreich wieder kommt.„

 2)

2) „Ein Mensch, der vom Eichsfelde gebürtig „war, hatte 1761. bey einem hannöverischen Officier „gedienet, der ihm nicht hatte erlauben wollen, in die „Messe zu gehen; aus Religionseifer hatte er seinen „Abschied genommen, und kam nach Göttingen, „wo er sich zu einem französischen Officier vermie„thete. Dieser verbot dem Bedienten freylich nicht „in die Messe zu gehen, weil er aber selbst niemals „hinein gieng, so gewöhnte sich der Bediente, voll„kommen wie er hätte seyn müssen, um bey dem „Hannoveraner zu bleiben.

„Und ich (sezt Hr. K. sehr leichtfertig hinzu) „machte seinem lezten Herrn die Anmerkung, daß die „Bekehrer durch ihr Beyspiel mehr ausrichten, als „durch Lehren.„

3) „Es hatte jemand ein kleines Frauenzimmer „von zehen Jahren gekannt, und sahe sie drey oder „vier Jahre drauf zuerst wieder; er fieng voll tiefsin„niger Bewunderung zu seiner Gesellschaft an: Ich „dächte das Mädgen wäre sonst grösser gewesen — „und erregte damit ein allgemeines Gelächter.„

„Und, warum denn? Die Dichter sind ja sonst „gern Nahe bey den Mädgen, und doch muß man „von manchen Dichter, wenn man seine neuern Auf„säze lieset, sagen: Ich dächte er wäre sonst grösser „gewesen.„

Ach ja! man findet solche Dichter, und die sind die unerträglichsten darunter, die die sichtbare Abnahme ihrer Kräfte gar nicht merken, sondern täglich neue Gedichte in die Welt schicken, von denen das lezte immer das mittelmäßigste ist.

S.

VIII.

VIII.

Ueber den Nutzen und Gebrauch der alten geschnittenen Steine und ihrer Abdrücke, von Hrn. Klotz. Altenburg, in der Richterischen Buchhandlung 1768. in 8. S. 242. und vier Gemmen in Kupferstich.

Als Hr. Lippert den Commentar über seine Abdrücke von alten Gemmen hatte abdrucken und durch einige Wochenblätter bekannt machen lassen: so suchte derselbe auch einen Gelehrten, welcher sein Werk und dessen Nutzen den Gelehrten, wie er sprach, oder im eigentlichen Sinn, den Lehrern und Patronen der niedern und hohen Schulen empfehlen sollte. — Hr. Klotz befand sich schon seit seiner Entfernung von Göttingen in einiger Verlegenheit, wie er sich auch als ein Kenner der Alterthümer dem deutschen Publikum vorstellen sollte. Seine gesammelten Collektaneen wurden größtentheils bey der Ausarbeitung der Geschichte der Kunst auf Münzen verbraucht; und doch hatte der Ruf des Graf Caylus und Winkelmanns ihn auf den besondern Einfall einmal gebracht, seine Feder den antiquarischen Wissenschaften zu widmen. Zum Glück bekam er die Lippertschen Abdrücke zu sehn. Sein Geschmack fühlte einige Schönheiten, die ihm der Commentar vormahlte, und ein halb wahrer Gedanke, daß ein guter Schriftsteller mit guten Collektaneen von jeder Sache gut schreiben könnte, überzeugte den Hr. Kl von einem neuen Beruf, als antiquarischer Autor aufzutreten. Er machte also dem Hrn. Lippert zuerst das Compliment mit einer akademischen Deklamation über das Studium des Alterthums, welche die oben bemeldete Ab-

 sicht

sicht des Hrn. Lippert erfüllen sollte. Hr. Lippert
mochte nach dem Titel in dieser Schrift besondere und
ausgesuchte Reflexionen über diesen Vorwurf suchen:
aber er fand sie in dieser Schrift nicht. Doch als ein
Mann, welcher eine besondere Bescheidenheit gegen
die Gelehrten besitzt, und auch die geringste Kenntniß
der Kunst bey einem deutschen Gelehrten bewundert,
schrieb er dem Hrn. Kl. einen Entwurf der ganzen
Schrift, die er wünschte von einem Gelehrten zum Be-
sten des Studiums der Dactyliotheken in Schulen
ausgearbeitet zu sehen. Nach diesem Plan sollte be-
wiesen werden, daß der Gelehrte ohne Kenntniß der Zeich-
nungskunst und der Wissenschaft der Kunst, der alten Mo-
numente, und der übrigen Erfahrungen der Künstler bey
der größten Belesenheit der Alten in der Erklärung
der alten Schriftsteller nicht sicher und mit Wahrheit
fortgehen, viel weniger einen nuzbaren Gebrauch der
alten Kunstwerke machen könne; ja! daß er vielmehr
bey jenen Vorzügen die vortreflichsten und rühmlich-
sten Entdeckungen in der Auslegungskunst der Alten
zum Besten der Wissenschaften und der Künste sich er-
werben würde. Wenn noch der Lehrer mit diesen Wis-
senschaften den Jüngling frühzeitig erziehen würde,
so müßten in der Folge die bewundernswürdigsten
Kenner der Kunst, der Schriftsteller und der Kunst-
werke des Alterthums gebildet, und auf die neuen schö-
nen Wissenschaften und Künste und den wahren Ge-
schmack überhaupt ein besonderer Einfluß erfolgen. —
Und alsbald laß man in allen Zeitungen die Ankün-
digung der neuen Schrift des Hrn. Kl. über den Nutzen
und Gebrauch der alten geschnittenen Steine und ih-
rer Abdrücke. Noch lagen die Monaden der Schö-
pfung in dem ungeheuren Chaos der Dactyliotheken,
Museen und der Schriften des Mariette, Lipperts,
Winkelmanns und Caylus zerstreut untereinander.

Aber

Aber bald wurden sie von der Hand des Meisters in die Fächer der Collektaneen gesammlet. Zuerst ordnete er aus dem Mariette und Lippert die gefundnen Elemente: und denn gieng seine Hand den Citaten nach, durchblätterte ihre angeführten Schriften und ordnete die Beute in die schon aufgestellten Fächer, und dann schuf mit Muth und Hitze die mächtige Feder dieses antiquarischen Prometheus diese im Chaos vermischten Einheiten zu diesen herrlichen Kunstwerke. Nun machte sich die papierne Fama freundschaftlicher Zeitungen und Wochenblätter auf, mit vollen Tönen das Lob dieses Meisterstücks der Klotzischen Kunst auszuposaunen. Auch unser Ohr wurde bey diesem Geräusch betäubt. Mit Ehrfurcht ergriffen wir die Schrift und lasen sie mit Fleiß; aber mit Mißvergnügen legten wir sie wieder weg. Wir wollen dem Leser mit unserm Urtheil über die Schrift nicht vorgreifen: er lese die Schrift selbst, vergleiche unsre Anmerkungen, und bestimme alsdenn den Werth der Schrift.

Zur Vorrede — Diese fängt, wie überhaupt alle Vorreden des Hrn. Klotz, sehr prächtig und feyerlich an, und hat noch dies besondere, daß sie nicht die Gewogenheit des Lesers erbittet, sondern erzwingt und erpreßt. „Wenn die gute Absicht, spricht er, die „ein Schriftsteller bey seiner Arbeit gehabt hat, „ (diese haben wohl alle Schriftsteller) „zugleich für „dieselbe eine Empfehlung seyn kann, so verspreche „ich diesem Buche einigen Beyfall, und ihrem Ver„fasser von den Freunden der Künste, und des Ge„schmacks Dank. Dieses Bekenntniß macht nicht „aus der Ursache den Anfang meiner Schrift, aus „welcher es von vielen für ein wesentliches Stück ih„rer Vorreden angesehn wird. Diese mögen allein „und aus eigner Erfahrung die Stärke dieser Worte „kennen, und man misgönne ihnen die Kunst nicht,

„hierdurch entweder gutherzige Richter zu ihrem Vor-
„theil einzunehmen, oder, wenn ihnen diese Hofnung
„mißlingt, das Publikum, dessen grösserer Theil sich
„aus gewissen eignen Empfindungen auf die Seite
„des getadelten Schriftstellers legt, zum Mitleiden
„zu bewegen.„ Wir wünschen dem Verf. diesen Er-
folg seiner Vorrede von Herzen! S. 2. Das Ver-
dienst des Buchs soll seyn, das Herz unsrer Jugend
den sanften Eindrücken des Schönen zu öfnen, und
es selbst gegen die Reitze der Tugend hierdurch fühl-
barer zu machen. Nach einem alltäglichen Erweis,
(S. 3. 4.) daß der gute Geschmack in allen Stän-
den nöthig sey, bittet der Verf. S. 5. den Leser diese
Schrift, als eine Verbesserung der Schulen anzuse-
hen. — Er drängt sich also hervor und verlangt,
daß man ihn anhöre — „Es würde mir eine
„Freude — und vielleicht auch ein beruhigender
„Trost seyn, so oft ich mich als Schriftsteller, bey
„welchen auch Stunden der Anfechtung eintreten,
„denke, wenn es mir gelingen sollte auch nur einige
„gelehrte Männer von dem Vortheile zu überzeugen,
„welchen die Kenntniß der schönen Künste und der
„vortreflichen Werke des Alterthums leistet. Möch-
„ten sie doch von mir lernen.„ — Gelehrte? dies
ist von Ihnen erst Hr. Klotz lernen? dies haben wohl
alle patriotische Gelehrte Deutschlands schon längst
gewußt: und doch fehlt die Anwendung. Ueberhaupt
dünkt es uns, als wenn dieser Gedanke übertrieben
sey. Deutschland hat in diesem Jahrhunderte schon
die größten Kenner der Antiken gehabt. Christ zog
viele junge Gelehrte zu dem Studium der Antiken,
und man klagte schon zu seiner Zeit über das übertrie-
bene. Diese haben sich in den vornehmsten Oertern
Deutschlands ausgebreitet, und es fehlt auf den hohen
Schulen nicht an Lehrern derselben, wie Hr. Lippert
selbst

selbst gesehen. Aber in niedern Schulen? Wenn es uns glücken sollte die Vorschläge des Hrn. Lippert und des seel. Christ (denn diesen beyden gehört der Vorschlag, wenn sie Hr. Kloz gleich nicht nennt) erfüllt zu sehen, so würden wir alle gesittete Nationen in Europa, und so gar auch die Franzosen übertreffen. Denn auch bey diesen sind die Kenner der Wissenschaften und Künste selten, und nur in der Hauptstadt. Christ lehrte lange Zeit vor dem Grafen Caylus, und doch leidet er eine Parallele mit jenem: und noch können wir auf einen Hagedorn, Mengs, Oeser, Winkelmann, Lippert, Heyne, Leßing, Raspe u. a. m. stolz seyn. Ueberhaupt weis Hr. Kloz noch nicht recht, mit wem er sprechen soll. Zuerst nennt er die Gelehrten, und man sieht doch, daß er die Schullehrer meynt. — S. 8. 9. Klagen über den Mangel, in der Jugend feinen Geschmack in der Kunst zu bilden. — Universitäten sind an Orten wo keine Kunstwerke sind — Aber in Leipzig waren Kunstwerke der Mahlerey und schöne Gemmen, und doch studirte man sie nicht. — S. 10. Eine gerechte Lobrede auf die Verdienste des Hrn. von Hagedorn und der Lippertschen Dactyliothek um die Kunst. S. 11. ein Tadel der Schreibart des sel. Christ. — Es ist wahr, Christ liebte das Sonderbare, aber der Graf Caylus wohl nicht weniger. Seine allzugroße Belesenheit verführte ihn bisweilen in Erklärung der Alterthümer zu Erklärungen wider die edle Einfalt. Aber wer wird einen solchen grossen Kenner, wegen einiger kleinen Fehler so anschnauzen, wie Hr. Kloz hier und S. 46. thut. „Eine Stelle des Plinius hat Christen zu dieser lä„cherlichen Meynung verleitet. Denn wie kann ich „ihr einen gelindern Namen geben? — Note * — „Er hat diese Meynung auch in einer andern Schrift, „welche eben so wenig heißet, als die vorige, ob sie „gleich

„gleich eben so viel verspricht, behauptet.„ (Es ist in der That ärgerlich, daß Hr. Klotz diesen ehrwürdigen Mann so mißhandelt und ihm eine Meynung aufbürdet, von welcher er ganz anders spricht.) „S. 47. „Wenn Christ oder andre sich in den Werkstädten um„gesehn hätten. — „ Christ hat sich nicht allein umgesehn, sondern dies mechanische der Künste auch erlernet. —

S. 13. fährt er fort den Commentar des Hr. Lippert zum Gebrauch der Schulen zu empfehlen, und in einigen schwankenden Ausdrücken schon von dem Nutzen derselben zu Bildung der Empfindung des Schönen im Auge und in der Seele S. 14. zu reden. — „Ich will den Lehrer — bey der Hand er„greifen, ihn zu den Werken berühmter Künstler „des Alterthums führen, und ihm diese Werke in „der Hofnung zeigen, daß er nicht allein selbst das „Schöne empfinde, sondern auch andre empfinden „lehre.„ Hier haben Sie unsre Hand Hr. Klotz! wir wollen uns von Ihnen leiten lassen, aber nicht als blinde, sondern als vernünftige Schüler, welche gewohnt sind über die Sätze ihres Lehrers nachzudenken. Ehe Hr. Klotz uns weiter führt, so befiehlt er uns seine Schrift als einen Commentar über die Sammlung des Hrn. Lippert anzusehen, dessen Namen er auch dieser Schrift widmet, und ihm für seinen freundschaftlichen Unterricht, den er aus seinen Schriften und Briefen gezogen, herzlich danket. — Einen Commentar? Was soll dies Wort heissen? In dem Verstande, wie der Gelehrte Anmerkungen und Erläuterungen über die Schrift eines andern nennt, kann es unmöglich mit gutem Gewissen Hr. Klotz also nennen. Denn soll vielleicht dies ein Commentar über Hr. Lippert mil. I. no. 42. seyn, wenn Hr. L. sagt: ein schöner Marmor auf der St. Marcus Bibliothek, und Hr.

Klotz

Kloz S. 158. in seiner Compilation der Venetianische Marmor. Vortreflich! Nun weis man, daß die St. Marcus Bibliothek in Venedig ist. An eben diesem Orte heißt die Note p) statue ant. Grec. e Rom. della liber. di St. Marco. Hr. Kl. lernt uns dies Italienisch lesen l. c. **) v. Antiche statue Greche e *Latine*. Vol. II. tav. 7.

Hr. Kl. sagt S. 106. Petron gedenkt eines Aufsatzes von Haaren, den er Corymbium nennt. Man darf nur — einen Berill (Hr. Lippert wird hier beyläufig entweder verbessert oder verschlimmert, der Beryll schreibt) ansehn. Hier citirt Hr. Kl. mill. II. n. 686. und in dieser Stelle des Hrn. L. wird, um nicht weitläuftig im Citiren zu seyn, *Stosch* Gemm. t. 33. angeführt. Aber Hr. Kl. ist schon freuchtbarer im Citiren, weil er einen Commentar für Hr. Lippert schreibt. Er schlägt den *Stosch* auf, dieser verweist ihn auf den *Zanetti* und *Zanetti* auf den Petron und die Noten des Petrons auf den Salmas. Wie sehr muß sich Hr. L. nicht über diesen Commentar freuen! in Ansehung der Steine von den Gebräuchen, Opfern und der 4ten Abtheilung des 2ten Tausend verlangt Hr. L. selbst mehrere und bessere Erläuterungen; aber hier hat Amor den Kopf des philosophischen Socrates nicht genug ausgemeisselt. Aber fast merken wir es, Hr. Kl. will ein Epitomator des Hrn. L. seyn. Cäsar schrieb für einen künftigen pragmatischen Geschichtschreiber seiner Thaten Commentarien oder Memoiren und Aufsätze, deren Schönheit kein künftiger Schriftsteller zu erreichen hofte: aber Hr. Kl. schreibt sehr fehlerhafte Commentarien über das vortrefliche Werk des Hrn. L. doch H. Kl. zieht uns bey der Hand, er will uns weiter führen. Nun stehn wir bey dem Anfang seines Werks. Dies sollte sich eigentlich mit S. 102. anfangen, da der Verf. erst von dem Nutzen

der

der Gemmen spricht. Das Werkgen würde aber allzuklein ausgefallen seyn: Hr. Kl. hatte auch noch viel Collectaneen übrig zu verbrauchen, also spricht er S. 16. muß ich einige Anmerkungen von der Kunst in Stein zu schneiden und ihrer Geschichte, von berühmten Künstlern, von den mancherley Gebrauche der geschnittenen Steine und ihren Abdrücken voraus schicken. „Diese ganze Abhandlung würde als ein fest„liches Programma oder als eine wahre Streitschrift „zu andrer Zeit können vorgebracht werden. Der „Autor fühlt sich selbst. Der Gebrauch der Quellen, „die Anordnung der Sachen und einige eigene Be„merkungen werden diesen Aufsatz gegen den Vor„wurf der Compilation schützen.„ Ist dies vielleicht eine Vertheydigung des Gewissens des Hrn. Kl.? Wir wollen doch sehen, was er uns erstlich von der Kunst in Stein zu schneiden, sagen wird.

Ohne von dem Ring des Promotheus zu reden, von welchem man den Ursprung der im Ringe gefaßten Steine hergeleitet hat, hat er sichere Nachrichten, von der zeitigen Erfindung der Kunst in Stein zu schneiden. Aber, er fällt gar bald in die Collectaneen des Kirchmanns von Ringen. Eigentlich wollen wir hier gar nichts von Ringen wissen, da er von der Kunst in Stein zu schneiden reden will. Beweis! der Hohepriester hatte ein Brustschild und 2. Onyche auf den Schultern des Leibroks mit den Namen der Kinder Israel. — Pausanias spricht von einem Gemählde des Polygnotus, auf welchen Jaseus einen Ring mit einem geschnittenen Steine (woher weis Hr. Kl. dies?) besieht. — Nun thut Hr. Kl. einen Sprung auf die Lieblingsidee des Ganzen, das er eigentlich von Ringen überschreiben sollte, und redet von einem Ringe am Finger des Theseus und des Gefundten der Aetolier auf 2. Herkulanischen

Ge-

Gemählden — Plinius läugnet den Gebrauch der Ringe zu den Zeiten des Trojanischen Krieges aus dem Stillschweigen des Homers. — Hr. Kl. muthmasset hier eine Sünde wider das Uebliche, welche die Venetianischen Mahler auch begangen haben. — Dioscorides hat ja selbst den Perseus wider das Uebliche (vielleicht auch nicht) Beinstiefeln gegeben — Welcher Galimathias in einer Abhandlung von der Kunst in Stein zu schneiden!

S. 19. Der Gebrauch der geschnittnen Edelgestein war in alten Zeiten verschieden — Beweis! was Beweis! genug, Hr. Kl sagt es. Wieder ohne Beweis ist es dem Hrn. Kl. wahrscheinlich, daß die Gewohnheit Ringe zu tragen, ihre Anzahl vermehrt habe. Ein zierlicher Uebergang auf Collektaneen aus dem Gorläus, Macrobius und Caylus, wo Hr. Kl. gefunden, daß man in die Materie des Rings von Eisen und von Gold Buchstaben oder Figuren gegraben. Ringe aus einem Edelgesteine hat Beger — Die Römer hatten in alten Zeiten Ringe von Metall — Mit der Zeit erlangten die Steine einen allgemeinen Gebrauch — Kann man Collektaneen verworrner und ohne die wenigste Rüksicht auf sein Thema abschreiben?

S. 20. Arme Leute (uns dünkt auch die Vornehmen) hatten gefärbtes Glas nach einem guten Original geformt, anstatt des ächten Steins — (mit einem Worte, Glaspasten: und dies gehört nicht hieher, sondern zu S. 58.) Die Freyheit in Griechenland und die Nothwendigkeit in Rom machten die Menge der Ringe (immer von Ringen, nichts von der Kunst in Stein zu schneiden) — Weiter — Bildsäulen hatten in Rom Ringe (der Künstler muß die Finger der Statuen wider die Natur ausgesperrt gearbeitet haben, um die Ringe anzustecken; oder er hat

hat sie gleich mit Ringen an Fingern gearbeitet: aber beydes gehört ja nicht hieher.) „Setzt man hinzu, „daß man keine den Geschlechtern eigenthümliche „Wappen in den Ringen führte,„ (die Familien hatten ihr Unterscheidungssiegel auch in Rom: gemeiniglich das Bild des Stifters der Familie: Sulla zerfiel mit dem Marius, da er in seinem Siegel die Uebergabe des Jugurtha sich zueignete: Cäsar hatte einen Stern, August siegelte mit einer Sphinx) — „so wird man die Mannigfaltigkeit der Vorstellun„gen auf den Ringen begreifen.„ Wie kömmt dies daher? Ja! v. Kirchmann de annulis. Daselbst fand Hr. Kl. diese schöne Sachen, wie auch alles das folgende, was er noch von Ringen spricht, was wir hier doch nicht wissen wollen.

Aber Hr. Kl. ist noch nicht mit seinen Ringen fertig. Nach der Kenntniß der Asiatischen Pracht soll die Verschwendung so weit gegangen seyn, „daß S. 21. man an alle Finger Ringe, ja mehrere an einen Finger steckte.„ Beweis! v. Stanisl. Kobierzyckius de luxu Romanorum L. II. cap. 1. Wir wollten es aus Liebe zu dem Pohlnischen Stanislaus Kobierzyckius mit den Hr. Kl. gern glauben, wenn nur Plinius XXXII, 1. die Sache nicht anders erzählte. Ueberhaupt enthält die ganze Stelle des Plinius die deutlichsten Beweise, daß bey dem Gebrauch der Edelgesteine zum Ringen man die größte Pracht in den kostbaren Edelgesteinen gesucht, und nur den Werth der schlechtern Steine durch die Kunst der eingeschnittnen Bilder zu erhöhen gesucht hat. Und doch seufzet Hr. Kl. herzlich über den falschen Geschmack unsrer Zeiten, welcher ungeheure Summen in ungeschnittnen Edelgesteine verschwendet. — Mit geschnittnen Steinen, meine Dames! müssen sie ihre Kleider besetzen: mit geschnittnen Steinen

ihre

ihre Hände, ihre Brust, ihren Kopf schmücken, dann wird ihnen Hr. Geh. Rath Kl. Geschmack zugestehen, — dann werden sie ihm gefallen. Wenn sie (S. 22.) nach den Bartholinus de armillis ihre Kleider und Armbänder und Schuhe mit geschnittnen Steinen besetzen, so ist es ihnen von Hrn. G. R. Kl. zum besten der Kunst erlaubt. Mit künstlich gearbeiteten, (auch geschnittnen?) und mit grünen Steinen (warum nennte sie Hr. Kl. nicht ohne Umschweif? aber der citirte Salmas nennte sie nicht anders) schmükte man Schüsseln und Gefässe, und wie dem Hrn. Kl. alles wahrscheinlich ist, mit großen Cameen. S. 23. Die Servi ab auro gemmato hatten sie unter der Aufsicht. Wenn Hr. Kl. nur die zwo Sylben Gemma sieht, so ist alles geschnitten. Es waren Bediente, welche das goldne Service mit Edelgesteinen besetzt, in Aufsicht hatten.

Nun kommt endlich Hr. Kl. zu sich selbst: seine Collektaneen sind verbraucht: aber die vorigen angeführten Herrn weisen ihm doch noch auf einige angelegten Dactyliotheken (es versteht sich, nach der flatterhaften Lesung des Plinius) von geschnittnen Steinen. S. 24. 25. 26. weis Hr. Kl. auch etwas von Beschwerungen, bösen Geistern und Schlangenbissen, wider welche die alten den Steinen magische Kraft beygeleget haben. So wohl weis uns Hr. Kl. von dem Ursprung und der Kunst im Stein zu schneiden auf 11. Seiten zu unterrichten. Daß doch ein Compilator gar nicht denken kann! Er weis aber doch die Regel des Quintilians, daß man am Ende des Beweises alle Argumente wiederholen soll. Er will also eine chronologische Geschichte S. 26. von der Steinschneiderkunst entwerfen. Er hat zwar nicht ein Wort hiervon gesprochen, aber er schreibt die Ueberschriften der Kapitel der Winkelmannschen Geschichte der

Kunst

Kunst ab, um doch etwas zu sagen. „Sie scheint „im Orient entstanden zu seyn, wurde von den mei„sten Völkern Asiens ausgeübt, und besonders von „den Aegyptern getrieben. Dann kam sie zu den „Hetruriern, ward den Griechen bekannt, und endlich „in Rom aufgenommen.„ Kann man Winkelmannen wohl sclavischer excerpiren? Auf einmal wird Hr. Kl. philosophisch, weil Hr. Winkelmann den Ursprung der Kunst überhaupt also betrachtet hat. Ihm fällt das Sprüchelgen ein, welches in Ansehung der mechanischen Künste wahr ist, ein: Ingenium largitur venter, der Hunger hat die Erfindungskraft gebohren. Also Hr. Kl. „Die Nothwendig„keit, die Liebe zu dem Schönen, die Begierde der „Menschen sich und ihre Lieblingsideen zu verewigen, „welches die dauerhafte Natur der Steine am sicher„sten verspricht, und die Verschwendung haben sie „befördert und zu ihrer Vollkommenheit gebracht.„ Die Nothwendigkeit zur Erfindung geschnittner Steine, sehen wir nicht ein. Diese erfand zwar unentbehrliche Künste zur Erhaltung des Lebens. Aber eben dieselben erfundnen Künste verbesserten den Hang des Menschen zur Ergötzlichkeit, Vergnügen und Zeitvertreib. Sein Auge ergötzte sich an der Pracht farbigter und glänzender zersprungner Steine. Er schlief und rieb auf Steinen die Cruste ab, und gebrauchte die aus Nothwendigkeit erfundne mechanische Kunst des Schnitzens und Drechslens zum Gebrauch seines Vergnügens, und der Luxus machte dies zur Kunst. Die Geschichte von Moses und dem Ornat des Priesters und der Stiftshütte beweißt den Ursprung dieser Kunst im Orient, und zeigt die kleinen Anfangsgründe der Phönicier aus der Geschichte Salomos. Diese kleine Kenntniß der Kunst war wahrscheinlich auch in Egypten, da man sieht, daß sich Gott nach der Schrift,

nach

nach den Einsichten der in Egypten erzognen Juden gerichtet hat. Aus Egypten und Phönicien giengen, wie man aus den Alten erweisen kann, die Colonien nach Griechenland, Italien und Carthago in Afrika. Alle diese Colonien hatten also einerley Anfangsgründe der erfundenen Steinschneiderkunst, daher schließt der Recensent die Gleichheit und Aehnlichkeit der ältesten Kunstwerke, der Hetrurier, Egyptier und Griechen. Der Himmelsstrich bildete den verschiednen Geschmack der Colonien, aber die Handlungen und der daraus erfolgte Luxus excolirte besonders das durch das Clima erweichte und sanfte Genie der Griechen. Das Clima that nicht alles. Denn Demosthenes hält sich über den falschen und groben Geschmack der Lacedämonier auf, und giebt den Mangel der Handlung zur Ursache an. Hetrurien hatte durch die Handlung noch einige Verbindung mit den Athéniensern, aber die innerlichen Kriege in Italien verhinderten den Luxus und die Kunst blieb in ihrem Wachsthum stehen. Das blühende und handelnde Carthago überwand Sicilien, eine Colonie der Griechen, und es hatte Geschmack genug die gefundnen Kunstwerke nach den Verrinen des Cicero zu sich wegzuführen. Rom lebte vom Kriege und vom Raube, und endlich vom Ackerbau, ohne Handlung, kümmerlich, bis sie Herren der Welt wurden, und die Schätze der Kunst im Orient und in Griechenland raubten und sahen. Der noch rohe Ueberwinder von Carthago, Marcellus, fand daselbst die Kunstwerke Siciliens, und schenkte sie als Ignorant dem Bitten Siciliens wieder. Rom wollte nur über die Welt, aber nicht über die Kunst herrschen. Durch das Studium der geraubten Kunstwerke verbesserte sich zwar ihr Geschmack, aber sie überliessen die Bearbeitung der Kunst, aus Nationalstolz, ihren geraubten und erkauften Sclaven, und

den aus ruinirten Kunststätten zu ihnen geflüchteten Künstlern. Ein Künstler, welcher sich einer andern Nation verkauft, formt sich nach dem Geschmack derselben, und diese Nation hat, wie zu unsern Zeiten, das Recht, die Kunst eines solchen aufgenommnen Künstlers sich zuzueignen. Aus diesen Bemerkungen, welche wir, so leicht als es wäre, nach dem Geschmacke des Hrn. Kl. mit einem Geräusche der Citaten hier nicht bereichern wollen, zumal da sie einem jeden mäßigen Gelehrten leicht einfallen werden, können viele jezt entstandne Schwierigkeiten unsrer Kunstrichter gehoben oder entschieden werden: und Hr. Kl. kann sich auch aus denselben eine Vorstellung von dem Geschmack und dem Styl der Römer in der Kunst abdenken.

S. 27. In Ansehung der Egypter will Hr. Kl. auch von der Arbeit ihrer Steine etwas sagen. Ihre Thiere und Gottheiten haben auf den Steinen eine trokne Zeichnung, aber sie sind mit großer Sorgfalt ausgearbeitet. Der steife Stand, die geraden Linien und der Mangel der Handlung nebst dem unendlichen Fleiße, mit welchen sie ausgeführt sind, soll das Unterscheidungszeichen des Styls der Egypter seyn. Trokne Zeichnung! Was heißt dies in dem Zusammenhang mit den übrigen? S. 31. kommt dieser Klotzische Lieblingsausdruk beym Römischen Styl wieder vor: Also ein Wort, welches eigentlich nichts heißt. Eigentlich ist alles dies aus der Geschichte der Kunst in einzeln Wörtern zusammen gestoppelt, und es ist die Beschreibung der Arbeit eines Stümpers, nicht aber eines Egyptischen Künstlers. „Es sind Egyptische Steine vorhanden, die in Ansehung der Ausarbeitung, den besten Griechischen geschnittnen Steinen nichts nachgeben.“ Wie viel kennt denn Hr. Kl. solche Egyptische Steine? Gewiß keinen, als den

Stos-

Stoschischen aus der Winkelmannischen Gesch. der Kunst, Th. I. 63. dessen Worte Hr. Kl. auch wörtlich abgeschrieben. Das originelle des Hrn. Kl. besteht darinne, daß er anstatt eines Steins, Steine, und für nachgiebt, nachgeben schreibt. S. 28. verhunzt Hr. Kl. in Bestimmung des Hetrurischen Styls Winkelmanns G. d. K. S. 106. bis 113. ganz erbärmlich. Winkelmann beschreibt den dreyfachen Styl der Hetrurischen Kunst vortreflich, und den zweyten Styl S. 109. also: — „Eine empfindliche Andeutung der „Figur und deren Theile, eine gezwungne Stellung „und Handlung, die in einigen Figuren gewaltsam „und übertrieben ist.„ Der Geschmack des Hrn. Kl. ist fein: Das Mittelstück das beste. Also nimmt Hr. Kl. den mittelsten Styl heraus, und sezt ihn zum Kennzeichen des Hetrurischen Styls auf Steinen, und noch darzu verhunzt er die Beschreibung also: „In „den Hetrurischen Werken findet man einen gezwungnen, harten, gewaltsamen und übertriebnen Charakter.„ Und zum Unglük reden noch die Kenner vom ersten Styl, wenn sie von Hetrurischen Steinen sprechen. Aber Hr. Kl. hat doch was für nichts gesagt. Ob es wahr, oder halb wahr, oder falsch ist, darum bekümmert er sich nicht viel. S. 110. sagt Winkelmann: „Man könnte auf die Figuren dieses „Styls, sowol als des ersten in gewisser Maaße deuten, was Pindar von Vulkan sagt, daß er ohne „Grazie gebohren sey.„ Aus diesen Worten zimmert mit Meisterhafter Hand Hr. Kl. sein ander Punctum also: „Die Grazie, die den Griechen eigen war, „sucht man bey ihnen vergebens.„ S. 112. spricht Hr. Winkelmann von einem bärtigen Merkurius auf den Borghesischen Altare, welcher wie ein gewaltiger Herkules musculirt ist, so wie Tydeus und Peleus, und bemerket, daß die Schlüsselbeine am Halse, die

Rippen, die Knorpel, Knöchel und Röhren sehr hervor liegen, und am Tydeus sogar die Spitze des Brustknochens sichtbar gemacht ist. Hieraus die 3te Periode des Hrn. Kl. „Sie (die Grazie) ward der Be„gierde, die Werke bedeutend zu machen, und dem „starken und empfindlichen Ausdrucke, vornemlich „der Knochen, aufgeopfert.„ Und so schreibt Hr. Kl. aus, wie in dem ganzen Buche. S. 29. setzt uns Hr. Kl. in der Beschreibung der Griechischen Kunst wieder ein Gemengsel von allen wohlklingenden Redensarten und Wörtern aus der Winkelmannschen G. d. K. zusammen gesucht, mit einer Klotzischen Brühe auf — Seine Freunde mögen sich daran ergötzen! Wir lieben mehr frische Speisen. Was S. 30. 31. 32. von der Kunst der Römer gesagt wird, ist eben so flüchtig und unwahr aus W. G. d. K. Th. II. genommen. S. 33. will Hr. Kl. sagen, wie lange sich die Kunst unter den Kaysern erhalten. Winkelmann S. 418. schließt mit dem Septimus Severus, sagt aber S. 420. daß unter dem Alexander Severus, dem Pupienus und Gordian einige Künstler durch Nachahmung der Alten aus dem Verderbnisse ihrer Zeit das Haupt erhoben hätten. Daraus spricht Kl. positiv „die Kunst erhielt sich bis auf die „Zeiten des Septimus Severus, oder auch wohl des „Gordians.„ Daß doch Hr. Kl. nicht eine Zeile schreiben kann, ohne die Sache zu übertreiben.

S. 33. 34. Von der Beförderung und Aufhelfung der verfallnen Kunst, durch den Eifer des Laurentius von Medicis, und ein drollichtes Verzeichniß der neuern Künstler, ihrer Manier und ihres Charakters. Es sieht aus, als wenn sich Hr. Kl. einige schwankende Begriffe aufgesetzt, und dieselben nach dem Zufall zusammengereihet habe. Hier sind die schönen Beschreibungen der Manier und des Charakters der neuen Künst-

Künstler. Ein glüklicher Nachahmer der Alten, — Sie erwarben sich allgemeine Hochachtung — Sind keinem Freunde der Kunst unbekannt — Wir sind auf seine Talente und Werke stolz — Ich will ihnen das Lob des Fleißes nicht streitig machen — Welcher Kenner der Kunst muß die himmlischen Einsichten in die Tiefen der Kunst bey dem Vater der deutschen Kunst, dem Hrn. Geh. R. Kl. aus diesen tiefen Einsichten, welche er bey der Vorstellung des Styls der Alten und der Neuern gezeigt hat, nicht mit Entzücken bewundern! So sprechen die Freunde des Hrn. Kl. Wir aber erfüllen die Bitte seiner Vorrede S. 2. und werden zum Mitleiden bewegt. S. 35. giebt Hr. Kl. fest entschlossen, den alten Künstlern vor den neuern den Vorzug, und spricht von einer angestellten Vergleichung derselben; und gleichwol gesteht er S. 36. daß er von den alten Künstlern sehr wenig wisse. Doch lobt er mit Lipperten, Nattern und giebt mit eben denselben dem Valerio Vicentini einen Ausputzer.

S. 36. Kann man den Compilator recht erkennen, welcher ohne Mühe, ohne Einsicht, ohne Beurtheilung schreiben muß. „Wir lernen aus dem Stosch „48. Steinschneider kennen, und diese Zahl kann „noch vermehret werden.„ Nun so vermehre sie Hr. Kl. und sage einmal den armen Gelehrten etwas neues — Er vergleiche nur das Lippertsche Verzeichniß der Künstler — Aber Hr. Kl. mag sich nicht gern allzuviel bemühen. „Hiermit müssen wir zu„frieden seyn„ sagt Hr. Kl. selbst. Freylich ist es nicht hinreichend, diese Lücke in der Geschichte der Kunst zu füllen! aber, warum füllt sie Hr. Kl. nicht aus dem Vorrath seiner Schätze der Kunst?

S. 37. Irrthum der Gelehrten, welche den Namen des Steinschneiders auf das Bild des Steins

selbst gedeutet haben. Gottlob, nun kömmt Hr. Kl. S. 38. 39. wieder in seine Collektaneen, und führt aus dem Stosch und Lippert einige Namen von Künstlern und einige ihrer Werke an. S. 40. Macht er einen Uebergang zu einer kleinen magern schielenden und sehr unrichtigen Collection der Stellen seiner Hauptwerke, die er plündert: und redet von der Materie, in welcher die alten Künstler gegraben haben. — S. 42. behauptet er, daß die Alten auch die Kunst in Diamant zu schneiden, gekannt hätten. Der Beweis ist der Abdruk eines Diamants in der Sammlung Mylord Bedfort. Dies Beyspiel sollte den Hr. Kl. bey so überzeugenden Beweisen des Goguet und seines liebsten Mariette etwas nachdenkender werden lassen. Ist das Zeugniß des Hrn. Lippert von der Existenz des Steins wahr? Ist der ehrliche Mann vielleicht nicht hintergangen? Kann es nicht eine Nachahmung eines Neuern der Mill. II. gleich vorhergegangen No. 386. seyn? Kann es nicht ein gebrannter Stein seyn? So wird der Zweifler sprechen, und vielleicht hat der nicht unrecht, welcher nach einer angestellten Vergleichung No. 386. und 387. den leztern Stein für eine Nachahmung erkennt. S. 43. schmält H. Kl. auf Marietten, welcher nicht glauben will, daß die Alten auf Muschelschaalen gruben. — Caylus hat ja ein solches Werk in Kupfer stechen lassen — Es hätte schon dies den Hrn. Kl. aufmerksam machen sollen, daß Mariette eines täglichen Umgangs mit dem Grafen Caylus genoß, und also diese Collektaneen-Anmerkung gewiß wußte. Aber man gebe dem Hr. Kl. nur einen halben Gedanken, wider eine oft gleichgültige Meynung eines Gelehrten und Künstlers, so schlägt er ohne Ueberlegung mit dem Schwerd drein, und beurtheilt öfters die größten Männer nach seiner schwachen Kenntniß und Denkungsart, um sich die

Mine

Mine eines tiefgelehrten Mannes zu geben. Mein Freund hat einen schönen August III. in Kieselstein geschnitten. Wie falsch würde ein künftiger Kl. unter unsern Enkeln daraus schließen, daß unsre Steinschneider in Kieselstein geschnitten hätten. Solche besondre Beyspiele beweisen nichts, als daß der Künstler bisweilen mit den Materialien seiner Kunst spielt.

S. 44. „Doch diese Materie gehört nicht zu unsern Endzweck, eben so wenig, als Elfenbein, Ambra, „und andre, worauf sie Figuren gegraben haben.„ Hier ist nicht eine einzige Wahrheit als diese, welche vielleicht die größte im ganzen Buche ist, daß Hr. Kl. mit seiner Hand, ohne zu denken, hinschreibt, was nicht zu seinem Endzweck gehört. Auch in Ambra sollen die alten Künstler Figuren gegraben haben? Ein vortrefliches und überzeugendes Beyspiel, zu welchen Ungereimtheiten ein Compilator, der ohne Verstand flüchtig und dreiste arbeitet, kann verleitet werden. Hr. Kl citirt den Grafen Caylus: daselbst las er, daß die Alten in Ambre gestochen haben. Hrn. Kl. wußte nicht, daß die Franzosen Agtstein oder Bernstein (electrum, succinum) Ambre nennen. Den Frisch wollte er nicht nachschlagen, es wäre für Hrn. Geh. R. Kl. so mühsam gewesen, er schreibt also lieber Ambra mit der listigen Ueberlegung, daß die Franzosen die lateinische Sylbe bra in bre verwandeln. Aber zum Unglük heißt bey dem Römer der Agtstein nicht Ambra, vielweniger bey den Deutschen. Wußte Herr Kloß nicht, daß Plinius vom electro oder succino in XXVII. Buch 2 Cap. sehr weitläuftig schreibet? Aber noch eine Unwahrheit in eben denselben Worten. Woraus wußte denn Hr. Kl. daß in Agtstein (Ambre) ist geschnitten worden? Aus dem Caylus. Ein andermal schreibe Hr. Kl. einen Franzosen, und wäre es auch ein Caylus, mit mehrerer Prü-

fung nach; und lese itzt zu seinen Unterricht, was Plinius eben daselbst spricht — hodieque Transpadanorum *agrestibus feminis monilium vice succina gestantibus*, maxime decoris gratia, sed et medicinae: quando tonsillis creditur resistere, et faucium vitiis.

Bis hieher sind wir fast wörtlich dem Hrn. Kl. gefolget. Wir glaubten bey dem prächtigen Eingange, Hr. Kl. werde uns in das kostbarste Cabinet des antiken Geschmacks führen: aber wie sehr haben wir uns nicht betrogen. Uns dünkte, Hr. Kl. leite uns an der Hand auf ein Schlachtfeld. — Unser Auge erblicket hier eine fast unzählige Menge zerstümmelter Schönheiten, deren Anblick nur gestern noch unser Auge geweidet hatte. Die Natur hatte sie mit Reiz geschaffen und Fleiß und Kunst, durch Hülfe der Zeit, mühsam gebildet. Aber welcher trauriger Anblik! alle diese herrlichen Reste der Schönheit liegen zerstümmelt, verwirrt und zerstreuet untereinander; zwar erkennt das Auge noch hier und da einen traurigen Ueberrest des erstorbnen Reitzes, noch ist hie und da manche Reliquie prächtig geputzt — Aber doch alle zerstümmelt — Unser Auge und gewiß auch der Blick des Lesers verweilt ungerne bey solchen Gegenständen, die niemanden ergötzen können! Schauer, Unwille und Mißvergnügen treiben unsern flüchtigen Fuß von hinnen — und doch müssen wir noch einmal bey diesen Gegenstande uns aufhalten, und unsern Leser wenigstens noch einen kleinen Abriß von der weitern Folge des Werks geben.

S. 44. Die Neuern haben zwar die alten Nahmen der Edelgesteine, aber nicht die alten Begriffe — H. Kl. gesteht auch, daß er von der mechanischen Ausübung der Kunst wenig sagen kann. Eine eigne Bemerkung! Aber Hr. Kl. besinnt sich auch gleich eines

an-

andern. „Auch die ausführlichste Beschreibung würde „nicht unterrichtend genug für den seyn, welcher nie„mals die Werkstadt eines Steinschneiders besucht „hat.„" Es ist nun so mit dem Besuchen der Werkstädte! wenigstens muß Hr. Kl. bey seinen Besuchen nicht wohl seyn aufgenommen worden. — Nun ferner. Ein übertriebenes Lob des Hn. Natter — „der „weder Zweifel noch Dunkelheiten zurük läßt.„ — Obgleich Hr. Kl. für einen fleißigen Besucher der Werkstadt des Steinschneiders will gehalten seyn, so muß er sich doch mit wenigen Vortheilen daselbst umgesehen haben, weil er bey Lesung des Natters nicht fühlt, was der Kenner und Künstler empfindet, daß Natter mit Fleiß Dunkelheiten läßt, und einige seiner Geheimnisse zurükhält. Von dem Vorwurf, welchen er dem verstorbnen Prof. Christ macht, haben wir oben geredt. S. 47. bis 52. lieset Hr. Kl. dem alten ehrlichen Plinius hitzig die Lection, daß er aus Unwissenheit in der Steinschneiderkunst von dem Schneiden mit dem Diamant falsch soll geschrieben haben. Freylich hatte der alte abgelebte Plinius nicht die Verwegenheit von einer ihm unbekannten Sache mit stolzen Gepränge zu schreiben. Er excerpirte für den Kenner und sagte von trivialen Sachen zwar wenig, aber doch so viel als nöthig war, mit Genauigkeit. S. 52. zwey Anmerkungen — „die Alten „Künstler schliffen gerne ihre Steine hoch und schild„förmig, vid. Lippertus.„ Eben sowol als von der zwoten Anmerkung, daß die natürlichen Adern und Flecken des Steins bey erhabnen geschnittnen Werken zur Mahlerey dienten. Gewöhnliche Beyspiele aus den Collectaneen füllen S. 53. 54. 55. an. S. 55. entscheidet Hr. Kl. nach seiner gewöhnlichen Scharfsinnigkeit eine schwere Frage, warum sich eine so große Anzahl geschnittner Steine erhalten habe? der allge-

 meine

meine Gebrauch verursachte ihre Vervielfältigung, weil sie nicht Centnerschwer waren, so konnten sie leicht von einem Orte zum andern gebracht werden, (sehr tiefsinnig gedacht) — die Natur der Steine widerstehet der Zerstörung. (Dies ist eigentlich wohl der Beweis des Satzes.) Die grobe Unwissenheit der finstern Jahrhunderte trug etwas zur Erhaltung der Steine bey. — Er keift auf diese Barbarey mit poetischer Begeisterung, und schließt als ein Mann, welcher Deutschland zuerst soll gelehrt haben, wie es die alten und neuen schönen Wissenschaften zusammen verbinden soll, mit vier schönen Versen aus dem Hagedorn. S. 56. 57. 58. führt er schnackische Beyspiele von Priestern an, welche die Antiken aus der Bibel erklärten. — Auch durch die Glaßpasten, von deren neuern Erfindung er S. 59. redet, ohne die besondern Verdienste des Hrn. Lippert um diese Kunst nur mit einer Sylbe zu gedenken, wurden die schönsten Werke erhalten. Hier nimmt er Gelegenheit S. 60. 61. von den Abdrücken der Gemmen in Siegellack und in Schwefel und auch von den Lippertischen Abdrücken zu reden. S. 61. 62. 63. declamirt Hr. Kl. in allgemeinen schwankenden Ausdrücken von dem Gebrauch dieser Abdrücke, aber nicht praktisch. S. 63. bis 73. will Hr. Kl. einen Einwurf beantworten, wenn man ihm auch denselben nicht machen sollte, daß man diese Abdrücke entbehren könne, weil man große Sammlungen geschnittner Steine durch Kupferstiche schon bekannt gemacht habe. Es wird niemand abläugnen, daß in keiner Art durch bloße Betrachtung der Kupferstiche jemand ein Kenner der Antiken, Kunstwerke und also auch der geschnittnen Steine, werden könne. Diese Fähigkeit muß sich der, welcher ein Kenner seyn will, vorher erworben haben. Eben so wenig wird Hr. Kl. ein wahrer Kenner der alten Gemmen aus dem einzi-

gen

gen Studio der Lippertschen Abdrücke werden, da er keine Zeichnung versteht, vielweniger das Auge durch eine anschauende Erkenntniß der Kunstwerke selbst geübt hat; man lese die S. 238. angebrachte Erklärung der vor dem Buche in Kupfer gestochene Cassanovischen Gemmen, und vergleiche sie mit N. B. d. sch. W. B. 7. St. 1. S. 139. so wird man finden, daß Hr. Kl. nicht einmal seinen Gegenstand erkennen kann. Ein ander Beyspiel fällt uns S. 174. in die Augen. Die angebrachte Erklärung nimmt er aus dem Lippert Mill. I. no. 712. wendet sie aber fälschlich auf das Glüksrad an, welches aber wohl niemand auf eine Säule gestellt gesehn hat. Lippert und Winkelmann sahen recht, also erklären sie auch schön. Die angebrachte Beurtheilung der Werke des Montfaucon, Gorläus, Stephanoni, Causeus u. a. m. — In Ansehung der Kupferstiche sind aus dem Mariette, und nach der dem Hrn. Kl. eignen schwankenden und diktatorischen Schreibart vorgestellt. „Ein Kenner „der Gemmen wird sie inskünftige doch nicht für *) „un-

*) Die Kupfer der Dactyliothek für unnöthig halten? Hr. Klotz wird dies selbst für einen übertriebnen Ausschuß seiner Einbildungskraft halten. Winkelmann tadelt an den Kupfern der Statuen viel, und mit Recht, aber für unnöthig hält er sie nicht, sie sind dem Kenner allzeit nüzlich: der Kenner kennt die Statuen, die Art ihrer Verfälschung in einzeln Theilen: die Manier des Künstlers ist, wie in allen Kupfern der Kunstwerke, selten zu finden: aber der Kenner braucht sie doch mit Geschmack, und Fehler entdekt sein geprüfter Geschmack aus anschauender Erkenntniß bald — Bey den Gemmen haben wir in Kupfern wenige Schwierigkeit zu überwinden, wenn wir unser Auge in der Erkenntniß ächter Gemmen geübt haben. — Der Stich ist schlecht; aber er giebt uns doch den Umriß der Figur: er sey nicht treu,

„unnöthig halten, da es überhaupt unmöglich ist, die „Manier des Künstlers im Kupfer vorzustellen.„

Hr. Kl. tadelt S. 66. den Bartoli, der in der andern Sammlung des Causeus nur den Umriß der Figuren entworfen hat. Wir wünschten uns eine solche Sammlung aller bekannten berühmten Gemmen nach den Originalen zum Besten dieses Studiums. Ueberhaupt ist hier wieder das Lob und der Tadel der Kunst aus dem Glückstopf des Hrn. Kl. gezogen.

Von S. 73. bis 101. betrachtet Hr. Kl. die geschnittnen Steine von der Seite der Kunst und zum Gebrauch des Künstlers in Ansehung des Ideals der Gottheiten, der Zeichnung, des Nackenden, der Bekleis-

treu, wir werden doch nur in Kleinigkeiten betrogen: die Manier hat der Künstler falsch ausgedrukt (und welcher Künstler hat sie in Kupfer der Gemmen und Münzen und Statuen jemals erreicht:) sein geübtes Auge sieht dies — und gebraucht doch mit Vorsicht das Kupfer, dessen Original er nicht hat. Die Abdrücke vermeiden die meisten dieser Fehler: aber das Original giebt den Kenner doch mehr Stoff zur Bewunderung der Kunst des Artisten: und Abdrücke aller Gemmen hat Hr. Lippert doch nicht. Eine ächte Kritik der Kupfer von Gemmen mußte uns die Fehler zeigen, die der Zeichner und Kupferstecher begehen konnte: und uns für den Fehlern ohne Deklamation warnen, die jeder Künstler dieser Sammlungen begangen hat. — Dies wäre Kritik — aber des Hrn. Kl. Kritik der Kupfer nuzt dem Kenner nichts. Er kehrt aus dessen Unterricht eben so ungewiß zurück, als er zuvor war, und lächelt über dessen Kunstmine. Wie schwer es sey, die Manier des Künstlers in Kupfer der Gemmen zu treffen, hätten ihn die Kupfer des Mariette zeigen sollen: unter Caylus Aufsicht wurden sie verfertiget und Bauchardon arbeitete doch nach seiner Manier, ohne die kleinste Rücksicht auf die Manier des Artisten. Die radirten Kupfer des Grafen Caylus sind fast diesen Kupfern gleich, aber sie gehen jenen noch vor. —

kleidung, der Vorstellung der Thiere, der dreyfachen Manier der Künstler, des Contrasts, der Perspective u. s. w. aber man kann es sich schon wieder denken, daß das, was noch gutes darinnen ist, aus dem Lippert genommen sey, dem er auch in der Ordnung folgt. Schon in der Einleitung sind einige Unrichtigkeiten. Ich wünschte doch den Beweis zu sehn, zu der Kunstgeschichte, die Hr. Kl. aus den Steinen für die Geburt, den Wachsthum und die verschiednen Alter der Kunst ziehen will. Winkelmann spricht so etwas von den Münzen: Dies applicirt, wie gewöhnlich, Hr. Kl. auf die Steine — die Geburt der Kunst auf den Steinen zu sehen? Hr. Kl. sieht freylich weiter als wir andern armen Sterblichen.

S. 75. „Allein, von welchem Theil der Kunst soll ich den Anfang machen?„ Der Berg gebiehrt mit großen Geräusch, aber die Frucht ist eine theils schaale, theils schwülstige Zusammenraffung der Lippertschen Bemerkungen. Wenn man sich das Vergnügen machen will und sehen, mit welchem Egoismus Hr. Klotz seine enthusiastischen Schilderungen aus den Lippert fast wörtlich zusammen stoppelt, so lese man S. 76. die Beschreibung des jugendlichen Apolls, und vergleiche den Lippert Mill. I. no. 158. 159. 160. und 150. Wir müssen des Raums schonen.

S. 102. fängt sich endlich die Hauptabhandlung erst an, wo er zum Unterricht des Gelehrten einen dreyfachen Nutzen der geschnittnen Steine angiebt, in der Erlernung der Alterthümer, in der Erläuterung der Fabellehre und den Geschmack zu bilden und zu nähren. Der 1ste und 2te Nutzen ist dem Gelehrten längst bekannt, und wenn er den Lippert und die von ihm angebrachten Citata aufschlägt, so weis er alles, und deutlicher und pünktlicher, als Hr. Kl. sagt.

Zween

Zween besondre Ausfälle! S. 92. u. f. will er Hrn. Leßing belehren, daß die Alten die Perspektiv, so wie wir, gekannt und ausgeübt haben, und man sieht doch deutlich, daß Hr. Kl. unsre heutige Perspektiv und ihre Behandlung nicht versteht. S. 124. bestreitet er auch nach einer großen Einleitung die Winkelmannische Hypothese, daß auch auf den geschnittnen Steinen historische Begebenheiten vorgestellt werden.

Der lezte Theil des Buchs von S. 168. ist für den Verf. der angenehmste: denn er soll die Beförderung des guten Geschmacks durch das Studium der geschnittnen Steine zeigen. 1) Wenn wir dieselbe mit den Versen der alten Dichter vergleichen, um die Aehnlichkeit zwischen den Vorstellungen des Künstlers und des Dichters zu zeigen. — Dies beweist Hr. Kl. aus einigen Gemmen und erläutert den Jupiter, auf einer Gemme mit seinen Wagen und Pferden vorgestellt, so gar aus einem Gedichte der Fr. Karschin, und einer Stelle aus Miltons verlohrnen Paradiese. Hat man jemals etwas ungereimters gesehen! 2) Soll man auch bey Bildung des guten Geschmacks auf den erfinderischen Geist, mit welchem die alten Künstler die mythologischen Geschichten gleichsam verschönert haben; als auch auf die poetische und zierliche Einkleidung, Achtung geben. — Die alten Artisten flochten insbesondere den Amor in ihre Vorstellungen, wegen seiner beständigen Verbindung mit den Göttern.

Zum Beschluß wünscht Hr. Kl. eine Geschichte des Cupido von einem Gleim, oder Weise, oder Jacobi. Er will es ihnen leicht machen, daher sammlet er von geschnittnen Steinen dem künftigen Historiographen Materialien. Wenn man in den Lippertschen ersten Register die Artickel Cupido und Venus aufschlägt, so wird man sich wundern, wie zu dieser Arbeit ein so witziger und fruchtbarer Kopf noch alle neun Musen um Hülfe anruft.

ruft. — Vielleicht zum Nachschlagen? Wozu müssen sich die guten Musen nicht noch brauchen lassen. Von 238. bis zu Ende stehen noch die Erklärungen von 4. in Kupfer gestochenen Steinen. Auf dem ersten Sardonich des Hrn. Casanova, soll Venus auf einen Suggest von 3. Gratien bedient und geschmükt werden. Er bittet aber herzlich um eine leichtere Erklärung des Steins. Diese findet er, wie oben erinnert worden, in der N. D. B. d. sch. W. Der andre Stein steht auf den Titelblatte gestochen und ist gleich unter dem Namen des Hrn. Klotz gesezt. Amor verfertiget als Bildhauer den Kopf des Socrates. — „Wie fein sagt der Verf. ist nicht diese Idee! Sie bedarf keiner Erklärung.„ O ganz und gar keine, der Name des Hrn. K. ist ja über die Vignette gedrukt. — Auf dem 3ten Steine bittet Amor den Apoll um seine Leyer. Der 4te Stein soll dem Hrn. Leßing überführen, daß die alten Künstler wirklich Furien gebildet haben. Aber auf einen Kopf mit fliegenden Haar schikt sich wohl nicht, die Beschreibung der Alekto des Virgils, welche Schlangen, anstatt des Haars hat. Besser schikte sich die Erklärung Virgil, B. 7. V. 394. wo die Amata mit andern Frauen die Orgia feyern. — Ventis dant colla comasque.
So weit unsre Anmerkungen! den Nutzen dieser Schrift wissen wir fast selbst nicht zu bestimmen. Hr. K. will das Werk für Gelehrte geschrieben haben, sollte aber der Verf. selbst es wagen, dasselbe einem Ernesti und Heyne zum Unterricht vorzulegen? Vielleicht soll es für Schulleute bestimmt seyn? Auch diese werden diesen seichten Unterricht verbitten. Die erste Hälfte des Buchs würde für den Jüngling sehr nützlich seyn, da es den historischen Theil dieser Wissenschaft enthält, wenn wir nicht befürchten müßten, daß der allzu große Mangel der Gründlichkeit, Genauig-

keit

keit und Richtigkeit den größten Schaden für den Jüngling bringen würde, wenn er auf diesen Grund bauen wollte. Doch es giebt noch gewisse Leute, welche ohne Mühe von allen Wissenschaften und Künsten mit einem gewissen Ansehen sprechen und urtheilen wollen. Diese sind vielleicht die Freunde der Künste und des Geschmacks, von welchen sich der Verf. in der Vorrede einigen Beyfall und Dank verspricht.

IX.

Anmerkungen über die neueste Schrift des Hn. Geh. R. Klotz in Halle von Nutzen und Gebrauch der geschnittenen Steine und ihrer Abdrücke von R. E. Raspe, Hochfürstl. Hessen-Casselisch. Rath und Professor der Alterthümer. Cassel, 1768. in 8. mit der Vorrede 63 Seiten.

Es ist wohl niemals ein Buch mit so übertriebenen und falschen Lobsprüchen öffentlich beleget worden, als die Klotzische Schrift über die geschnittenen Steine und ihre Abdrücke von dem Richterstuhl einiger dem Hr. Klotz in Gnaden gewogenen Wochenblätter und Zeitungen empfangen hat. Man sprach dem Leser alle Urtheilungskraft ab, welcher nach Betrachtung dieses Meisterstücks noch kalt, ungerührt und unempfindlich bleiben, und nicht gestehen würde, daß weder Ausländer, noch vielweniger die Deutschen vorher ein solches Werk haben lesen können — Der Kenner las, und schämte sich, durch diese Dreistigkeit sich betrogen zu sehen — Doch endlich stunden einige Kenner auf, deren freymüthige Denkungsart es wagte, der Welt ihr Urtheil zu sa-

gen. Herr Raspe war der erste, welcher eine Recension dieser Schrift einem Journal bestimmte, aber wegen der vielen Nachläßigkeiten und Fehler seines Vorwurfs wuchs der Aufsatz zu einer allzugroßen Weitläuftigkeit. „Er war sonst schon durch das Schwerd „der Personalität des Hrn. Kl. bestürmet worden. — „Stillschweigen, Bescheidenheit oder Verachtung „schreyet Hr. Kl. als Rechtfertigung, als Monu„mente seiner Siege aus, die er auf seinen Kreutzzügen „erfochten — Das Publikum könnte endlich glauben, „daß alles Wahrheit sey, was diese Herren von sich „und andern und von Kunst und Wissenschaften zu „sagen pflegen: Also bittet Hr. Raspe in dem Vor„bericht, seine Anmerkungen als einen Versuch eines „Beweises anzusehen, wie wenig gründlich der Mann „sey, der kühn genug ist, sich der ganzen gelehrten „Welt als Richter aufzudringen, der das Verdienst „verstorbner und lebender geschikter Männer so vor„treflich abzuweisen weis, damit was ihrem Ruhme „entgehe, dem Seinigen zuwachsen möge, und des„sen Schreib- und Tadelsucht von der sittlichen Seite „betrachtet, weder ihm, noch unserm Jahrhunderte „zur Empfehlung gereichen kann.„ Wollen unsre Leser noch wissen, was Hr. Raspe sich für einen Charakter von seinem Gegner macht? Hier ist der Schluß der Schrift — Er ist hart, aber er sagt nichts unwahres. Diejenigen, die die Schriften des Hn. Kl. mit Bedacht gelesen und untersucht haben, müssen so denken. „Aus diesen wenigen Anmerkungen — wird „dem Leser zur Gnüge einleuchten, daß Herr Klotz „der unverschämteste Compilator ist, den unser Va„terland jemals gesehen; daß er als ein roher Anfän„ger im antiquarischen Studio und bey einer völligen „Unwissenheit in allem, was Kunst, Mahlerey, ge„schnittene Steine und dergleichen anbetrift, unbe„schei-

„scheiden genug ist, nach dem Maaß als er selbst die
„Anfangsgründe lernt, sie so fort dem Publiko auf-
„zubringen, und sich doch dabey das Ansehen zu ge-
„ben, als trüge er lauter Originalgedanken vor; daß
„endlich der vortrefliche Mann in den Supplementen
„zur storia de' pifferi della campagna che anda-
„rano a suonare e furono suonati mit größten
„Recht eine Stelle verdient. Immittelst spreche ich
„ihm sein wirkliches Verdienst nicht ab. Eine so
„flüchtige Feder eines undenkenden Kopfs, die über
„alles, was ihr vorkommt, etwas hinzuklecken weis,
„hat unser Vaterland unter allen seinen Compilato-
„ren witzig und unwitzigen noch nicht aufzuweisen; und
„einen so schlauen Kopf, der andern so geschikt hin-
„ter der Hand zu sitzen und sich alles, was er auf-
„schnappt, so fort zuzueignen wußte, kennt man viel-
„leicht auch nicht. Seine herrlichen Gaben zum
„Compiliren würden noch deutlicher erkannt werden,
„wenn auf eben die Weise, als hier über sein Werkchen
„von geschnittnen Steinen geredet worden, sich je-
„mand die Mühe geben wollte, seine saubere Arbeit
„über die Münzen, und seine Compilationen über den
„Tyrtäus, den Homer und den Horaz durchzusichten.
„Eine mehr beschämte Krähe müßte die gelehrte Welt
„noch nicht gesehen haben. Aber was sag ich von
„Schaam? Schaam und gewisse Leute gehen auf
„so verschiednen Wegen, daß sie sich niemals tref-
„fen können.„

Die Beweise enthält das Buch selbst. Es ist ein
großes Vorurtheil für die Richtigkeit eines Urtheils,
wenn zwey denkende Köpfe auf einerley Wege sich
treffen. Und dies ist hier der Fall, da Hr. Raspe
und Hr. Lessing in den antiquarischen Briefen öfters
ebendieselbe Fehler des Hrn. Kl. beobachten, und mit
ähnlichen Bemerkungen begleiten. S. 10. 11. 12.

c. giebt

giebt der Verf. zwo Urſachen an, welche die Schrift des Hrn. Kl. ſollen veranlaßt haben — daß Hr. Kl. zum Ruhm des Hrn. Winkelmanns ſcheel ſahe — und ihn gerne daraus verjagt hätte, wenn man ihn nicht mit Gewalt abgehalten hätte — und daß Hagedorn, Lippert und andere den Werth der geſchnittenen Steine auch für die Künſte ſichtbar machten. — S. 15. Gegen Hr. Lippert zeigt Hr. Kl. Freundſchaft; aber er iſt hämiſch, daß er als ein Epitomator der Lipp. Schrift dem würdigen Alten bey lebendigen Leibe ſogar die Frucht ſeiner Bemühung zu rauben ſuchet. — Jeder Epitomator iſt der Mörder ſeines Schriftſtellers nach der Geſchichte. — „S. 19. den Hrn. Kl. „ſoll der Gebrauch der Quellen (Hr. Kl. eignet ſich „die Citationen und auch den Text derer zu, die er „nicht nennt, und doch abſchreibt,) die Anordnung „der Sachen, (Hr. Kl. folgt dem Mariette in der „Ordnung des Traité des pierres gravées bis da„hin, wo er der Ordnung des Lipp. Buchs nachgeht) „und einige eigene Bemerkungen (Hr. R. kennt nur „eine, oder zwey derſelben, die er S. 48. und 57., „aber mit der Vermuthung einer Plünderung nennt) „gegen den Vorwurf der Compilation retten — „dieß Zeugniß iſt man Ihnen ſchuldig; Tel brille „au ſecond rang qui s'eclipſe au premier.„

Wir wollen nun die Beweiſe der Compilation auszeichnen, bey welchen aber Hr. R. bey einem Gegner, wie Hr. Kl. iſt, nicht allein die Stelle citiren, ſondern auch zeigen ſollte, wie verworren, unverſtändlich, unüberlegt und flüchtig er compilirt; ſonſt entwiſcht der Plagiarius. —

S. 16-18. aus dem Mariette T. I. p. 3-12. S. 19-26. ebendaher und aus dem Baudelot ſur l'utilité des voyages. S. 26-33. aus Wink. Mariette und Caylus. S. 33. iſt Mariette jämmerlich

ins Kurze gebracht. S. 36. aus dem Stosch, eilfertig zusammengerast. S. 38. aus dem Stosch und Lippert. S. 40-44. aus Mariette p. 153-194. S. 45-52. ein falsches Siegsgeschrey über Christen auf Veranlassung Lipperts Vorrede. S. 53. u. f. sagt Hr. Kl. nichts und betet nur nach: die Kritik der Hauptwerke ist von einem Ende zum andern aus dem Mariette. S. 72. hat Hr. Kl. eine Anmerkung aus den Göttingischen gelehrten Anzeigen, ohngefehr mit eben so viel Worten abgeschrieben. Von S. 75. an, verhunzt Hr. Kl. Winkelmanns G. d. K. auf zwölf Seiten. S. 92-97. aus dem Gallier und Caylus. S. 98. Mariette. Von S. 102. nach der Ordnung aus dem Lippert, und alte Bemerkungen. S. 159. gesteht es Hr. Kl. mit dürren Worten, daß er nichts anders gesagt, als was Hr. Winkelmann gesagt. — S. 168-180. auch nichts neues.

Wir wollen das Buch noch einmal durchlaufen, um aus einigen Anmerkungen die Einsichten des Hrn. R. dem Leser kennen zu lernen. S. 21. verweißt der V. dem Hrn. Kl. und Hrn. Lippert zur Bescheidenheit in der Beurtheilung einzelner Kleidungsstücke in Ansehung des Costüme. Es ist noch nicht erwiesen, ob die Beinstiefeln des Perseus auf dem Steine des Dioscorides wider das Uebliche sind, da die neulich in Pompeji entdekten Harnische mit Armrüstungen, die den Thurnierharnischen ähnlich und noch nicht bemerkt worden, einen jeden Antiquar in dieser Sache behutsam machen sollten. S. 23. rettet Hr. R. die Röm. Sprache wider Hrn. Kl. welcher mit Plinius die Steinschneider *Scalptores* nennt. S. 24. 25. 26. beweiset Hr. R. daß die Alten nicht in den Diamant geschnitten haben: Der Beweis aus der Geschichte hat uns besonders gefallen: die Handgriffe des Steinschneidens in Jaspis, Onyx, Amethyst, Carniol und andre

har-

harten Steine hat sich durchs Mittelalter in Constantinopel erhalten: „Warum hätte sich also die Kunst in Diamant zu schneiden, nicht eben so gut erhalten, und durch die Griechen, nebst andern Künsten, nach Italien gebracht werden können?„ S. 31. Vom Gebrauche der Farben und Adern der Achate und Onyre auf Cameen sagt der V. „Sie kommen mir vor als die acrosticha und chronodisticha in der Poesie. Viel Zwang und etwas Farbe ist gemeiniglich ihr ganzes Verdienst.„ S. 32. rükt Hr. R. seine Manier ein, wie er sich Abdrücke macht. „Reiner gebrannter Gips von Alabaster oder Marienglas, nach dem Ausguß mit Seifenwasser getränkt, und wann er trocken, mit einem weichen Pinsel überfahren und geglättet, hat mir immer gute Abgüsse verschaft, die den Lippertschen so ähnlich sehen, als ein Ey dem andern.„ S. 34. Bauchardon hat den Alten seine eigne Manier geliehen, und nichts weniger gethan, als den Charakter des Alterthums in den Kupferstichen zum Mariette beobachtet. Dies soll unsre Gelehrte und Künstler gegen Hrn. Kl. mißtrauisch machen, der alles Gute von diesen schönen Kupferstichen sagen konnte, nur dies nicht: „seine Kupfer sind getreue Abbildungen der Steine und des Charakters des Alterthums.„ S. 37. als eine Probe, wie unbeschreiblich kalt Hr. Kl. in seinen Beschreibungen ist, führt der Verf. S. 76. aus Kl. an: und als ein ander Zeugniß, wie phantastisch schwülstig er ist S. 81. 83. 84. S. 39. Nichts fällt poßierlicher, als wenn Kl. sich das Ansehen von tiefen Einsichten in die Kunst geben will — Da er in seinem Leben keine Zeichnung gelernt, keinen Umgang mit Künstlern, keine Bekanntschaft mit Kunstwerken, Schildereyen, Statuen rc. gehabt hat. Es wird auf S. 40. 41. wider Hrn. Kl. bewiesen, daß die Alten die Perspective unsrer Künstler nicht gekannt

kannt haben. Diese und noch mehrere eingestreute Bemerkungen, versprechen uns von den Einsichten des Hrn. Rath Raspe, auf die Zukunft einen nicht geringen Nutzen für das Studium des Alterthums.

X.

Ferdinand Jacob Baiers, Johann Jacobs Sohn Freymüthige Gedanken über die in der Klotzischen Schrift von dem Nutzen und Gebrauch geschnittner Steine übel angebrachte und ungegründete Verläumdung seines Vaters. Anno 1768. in 8. 1 Bogen.

Horat. Cædimur, et totidem plagis consumimus hostem.

Der Verfasser vertheidiget die Ebermayerische Sammlung geschnittner Steine, und den Herausgeber dieses Werks, seinen Vater, den verstorbnen Professor Baier wider die scharfen und anzüglichen Beurtheilungen des Hrn. Klotz auf eine Art, die seinem Geschmack und der feinen Lebensart keine Ehre machet. Wir wissen aber nicht, wer mehr zu tadeln ist, ob Hr. Kl. der durch seine persönlichen Anzüglichkeiten und spöttischen Ausfälle zu ähnlicher Gegenwehr Gelegenheit giebt; oder der Verf., welcher durch den Ausspruch des Hrn. Kl. über einen sonst verdienten Mann und seinen verstorbnen Vater (S. 136. „daß die Obrigkeit einem solchen Manne „ernstlich verbiethen sollte, die Jugend weiter zu unterrichten u. s. w.„) gekränkt und aufgebracht, eben so hart wieder antwortet: „Einem solchen Mann sollte „billig der Lehrstuhl verboten werden, der junge Leute „in der unbändigen Spottsucht wider Vaterland, „Obrigkeit und Eltern zu stärken beflissen ist, und

 „durch

„ durch öffentliche Aergernisse Gelegenheit giebt, der
„ Bestimmung der Natur ungehorsam zu seyn. Die
„ rühmliche Zeugnisse gelehrter Männer von väterli-
„ cher Arbeit dämpfen ohnehin das nichts bedeutende
„ Krachen eines Klotzes, von welchem mit allen Recht
„ kann gesagt werden: „ ex trunco non Mercurius!
Von der Sammlung selbst versichert der Verf., daß
zwar die meisten Steine Dorschische Arbeiten, aber
doch auch wirklich alte Gemmen daselbst zu finden sind.

XI.

Der Antikriticus. Erstes bis funfzehntes Stük, 1768. und 1769. Lübeck bey Jonas Schmidt und Donatius. in 8.

Wir sind vielfältig aufgefodert worden, über den Antikriticus, worüber so viel nichts-bedeutender Lärmen erreget worden, unsere Meynung zu sagen. Wir ergreifen diese Gelegenheit um die dahin einschlagende Streitschriften, (von denen wir, dem einmal angenommenen Plan der allgemeinen deutschen Bibl. gemäß, nicht ganz schweigen konnten) anzuzeigen.

Der Antikriticus will die Journalisten oder Kunstrichter die andere beurtheilen, wieder zur Verantwortung ziehen. Ehe man also über sein Unternehmen urtheilet, wird es nöthig seyn, von der Befugniß der Journalisten über die Werke anderer zu urtheilen, einiges anzumerken.

Verschiedene Leute, denen die große Menge der Journale, die Partheylichkeit vieler derselben, und die Cabalen, die durch manche auszuführen getrachtet worden, zum Ueberdruße gereichet, möchten lieber

gar keine Journale und gelehrte Zeitungen, oder doch nur sehr wenige haben. Aber wie ist es möglich die Freyheit, die ein jeder Leser hat, sein Urtheil über die Werke anderer zu sagen, einzuschränken? Oder würde dies deshalb anzurathen seyn, weil so mancher Narr auch sein Urtheil sagt, das niemand zu wissen begehret? Die Engländer, die die Freyheit der Presse vertheydigen, wissen sehr wohl, wie sehr sie mancher nichtswürdiger Mensch mißbrauchet, aber sie sehen nur auf den großen Nutzen den sie dem weisen Bürger verschaffet. Jede Einschränkung würde ein Eingriff in die allgemeine Freyheit seyn, die auch der Thor genießen muß, so lange er sich nicht unwürdig macht ein Glied der Gesellschaft zu seyn.

Die gelehrte Republik, ist eine vollkommene Demokratie. Ein jeder Bürger derselben hat das Recht seine Stimme zu geben, und das frey zu sagen, was er zum gemeinen Besten für nöthig oder nüzlich hält. Aber auch hier gehet es, wie in allen Demokratien. Nicht alle, wollen und können sprechen: Es werfen sich daher einige zu Sprechern auf, entweder, weil sie vorzügliche Gaben haben, oder, weil sie eben von ohngefähr an einem Orte stehen, wo man sie hören kann, oder weil sie die dauerhafteste Lunge haben, oder weil sie unverschämter sind, als die übrigen. Blos aus der Rede eines jeden wird ein verständiger Bürger urtheilen müssen, zu welcher Classe von Sprechern derselbe gehöre. Wenn übrigens die Sprecher dasjenige sagen, was das ganze Volk ohnedem denkt, und unter sich sagt, oder wenn sie durch einleuchtende Gründe das Volk von der Wahrheit ihrer Gedanken überzeugen können, so ist ihre Stimme wirklich die Stimme des Volks. Wenn sie aber nur blos andere überschreyen, wenn sie etwa einige bitten, andere bestechen u. s. w., daß sie ihre Meynung auch

ausposaunen möchten, so ist ihre Meynung deswegen noch nicht die allgemeine Meynung, weil vor der Hand niemand widerspricht. Diejenigen, die nicht Lust haben, den Schreyern zu gefallen, ihre Lungen zu zerreissen, oder sich, wie in Demokratien zuweilen geschiehet, vom Pöbel schimpfen und mit Koth werfen zu lassen, schweigen deswegen nicht gänzlich. Sie mißbilligen in ihren Häusern und Gesellschaften, das öffentliche Geschrey. Und zuweilen ergreift denn ein Mann, der bey der ganzen Republik in Ansehen stehet, einen günstigen Augenblick, um die, die so viel unnützen Lärmen erregt haben, in ihrer Blöße zu zeigen. Denn fällt ihm auch die Menge zu, und die Schreyer verstummen, ja sie wollen ihre Mitbürger wohl gar überreden, daß sie es nicht wären, die so geschryen, gebeten, bestochen, Cabalen gespielt hätten. Wir haben in der deutschen gelehrten Republik, noch ganz neuerlich ein in die Augen fallendes Beyspiel von einem solchen Vorgange.

Es hat also so viel nicht zu bedeuten, wenn man auch öfters schale und unnütze Urtheile von neuen Büchern zu lesen bekommt, wenigstens da man es nicht ändern kann, muß man es geschehen lassen. In den grossen Städten, wie z. B. Paris und London, wo der allgemeine Antheil, den das ganze Publikum an neuen merkwürdigen Schriften nimmt, verursacht, daß in Gesellschaften davon viel gesprochen wird, hört man ohne Zweifel auch mehr unkluge als kluge Urtheile; aber das Wort eines klugen Mannes hat bey Sachverständigen immer mehr Gewicht als eine ganze Menge Worte eines Schwätzers. In Deutschland, wo unsere Litteratur, nicht in eine Hauptstadt zusammengebracht werden kann, geschiehet diese Unterhaltung über neuherausgekommene Schriften, durch Journale und gelehrte Zeitungen, durch dieselben er-

 fah-

fahren wir von Kopenhagen bis Zürch die Urtheile wenigstens einiger Gelehrten. Der deutsche Gelehrte, dessen Werk in zweyen Dritteln der herauskommenden Journalen getadelt wird, wird vielleicht selten dadurch so empfindlich angegriffen, als der französische Gelehrte, dessen Werk in zweyen Dritteln der Gesellschaften, die sich in Paris, von Litteratur unterhalten, Mißfallen erreget. Wird er aber deswegen wünschen können, daß in Gesellschaften von seinem Werke gar nicht geredet werde?

Vermittelst der Journale wird die so sehr zerstreute deutsche Litteratur, auf gewisse Weise verbunden, und in Bewegung gebracht. Man erhält dadurch mehrere Gelegenheit, davon zu sprechen, sich damit zu beschäftigen u. s. w. Wir wollen einmal annehmen, daß in Deutschland, gar kein Journal oder gelehrte Zeitung wäre. Wie spät würde man von vielen Büchern Nachricht erhalten, wie selten würde man Urtheile der Gelehrten aus andern Provinzen vernehmen. Alles wohl überlegt, so ist dem Wachsthume der menschlichen Kenntniß, das viele Geschwätze und Gestreite, so beschwerlich es auch öfters wird, doch noch vortheilhafter als eine so todte Stille. Durch widersprechende Urtheile, wird man doch veranlasset zu zweifeln, und zu untersuchen, hört man aber gar kein frembdes Urtheil, so ist man mit dem seinigen, vielleicht zu früh zufrieden.

Aber sagt man: „die Leser sollen die Bücher selbst „lesen, und darüber urtheilen, denn wenn sie blos „Journale lesen und nachbeten, ohne die Bücher selbst „zu studiren, so werden sie sehr seichte Schwätzer werden.„ Ganz recht. Die Journale überhaupt, sonderlich wenn man blos dabey stehen bleibt, möchten der Erweiterung und Verbesserung der Wissenschaften, nicht besonders zuträglich seyn; aber zur Ausbreitung

[illegible] der Kenntniß der Litteratur, unter einer Nation, wo sie noch nicht genug ausgebreitet ist, möchten sie — sollte es auch als nothwendige Uebel seyn, — nicht wohl können entbehret werden. Hat man vergessen, daß sehr viele Leute, die in Geschäften stehen, die Wissenschaften nicht ergründen können, und wie nüzlich es doch ist, daß diese Leute die Wissenschaften schäzen und von unsern größten und besten Gelehrten, eine leidliche Kenntniß haben, daß man öfters um Lust zum Lesen zu bekommen, einen Anlaß haben muß, daß es in Deutschland ganze Provinzen gibt, wo unsere besten, unsere nüzlichsten Gelehrte und ihre Werke ganz unbekannt sind, und wo entweder gar keine Litteratur, oder die elendeste von der Welt herrschet, und wie leicht sich vermittelst der Urtheile, die in Journalen bekannt gemacht werden, ein wenig Licht dahin verbreiten könne? In manchem Bezirke des gesegneten Schwabenlandes, mögen viele brave, rechtschaffene Leute, den lieblichen Neckarwein einschlürfen, und sich dazu mit den Braten, der von ihnen selbst erlegten Hirsche und Hasen, äzen. Ihr Zeitvertreib wird im Jagen und Erzählung ihrer Jagden, in Beschäftigung mit ihren Pferden und Hunden, einem Chartenspiel, oder einem schwäbischen lustigen Ehrentanze bestehen. Wollen sie Bücher lesen, so wird ihnen der ehrw. Hr. Burk, ein grosser Theolog, der ehrw. Hr. Brastberger, ein grosser Redner, der ehrw. Hr. Heinler, mit seinen süßen Jesus Gedanken, ein Herzdringender Ascet, der ehrw. Hr. Oetinger, ein tiefsinniger Philosoph, der ehrw. P. Dornblüth, ein grosser Sprachlehrer, der ehrw. P. Obladen, ein richtiger Uebersezer, der ehrw. Hr. Schultes ein grosser Poet, und der ehrw. Hr. Haug, ein grosser Litterator seyn, und der einzige unehrw. Wieland wird (wir brauchen [illegible] Worte *) wegen eben der Talente

[illegible] ver-

*) S. der neue Rechtschaffene I. Th.

verachtet werden, wegen deren er funfzig Meilen weiter geschäzt wird. Gesezt nun, es drängen ein paar Journale in diese Gegenden, woraus die guten Leute ersehen, was man denn funfzig Meilen von ihrer Heimath, über ihre Landsleute urtheilet. Sollten sie da wohl nicht ein wenig stutzen? Ja, wir wollen das schlechteste setzen! Statt ihrer vorigen Beschäftigungen, sollen sie sich in ihren Gesellschaften, mit den heringsweibermäßigen Streitigkeiten Klotzens und seiner Spießgesellen, Wilkens und des Antikritikus, mit den frommen Seufzern der schwarzen Zeitungen über die zügellose Heterodoxie der Verf. der Allgemeinen deutschen Bibliothek und über derselben gänzliche Unwissenheit in der Philosophie des Hrn. D. Crusius unterhalten. Dies alles möchte freylich die guten Schwaben nicht sonderlich erbauen, aber es könnte ihnen doch zuträglicher werden, als wenn sie fortführen auf bloßes Wohlleben zu denken, und zum Zeitvertreibe, im Heiler und Braitberger zu lesen. Manche würden doch die Journale lesen wollen, die dazu gehören, diese Streitigkeiten und frommen Seufzer zu verstehen. Dies wäre nun freylich noch nicht viel, aber doch immer besser als Heiler und Braitberger! Aus diesen bloßen Journalen könnten sie — zwar nicht gründliche Gelehrten werden — aber vielleicht sich schämen lernen, daß sie einen Wieland bey sich gehabt, und verachtet hätten; dies wäre denn wirklich doch schon etwas! Unter dreißigen würde denn vielleicht einer, bey den Journalen nicht stehen bleiben, er würde die Bücher selbst lesen, er würde seinen Verstand daraus aufklären, er würde sie seinen Landesleuten, bey denen er vielleicht in Ansehen stünd, zu gleichem Zwecke anpreisen. Das wäre denn wirklich viel, sehr viel! Wer recht untersucht hat, wie wenig unsere Litteratur und die Wissenschaf-

ten

[illegible] überhaupt in Deutschland Liebhaber finden, der wird einsehen, welch ein ungemeiner Zuwachs entstehen müßte, wenn man nicht etwa nur in Schwaben, sondern warlich auch in Sachsen und Brandenburg, unter jeden Dreißigen, die blos wohlleben, jagen, Charten spielen, tanzen und Postillen lesen, nur einen zum wahren Liebhaber und Kenner der Wissenschaften machen könnte.

Ja, spricht man: „Es mögen immer Journale „seyn, nur nicht eine solche Menge, warunter die meisten unnüz sind.„ Aber trift diese Klage nicht eben so stark die Bücher als die Beurtheilungen der Bücher. Erhalten wir nicht jährlich eine ungeheure Menge Bücher, von denen die meisten unnüz sind. Was kann man thun, um diesem Unwesen zu steuren? Wehren kann man es niemanden, seine Grillen auszukramen, aber wenn sein Buch nichts taugt, so liest man es nicht. Eben so mache man es mit den schlechten Journalen, man untersuche sie, und lasse die schlechten ungelesen. Die Verf. der Bibliothek der schönen Wissenschaften, und der Briefe die neuesten Litteratur betreffend, haben zuerst den Geist der Untersuchung in uns befördert, so daß izt ein neues Buch oder Uebersezung, nicht so leicht Eingang findet, als etwa vor zwanzig Jahren, diesen Geist der Untersuchung hat man wider sie selbst angewendet, auch ihre kleinste Fehlergen haben die Musterung passiren müssen, und sie haben diese Probe ausgehalten, ohne sich darüber zu erzürnen. Man untersuche alle Journale eben so scharf, die Verf. der guten werden darüber nicht ungehalten werden; die schlechten aber, die ihren und ihrer Freunde papiernen Ruhm, auf die Machtsprüche gründen, mit denen sie nach Gutbefinden loben und tadeln können, werden schreyen und recriminiren, und je ärger sie dies thun, desto eher

ins Kurze gebracht. S. 36. aus dem Stosch eilfertig zusammengerast. S. 38. aus dem Stosch und Lippert. S. 40-44. aus Mariette p. 153-154. S. 45-52. ein falsches Siegsgeschrey über Christen auf Veranlassung Lipperts Vorrede. S. 53. u. f. sagt Hr. Kl. nichts und betet nur nach: die Kritik des Hauptwerke ist von einem Ende zum andern aus dem Mariette. S. 72. hat Hr. Kl. eine Anmerkung aus den Göttingischen gelehrten Anzeigen, ohngefehr mit eben so viel Worten abgeschrieben. Von S. 75. an, verhunzt Hr. Kl. Winkelmanns G. d. K. auf zwölf Seiten. S. 92-97. aus dem Gallier und Caylus. S. 98. Mariette. Von S. 102. nach der Ordnung aus dem Lippert, und alte Bemerkungen. S. 159. gesteht es Hr. Kl. mit dürren Worten, daß er nichts anders gesagt, als was Hr. Winkelmann gesagt. — S. 168-180. auch nichts neues.

Wir wollen das Buch noch einmal durchlaufen, um aus einigen Anmerkungen die Einsichten des Hrn. R. dem Leser kennen zu lernen. S. 21. verweist der V. dem Hrn. Kl. und Hrn. Lippert zur Bescheidenheit in der Beurtheilung einzelner Kleidungsstücke in Ansehung des Costüme. Es ist noch nicht erwiesen, ob die Beinstiefeln des Perseus auf dem Steine des Dioscorides wider das Uebliche sind, da die neulich in Pompeji entdekten Harnische mit Armrüstungen, die den Thurnierharnischen ähnlich und noch nicht bemerkt worden, einen jeden Antiquar in dieser Sache behutsam machen sollten. S. 23. rettet Hr. R. die Röm. Sprache wider Hrn. Kl. welcher mit Plinius die Steinschneider *Scalptores* nennt. S. 24. 25. 26. beweiset Hr. R. daß die Alten nicht in den Diamant geschnitten haben: Der Beweis aus der Geschichte hat uns besonders gefallen: die Handgriffe des Steinschneidens in Jaspis, Onyx, Amethyst, Carniol und andre

har-

harten Steine hat sich durchs Mittelalter in Constantinopel erhalten: „Warum hätte sich also die Kunst in Diamant zu schneiden, nicht eben so gut erhalten, und durch die Griechen, nebst andern Künsten, nach Italien gebracht werden können?„ S. 31. Vom Gebrauche der Farben und Adern der Achate und Onyxe auf Cameen sagt der V. „Sie kommen mir vor als die acrosticha und chronodisticha in der Poesie. Viel Zwang und etwas Farbe ist gemeiniglich ihr ganzes Verdienst.„ S. 32. rükt Hr. K. seine Manier ein, wie er sich Abdrücke macht. „Reiner gebrannter Gips von Alabaster oder Marienglas, nach dem Ausguß mit Seifenwasser getränkt, und wann er trocken, mit einem weichen Pinsel überfahren und geglättet, hat mir immer gute Abgüsse verschaft, die den Lippertschen so ähnlich sehen, als ein Ey dem andern.„ S. 34. Bauchardon hat den Alten seine eigne Manier geliehen, und nichts weniger gethan, als den Charakter des Alterthums in den Kupferstichen zum Mariette beobachtet. Dies soll unsre Gelehrte und Künstler gegen Hrn. Kl. mißtrauisch machen, der alles Gute von diesen schönen Kupferstichen sagen konnte, nur dies nicht: „seine Kupfer sind getreue Abbildungen der Steine und des Charakters des Alterthums.„ S. 37. als eine Probe, wie unbeschreiblich kalt Hr. Kl. in seinen Beschreibungen ist, führt der Verf. S. 76. aus Kl. an: und als ein ander Zeugniß, wie phantastisch schwülstig er ist S. 81. 83. 84. S. 39. Nichts fällt poßierlicher, als wenn Kl. sich das Ansehen von tiefen Einsichten in die Kunst geben will — Da er in seinem Leben keine Zeichnung gelernt, keinen Umgang mit Künstlern, keine Bekanntschaft mit Kunstwerken, Schildereyen, Statuen &c. gehabt hat. Es wird auf S. 40. 41. wider Hrn. Kl. bewiesen, daß die Alten die Perspective unsrer Künstler nicht ge-

 kannt

cher, die es verdienen, dem Leser kennen zu lehren. Doch da ein Journal selbst ein Buch wird, so wird der Leser leicht überdrüßig, eine Menge trokner Auszüge hintereinander zu lesen. Er will, daß ihm der Kunstrichter sein aufrichtiges Urtheil nicht vorenthalten soll, und selten geschieht dem Leser ein Gefallen, wenn er damit zurück hält. Freylich sollten die Gründe, so viel als möglich, immer mit angezeigt werden. Aber da die Menge der Bücher so groß ist, und so viele Bücher schlecht sind, so würde dies so unendlich weitläuftig werden, und man ist also öfters genöthigt das Urtheil, ohne Gründe, zu sagen. Hievon können unverständige und partheyische Kunstrichter freylich einen großen Mißbrauch machen. Aber oben haben wir schon angezeigt, wie bald man diese Herren kennen lernen kann; denn werde man doppelt mißtrauisch und untersuche selbst. Man muß aber überhaupt auch, auf das Urtheil eines Journalisten, nicht mehr Gewicht legen, als auf das Urtheil eines einzelnen Gelehrten. Man glaube nicht, daß er auf einem Richterstuhl sitze, um über Leben und Tod zu urtheilen.*) Er ist ein Gesellschafter, der sich mit mir über neue Werke unterhalten, und mich zu fernerer Untersuchung anfrischen will. Mancher Gesellschafter ist ernsthaft, er erzählt die Sachen trocken, aber bündig, ein anderer ist furchtsam, und hält sein Urtheil zurük, sagt aber doch so viel, daß ich selbst leichter urtheilen kann, ein anderer ist dreist, und sagt sein Urtheil zuerst, untersucht es mit mir, und nimmt es zurük, wenn er es besser einsiehet, ein anderer ist munter und mag sich gerne über die Thorheiten der Schriftsteller lustig machen, ein anderer ist verdrüßlich, und dem setzen die Thor-

*) Man findet solche seltsame Vorstellung, bey Gelehrten, wo man sie kaum suchen sollte. Z. B. in Gleims Oden nach dem Horaz. S. 65.

Thorheiten bald in üble Laune, ein anderer (und dieser ist der angenehmste) ist voll philosophischen Scharfsinn, er vernünftelt selbst, über jedes Buch, und gehet, wo möglich, weiter. Alle Gesellschafter haben nicht einerley Talente, ja die Annehmlichkeit der Gesellschaft gewinnt bey dieser Verschiedenheit. Keiner aber ist verächtlich, als der Unwissende, der Zänker, der Aufhetzer, der Verläumder, der Verfolger.

Was wir bisher von Journalen, oder Beurtheilungen der Bücher angemerkt haben, gilt auch vollkommen, von den Beurtheilungen der Beurtheilungen. Jederman ist unstreitig befugt, die Beurtheiler wieder zu beurtheilen, denn der Zweck der Beurtheilungen ist die Erforschung der Wahrheit. Es ist auch nicht abzusehen, warum man jemand verwehren sollte, auch ein besonderes Journal über Journale zu schreiben. Es haben daher alle vernünftige Leute, die höchstunanständige Art mit der die Klotzische Schule den Verf. des Antikritikus begegnet ist, höchst gemißbilligt. Man hat ihre Namen bekannt gemacht, ihre Personen aufs anzüglichste angegriffen, ihnen die äussersten Grobheiten *) gesagt, niederträchtige Streitschrif-

*) In der Vorrede zu Klotzii Actis litterar. Vol. V. p. I. heißt es also: Qui enim sunt illi *Anticritici?* quales heroes *Leibnitium*, *Wolfium*, *Ernestium*, *RIEDELIUM*, (wie mag wohl dieser Name in die Gesellschaft kommen) *Semlerum* aliosque doctos viros provocare audent? Age vero adspiciamus hanc militiam. Ecce! *Christianus Augustus Wichmannus* aliquis, Lipsiensis magister, qui, *cum panem atrum ex hesterno jure vorare amplius nollet*, gallicis libris in theotiscum sermonem misere convertendis vitam toleravit, agmen ducit, et *arundine longa equitat. Gottfried. Joachim Wichmannus*, ovo eodem prognatus, paganus popa, *ruri colendo, cerevisiae coquendae, aut gregibus pascendis aptior*, quam libris

schriften, Gassenlieder, Kupferstiche, anonymische Briefe, alle mögliche Arten der Pasquille, hat man fliegen lassen, um den Verfassern des Antikriticus, wo möglich, eine unangenehme Stunde zu machen, man hat sogar die Censur in Erfurt gemißbrauchet, um dieses fürchterliche Buch, wo nicht zu unterdrücken, doch zu castriren. Was haben denn die armen Leute begangen? Sie sagen, daß einige Journale, oder einige Beurtheilungen darinn nichts taugen. Das ist ja kein so großes Verbrechen! Man lasse sie doch schreiben; wenn sie recht haben, so gebe man ihnen Beyfall, haben sie unrecht, so verachte man sie.

Der größte Nutzen einer Beurtheilung der Journale und gelehrten Zeitungen wird seyn, daß der Geist eines jeden erforschet, und die Vorzüge und Mängel eines jeden angezeiget würden. Freylich würde eine solche Beurtheilung nicht zu vielen Bänden anwachsen müssen. Will ein solcher Beurtheiler lange fortfahren, sich auf einzelne Recensionen einzulassen, so läuft er Gefahr, uninteressant zu werden, und noch un-

bris scribendis, mures plostello triumphali adjungit, perque *pallium nigrum, perque enormitates textilis et subtilis capillamenti* jurat, se hodie centum animas Plutoni immolaturum esse. cet. Ist das der edelmüthige Klotz, der im Hamburgischen Correspondenten, so weise von den einem Gelehrten anständigen Gesinnungen peroriren kann, der aus Friedensliebe, Leßingen nicht antworten will? Ist es eben dieser Mann, der aufs niederträchtigste den Stand und die Glücksumstände anderer antastet. Kann ein Dorfpfarrer nicht ein sehr würdiger gelehrter Mann seyn? Ist Armuth eine Schande? Ist es nicht vielmehr eine Schande, sie jemand vorzuwerfen. Kann ein armer Magister, der schwarz Brod aus der gestrigen Tunke frißt (vorat sagt unser lepidissimus scriptor) nicht vielleicht ein größerer Gelehrter und ein besserer Mensch seyn, als ein Geheimerrath, der sich mit Kapaunen mästet.

uninteressantere Streitigkeiten zu erregen, von denen kein Ende abzusehen ist.

Dies ist der gröste Fehler in dem Plane des Antikriticus. Warum will er gerade eben ein Anti — seyn? Warum will er blos wider die Kunstrichter schreiben? Seine Beurtheilung *) sollte mit den Kunstrichtern suchen weiter zu gehen, um den gemeinschaftlichem Zwecke, der Erforschung der Wahrheit näher zu kommen. In diesem freundschaftlichen Wettstreite, müßte er bald für, bald wider die Kunstrichter seyn.

Aber „er kündigt allen ungesitteten, verläumde„rischen, ungerechten, hämischen, verketzernden, ge„wissenlosen und läppischen Kunstrichtern den Krieg „hiemit öffentlich an.„ Ja, das ist etwas anders! Hat aber der Mann, in Absicht auf sich wohl überlegt, in welches Wespennest er störet, und in Absicht auf seine Leser, wie uninteressant ihnen in kurzer Zeit, dieser Krieg werden müsse. Sobald man einen Au-

*) Vielleicht ist es wenigen bewußt, daß wir schon im Anfange dieses Jahrhunderts einen deutschen Antikriticus gehabt, der vielleicht den Zweck eines solchen Buch's so gut und besser, als der itzige getroffen hat, und sich über die Monatschriften aller Nationen ausbreitete. Der Titel ist: Aufrichtige und unpartheyische Gedanken über die Journale, Extracte und Monatschriften, worinn dieselbe extrahiret, wenn es nützlich, suppliret, und wo es nöthig, emendiret werden. Zwölf Stücke. Freiburg, 1714. in 8. Jedem Stücke ist ein emblematisches Kupfer, und eine Vorrede vorgesetzet, welche leztere ungemein viel nützliche Dinge enthalten, sonderlich sagt die Vorrede des ersten Stüks, von der Annehmlichkeit, dem Nutzen und den Fehlern der Journale sehr nöthige Wahrheiten. Man sollte schweren, sie wäre für die itzige Zeiten geschrieben. Wir würden sie ganz einrücken, wenn wir nicht durchaus des Raumes schonen müßten.

tor, oder Kunstrichter für ungesittet, hämisch oder läppisch erkennt, so verlangt man nicht mehr, viel von ihm zu hören, es ist auch nicht mehr der Mühe werth, ihn anders, als sehr beyläufig zu widerlegen. Oefters will der Antikriticus die Recension eines Buchs widerlegen, das kaum werth war, recensirt zu werden, und auch die Recension war so beschaffen, daß sie die Leser kaum einmal lesen, und hernach vergessen wollten, wie ein Mährlein, das erzählet ist. Wer kann viele solche unwichtige Widerlegungen ohne Ueberdruß lesen.

Wenn von wichtigen Werken, mehrere auch wichtige Recensionen vorhanden sind, so könnte es allerdings zuweilen nützlich seyn, sie zu vergleichen, und durch Beyhülfe des Buchs und der Urtheile die Wahrheit noch näher zu untersuchen, aber hiezu gehörten Männer von sehr großer Gelehrsamkeit und Einsichten, sonst werden anstatt neuer Aussichten, meist alltägliche Anmerkungen vorkommen. Wir wollen die Gelehrsamkeit und die Talente der Verfasser des Antikriticus nicht bestimmen. Wir überlassen es den Lesern desselben, zu überlegen, wie viel Nahrung ihr Geist in diesen funfzehen Stücken gefunden habe, und ob viele Anmerkungen vorkommen, die zum fernern Nachdenken Gelegenheit geben könnten, oder ob mehrentheils die Gedanken des Antikriticus jedem Leser, der ein paar Recensionen vergleicht, nicht auch gleich beygefallen wären.

Ueberhaupt sind die Artickel des Antikriticus sehr eingeschränkt. Ausser der polemischen Hälfte, die ohnedem zum geschwinden vergessen verdammt ist, lieset man fast lauter theologische und philosophische Artickel, von allen andern Wissenschaften fast gar nichts, und der Krieg wider die Kunstrichter hat sich bisher hauptsächlich auf einige Anmerkungen, wider

die Klotzischen Journale und Zeitungen, wider die allgemeine deutsche Bibliothek und wider D. Ernesti theologische Bibliothek eingeschränkt. Was das schlimmste ist, so haben die Verfasser auch in der Theologie und Philosophie so entscheidend ihre Parthie genommen, daß sie uns mehr zu ihrer Meynung bekehren, als eine freye Untersuchung anstellen zu wollen, scheinen. In der Theologie fröhnen die Verfasser einer selbstgefälligen Orthodoxie, und in der Philosophie dem Crusischen System, so, daß man, sobald sie über gewisse Materien zu sprechen anfangen, allemal ein Stükgen aus der Dogmatik oder einen Paragraphen aus einem Crusischen Compendium, wiederkäuen muß. Was ist dem Leser geholfen, wenn der A. blos seine Hypothesen an die Stelle anderer Hypothesen setzen will, oder kann er andere überweisen, mit denen er in den Principien nicht einig ist? Ueberdem sieht itzt fast jedermann, den Mißbrauch einer Orthodoxie ein, die verlanget, daß man auf menschliche Meynungen schwören, und sie ohne Untersuchung annehmen soll; und der Crusischen Philosophie, die in den Collegien einiger Professoren, und in den Hamburgischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit eine so ruhige Zuflucht gefunden hat, will man dieselbe gern ohne fernern Wortwechsel gönnen; daher möchten die Hypothesen des A. vielleicht den Beyfall der wenigsten Leser haben.

Ueberhaupt scheinen die Verfasser des Antikriticus zu dem Werke, das sie unternommen haben, nicht gesetzt genug zu seyn. Wer allen Kunstrichtern den Krieg ankündigen will, muß sich natürlicherweise auf viele Streitigkeiten gefaßt machen, und im voraus gewiß seyn, daß er darüber nicht aus der Fassung gebracht, oder von seinem Wege abgeführet werden werde. Im Anfange hatte der Antikriticus wohl

hauptsächlich auf die allgemeine deutsche Bibliothek und auf D. Ernesti theol. Bibl. sein Augenmerk gerichtet, die andern Journalen wollte er so neben her mitnehmen. Mit Hrn. Klotz war er so sehr willens friedlich zu bleiben, daß er die Hallische Zeitung, unter die besten zählte, und sogar die Artickel von ausländischen Büchern lobte, von denen er doch nachher selbst erkennet, daß sie aus französischen Journalen aufs jämmerlichste zusammengestoppelt sind. *) Durch diese dienstwillige Lobsprüche, hofte er einige wenige Anmerkungen, die er wider diese Zeitungen, aus Unpartheylichkeit doch machen wollte, loskaufen zu können. Aber Hr. Klotz, der gar keinen Widerspruch zu ertragen, gewohnt ist, der ausserdem die Verfasser des Antikriticus für armselige Dorfpfarrer und Magisterlein hielt, mit denen er bald fertig werden könnte — in diesem Falle aber, pflegt er allemal, sehr geschäftig sich zu vertheydigen, dahingegen er, wenn er stärkere Gegner hat, mit einer großmüthigen Liebe zum Frieden, stille schweigt — fiel über den Antikriticus mit gewaltiger Wuth her, dieser wollte darüber aus der Haut fahren, vergaß fast ganz seinen sich erst vorgesetzten Zweck, und that einige Stücke durch, fast weiter nichts, als daß er gewaltig auf Klotzen schimpfte, sich wider ihn vertheydigte, Klotzens und Riedels Schriften eben so gewaltig herum

*) Wer nur eine mäßige Rechnung machen will, wie viel es koste, die besten franz. engl. und ital. Bücher, und zwar in ihrer ersten Neuigkeit, mit der Post, kommen zu lassen, der wird begreifen, wie unmöglich es ist, diese Kosten zu bestreiten, wenn nicht, so wie in Göttingen und Leipzig, ein besonderer Fond, dazu ausgesezt ist, man kann sich also vorstellen, wie viel ausländische Bücher der Hallische Zeitungsschreiber und andere seines gleichen, selbst vor Augen haben können.

herum nahm, als dieser der Antikriticus: kaum fängt er im funfzehnten Stücke an, auf apokalyptische Deutereyen einzulenken, die, so wenig Leser sie auch interessiren mögen, doch beynahe noch besser sind, als die ewigen Streitigkeiten mit Klozen und den Klozianern.

Wir müssen nun unsern Lesern noch die antikritischen, und damit verbundene Wilkische und Klozische Streitschriften kürzlich anzeigen. Zwar sind sie theils unwichtig, theils sind sie Schandmäler, einer unedeln Aufführung, die wahren Gelehrten nicht geziemt. Ganz aber kann man sie doch nicht übergehen, wegen des vielen Geschwirres, das sie vor aller Ohren erreget haben.

Authentischer Abdruck der Appellation des Antikriticus an das Publikum mit der Censur u. s. w. Lübeck bey J. Schmids Wittwe und Donatius, 1768. in 8.

Die ersten Stücke des Antikriticus, waren in Erfurt, bey Strauben, und zwar ohne Censur gedrukt worden, weil es daselbst bisher gewöhnlich gewesen, daß Bücher, die dort für Rechnung fremder Buchhändler gedrukt werden, gar nicht censirt werden. Sobald Hr. P. Riedel in Erfurt ankam, so ward zwar in Absicht aller anderer Bücher, die für Fremde gedrukt wurden, die alte Gewohnheit beybehalten, blos der Antikriticus sollte ferner nicht ohne Censur gedrukt werden, und Hr. P. Riedel sollte der Censor seyn. Dieser strich sogleich aus einer Appellation an das Publikum, die der Antikriticus wegen einiger Angriffe in verschiedenen Zeitungen machte, einige Stellen aus, und änderte andere. Der Antikriticus, wollte dies nicht zugeben, und läßt hier

die Appellation drucken, mit Anmerkungen, worinn er die von Hrn. R. geänderte Stellen, wieder herstellt. Den Werth der Gedanken des Antikriticus, der so gering seyn mag, wie man will, bey Seite gesezt, so ist es allemal ein strafbarer Mißbrauch der Gewalt eines Censors, wenn er in den censirten Werken, nach Gutbefinden ändern und ausstreichen will. Alle Gelehrte als Gelehrte, sind einander völlig gleich. Wenn einer derselben des geringfügigen Umstandes, daß er an dem Orte, wo der Verleger aus Handlungsursachen ein Buch drucken läßt, Professor ist, sich bedienen will, die Gedanken des andern willkührlich zu ändern, so ist dies ein gewaltsamer Eingriff in die Freyheit zu denken. Der Censor kann mit Fug nicht mehr thun, als solchen Stellen, die offenbar wider die Religion oder wider den Staat, oder wider die guten Sitten sind, allenfalls die Erlaubniß des Druks zu versagen, und er muß es dem Autor selbst überlassen, sie so zu ändern, daß der Druck erlaubt werden kann. Der Aufsaz des Antikriticus betraf übrigens nur eine Privatstreitigkeit, die niemals der Religion, dem Staate und den guten Sitten gefährlich werden konnte, und einige harte Stellen, waren doch wirklich durch viel härtere seiner Gegner veranlasset worden. Was das schlimmste war, so hatte der Antikriticus, den Hrn. P. Riedel selbst im Verdachte, daß er an Recensionen, wegen deren er an das Publikum appellirte, Antheil hätte, war es demselben wohl zu verdenken, daß er Hrn. R. nicht zum Censor annehmen wollte? Und gesezt, daß dieser Verdacht völlig ungegründet gewesen wäre, hätte nicht der bloße Verdacht Hrn. Riedel billig bewegen sollen, die Censur des Antikriticus, lieber von sich abzulehnen, als sich dazu zu drängen. Wer sich der Großmuth und Unpartheylichkeit rühmt, muß sie thätig beweisen, wenn sich eine so gute Gelegenheit darbietet.

Brief-

Briefwechsel des Hrn. Prof. Riedel, mit dem Antikriticus, herausgegeben von J. G. C. Gleichmann, 1768. in 8.

Herr Prof. Riedel will sich hier vertheydigen, und hauptsächlich zeigen, wie verächtlich und lächerlich der Antikriticus sey. Doch hievon ist, dünkt uns, die Frage nicht, sondern davon, daß ein Censor nicht berechtigt ist, eigenmächtig Stellen, in den ihm vorgelegten Schriften zu ändern. Am wenigsten Stellen, wo die Religion und der Staat nicht Gefahr leiden, als für welche der Censor eigentlich zu wachen hat.

Fortsetzung des Briefwechsels zwischen dem Herausgeber des Antikriticus und dem Hn. Prof. Riedel zu Erfurt. Lübeck, bey Schmids Wittwe und Donatius, 1768. in 8.

Der Antikriticus will sich hier ferner vertheydigen, der Streit wird aber immer uninteressanter.

Memento Mori an den Antikriticus von J. C. G. Gleichmann, 1768. in 8.

Diese Schrift, die die Hallische Zeitung, als eine liskovische Satyre ausposaunet hat, ist eine elende Scharteke, voll Studentenwiz, und grober Angriffe.

C. H. Wilkes, moralische Beyträge zu der Klotzischen Bibliothek der schönen Wissenschaften. Erstes und zweytes Stück. Hamburg, gedrukt auf Kosten des Verf. in gr. 8.

Ein ungezogener Autor, der sich die pöbelhaftesten Grobheiten erlaubet.

Mo-

Moralisches Gespräch von gelehrten Anekdoten von C. H. Wilkes. Leipzig bey W. G. Sommer, 1768. in 8.

Eine matte seynsollende Satyre, auf die Partheylichkeit der Journalisten.

Bibliothek der elenden Scribenten. Erstes Stück, 1768. Zweytes Stück, 1769. Drittes Stück, London und Halle bey Dodsley und Compagnie, 1769. Viert. St. 1769. in 8.

Das erste Stück, war von einigen Schriftstellern aus der Klotzischen Schule verfasset, um sich über Leute lustig zu machen, die ihnen nicht gefielen. Insbesondere sollte es einen gewissen M. Schirach gelten, und gegen den Hr. Kl., Gott weis warum, damals einen großen Widerwillen gefaßt hatte, und der daher damals in allen Klotzisch- gesinnten Zeitungen, weit härter verfolgt ward, als es dieser arme Sünder verdienet hätte. Daher war auf den Titel eine Vignette gesetzet, wo ein Hase einem andern einen Spiegel vorhielt, mit der Ueberschrift: et stuper ipse sibi. Dies gieng auf Schirachs Uebersetzung von Marmontels Dichtkunst, (auf welche er, durch einen lächerlichen Fehler, die Worte et stupet ipse sibi zum Motto gesetzet hatte, welche im Originale über der Titelvignette stehen, vermuthlich in der Meynung, die Worte gängen aufs Buch und nicht auf die Vignette) und damit ja niemand diese Anspielung verfehle, so war unter die Vignette gesezt Schirach delin. Bahrdt jun. sculpſ. Der Recensent, und viele andere Personen, haben das Titelblatt gesehen, worauf unter der Vignette diese Worte standen. Inzwischen kroch Schirach zum Kreuze, und Bahrdt versöhnte sich

mit

mit Hrn. Kloz, und ward nach Erfurt befördert. Nun konnte man beyde nicht mehr tadeln, man warf also den Aufsatz weg, krazte die Schirachs und Bahrdts Namen von der Titelvignette weg, und ließ den ganzen Zorn, wider den Antikriticus und den eben gedachten Wilke ausbrechen, die sich unterdessen an Hrn. Klotz und seinem Anhange gröblich versündigt hatten, die Titelvignette mochte sich nun passen, so gut sie konnte. Diese ganze Veränderung ist vollkommen in dem Geiste der Klotzischen Schule, die den nicht mehr tadelt, der nicht mehr Feind ist, und den nicht mehr lobet, der nicht mehr Freund ist. Uebrigens fieng man in dieser Schrift zuerst an, einige Leute namentlich anzugreifen, denen der ganze Streit nichts angieng.

Kaum war das erste Stück erschienen und in den Hallischen und den freundbrüderlich verbundenen Zeitungen bestens herausgestrichen worden: so erschien das zweyte Stück, das aber wider Hrn. Klotz und seinen Anhang gerichtet ist. Wenn man den Hallischen Zeitungen glauben soll, so ist der obengedachte Wilke der Verf. desselben. Es sieht diesem pöbelhaften Schriftsteller auch vollkommen ähnlich. Keinen angemeßenern Gegner hätte die Klotzische Schule finden können, als diesen Verf. Wenn sie grob angreift, so antwortet er noch gröber, und gibt ihr Partheylichkeit für Partheylichkeit, Ungezogenheit für Ungezogenheit, und persönliche Beleidigung für persönliche Beleidigung dreyfach wieder.

Das dritte Stück ist auch wider Klotzen. Wenn den Hallischen Zeitungen und dem Hamburgischen Correspondenten, die freylich dergleichen Anekdoten am sichersten wissen müssen, zu glauben ist, so ist der Antikriticus der Verf. dieses Stücks. Es ist nicht so sehr grob geschrieben, als das zweyte.

Zum

Zum vierten Stücke gibt sich Wille, der hier läugnet, daß er das zweyte verfertigt habe, namentlich zum Verf. an. Es ist vollkommen im Ton des zweyten Stücks geschrieben, so niederträchtig grob, daß alle rechtschaffene Leute, schon damals für diese Streitigkeit den größten Eckel bezeugten.

Museum der elenden Scribenten. Frankf. und Leipzig (Halle bey Curt) 1769. in 8.

Vermuthlich haben die Verf. des ersten Stücks der Bibliothek der elenden Scribenten, sich dadurch nicht wollen abschrecken lassen, daß ihre Feinde sich ihres Titels bemächtigt haben, sondern lassen dies Museum, als die Fortsetzung des ersten Stücks drucken. Persönlicher Schimpf, wider die Verf. des Antikriticus ist das vornehmste. Einfälle, die alle Klotzische Zeitungen und Journale schon bis zum Eckel gesagt haben, werden aufgewärmt; und sogar ein paar jenaische Studenten, Schwabe und Lenz, die kein Mensch kennt, oder wissen mag, was sie dem Verf. des Museum mögen zu Leide gethan haben, werden angegriffen. Das ganze Ding ist höchst elend und uninteressant.

Neue Kriegslieder mit Melodien. Leipzig, Cassel und Zwezen, 1769. in gr. 8. (Halle bey Curt.)

Gassenlieder, wider den Antikriticus und andere Leute gerichtet, die die Ehre haben, der Klotzischen Schule zu mißfallen. Ein paar Strophen sind drollicht, die meisten aber matte Reime, denen persönliche Beleidigung das Salz geben soll. Voran stehet eine seynsollende Satyrische Zueignungsschrift an den Hrn. Rath Raspe in Cassel, der dadurch, daß er über

über Hrn. Klotzens Buch von geschnittenen Steinen, einige, leider sehr gegründete und richtige Anmerkungen gemacht hat, freylich allen Anspruch auf das Wohlwollen der Klotzischen Schule wird verwirket haben.

Yorik und die Bibliothek der elenden Scribenten, an Hrn. H. 1768. in 8. (Anspach bey Posch.)

„Yorik sagt der Verf. und die Bibl. der elen„den Scribenten, wie kommen sie zusam„men? Weil man keines ohne Lachen lesen kann, „Jenen nicht, bey allen dem Ernste, mit welchem er „der Empfindung und Leidenschaft nachsetzet — und „diese nicht bey allen der Ungezogenheit und Bosheit, „die sie hinsudelt.„ Uebrigens verstehen wir diesen Bogen, der eine Recension in der Giessenschen Zeitung zuweilen ziemlich drollig ausspottet, an einigen Stellen nicht gänzlich. Vielleicht sind es Familienscherze.

Eine Rhapsodie aus dem Antikriticus. Nebst einer neumodischen Zueignungsschrift an den Hrn. D. und Prof. Baldinger in Jena. (Halle bey Hemmerde,) 1769. in 8.

Der Hr. Prof. Baldinger (dem hier vorgeworfen wird, daß er die meisten medicinischen Recensionen in der Hallischen und Jenaischen Zeitung mache, und sich darinn selbst lobe) wird hier wegen einiger seiner Schriften und Recensionen, ausgefilzt. Diese Rhapsodie ist zugleich grob und uninteressant, und dabey voller persönlicher Beleidigung, daher ist sie freylich recht in dem neumodischem Geschmacke gewisser Leute.

H. P.

vor, oder Kunstrichter für ungesittet, hämisch oder läppisch erkennt, so verlangt man nicht mehr, viel von ihm zu hören, es ist auch nicht mehr der Mühe werth, ihn anders, als sehr beyläufig zu widerlegen. Oefters will der Antikriticus die Recension eines Buchs widerlegen, das kaum werth war, recensirt zu werden, und auch die Recension war so beschaffen, daß sie die Leser kaum einmal lesen, und hernach vergessen wollten, wie ein Mährlein, das erzählet ist. Wer kann viele solche unwichtige Widerlegungen ohne Ueberdruß lesen.

Wenn von wichtigen Werken, mehrere auch wichtige Recensionen vorhanden sind, so könnte es allerdings zuweilen nüzlich seyn, sie zu vergleichen, und durch Beyhülfe des Buchs und der Urtheile die Wahrheit noch näher zu untersuchen, aber hiezu gehörten Männer von sehr groser Gelehrsamkeit und Einsichten, sonst werden anstatt neuer Aussichten, meist alltägliche Anmerkungen vorkommen. Wir wollen die Gelehrsamkeit und die Talente der Verfasser des Antikriticus nicht bestimmen. Wir überlassen es den Lesern desselben, zu überlegen, wie viel Nahrung ihr Geist in diesen funfzehen Stücken gefunden habe, und ob viele Anmerkungen vorkommen, die zum fernern Nachdenken Gelegenheit geben könnten, oder ob mehrentheils die Gedanken des Antikriticus jedem Leser, der ein paar Recensionen vergleicht, nicht auch gleich beygefallen wären.

Ueberhaupt sind die Artickel des Antikriticus sehr eingeschränkt. Ausser der polemischen Hälfte, die ohnedem zum geschwinden vergessen verdammt ist, lieset man fast lauter theologische und philosophische Artickel, von allen andern Wissenschaften fast gar nichts, und der Krieg wider die Kunstrichter hat sich bisher hauptsächlich auf einige Anmerkungen, wider

die

die Klotzischen Journale und Zeitungen, wider die allgemeine deutsche Bibliothek und wider D. Ernesti theologische Bibliothek eingeschränkt. Was das schlimmste ist, so haben die Verfasser auch in der Theologie und Philosophie so entscheidend ihre Parthie genommen, daß sie uns mehr zu ihrer Meynung bekehren, als eine freye Untersuchung anstellen zu wollen, scheinen. In der Theologie fröhnen die Verfasser einer selbstgefälligen Orthodoxie, und in der Philosophie dem Crusischen System, so, daß man, sobald sie über gewisse Materien zu sprechen anfangen, allemal ein Stükgen aus der Dogmatik oder einen Paragraphen aus einem Crusischen Compendium, wiederkäuen muß. Was ist dem Leser geholfen, wenn der A. blos seine Hypothesen an die Stelle anderer Hypothesen setzen will, oder kann er andere überweisen, mit denen er in den Principien nicht einig ist? Ueberdem sieht itzt fast jedermann, den Mißbrauch einer Orthodoxie ein, die verlanget, daß man auf menschliche Meynungen schwören, und sie ohne Untersuchung annehmen soll; und der Crusischen Philosophie, die in den Collegien einiger Professoren, und in den Hamburgischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit eine so ruhige Zuflucht gefunden hat, will man dieselbe gern ohne fernern Wortwechsel gönnen; daher möchten die Hypothesen des A. vielleicht den Beyfall der wenigsten Leser haben.

Ueberhaupt scheinen die Verfasser des Antikriticus zu dem Werke, das sie unternommen haben, nicht gesetzt genug zu seyn. Wer allen Kunstrichtern den Krieg ankündigen will, muß sich natürlicherweise auf viele Streitigkeiten gefaßt machen, und im voraus gewiß seyn, daß er darüber nicht aus der Fassung gebracht, oder von seinem Wege abgeführet werden werde. Im Anfange hatte der Antikriticus wohl

hauptsächlich auf die allgemeine deutsche Bibliothek und auf D. Ernesti theol. Bibl. sein Augenmerk gerichtet, die andern Journalen wollte er so neben hin mitnehmen. Mit Hrn. Klotz war er so sehr willens friedlich zu bleiben, daß er die Hallische Zeitung, unter die besten zählte, und sogar die Artickel von ausländischen Büchern lobte, von denen er doch nachher selbst erkennet, daß sie aus französischen Journalen aufs jämmerlichste zusammengestoppelt sind. *) Durch diese dienstwillige Lobsprüche, hofte er einige wenige Anmerkungen, die er wider diese Zeitungen, aus Unparthenlichkeit doch machen wollte, loskaufen zu können. Aber Hr. Klotz, der gar keinen Widerspruch zu ertragen, gewohnt ist, der ausserdem die Verfasser des Antikriticus für armselige Dorfpfarrer und Magisterlein hielt, mit denen er bald fertig werden könnte — in diesem Falle aber, pflegt er allemal, sehr geschäftig sich zu vertheydigen, dahingegen er, wenn er stärkere Gegner hat, mit einer großmüthigen Liebe zum Frieden, stille schweigt — fiel über den Antikriticus mit gewaltiger Wuth her, dieser wollte darüber aus der Haut fahren, vergaß fast ganz seinen sich erst vorgesezten Zweck, und that einige Stücke durch, fast weiter nichts, als daß er gewaltig auf Klotzen schimpfte, sich wider ihn vertheydigte, Klotzens und Riedels Schriften eben so gewaltig herum

*) Wer nur eine mäßige Rechnung machen will, wie viel es koste, die besten franz. engl. und ital. Bücher, und zwar in ihrer ersten Neuigkeit, mit der Post, kommen zu lassen, der wird begreifen, wie unmöglich es ist, diese Kosten zu bestreiten, wenn nicht, so wie in Göttingen und Leipzig, ein besonderer Fond, dazu ausgesezt ist, man kann sich also vorstellen, wie viel ausländische Bücher der Hallische Zeitungsschreiber und andere seines gleichen, selbst vor Augen haben können.

herum nahm, als diese der Antikriticus: kaum fängt er im funfzehnten Stücke an, auf apokalyptische Deutereyen einzulenken, die, so wenig Leser sie auch interessiren mögen, doch beynahe noch besser sind, als die ewigen Streitigkeiten mit Klozen und den Klozianern.

Wir müssen nun unsern Lesern noch die antikritischen, und damit verbundene Wilkische und Klotzische Streitschriften kürzlich anzeigen. Zwar sind sie theils unwichtig, theils sind sie Schandmäler, einer unedeln Aufführung, die wahren Gelehrten nicht geziemt. Ganz aber kann man sie doch nicht übergehen, wegen des vielen Geschwirres, das sie vor aller Ohren erreget haben.

Authentischer Abdruck der Appellation des Antikriticus an das Publikum mit der Censur u. s. w. Lübeck bey J. Schmids Wittwe und Donatius, 1768. in 8.

Die ersten Stücke des Antikriticus, waren in Erfurt, bey Strauben, und zwar ohne Censur gedrukt worden, weil es daselbst bisher gewöhnlich gewesen, daß Bücher, die dort für Rechnung fremder Buchhändler gedrukt werden, gar nicht censirt worden. Sobald Hr. P. Riedel in Erfurt ankam, so ward zwar in Absicht aller anderer Bücher, die für Fremde gedrukt wurden, die alte Gewohnheit beybehalten, blos der Antikriticus sollte ferner nicht ohne Censur gedrukt werden, und Hr. P. Riedel sollte der Censor seyn. Dieser strich sogleich aus einer Appellation an das Publikum, die der Antikriticus wegen einiger Angriffe in verschiedenen Zeitungen machte, einige Stellen aus, und änderte andere. Der Antikriticus, wollte dies nicht zugeben, und läßt hier

die Appellation drucken, mit Anmerkungen, worinn er die von Hrn. R. geänderte Stellen, wieder herstellt. Den Werth der Gedanken des Antikriticus, der so gering seyn mag, wie man will, bey Seite gesezt, so ist es allemal ein strafbarer Mißbrauch der Gewalt eines Censors, wenn er in den censirten Werken, nach Gutbefinden ändern und ausstreichen will. Alle Gelehrte als Gelehrte, sind einander völlig gleich. Wenn einer derselben des geringfügigen Umstandes, daß er an dem Orte, wo der Verleger aus Handlungsursachen ein Buch drucken läßt, Professor ist, sich bedienen will, die Gedanken des andern willkührlich zu ändern, so ist dies ein gewaltsamer Eingriff in die Freyheit zu denken. Der Censor kann mit Fug nicht mehr thun, als solchen Stellen, die offenbar wider die Religion oder wider den Staat, oder wider die guten Sitten sind, allenfalls die Erlaubniß des Druks zu versagen, und er muß es dem Autor selbst überlassen, sie so zu ändern, daß der Druck erlaubt werden kann. Der Aufsatz des Antikriticus betraf übrigens nur eine Privatstreitigkeit, die niemals der Religion, dem Staate und den guten Sitten gefährlich werden konnte, und einige harte Stellen, waren doch wirklich durch viel härtere seiner Gegner veranlasset worden. Was das schlimmste war; so hatte der Antikriticus, den Hrn. P. Riedel selbst im Verdachte, daß er an Recensionen, wegen deren er an das Publikum appellirte, Antheil hätte, war es demselben wohl zu verdenken, daß er Hrn. R. nicht zum Censor annehmen wollte? Und gesetzt, daß dieser Verdacht völlig ungegründet gewesen wäre, hätte nicht der bloße Verdacht Hrn. Riedel billig bewegen sollen, die Censur des Antikriticus, lieber von sich abzulehnen, als sich dazu zu drängen. Wer sich der Großmuth und Unpartheylichkeit rühmt, muß sie thätig beweisen, wenn sich eine so gute Gelegenheit darbietet.

Brief-

Briefwechsel des Hrn. Prof. Riedel, mit dem Antikriticus, herausgegeben von J. G. C. Gleichmann, 1768. in 8.

Herr Prof. Riedel will sich hier vertheydigen, und hauptsächlich zeigen, wie verächtlich und lächerlich der Antikriticus sey. Doch hievon ist, dünkt uns, die Frage nicht, sondern davou, daß ein Censor nicht berechtigt ist, eigenmächtig Stellen, in den ihm vorgelegten Schriften zu ändern. Am wenigsten Stellen, wo die Religion und der Staat nicht Gefahr leiden, als für welche der Censor eigentlich zu wachen hat.

Fortsetzung des Briefwechsels zwischen dem Herausgeber des Antikriticus und dem Hn. Prof. Riedel zu Erfurt. Lübeck, bey Schmids Wittwe und Donatius, 1768. in 8.

Der Antikriticus will sich hier ferner vertheydigen, der Streit wird aber immer uninteressanter.

Memento Mori an den Antikriticus von J. C. G. Gleichmann, 1768. in 8.

Diese Schrift, die die Hallische Zeitung, als eine liskovische Satyre ausposaunet hat, ist eine elende Scharteke, voll Studentenwitz, und grober Angriffe.

C. H. Wilkes, moralische Beyträge zu der Klotzischen Bibliothek der schönen Wissenschaften. Erstes und zweytes Stück. Hamburg, gedrukt auf Kosten des Verf. in gr. 8.

Ein ungezogener Autor, der sich die pöbelhaftesten Grobheiten erlaubet.

Moralisches Gespräch von gelehrten Anekdoten von C. H. Wilkes. Leipzig bey W. G. Sommer, 1768. in 8.

Eine matte seynsollende Satyre, auf die Partheylichkeit der Journalisten.

Bibliothek der elenden Scribenten. Erstes Stück, 1768. Zweytes Stück, 1769. Drittes Stück, London und Halle bey Dodsley und Compagnie, 1769. Viert. St. 1769. in 8.

Das erste Stück, war von einigen Schriftstellern aus der Klotzischen Schule verfasset, um sich über Leute lustig zu machen, die ihnen nicht gefielen. Insbesondere sollte es einen gewissen M. Schirach gelten, und gegen den Hr. Kl., Gott weis warum, damals einen großen Widerwillen gefaßt hatte, und der daher damals in allen Klotzisch- gesinnten Zeitungen, weit härter verfolgt ward, als es dieser arme Sünder verdienet hätte. Daher war auf den Titel eine Vignette gesetzet, wo ein Hase einem andern einen Spiegel vorhielt, mit der Ueberschrift: et stupet ipse sibi. Dies gieng auf Schirachs Uebersetzung von Marmontels Dichtkunst, (auf welche er, durch einen lächerlichen Fehler, die Worte et stupet ipse sibi zum Motto gesetzet hatte, welche im Originale über der Titelvignette stehen, vermuthlich in der Meynung, die Worte gängen aufs Buch und nicht auf die Vignette) und damit ja niemand diese Anspielung verfehle, so war unter die Vignette gesezt Schirach delin. Bahrdt jun. sculps. Der Recensent, und viele andere Personen, haben das Titelblatt gesehen, worauf unter der Vignette diese Worte standen. Inzwischen kroch Schirach zum Kreutze, und Bahrdt versöhnte sich mit

mit Hrn. Kloß, und ward nach Erfurt befördert. Nun konnte man beyde nicht mehr tadeln, man warf also den Aufsatz weg, kratzte die Schirachs und Bahrdts Namen von der Titelvignette weg, und ließ den ganzen Zorn, wider den Antikriticus und den eben gedachten Wilke ausbrechen, die sich unterdessen an Hrn. Klotz und seinem Anhange gröblich versündigt hatten, die Titelvignette mochte sich nun passen, so gut sie konnte. Diese ganze Veränderung ist vollkommen in dem Geiste der Klotzischen Schule, die den nicht mehr tadelt, der nicht mehr Feind ist, und den nicht mehr lobet, der nicht mehr Freund ist. Uebrigens fieng man in dieser Schrift zuerst an, einige Leute namentlich anzugreifen, denen der ganze Streit nichts angieng.

Kaum war das erste Stück erschienen und in den Hallischen und den freundbrüderlich verbundenen Zeitungen bestens herausgestrichen worden: so erschien das zweyte Stück, das aber wider Hrn. Klotz und seinen Anhang gerichtet ist. Wenn man den Hallischen Zeitungen glauben soll, so ist der obengedachte Wilke der Verf. desselben. Es sieht diesem pöbelhaften Schriftsteller auch vollkommen ähnlich. Keinen angemeßenern Gegner hätte die Klotzische Schule finden können, als diesen Verf. Wenn sie grob angreift, so antwortet er noch gröber, und gibt ihr Partheylichkeit für Partheylichkeit, Ungezogenheit für Ungezogenheit, und persönliche Beleidigung für persönliche Beleidigung dreyfach wieder.

Das dritte Stück ist auch wider Klotzen. Wenn den Hallischen Zeitungen und dem Hamburgischen Correspondenten, die freylich dergleichen Anekdoten am sichersten wissen müssen, zu glauben ist, so ist der Antikriticus der Verf. dieses Stücks. Es ist nicht so sehr grob geschrieben, als das zweyte.

Zum

Zum vierten Stücke gibt sich Wille, der hier läugnet, daß er das zweyte verfertigt habe, namentlich zum Verf. an. Es ist vollkommen im Ton des zweyten Stücks geschrieben, so niederträchtig grob, daß alle rechtschaffene Leute, schon damals für diese Streitigkeit den größten Eckel bezeugten.

Museum der elenden Scribenten. Frankf. und Leipzig (Halle bey Curt) 1769. in 8.

Vermuthlich haben die Verf. des ersten Stücks der Bibliothek der elenden Scribenten, sich dadurch nicht wollen abschrecken lassen, daß ihre Feinde sich ihres Titels bemächtigt haben, sondern lassen dies Museum, als die Fortsetzung des ersten Stücks drucken. Persönlicher Schimpf, wider die Verf. des Antikriticus ist das vornehmste. Einfälle, die alle Klotzische Zeitungen und Journale schon bis zum Eckel gesagt haben, werden aufgewärmt; und sogar ein paar jenaische Studenten, Schwabe und Lenz, die kein Mensch kennt, oder wissen mag, was sie dem Verf. des Museum mögen zu Leide gethan haben, werden angegriffen. Das ganze Ding ist höchst elend und uninteressant.

Neue Kriegslieder mit Melodien. Leipzig, Cassel und Zwezen, 1769. in gr. 8. (Halle bey Curt.)

Gassenlieder, wider den Antikriticus und andere Leute gerichtet, die die Ehre haben, der Klotzischen Schule zu mißfallen. Ein paar Strophen sind drollicht, die meisten aber matte Reime, denen persönliche Beleidigung das Salz geben soll. Voran stehet eine seynsollende Satyrische Zueignungsschrift an den Hrn. Rath Raspe in Cassel, der dadurch, daß er

über

über Hrn. Klotzens Buch von geschnittenen Steinen, einige, leider sehr gegründete und richtige Anmerkungen gemacht hat, freylich allen Anspruch auf das Wohlwollen der Klotzischen Schule wird verwirket haben.

Yorik und die Bibliothek der elenden Scribenten, an Hrn. H. 1768. in 8. (Anspach bey Posch.)

„Yorik sagt der Verf. und die Bibl. der elen„den Scribenten, wie kommen sie zusam„men? Weil man keines ohne Lachen lesen kann, „Jenen nicht, bey allen dem Ernste, mit welchem er „der Empfindung und Leidenschaft nachsetzet — und „diese nicht bey allen der Ungezogenheit und Bosheit; „die sie hinsudelt.„ Uebrigens verstehen wir diesen Bogen, der eine Recension in der Giessenschen Zeitung zuweilen ziemlich drolligt ausspottet, an einigen Stellen nicht gänzlich. Vielleicht sind es Familienscherze.

Eine Rhapsodie aus dem Antikriticus. Nebst einer neumodischen Zueignungsschrift an den Hrn. D. und Prof. Baldinger in Jena. (Halle bey Hemmerde,) 1769. in 8.

Der Hr. Prof. Baldinger (dem hier vorgeworfen wird, daß er die meisten medicinischen Recensionen in der Hallischen und Jenaischen Zeitung mache, und sich darinn selbst lobe) wird hier wegen einiger seiner Schriften und Recensionen, ausgefilzt. Diese Rhapsodie ist zugleich grob und uninteressant, und dabey voller persönlicher Beleidigung, daher ist sie freylich recht in dem neumodischem Geschmacke gewisser Leute.

H. P.

H. P. Alepels Verdienste um die Klotzische gelehrte Welt. Erfurt, (Leipzig bey Sommern.)

Grobe Persönlichkelten, wider Hrn. Prof. Riedel, vollkommen in Wilkens Geschmacke.

Briefe scurrilischen Inhalts: Eine Beylage zur Bibliothek der elenden Scribenten. Erster Theil, 1769. in 8.

Unter dem Namen verschiedner Gelehrten (darunter sich sehr würdige befinden) werden hier eine Menge Briefe erdichtet, worinnen man diese Gelehrten von sich selbst, zum Theil, die lächerlichste und verächtlichste Dinge sagen lässet. Meistens sind es solche Gelehrte, die der Klotzischen Parthey missfallen, und ob zwar par Maniere d'acquit auch in Hn. Klotzens und Hrn. Riedels Namen zween Briefe erdichtet sind, so darf man sie doch nur lesen und sie gegen die, die in Heynens, Leßings, Ernesti, Crusius und Nicolai Namen erdichtet worden, halten, so wird man bald sehen, von welcher Partzie, diese elende Erdichtung herrühret. Nie ist wohl die Begierde, einem andern eine unangenehme Stunde zu machen, so weit, und bis zu einem, selbst im gemeinem Leben, geschweige unter Gelehrten, unerhörtem Frevel getrieben worden. Keinen rechtschaffenen Mann, kann ein solcher Mißbrauch seines Namens schänden. Vielmehr verdient der Urheber einer solchen Niederträchtigkeit auf alle Weise Verachtung und Abscheu. Selbst diejenigen, die sich heimlich freuen, wenn die, denen sie nicht wohl wollen, nur angegriffen werden, es geschehe auch mit welchen Waffen es wolle, haben sich doch nicht unterstanden, dieser pöbelhaften Hohnneckerey, öffentlich ihren Beyfall

fall zu geben. Es ist übrigens etwas befremdend, daß die Censur in Erfurt, wo notorischerweise diese Kurrilische Briefe bey eben dem Buchdrucker Straube, gedrukt sind, dem nicht erlaubet worden, den Antikriticus uncastriret zu drucken, gegen eine öffentliche auch nach den Civilgesetzen so strafbare Mißhandlung, verschiedener würdiger Gelehrten, hat gleichgültig bleiben können. Die Folgen die hieraus und aus der eigenthüml. Schreibart, in bibl. Redensarten zu spotten, zu ziehen sind, können leicht den Lesern selbst, überlassen werden.

F.*

XII.

Ihrer Kayserlichen Majestät Instruction, für die zur Verfertigung des Entwurfs zu einem neuen Gesetzbuch verordnete Commißion. Rußisch und Deutsch in der Kayserl. Univ. Buchdruckerey. 1767. 156 S. in 4.

Eben dieselbe blos Deutsch. Riga bey Hartknoch. 1768. in gr. 8.

Durch Einsicht in die Tiefen des menschlichen Herzens, durch Kenntnisse des besondern Charakters jeder Nation, durch die erhabne, durch die studirte Fähigkeit verschiedene Verhältnisse zu verbinden, unter sich kämpfende Neigungen zum Wohl des Ganzen zu vereinigen, wurde Lykurg, wurde Solon geschikt, eine Gesetzgebung im Zusammenhang zu stiften, die eben so dauerhaft, als harmonisch war. Hier wurde das ganze Gebäude nach einem einzigen regelmäßigen unveränderlichen Grundrisse aufgeführt, und nicht aus Fragmenten alter und neuer Zeiten ein

unförmliches Ganzes zusammengesetzt. In die lichtvolle Spuren dieser großen Männer, tritt die Beherrscherinn der glüklichen Russen — Sie selbst denkt, Sie selbst ist Philosoph, Sie ist Mensch; und jedes Gesetz trägt das Bild der politischen Glükseligkeit und mütterlichen Vorsorge. Alles ist in diesem goldnen Buch reizend, allein wir wollen den Leser doch vorzüglich auf solche Stellen führen, wo der Geist der Gesetzgeberinn in vollem Glanz erscheint, wo er Ehrfurcht nebst stiller Bewunderung in denkenden Wesen erzeugt, und entweder alte Wahrheiten mit starken Zügen einprägt, oder neue entdekt. Von der körnigten, männlichen und doch angenehmen Schreibart, werden die abstraktesten Säze belebt, und durch den sentenziösen und Gesezen angemessenen Ausdruck, selbst tief in das Gedächtniß der Leser versenkt. Die ganze Instruction ist in zwanzig Hauptstücke getheilt, und wir werden den Gang, des schöpfrischen Genies, nicht besser abbilden können, als daß wir demselben nach der Ordnung dieser systematischen Schritte, genau folgen. Zuerst kommt eine Schilderung, von der Verfassung des Reichs, und der Natur des Volkes, worauf die Geseze passen sollen. I. Rußland ist eine Europäische Macht. So lange man diesen Grundsaz verkennte, und der Ueberwinder des Ueberwundenen Sitten, die in einem anderen Himmelsstrich gebohren waren, annahm, seufzte Rußland unter einer fremden Bürde. Peter der Große befreyete es davon, und der Erfolg lehrte, wie gütig der Einfluß europäischer Sitten, auf die Macht dieser Nation sey. II. Der Beherrscher von Rußland ist unumschränkt. Ein weitläuftiges Reich würde durch eine eingeschränkte Regierungsart langsam die Geschäfte anfangen, langsam entscheiden, langsam ausführen, und sich durch diese Schlafsucht seiner eignen Zerstöhrung nähern. — Freylich ist

ist eine absolute Monarchie der glükseligste Staat, wenn ein einsichtsvoller und menschenliebender Monarch den Scepter führet! wenn der Regent seine Wohlfahrt auf die Wohlfahrt der Bürger gründet. III. Von der Sicherheit der Reichsverfassung. Gesetze, die der Regierung zum Grunde dienen, setzen Gerichtshöfe voraus, durch welche sich die Macht des Beherrschers gleichsam als durch kleine Ausflüsse ergießt; Gesetze, die diesen Gerichtshöfen erlauben, Vorstellungen zu thun, daß diese oder jene Verordnung dem Gesetzbuche widerspreche, machen die Verfassung des Staats dauerhaft. IV. Es muß ein Verwahrungsort der Gesetze seyn. Dieser ist in Rußland bey dem Senat, der die Gesetze aus der Hand des Monarchen empfängt, sorgfältig prüft, Vorstellung gegen unbillige Verordnungen macht, billige sogleich zur Wissenschaft des Volks bringt, und über die Beobachtungen derselben wacht. V. Von dem Zustand der Einwohner überhaupt. Diese müssen in Umstände gesezt werden, daß, wenn sie gleich durch ihre Leidenschaften gereizt würden, böse zu seyn, sie es dennoch für vortheilhafter halten, es nicht zu seyn; sie müssen einer ungestörten Sicherheit genießen, alle einerley Gesetzen gehorchen, und also ruhig, ohne Furcht von ihren reichern Mitbürgern unterdrükt zu werden, leben können. VI. Von den Gesetzen überhaupt. Gesetze müssen nichts verbiethen, als dasjenige, was entweder einem jeden insbesonders, oder dem gemeinen Wesen überhaupt schädlich seyn kann. Sie müssen, damit ihnen nachgelebt werde, voll von Mitteln zur Erlangung der größten Güter, voll von Reiz für die allgemeine Denkungsart, und also der Religion, dem Clima, den ersten Grundgesetzen, den angenommenen Staatsregeln, den Beyspielen vergangener Begebenheiten, den Sitten und Gebräu-

chen der Nation gemäß seyn. Oft ist der Charakter eines Volkes, blos aus einem dieser Erzeugungsstücke vorzüglich entstanden. Die Natur und das Clima herrscht fast alleine über die Wilden, die Gebräuche regieren die Chineser, die Gesetze martern die Japoneser, die Sitten gaben ehemals den Ton zu Lacedämon, Staatsregeln und alte Sitten, thaten ein gleiches zu Rom. Oft aber ist die Denkungsart der Nation, ein Product aus verschiedenen Factoren, eine Mischung von guten und bösen Eigenschaften. Die Redlichkeit der Spanier ist von jeher eben so berühmt gewesen; als ihre Trägheit bekannt ist, und daraus entstehen Wirkungen, welche ihnen höchst nachtheilig sind. Die übrigen Europäer treiben vor ihren Augen den Handel ihrer Monarchie. — Der Charakter der Chineser ist auf eine umgekehrte Art zusammengesetzt. Die Unsicherheit ihres Lebens, welche von der Beschaffenheit des Climas und des Erdreichs herrührt, ist Ursach, daß sie von einer fast unbegreiflichen Wirksamkeit sind, und eine so unmäßige Begierde zum Gewinn besitzen, daß keine handelnde Nation ihnen trauen kann: allein eben dadurch haben sie den ausschliessenden Handel mit Japan erlangt. „Also folgt, daß nicht alle moralische Laster, politische, und nicht alle politische, moralische Laster sind.„ Wenn man bisher die Monarchie in der Geschichte der Völker, voll philosophischer Betrachtungen sich verliehren sah; so höre man sie itzo mit metaphysischem Tiefsinn, in die Natur moralischer Wesen eindringen. „Gesetze sind besondere und genau bestimmte Verordnungen des Regenten; die Sitten und Gebräuche aber, sind Satzungen der ganzen Nation. Daher müssen jene durch Vollstreckung der angedroheten Strafen im Ansehen erhalten, oder durch neue Gesetze verändert; Gebräuche aber nur durch Beyspiele, als den Grundstof

neuer

neuer Gebräuche verbessert werden. VII. Von den Gesetzen insbesondere. Von allen Gesetzen, in welchen die Gesetzgebung auf das äusserste gehet, wo (nemlich die natürliche Freyheit zu sehr, und auch in gleichgültigen Dingen eingeschränkt wird,) findet man Mittel sich zu entledigen. Daher muß der Regent seiner Willkühr in der Gesetzgebung nicht den Lauf lassen, sondern überall die Strafe aus der besondern Eigenschaft eines jeden Verbrechens herleiten. Um diese fürtrefliche Regel so gleich im allgemeinen anzuwenden, werden alle schwarze Thaten der Menschen in vier Classen vertheilet. 1. Verbrechen, welche die Religion gerade und öffentlich angreifen, müssen mit der Beraubung aller derjenigen Vortheile, welche die Religion schenkt, mit der Ausstossung aus den Tempeln, und der Entfernung von allen Gesellschaften der Gläubigen, geahndet werden. 2. Durch Handlungen so gegen die gute Sitten oder diejenigen Einrichtungen streiten, welche anzeigen, wie ein jeder die von der Natur geschenkte äusserlichen Gaben zu seiner Nothdurft und Bequemlichkeit geniessen soll, macht sich ein Bürger der Güter verlustig, welche der Staat mit der Reinigkeit der Sitten verknüpft. Geldbuße, Schande oder Unehre, die Nothwendigkeit, sich vor den Menschen zu verbergen, die Verbannung aus der Gesellschaft, sind daher Mittel, der Frechheit beyder Geschlechter, Einhalt zu thun. 3. Verbrechen der dritten Gattung sind die, so die Ruhe der Mitbürger stöhren, oder die gute Ordnung verletzen. Durch Entziehung dieser Ruhe, Verbannung, Züchtigungen und dergleichen, können unruhige Menschen aufs neue in die gehörige Schranken gebracht werden. 4. Die schwersten Unthaten fechten die allgemeine Sicherheit an, und für sie gehören die Leibesstrafen. Diese sind eine Art der Wiedervergeltung, vermittelst welcher das

gemeine Wesen einem Bürger die Sicherheit, deren er andere beraubt hat, versagt. VIII. Von den Strafen. Gefühl, von dem Wehrt eines Menschen, mildes Erbarmen und Weisheit strahlen in jeder Zeile dieses unschätzbaren Hauptstückes — Gelinde Strafen, denen aber kein Missethäter entrinnen kann, wirken mehr, als die schärfste, — welche die Gemüther ohnedem nur verhärten. Präget den Bürgern Empfindungen der Ehre ein, und der härteste Theil der Strafe sey die Schande, welche dieselbe begleiten. — Wenn aber zu befürchten wäre, daß Menschen, die schon an die harten Strafen gewöhnt sind, nicht mehr durch gelindere im Zaum zu halten seyn möchten; so müßte man auf eine verdekte und unvermerkte Art zu Werke gehen, und wenn es auf gewisse Verbrechen, die der Vergebung fähig sind, ankäme, die Strafe wenigstens so lange mäßigen, bis daß die Umstände verstatteten, solches in allen Fällen zu thun. VIIII. Von der Rechtspflege überhaupt. Der Unterthan muß versichert seyn, daß er nicht nach der Willkühr des Richters, sondern nach den vorhandenen Gesetzen gerichtet werde, und daher ist die Appellation an den Souverain selbst schwer gemacht. — Processe müssen nicht von der Ungewißheit (oder dem Mangel) der Gesetze herkommen. Je souverainer die Regierung ist, desto genauer muß die Prüfung der Rechtshändel, desto häufiger müssen die Gerichtsformalitäten seyn, weil Leben, Ehre und Vermögen von der Entscheidung abhängt. Der Verzug, die Mühe und Kosten, die aus dieser feyerlichen Art, seine Sache zu verfechten, entstehen, sind nichts anders, als eine Schatzung, die ein Bürger für seine Freyheit zahlt. Zwey unverwerfliche Zeugen sind wenigstens zur Ueberführung eines Verbrechers nöthig, nur in Streitigkeiten über die Rechtmäßigkeit

keit eines Kindes, muß man der Aussage der Mutter glauben. Dem Eyd durch öftern Gebrauch allzugemein machen, heißt die Kraft desselben schwächen. Personen, so schwerer Verbrechen wegen, eingezogen werden, sollten wenigstens von etlichen ihres gleichen, und überhaupt nur von solchen gerichtet werden, wider welche sie nichts einwenden. Zur Abkürzung der Processe würde es dienen, den Beklagten mit einer Strafe zu belegen, wenn er eine Schuld wider besser Wissen nicht hat eingestehen wollen. Niemand darf in Verhaft gehalten werden, der durch andere Mittel hinlängliche Sicherheit stellet, daß er nicht entrinnen werde. Ein Mann in jedem Gerichte, der den Verbrechen im Namen des Regenten nachstelle, ein Fiskal entfernet alle verhaßte Denuncianten, und wenn er etwa in den Verdacht kommt, daß er sein Amt mißbrauche; so zwingt man ihn, die Person anzuzeigen, von welcher er ein Verbrechen erfahren. Die Confiscation der Güter, muß nur in gewissen Verbrechen verhängt werden; es sollte auch kein anderes, als das erworbene dieser Bestrafung unterworfen seyn. X. Von der Form des Criminalgerichts. Ein wichtiges Hauptstück, das daher in acht Fragen zergliedert wird. 1. Woher haben die Strafen ihren Ursprung, und auf was für einem Grund beruhet das Recht, die Menschen zu bestrafen? Die Gesetze, als die Mittel zur Glückseligkeit, aufrecht zu erhalten, ist die Absicht der Strafen, und wo diese nicht erreicht wird, sind alle Strafen unbillig. Um Mißbräuche zu verhüten, soll kein Richter die dunkele peinliche Gesetze auslegen; sondern blos über die Handlung urtheilen, ob sie geschehen sey, oder nicht. Viele nützliche Anmerkungen folgen nach! 2. Welches sind die besten Mittel, die man gebrauchen kann, wenn man einen Bürger in Verhaft ziehen, oder wenn

man ein Verbrechen entdecken, oder jemanden desselben überführen will? Das Gesetz, und nicht der Richter muß die Anzeigen des Verbrechens genau bestimmen, nach welchen ein Beklagter in Verhaft gezogen, ja nach welchen er auch nur befragt werden kann, indem auch dieses eine Art der Strafe ist. — Wenn die Umstände, welche den Verdacht erzeugen, so beschaffen sind, daß von der Wahrheit des einen, alle übrige abhänge; so wächst die Wahrscheinlichkeit nicht durch deren Menge, wohl aber, wenn sie einander blos coordinirt sind. Die Rechtssprüche der Richter, müssen dem Volke bekannt seyn, so wie auch die Beweise der Verbrecher, damit ein jeder Bürger sagen könne, daß er unter dem Schutze der Gesetze lebe. Die Glaubwürdigkeit eines Zeugen ist desto geringer, je schwerer das Verbrechen ist, und je unglaublicher die Umstände sind. — Man siehet übrigens aus einigen Wiederholungen, mit welcher bangen Zärtlichkeit die Monarchinn die Unschuld gegen alle Gewalt zu decken, und die trübe Wolken des Verdachts zu zerstäuben sucht. 3. Wird durch die Peinigung die Gerechtigkeit nicht beleidigt, und führet sie zu demjenigen Endzwecke, auf den die Gesetze zielen? Sie ist schlechterdings ein untaugliches ungerechtes und barbarisches Mittel, die Wahrheit zu entdecken. Vielleicht ließe sich die Tortur doch in dem Falle vertheydigen, wo sie gebraucht wird, um einen Umstand heraus zu bringen, welchen der bereits überführte Verbrecher, nothwendig wissen muß. Z. E. man weis daß er Gehülfen bey der Schandthat gehabt, und er will sie doch nicht angeben, oder er weigert sich den Ort anzuzeigen, wo er die gestohlne Sachen versteckt hat. Die Tortur wird hier eine Strafe der Hartnäckigkeit. 4. Müssen die Strafen mit den Verbrechen in Verhältniß stehen, und wie kann dieses

Ver-

Verhältniß genau bestimmt werden? Nicht der bloße Vorsatz, sondern der Anfang eines Verbrechens wird bestraft, jedoch leichter: eben so werden die Mitschuldigen, welche nicht unmittelbar Theil an der That genommen, mit einer gelindern Züchtigung belegt, als die eigentliche Verbrecher — Ein immerwährendes allgemeines Gesetz, das einem jeden Mitschuldigen, der das Verbrechen entdekt, Verzeihung verspricht, ist einzelnen besonderen Versprechungen, die nur auf gewisse vorhandene Fälle gelten, vorzuziehen. Denn durch ein solches Gesetz, kann man die Uebereinstimmung böser Menschen zur Ausübung einer Uebelthat vorbeugen, indem es einem jeden unter selbigen Furcht einjagt. 5. Welches ist das Maas der Größe der Verbrecher (Strafen)? Groß, recht sehr groß ist die Fürstinn in dieser Abhandlung! Eine Strafe ist hart genug, wenn das Uebel, so sie dem Missethäter anthut, das Gute, so er sich vom Verbrechen versprochen hatte, übertrift. — So wie sich der Verstand der Bürger aufklärt, vermehrt sich ihre Empfindlichkeit, und also muß die Schärfe der Strafen abnehmen. 6. Ist die Lebensstrafe im gemeinen Wesen nützlich und nöthig, um Sicherheit und gute Ordnung zu erhalten? Nur alsdann, wenn ein Gefangener noch Mittel und Kräfte findet, durch Empörung des Volks, Unruhe zu stiften. 7. Welche Strafen sind für verschiedne Verbrechen zu bestimmen? Eine fürtrefliche Anwendung der Lehren des siebenten Hauptstüks. Wenige Gedanken rechtfertigen mein Urtheil: Die Gesetze müssen keine andre Unehre zur Strafe bestimmen, als die in der Sittenlehre aller Völker dafür erkannt wird. Enthusiasten, Inspirirte und falsche Heilige, werden durch Stolz und Prahlerey zu dieser Thorheit verleitet, und daher können sie blos durch Verhöhnung, nicht durch Schmer-

zen, von einer solchen Krankheit geheilt werden. Man muß nicht viel Menschen auf einmal mit Beschimpfung strafen. Das beste Mittel, dem Zweykampf vorzukommen, ist, daß der angreifende Theil bestrafet werde. 8. Welches sind die wirksamste Mittel den Verbrechen vorzubeugen? Laßt die Gesetze nicht sowol gewissen Ständen, als vielmehr allen und jeden Menschen insbesondere günstig seyn; macht, daß sich die Bürger blos für den Gesetzen, und sonst für niemanden fürchten, klärt ihre Vernunft durch Wissenschaften auf, belohnet die Tugend, verbessert die Kinderzucht, verfaßt ein ordentliches Gesetzbuch, als das kräftigste Mittel, dem schädlichen Muthwillen, andern seines gleichen Uebels zu thun, ein Ziel zu setzen. XI. Von der Leibeigenschaft. Wir wissen nicht, ob Empfindung von der Hoheit des Menschen, oder politischer Scharfsinn, in diesem Hauptstück mehr Bewunderung verdiene. — Man muß nicht auf einmal und durch ein allgemeines Gesetz, vielen Leibeignen die Freyheit schenken, aber die Gesetze können dadurch etwas Gutes stiften, wenn sie den Leibeignen ein Eigenthum bestimmen. XII. Von der Vermehrung des Volkes im Reiche. Es kommt nicht darauf an, eine ungewöhnliche Fruchtbarkeit zu belohnen; sondern vielmehr fleißigen und arbeitsamen Hauswirthen die Mittel, sich und die Ihrigen zu ernähren, zu erleichtern. Außer vielen guten Mitteln, Rußland zu bevölkern, erscheinet auch hier eine große Belesenheit und Kenntniß, von den Sitten fremder Völker. XIII. Von den Handwerken und der Handlung. Diese bestehen nicht ohne den Ackerbau, folglich sollte dieser durch Belohnungen aufgemuntert, der Stolz, als der Vater der Faulheit, in Ehrbegierde der Fleiß gebiehrt, verwandelt werden. — Wenn eine Manufacturwaare in mittelmäßigem Preiße ist;

so

so werden die Maschinen, indem sie die Arbeit verkürzen, und die Anzahl der Arbeiter verringern, in einem volkreichen Lande schädlich; nützlich aber sind sie bey Verfertigung der Waaren, die außer Land gehen. Die Verpachtung der öffentlichen Einkünfte zernichtet die Handlung, die Verwaltung der Zölle auf Treu und Glauben, vergrößert sie. — Was den Kaufmann einschränkt, schränket nicht darum auch die Handlung ein. Dieser Satz wird durch England schön erläutert. Vielbedeutend ist die Bemerkung 326. Banken sollten mit Hospitälern, Waysenhäusern vereinigt, dem Adel die Handlung verbothen, Handlungssachen geschwind entschieden, die Münze in einerley Zustand erhalten, und dem Gewerbe mit liegender und fahrender Habe, der freye Lauf gelassen werden. XIV. Von der Erziehung. Ein bisher sehr verabsäumter Punkt in jeder Gesetzgebung, von dem doch, wie Sparta gezeigt hat, die ganze Festigkeit eines politischen Systems abhängt! XV. Von dem Adel. Tugend und Verdienste um das Vaterland führen und erhalten die Menschen auf der Ehrentafel des Adels. XVI. Vom mittleren Stande. Gute Sitten und Arbeitsamkeit, sind die Zierde aller Unadlichen, die sich mit der Handlung, den Künsten und Wissenschaften beschäftigen, so wie sie Treulosigkeit und Nichterfüllung des Versprechens, aller Vorzüge verlustig machen. XVII. Von den Städten. Es ist ein gleichförmiges Gesetz nöthig, welches verordne, was eine Stadt, und wer als ein Einwohner derselben anzusehen sey, was für Vortheile dieser oder jener Art Städten, ohne Beeinträchtigung des allgemeinen Bestens, zugestanden werden können. — Die Zünfte sind zur Einrichtung der Handwerke nützlich, und werden nur dadurch schädlich, wenn sie die Anzahl der Arbeitenden einschränken. XVIII. Von

den

den Erbschaften. Es ist vernünftig, durch gebietende Gesetze eine Erbfolge zu bestimmen, und die Freyheit, Testamente zu errichten, auf gewisse wenige Fälle einzuschränken. Die Kayserin hält die Theilung des Vermögens, die bis auf eine gewisse Portion gehet, für gut. Auch von der Vormundschaft erinnert sie das Nöthige mit vieler Kenntniß der Gesetze älterer Völker. XIX. Von der Abfassung und der Schreibart der Gesetze. Das ganze Recht wird füglich in drey Theile getheilt, in Gesetze, welche unveränderlich sind, in Verordnungen, die sich nach den Umständen richten, in Befehle, die nur auf bestimmte Vorfälle und Personen gehen. Die Gesetze müssen unter gewisse Fächer geordnet, mit bündigen, verständlichen, ungekünstelten, bestimmten und bekannten Worten, mit beygefügten triftigen Bewegungsgründen, aus welchen eine reine Aufrichtigkeit hervorleuchtet, allgemein, und wo möglich, ohne Ausnahmen, ausgedruckt werden. Sind Geldbussen von bestimmter Summe darinnen festgesezt; so verdienen sie wenigstens alle funfzig Jahre eine Revision. XX. Verschiedene Punkte, die eine Erläuterung erfordern. A. Das Verbrechen der beleidigten Majestät. Bloße Worte siehet die huldreiche Monarchinn nie als Verbrechen an, ausser wenn solche eine unrechtmäßige Handlung entweder zu bereiten, mit derselben in Verbindung stehen, oder darauf folgen. Man verbietet in souveränen Staaten Schriften, die allzu anzüglich sind, allein dies ist nur ein Gegenstand der Policey, und kein Verbrechen. Man muß sich wohl in Acht nehmen, diese Untersuchung nicht zu weit zu treiben, indem zu befürchten ist, daß der Verstand dadurch Zwang und Unterdrückung leide. Es kann daraus nichts anders, als Unwissenheit entstehen: man vernichtet die Gaben des menschlichen Verstan-

standes, und benimmt die Lust zum Schreiben. B. Von Gerichten, die auf besonderen Befehl angeordnet werden. Solche ausserordentlich bestellte Richter, müssen sehr tugendhafte und gerechte Leute seyn, damit sie nicht etwa glauben, daß sie sich allemal mit ihren erhaltenen Befehlen, mit dem etwa darunter verborgenen Nutzen des Reichs, mit der in Ansehung ihrer Personen geschehenen Wahl, und mit ihrer eignen Furcht rechtfertigen könne. Die Kayserinn hält es übrigens für besser, die gewöhnliche Gerichtsform beyzubehalten. C. Sehr wichtige und nothwendige Regeln. Duldung anderer Religionen, Behutsamkeit in Untersuchung aller Sachen, die Zauberey und Ketzerey betreffen, werden hier sehr eingeschärft. D. Wie man wissen könne, ob ein Reich sich seinem Verfall und gänzlichen Untergang nähere? Wenn der Nationalcharakter, den das Gesetz jedem eingeprägt hat, verlöscht, der auf das äusserste gestiegene Geist der Gleichheit Wurzel faßt, und ein jeder demjenigen gleich seyn will, welchen das Gesetz zu seinem Obern verordnet hat, wenn der Schatz des Vols ein Erbtheil gewisser Privatpersonen wird, die Liebe zum Vaterland verschwindet, wenn Gesetze ohne Ausübung bleiben oder selbst so schlecht sind, daß sie das Verderben nach sich ziehen, die Lebensstrafen sich vermehren, wenn der Regent sich nicht mit der höchsten Aufsicht begnügt, sondern selbst unmittelbar alles regieren will, die Ordnung der Sachen umkehrt, und alles nach seinen Phantasien lenket — Gegen das Ende erscheinet die würdigste Fürstinn in vollem Schimmer, und glücklich würde Europa, glücklich die Welt seyn, wenn alle Regenten von gleichen Grundsätzen beseelt würden. Hier ist der majestätische Ausspruch. „Es ist andem, daß die gute Meynung, die „man von dem Ruhm und der Macht eines Sou-

„ve-

„veraltes gefaßt hat, die Stärke seines Reichs ver„mehren kann: allein die gute Meynung von seiner „Gerechtigkeitsliebe, wird selbige nicht weniger ver„grössern. Alles dieses kann unmöglich der Schmei„cheley gefallen, die täglich allen irdischen Regenten „vorsagen, daß ihre Völker ihrentwegen erschaffen „sind, und dieser Ursache wegen sind wir verbunden „von den Sachen so zu reden, wie sie seyn sollen: „Denn Gott verhüte, daß nach Endigung dieser Ge„setzgebung ein Volk auf Erden gerechter und folg„lich blühender seyn möge, als das unsrige! die Ab„sicht würde alsdann nicht erfüllt seyn: ein Unglück, „das ich nicht zu erleben wünsche.„ —

F.*

XIII.

Johann von Ferreras, Königl. Bibliothecarii und Pfarherrn von St. Andreas zu Madrid. Allgemeine Historie von Spanien bis auf gegenwärtige Zeit fortgesetzt von D. Philipp Ernst Bertram, öffentl. ordentl. Lehrern der Rechte auf der Friedrichs Universität zu Halle, Beysitzern der Juristenfacultät daselbst, und der Königl. und Herzogl. deutschen Gesellschaften zu Göttingen und Jena Mitgliede. Zwölfter Band. Halle bey Joh. Justinus Gebauer, 1769. 4.

Dies ist eigentlich der zweyte Theil der Bertramischen Fortsetzung des Ferrera. Er enthält nur einen Zeitraum von funfzehn Jahren, nemlich von 1626. bis 1641. aber funfzehn der merkwür-

würdigsten Jahre, die man in der neuern Geschichte findet, voll von merkwürdigen Begebenheiten. Große Entwürfe gemacht, und vereitelt, mächtige Fürsten vereinigt, um kleine Staaten zu unterdrücken, und kleine Staaten durch ihren Muth und Klugheit in Freyheit gesetzt, gedemüthigter Stolz und Herschsucht, große Talente, große Verdienste, und ruhmwürdige Thaten, stehen hier dem Geschichtschreiber zu Dienste, um den Leser beständig auf das angenehmste zu unterhalten. Die beyden Aeste des Oesterreischen Stammes sind noch mit der Ausführung ihrer ehrgeitzigen und der Freyheit von Europa fürchterlichen Absichten beschäftigt. Die ungeheure Macht, welche Spanien und Oesterreich schon besaß, mußte sie freylich zu kühnen Hofnungen aufmuntern, und ihre Nachbarn mit Schrecken erfüllen. Von dem Ocean bis an die Pyrenäen gehorchte alles dem spanischen Monarchen, der größte Theil von Italien, die Niederlande, bis auf einige empörte Provinzen, die man zu bändigen hofte, waren seinem Zepter unterworfen. Die Schätze von Ostindien, und insonderheit von der neuen Welt, stunden ihm offen. Auf der andern Seite hätte das Haus Oesterreich, ausser seinen Oesterreichischen Erblanden, nunmehr seine unumschränkte Herrschaft über Ungarn und Böhmen festgesetzt, und das deutsche Reich war seiner gänzlichen Unterdrückung so nahe, daß man schon ziemlich gewiß darauf rechnen konnte, und auch würklich zu rechnen schien. Man hatte hiernächst Ursach zu hoffen, daß man sich des Veltelin werde bemächtigen können, um dadurch eine Verbindung zwischen Oesterreich und den spanischen Provinzen in Italien zu eröfnen. Wenn so diese beyde Mächte, von welchen eine jede für sich schon furchtbar genug war, sich unzertrennt an einander hielten, so konnte keine Unternehmung so groß seyn, die ihnen nicht gelingen mußte. Und

Und von welcher Seite konnten sie sich auch eines so nachdrücklichen Widerstandes versehen, der im Stand gewesen wäre, ihre Entwürfe zu vereiteln. Man that keiner andern auswärtigen Macht die Ehre, sich vor ihr zu fürchten. Zwar schien Frankreich ein Nachbar, der einige Besorgung hätte verursachen können. Die innre Stärke dieses Reichs war gar nicht unbeträchtlich, und die Verwaltung der Staatsgeschäfte war in der Hand eines Mannes von grosser Geschicklichkeit. Allein ausser dem, daß Frankreich damals noch nicht das war, was es jetzt ist, so war auch Richelieu, noch zu sehr mit dem ersten Theil seines Regierungsplans, nemlich der Unterdrückung der Hugenotten beschäftigt, als daß er an den zweyten, die Erniedrigung des Oesterreichischen Hauses, schon damals denken konnte. Auf dem englischen Throne folgten in diesem Zeitpuncte zwey Regenten aufeinander, wovon den einen seine Trägheit und Unfähigkeit, den andern die innern Unruhe dieser Insel hinderten, an den Begebenheiten des festen Landes Theil zu nehmen. Rußland stand noch mit Europa in keiner Verbindung, und hatte auf das System desselben keinen Einfluß. Der König von Schweden war ein junger tapfrer Herr, aber er war in einem Krieg mit Pohlen verwickelt, dessen Ende man noch gar nicht absehen konnte. Ueber dem verachtete das Haus Oesterreich die schwedische Macht zu sehr, als daß es sie hätte fürchten sollen, und es schien hierinn gar nicht Unrecht zu haben. Jedermann war von der Ueberlegenheit des Kaysers so überzeugt, daß, als Gustav Adolph in der Folge ernstlich an einen Krieg zur Beschützung von Deutschland dachte, der weise Oxenstiern über ein so kühnes Unternehmen erschrack, und seinen Herrn durch alle mögliche Vorstellungen davon abzurathen suchte. Mit Dännemark glaubte man allenfalls

falls bald fertig zu werden, und der Ausgang lehrte, daß man sich nicht betrogen hatte.

Dies war die Lage der Sache zu Anfange des Zeitpuncts, den wir hier vor uns haben. Wer hätte daraus nicht eine spanische Universalmonarchie weissagen sollen? Aber so geht es mit allen menschlichen Weissagungen. Es giebt so viele Zufälle, die sich nicht vorher sehen lassen, und die eine gänzliche Veränderung in dem Lauf der Dinge hervorbringen, durch ihre eigne Ungeschiklichkeit stehen sich die Menschen so oft selbst im Lichte, daß sich nicht leicht auf etwas sicher rechnen läßt. Und so gieng es hier. Am Ende dieses Zeitpuncts sahe sich Spanien und Oesterreich seinem Ziele nicht allein, nicht näher, sondern die Sachen hatten sich auch so umgekehrt, daß alle die große Ueberlegenheit, der sie sich mit so wenig Mäßigung bedient, verschwunden war, und der äussersten Bedrängniß Plaz gemacht hatte. Es ist kein unangenehmes Schauspiel, alle Stufen eines so erstaunlichen Glükswechsels durchzugehen, und zu betrachten, wie, bald unvorgesehene Zwischenfälle, bald kühne Unvorsichtigkeit, am meisten aber Stolz und Uebermuth, gemißbrauchte Gewalt, Ungerechtigkeit, und Unterdrückung diesen Fall nach und nach zubereiteten. Auf dem Kayserlichen und dem spanischen Throne sassen zwey Fürsten, denen es an allen Talenten zur Regierung eines Staats fehlte, die sie also den Händen ihrer Minister überlassen mußten, und diese waren mehr für ihre Vortheile, insonderheit für die Erhaltung ihres uneingeschränkten Ansehens, als für das Wohl des Landes besorgt. Hiernächst war auch Spanien, bey aller seiner ausgebreiteten Größe, doch an innern Hülfsquellen äußerst arm. Ausser dem, daß die Bewilligung der zu den Staatsausgaben nöthigen Geldsummen wegen der verschiedenen Rechte und Freyheiten

der besondern Königreiche der spanischen Monarchie, allemal mit grossen Schwierigkeiten verknüpft war; so fand es sich auch durch die schlechte Verwaltung der Finanzen in beständiger Verlegenheit. Das Vertrauen, das sie auf die Schätze der neuen Welt sezten, wurd ihnen oftmals durch die Wachsamkeit der Holländischen Flotten vereitelt, die sie auf dem Wege auffiengen, oder wenn sie ankamen, so war nur der geringste Theil davon für Rechnung des Königs, und da sich ein so weitläuftiges Reich, als Spanien, fast alle Nothwendigkeiten von Fremden zuführen ließ, so giengen die Reichthümer von Peru und Potosi, auch schon größtentheils in die Hände dieser Fremden, so bald sie nur ankamen. Das war denn der natürlichste Weg bey großen Schätzen sehr arm zu seyn. Der deutlichste Beweis hievon ist unter andern die Nothwendigkeit, worinn man sich befand, den Genuesern bald die Staatseinkünfte zu verpfänden, und bald ihnen Banquerout zu machen. Der Mangel an Gelde hatte nun zugleich die böse Folge, daß die seltensten Talente der größten Feldherrn, dem Staate unnütz gemacht wurden. Denn er sezte sie alle Augenblick in die Unmöglichkeit, die Entwürfe des Feindes zu vereiteln, oder ihre eigne, wenn sie auch noch so gut waren, auszuführen. Hiezu kam die tyrannische Eifersucht eines Ministers, der gegen Verdienste mißtrauisch war, die er nicht erwerben konnte, und sich vor Talenten fürchtete, die er nicht hatte. Olivarez konnte den Spinola, der an Genie, Wissenschaft und Erfahrenheit der erste Feldherr seiner Zeit war, nicht entbehren; allein er wußte, wie sehr er neben diesem großen Manne verliehren müsse, wenn er ihm alle Gelegenheit verschafte, seine Fähigkeiten zu gebrauchen. Um also nicht von seinem Ruhme überwältigt zu werden, legte er ihm alles mögliche in den

Weg.

Weg. Spinola mußte am Ende seiner Laufbahn sehen, wie ein herrschsüchtiger Minister sich ein Geschäft daraus machte, ihn um alle den Ruhm zu bringen, den er bisher genossen, und sowol verdient hatte. Die Bekümmerniß, womit ihn dieser Gedanke erfüllte, nagte an seinem Leben, und führte ihn unvermerkt ins Grab. Man kann es nicht ohne Wehmuth lesen, wie endlich unter allen diesen Stürmen des Kummers die Vernunft dieses grossen Mannes erlag, und wie mitten in der Abwesenheit seines Verstandes, sein ganzes Betragen, nichts als Edelmuth, und seine Reden, nichts als zärtliche Besorgniß für seine Ehre waren. (S. 115.)

Diese Fehler, welche die Eifersucht des spanischen Ministers begieng, waren zwar beträchtlich und zahlreich, aber sie waren es noch lange nicht alle. Die Staatsklugheit erforderte, Frankreich von der Unterstützung des deutschen Reichs und der Niederlande abzuhalten. Der Graf von Olivarez hatte bey der Veltelinischen Sache schon genug die Ueberlegenheit des Kardinal Richelieu erfahren. Er konnte unmöglich glauben, daß Richelieu dem spanischen Glük so gelassen zusehen würde, ohne auch nur unter der Hand demselben etwas in den Weg zu legen. Das sicherste war also, ihm in seinem eignen Hause so viel zu schaffen zu machen, daß er sich um seine Nachbarn nicht bekümmern könnte. Man wird also erwarten, daß dem Graf von Olivarez die Unruhen der Hugenotten in Frankreich werden höchst willkommen gewesen seyn, er werde sie befördert, er werde sie auch durch thätige Unterstützung zu verewigen gesucht haben. Ein ganz gewöhnlicher Kunstgriff, worauf eine nur ganz mäßige Staatsklugheit würde gefallen seyn, worauf aber der Graf Olivarez nicht fiel. Er zog keinen Vortheil aus den innerlichen Unruhen in Frankreich, er beförderte

sie nicht, er trug vielmehr zu ihrer Endigung, so viel er konnte, bey. Wenn etwas die große Ueberlegenheit des Genies des Cardinals deutlich an den Tag legt, so ist wohl dieses. Er hatte dem spanischen Minister den Tractat von Monzon abgewonnen; er hatte ihn in ein Bündniß mit Frankreich gezogen; er bediente sich seiner Flotte, um die Hugenotten in Rochelle, ihrem lezten Zufluchtsort, völlig zu unterdrücken, und nachdem er alle seine Absichten mit ihm erreicht, so würgte er ihn mit seinem eignen Schwerte. Denn nun war Richelieu im Stande, seine Augen auch auf die auswärtigen Angelegenheiten zu werfen. Ein Subsidientraktat mit dem König Gustav Adolph war die erste Frucht seiner Muse. Durch französische Vermittelung wurd der Friede mit Pohlen gar bald in Richtigkeit gebracht, und Gustav Adolph sah sich nun im Stande, nach Deutschland überzugehen. Und es war auch die höchste Zeit. Zwar hatte es dem Könige gar nicht an guten Willen gefehlt, allein, außer daß ihn der Krieg mit Pohlen hinderte, fand er sich zu einem solchen Unternehmen ohne andern Beystand zu schwach. Die Kayserlichen Waffen waren bereits bis an die Ostsee vorgedrungen, und der Uebermuth des Oesterreichischen Hofes, hatte mit ihrem Glük genau Schritt gehalten. Gustav Adolph hatte insonderheit einige persönliche Beleidigungen verbeißen müssen. Man hatte seinen Gesandten bey Lebensstrafe verboten, sich in Lübeck bey dem Friedenscongreß einzufinden, ein kleines Beyspiel von dem, was man damals wagen zu können, glaubte. Er kam also herüber nach Deutschland, und befreyete es von dem Joch, das seinem Nacken ziemlich nahe war. Seine herrlichen Siege, und sein glorreicher Tod sind bekannt, es ist bekannt, wie endlich Frankreich auch den Spaniern den Krieg erklärte, und durch alle diese

unerwartete Zwischenfälle, Oesterreich und Spanien
von seiner Höhe fiel. Den gänzliche Umsturz ihres
Glücks verfolgte endlich; durch das lezte Meisterstük
der Politik des Cardinals, da er Portugall und Ca-
talonien zur Empörung aufmunterte, und dadurch
nicht allein die Hülfsmittel des spanischen Hofes ver-
minderte, sondern ihn auch zwang, seine Kräfte an
mehrere Orte zu zerstreuen. Hierinn kam ihm die
verächtliche Härte, und der tyrannische Stolz, wo-
mit der Gr. Olivarez alle Vorrechte dieser wichtigen
Provinzen verhöhnte, treflich zu Statten; und Ri-
chelieu wußte sich dieser Fehltritte des spanischen Mi-
nisters, als ein Meister zur gänzlichen Erniedrigung
von Spanien, zu bedienen.

Dies ist ohngefähr ein schwacher Schattenriß der
vornehmsten Veränderungen in diesem Zeitpunkte,
wie sie unmerklich eine aus der andern entsprungen
sind, von dem prächtigsten Anscheine an, bis auf das
sehr unglückliche Ende. Der Verf. hat alle die da-
zu gehörigen Begebenheiten in aller Vollständigkeit,
Genauigkeit und Wahrheit, aber nicht allemal in der
leuchtenden Ordnung vorgestellt, worinn sie zugleich
ergötzen und unterrichten könnten. Zwar will der
Verf. nicht als ein eigentlicher Geschichtschreiber be-
urtheilt seyn. Alles was ihm in dieser Absicht von
Fehlern ist vorgeworfen, entschuldigt er in seiner Vor-
rede, von der wir in der Folge reden werden, damit,
daß er ein Fortsetzer des Ferreras habe seyn wollen.
(S. 5.) In eben dieser Vorrede sagt er auch ausdrück-
„lich daß er keine Maximen habe machen wollen.„ Und
„wenn er es doch wirklich nicht gewollt hätte, so
würde man nicht lesen dürfen, was man hier und da
bey ihm noch immer von zu vielen gemeinen und we-
nig zusammenhängenden Reflexionen findet. Z. B.
„diese: S. 203. Denn so selten wie auch die in den

„Manifesten befindlichen Ursachen gegründet sind, so
„hat doch nicht ein Hof so viel Kühnheit gehabt, öf-
„fentlich zu sagen, daß er allein aus Ehrbegierde[?],
„oder um einen mächtigen Nachbar zu schwächen,
„einen Krieg anfange. Man muß das auswärtige
„Publikum verblenden, und man muß dem Solda-
„ten vorbilden, daß er für die Rechte und das Wohl
„seines Herrn und seines Vaterlandes streite, wenn
„auch bey dem ganzen Krieg kein Recht und
„kein Vaterland in Frage kömmt.„ Dieses schreibt
der Verf. bey Gelegenheit der Verzögerung der fran-
zösischen Kriegeserklärung 1635. die von dem
Mangel eines Vorwandes zum Krieg verursacht
wurde. Richelieu verlegen um ein Manifest! und
diese: S. 354. „Es erscheinet aus allem, daß die
„beyden Minister, Richelieu und Olivarez hierinn
„einen Vorzug sezten, wer Salces behaupten oder
„wiedererobern könnte. So oft hängt das gute und
„schlimme Glück der Völker von dem Eigensinne und
„Privatstolze eines Ministers ab.„ Insonderheit die
Ausschweifung, die man S. 360. bis 362. lieset.
Es ist die Rede von dem Verfall der Spanischen Mo-
narchie, womit Hr. B. mit Recht ins Jahr 1640.
herauf gehet. Er beweiset dieses zwar ein wenig
weitläuftig, aber doch ziemlich gut. Es wäre wohl
genug gewesen, zu sagen: „Da nichts gewonnen
„ward, so waren doch die ungeheuren Summen um-
„sonst verthan, und überdem größtentheils in fremde
„Länder gekommen. Ackerbau, Manufakturen und
„Handlung lagen fast gänzlich darnieder, und die üb-
„rigen Klagen des Landes, waren unzählig. Der
„äussere Schein blieb freylich noch eine Zeitlang, aber
„man muß bis auf den Grund der Sache durch-
„schauen.„ Das war vielleicht schon mehr als genug
über diese Materie; allein der Verf. sezt noch folgende
Be-

Betrachtung hinzu, aus der er sich nicht wieder herausfinden kann. S. 361. „War Olivares der „weitsehende, der erfinderische Meister, so mußte er „aus einem ihm so anständigen Religionseifer keinesweges dem Hause Oesterreich gegen die Protestanten „in Deutschland Summen Geldes übersenden, welche „er von den Genuesern und andern erborgte, oder „den spanischen Kaufleuten gleichsam mit Gewalt „genommen hatte. — Unsere neuere Staatsleute „bilden sich fälschlich ein, sie hätten die Unterthanen „durch die eingeführte Pracht, Ueppigkeit, Laster und „andere ähnliche Mittel von ihrer alten Freyheitsliebe „so weit entfernt, daß sie, ohne gerührt zu werden, „das Joch der unumschränktesten Regierung, ja des „Despotismus selbst geduldig ertrügen. Sie irren „sich ohne Zweifel. Die Geschichte der neuern Jahr„hunderte von Europa, zeigt ihnen ihren Irrthum. „Man muß ihnen zugestehen, daß sie es fast so weit, „als die alten Römer in ihren Kunstgriffen getrieben „haben. Allein eben die Geschichte dieses räuberi„schen und ungerechten Volks sollte sie belehren, daß „man zwar ganze Jahrhunderte hindurch ein Volk „unter harten Bedrückungen beherrschen kann, ohne „daß eine merkliche Empörung entstehet. Aber zu„letzt, wenn irgend eine Nebenursach nur die Hand „dazu bietet, so ermannet sich das menschliche Ge„schlecht gleichsam wieder, und es kömmt aus seiner Ohn„macht gleichsam zu sich. Es wird seiner unanstän„digen Banden gewahr, und siehet ein, wie man es „durch Laster gefesselt hat. Ist denn einmal der „Damm durchbrochen, hat einmal das Volk den Ge„danken gefaßt, daß es durch seinen Eid, nicht mehr „verbunden wäre, und daß der ursprüngliche Vertrag „von Seiten des Regenten nicht erfüllt, sondern ver„letzt würde, so ist höchst selten, daß man den Strom

„in seinen Ueberschwemmungen aufhalten und zu sei-
„nem vorigen Lauf wieder bringen kann ꝛc. — So
„fährt der Verf. bis auf die folgende Seite fort:

Wir würden hier unsere Anzeige schließen können, wenn wir nicht noch etwas von der Vorrede dieses Werks zu sagen hätten. Sie beschäftigt sich mit der Beurtheilung des eilften Bandes dieses Werks, welche sich in dem zwanzigsten Theile der Briefe die n. Litt. betreffend, findet. Sich gegen den Tadel seiner Kunstrichter zu vertheydigen, stehet einem jeden frey; ob es aber auf solche Art geschehen müsse, wie Hr. B. gethan, ist eine andere Frage. Er begnügt sich nicht in den bloßen Schranken der Vertheydigung zu bleiben, er greift den seel. Abbt, als den Verf. jener Beurtheilung und den Verleger der Briefe durch Persönlichkeiten auf eine beleidigende Art an, die nur dem Angreifer Schande macht. Abbt hatte etwas an des Hn. B. Werke getadelt, mit der Einsicht eines Mannes, der seine Kunst versteht, und dem Ernste eines Mannes, der sie liebt. Dieser Tadel war so voller Glimpf und Mäßigung, er war selbst mit so aufrichtigen Lobe begleitet, daß er einen jeden andern, der sich auf den wahren Ruhm verstanden hätte, in dem Munde eines Mannes, wie Abbt, würde geschmeichelt haben. Er hatte gleich zu Anfange seiner Beurtheilung gesagt: (S. 4.) „Im Durchschnitte aber ein
„Urtheil zu fällen, schien mir nicht hinreichend bey der
„Arbeit eines Mannes, der sich mit besserm Ge-
„schmack zum Schreiben verfügt hat, als unter
„unsern meisten Landesleuten bisher angetroffen
„wird. Fast niemals, oder höchst selten habe ich von
„groben Versündigungen gegen den guten Geschmack
„etwas bey ihm angetroffen: und eben daher werde
„ich auch schärfer in der Beurtheilung seyn, und al-
„les rügen, was mangelhaft ist, und dessen Verbes-

„se-

„ setzung den folgenden Bänden etwa vortheilhaft wer„ den kann.„

Mich dünkt, ein Kunstrichter kann nicht mit mehr Bescheidenheit tadeln, als Abbt gethan. Er hält seinen Schriftsteller, für einen solchen, der sich durch manche Vorzüge über die gewöhnlichen hinweggesetzt; er will seine Mängel blos aus Achtung für den Verf. anzeigen; aus einem gewissen Verdruß, der dem beurtheilten Schriftsteller Ehre macht; daß man auch einige Fehler bey ihm angetroffen, die sein Werk entstellen. Nun für dieses dem Hrn. B. so rühmliche Urtheil ist der arme Abbt ein Pasquillant, (S. 12.) ein Mann, der mit seiner Beurtheilung gewisse Absichten hat ausführen wollen, die aber fehlgeschlagen sind. Irgend einem Menschen in der Welt bey einer so natürlichen Sache, als der mäßige Tadel eines Buches ist, Absichten anzudichten, und zwar Absichten, die sich Hr. B. nicht auszusprechen getraut, das ist wenigstens nicht groß gedacht, und sie Abbten anzudichten, der so notorisch sich nicht gern von jemand in edelmüthigen Gesinnungen übertreffen ließ, das setzt eine Denkungsart voraus, der wir keinen Namen geben wollen. Hat denn Abbt in seinem Leben den Hn. P. nur allein getadelt, oder hat er mit allen Tadel strafbare Absichten ausführen wollen? Wir können zuversichtlich einen jeden und den Hn. B. auffodern, in Abbts Beurtheilung auch nur eine Sylbe anzuzeigen, die auf des Hrn. Pr. B. moralischen Charakter das geringste unvortheilhafte Licht werfen könnte, oder der Achtung zuwider wäre, die man einem Manne von gewissen Gaben und Verdiensten schuldig ist. Abbt würde sich selbst verachtet haben, wenn er von einem andern hätte schreiben können, was Hr. B. von ihm schreibt. (S. 4. der Vorrede) „Aber was war „ Hr. Abbt? er war Magister in Halle, verdiente sich

„etwas durch die Gütigkeit des seel. Baumgarten,
„den er hernach bey allen Gelegenheiten tadelte. „ —
Der Recensent, welcher den seel. Abbt während seines
Aufenthalts in Halle gekannt, und der ihn auch ge-
kannt, als er bey dem seel. D. Baumgarten im Hause
wohnte, kann die Unwahrheit dieser Nachricht bezeu-
gen. Abbt war kaum drey viertheil Jahre in Halle,
als Baumgarten starb, und in dieser Zeit dachte er
wohl noch nicht daran, etwas zu schreiben. Aber ge-
setzt, es sey so, wie Hr. B. sagt, muß ich den für un-
trüglich halten, der mich einmal zum Uebersetzen ge-
braucht hat? Und wie gehört endlich dieses alles hie-
her? Es frägt sich ja nur, ob Abbt Recht hat, wenn
er dem Hrn. P. B. Fehler zeigt?

Das alles, was wir bisher von Hrn. B. wider
seinen Gegner angeführt, wird jedermann unbillig und
hart finden, aber es ist noch nichts gegen den heftigen
Anfall, den er sich auf der S. 106. in der Anmerkung
gegen ihn erlaubt. Der armselige Recensent des
ersten Theils dieser Fortsetzung, heißt es daselbst, in
den berüchtigten berlinischen pasquillantischen Brie-
fen sagt, Carl Emanuel habe einen verwünschten
Charakter. Das Wort hat er entweder von den ber-
linischen Schusterjungen, deren Sprache er und seine
Collegen gleichen Gelichters reden, oder aus den al-
ten Romanen (welche Alternative! entweder von den
Schusterjungen oder aus den Romanen!) in welchen
oft verwünschte Prinzen und Prinzeßinnen vorkommen.
(Der Unwille giebt dem Hrn. Pr. Witz, aber wel-
chen?) Wenn solche elende Geschöpfe Gottes, wie
dieser ist, die Handlungen eines Fürsten, von dem ein
einsichtsvoller Staatsmann, Nani, sagt: „fu certa-
„mente Carlo Emanuel Principe grande etc.
„nach ihren angeblichen moralischen Systemen, die
„im Schulstaube hinter dem Ofen gemacht sind,
„be-

„beurtheilen wollen) vergleichen sie völlig dem Senat-„or Hein, bey Hagedorn, der zum Görgel sagt: „wenn sie, (die Fürsten) wie wir gedächten, sie stell-„ten alle Händel ein: wenn sie, wie wir, nur oft zu-„sammenzechten, sie würden Freund und Brüder „seyn, oder, wie der Hr. Recensent, lieber in der „Straße zu Berlin, vor dem Fenster seiner Dulci-„nee zum Gelächter der Nachbarn auf und nieder „gehen." Wir halten unsere Feder zurück. Es ist unedel Persönlichkeit mit Persönlichkeit zu vergelten; aber es muß einen jeglichen, der die hohe Bestimmung der Geschichtschreibung kennt, und sie nach derselben schätzt, ungemein schmerzen, sie noch zum Theil in den Händen solcher Männer zu sehen, die so denken und schreiben können, als dieses gedacht und geschrieben ist. Wenn der Geschichtschreiber uns das, was recht und gut, schön und edel in den Handlungen ist, empfehlen, und vor das Anschauen bringen soll, wenn also die richtigste und wärmste Empfindung des guten und edeln in seiner Erzählung durchleuchten soll, damit das heilige Feuer solcher Empfindungen in seine Leser übergehe, so läßt sich aus dieser kleinen Probe von der Erhabenheit der Gesinnungen des Hrn. Prof. und der Anständigkeit seines Ausdrucks, leicht schließen, was man von seiner Geschichtschreibung für moralischen Nutzen zu erwarten hat. Wir können zuversichtlich ein jedes Herz fragen, das diese Sprache verstehen kann, ob es nicht lieber hundertmal vor den Fenstern einer Dulcinee möchte auf- und abgegangen seyn, als das Andenken eines würdigen Mannes, der todt ist, mit solchen Ausdrücken, verhöhnt haben.

Und was hatte denn Abbt gethan, daß er ein armseliger Mensch, ein elendes Geschöpf Gottes war, warum ihm etwas mußte vorgeworfen werden, welches, wenn es wahr wäre, höchstens die verzeih-

liche

liche Schwachheit eines empfindlichen Herzens könnte genannt werden, dessen Vorrückung über die Gesinnungen des Hrn. Prof. an den Tag legt. Er hatte den Charakter des Herzogs von Savoyen Carl Emanuel getadelt. „Dieser Fürst, hätte er S. 96. gesagt, „wird verhaßt, weil er immer Unglück anrichten will, „und verächtlich, weil ihm Kräfte dazu fehlen.„ Diese Beschreibung kömmt genau mit der überein, die Hr. B. selbst von ihm macht. „Er war, heißt „es S. 106. niemals ruhig, niemals in Frieden; al„lezeit bereit mit denen von seinen Nachbarn sich zu „verbinden, welche andere bekriegen wollten. Im „Kriege suchte er Vortheil und Ruhm zugleich, und „in den Friedensbedingungen wußte er den Saa„men zu einem neuen Kriege geschickt anzulegen. „Nothwendig war es also, daß er öfterer als sonst „gewöhnlich die practische Staatskunst will, die „eingegangenen Verbindungen brach, und sein ge„gebenes Wort zurückziehen mußte. — Obgleich „der Verdruß, daß er ganz Savoyen und ein Theil „von Piemont, in der Gewalt von Frankreich, und „Mantua, in den Händen des Hauses Oesterreich „sahe, seinen Tod beförderte ꝛc. —„ S. 107. „Er „führte den Krieg mit dem Gelde seiner Freunde, „und mit dem Vermögen seiner Unterthanen, welche „durch die starken Abgaben sehr litten. — Der „elende Zustand des Landes bewog seinen Nachfol„ger, sich in die Zeiten zu schicken.„ Das ist derselbe Carl Emanuel, den Abbt schildert, und dem er in einem vertrauten Briefe, einen verwünschten Charakter beylegt. Daß ein italienischer Politicus, wie Nani, einen solchen Herrn, wenn er große Verstandesgaben hat, einen Principe grande nennen kann, ist begreiflich, er würde allenfalls auch einen Cromwell, und Cäsar Borgia so genannt haben.

Aber

Abbtes auch dem Moralisten noch nun erlauben sollen, die Maxime umzukehren, und über sein Herz das Urtheil zu fällen. Man muß sich nicht die Miene geben wollen, die Sittenlehre zu verachten. Ihre ewigen Gesetze, bleiben immer ewige Gesetze, wenn auch hundert Narren darüber lachen, und kein einziger großer Herr sie ausübt. Aber es verhält sich nicht so, wie Hr. B. sagt. Selbst alsdenn, wenn ein Staatsmann sich über die strengen Regeln der Sittenlehre, am meisten glaubt wegsetzen zu müssen, wird er doch nicht mit der Verlachung aller guten Grundsätze Parade machen. Hr. B. macht also hier mit aller seiner angeblichen Politik eine schlechte Figur. Abbt hatte gesagt, er könne sich den Abstand von Hume bis Bertram nicht denken. Der Recensent muß gestehen, daß er sich auch den Abstand von Abbt bis Bertram nicht denken könne.

Diese Anfälle, wogegen wir den seel. Abbt vertheidigt haben, betreffen ihn noch immer allein. Hr. B. hat sich aber nicht damit begnüget, blos ihm seinen Unwillen fühlen zu lassen, er schüttet ihn in den gehäßigsten Beschuldigungen nicht allein gegen die Litteraturbriefe, sondern auch gegen unsere Bibliothek, und insonderheit gegen beyder gemeinschaftlichen Verleger aus. ,,Es ist bekannt, sagt er, (S. 4. der Vorrede,) wie der Buchführer Nicolai in Berlin in diesen Briefen, so wie jetzt in der allgemeinen Bibliothek mit seinen Helfershelfern vornemlich die Absicht hat, die Lehrer auf den Königlichen Universitäten auf das schändlichste und ehrenrührigste herunter zu machen.,, Diese Absicht hat noch niemand in beyden Werken, außer dem Hrn. Prof. B. bemerkt; sie muß also wohl nicht so deutlich zu Tage liegen. Es müßte sich doch wohl ein Beyspiel angeben lassen, von einem Professor, der auf das schändlichste und

ehren-

ehrenrührigste herunter gemacht worden, wenigstens ist dieses nicht des Hrn. Pr. B. eigenes Beyspiel, wie aus dem obenangeführten erhellet. Und doch würde aus Einem solchen Falle sich noch keine festgesetzte, durchgehends herrschende und sichtbare Absicht ergeben. Hr. B. versteht also unter schändlichem und ehrenrührigen Heruntermachen, Tadeln überhaupt, wenn es auch mit noch so vieler Mäßigung geschieht. Ist denn ein Königlicher Professor untadelich, und über allen Tadel erhaben? Oder haben die Briefe und unsre Bibliothek niemand anders getadelt, als Königl. Professoren, oder haben sie auch Königl. Professoren nur stets getadelt, nie gelobt? Es liesse sich mit eben dem Rechte sagen, die Briefe und unsre Bibl. haben sich zur Absicht gemacht, auch alle andere Stände schändlich und ehrenrührig herunter zu machen, wenn etwa dieser oder jener aus einem derselben nur nach seiner Schrift, und nicht nach seinem Stande beurtheilt und getadelt werden. Freylich hat nie die Partheylichkeit für irgend einen Stand diesen Kunstrichtern die Feder geführt, ohne doch der Achtung, den man einem jeden schuldig ist, zu nahe zu treten. Aber das kann ihnen doch wohl nicht zum Vorwurf gereichen.

Es ist wahr, Abbt hatte auch einmal gesagt, daß ein Professor nicht genug Gelegenheit habe, alle die Kenntniße der Welt zu erwerben, die ein Geschichtschreiber nicht wohl entbehren kann. Er hatte aber keinesweges zur Absicht, den Professoren dadurch etwas unverbindliches zu sagen, oder ihren Stand im geringsten herabzusetzen. Er war selbst ein Universitätsgelehrter, und er fühlte gewisse Unbequemlichkeiten dieses Standes, die er anzeigt, ohne denselben verunglimpfen zu wollen. Wir wollen diese Gelegenheit nicht vorbeylassen, ein Mißverständniß zu heben,

das

das schon so lange vorgewaltet hat, und durch das dienstfertige Nachschwatzen, einiger Leute ist vermehrt worden, die ein jedes Wort, das ein denkender Kopf etwa fallen lassen, auffangen und zum Eckel wiederholen, und in deren Mund auch die Wahrheit nicht mehr Wahrheit bleibt. Eine jede Lage, worinn wir uns befinden können, hat ihre Vortheile und ihre Nachtheile. Niemand in der Welt wird den Professoren das sehr gründliche Verdienst, der Bearbeitung der ersten Grundsätze der Wissenschaften, ihrer vertrauter Bekanntschaft damit, und ihres genauen Vortrages derselben, absprechen. Ihr Beruf setzt sie in den Stand, die Disciplinen, womit sie sich beschäftigen, aus dem Grunde einzusehen, und durch die beständige Wiederholung des Vortrags derselben, auch die subtilsten Kleinigkeiten immer gegenwärtig zu haben, und damit vertraut zu seyn. Dies ist ein Vorzug, den akademische Lehrer ganz augenscheinlich vor andern haben, deren Amt nicht erfodert, eben allezeit auf die ersten Grundsätze einer Wissenschaft zurük zu gehen, welches aber sonst der Gründlichkeit ihrer Erkenntniß keinen Eintrag thut, da sie sie ehemals durchgedacht, und sie ihnen immer klar beywohnen. Indessen hängt dieser angeführte Vorzug an einigen Unbequemlichkeiten. Als akademische Lehrer schränken sie sich nur auf einige Disciplinen ein, und dadurch werden sie gehindert ihren Gesichtskreis zu erweitern, die Dinge mehr im Ganzen zu sehen, und so wie sie auf das gemeine Leben einen Einfluß haben: so daß freylich bey vielen (nicht bey allen) das eintrift, was ein Lehrer der Logick beym Montagne von seinem Collegen sagt: il n'est pas gentilhome, c'est un Grammairien, & je suis Logicicien. Es ist keine Sache, die jemand zum Vorwurf gereichen kann, wenn er in einer Lebensart, die ihn in einer Entfernung von der

geschäftigen Welt hält, nicht in den Welthändeln gewandt ist, und richtig davon urtheilen kann. Indeß ist es doch eine nothwendige Eigenschaft, für einen Schriftsteller, der zum Unterricht und Vergnügen eines jeden schreibt, der auch kein Gelehrter von Profession ist, zumal in Sachen, wo es auf Geschichte ankömmt. Abbt fühlte dieses wohl an sich selbst, und beklagte sich darüber.

Auf solchem Grunde beruhet nun die Beschuldigung des Hrn. B. wegen der Absicht unsrer Bibliothek, die Professoren auf das schändlichste und ehrenrührigste herunterzumachen. Er beruft sich hierüber so gar auf die Königl. Landesgesetze gegen Pasquillanten und Ehrenabschneider. Wer sich aber auf solche Gesetze beruft, muß sich hüten, daß er nicht selbst Beschuldigungen gegen anderer moralischen Charakter ohne Beweis vorbringt. Die Landesgesetze machen zwischen einem Professor und einem Kunstrichter keinen Unterschied, so daß sie jenem erlaubten Beschuldigungen ohne Beweis vorzubringen, diesem nicht.

Und warum steht es dem Hrn. Prof. frey, so unanständig zu sagen: Nicolai und seine Helfershelfer? Sind die Mitarbeiter zu unserer Bibl. ausdrüklich als die schlechtesten ausgesucht, aber kömmt es von ohngefähr, daß sie die schlechtesten sind? Wer hat ihm berichtet, daß der Verleger sich gezwungen sieht, seine Bibliothek in Schleusingen drucken zu lassen, aus Furcht vor der Berlinischen Censur. Er muß eine sonderbare Vorstellung von dieser Berlinischen Censur haben. Gerade die Briefe über die n. Litt. worinn er beurtheilt ist, sind in Berlin gedrukt und censirt worden. Warum könnte denn die allg. deutsche Bibl. daselbst nicht censirt werden? Kann ein Buchhändler keinen Grund haben, ein Buch irgendwo

dru-

[illegible] Reichsanfälle, Oesterreich und Spanien von seiner Höhe fiel. Der gänzliche Umsturz ihres Glüks erfolgte endlich, durch das lezte Meisterstük der Politik des Cardinals, da er Portugall und Catalonien zur Empörung aufmunterte, und dadurch nicht allein die Hülfsmittel des spanischen Hofes verminderte, sondern ihn auch zwang, seine Kräfte an mehrere Orte zu zerstreuen. Hierinn kam ihm die verächtliche Härte, und der tyrannische Stolz, womit der Gr. Olivarez alle Vorrechte dieser wichtigen Provinzen verhöhnte, treflich zu Statten, und Richelieu wußte sich dieser Fehltritte des spanischen Ministers, als ein Meister zur gänzlichen Erniedrigung von Spanien, zu bedienen.

Dies ist ohngefähr ein schwacher Schattenriß der vornehmsten Veränderungen in diesem Zeitpunkte, wie sie unmerklich eine aus der andern entsprungen sind, von dem prächtigsten Anscheine an, bis auf das sehr unglückliche Ende. Der Verf. hat alle die dazu gehörigen Begebenheiten in aller Vollständigkeit, Genauigkeit und Wahrheit, aber nicht allemal in der leuchtenden Ordnung vorgestellt, worinn sie zugleich ergötzen und unterrichten könnten. Zwar will der Verf. nicht als ein eigentlicher Geschichtschreiber beurtheilt seyn. Alles was ihm in dieser Absicht von Fehlern ist vorgeworfen, entschuldigt er in seiner Vorrede, von der wir in der Folge reden werden, damit, daß er ein Fortsetzer des Ferreras habe seyn wollen. (S. 5.) In eben dieser Vorrede sagt er auch ausdrück„lich daß er keine Maximen habe machen wollen.„Und wenn er es doch wirklich nicht gewollt hätte, so würde man nicht lesen dürfen, was man hier und da bey ihm noch immer von zu vielen gemeinen und wenig zusammenhängenden Reflexionen findet. Z. B. „diese S. 203. Denn so selten wie auch die in den

blos für Gelehrte, sondern für den Liebhaber, der ein Buch in die Hände nimmt, sich einmal zu unterhalten, geschrieben sind. Man schreibt entweder von abstrakten, oder von kritischen Materien, oder man wird ein Poet: aber gute historische Bücher, Schriften, die mehr Betrachtungen, Anmerkungen und eine populäre Philosophie enthalten, als tiefsinnige Untersuchungen; Briefsammlungen, die man klaßisch nennen kann, Romane, die Genie verrathen, und dergleichen Bücher mehr, das sind noch alles in unsrer Sprache seltne Erscheinungen.

Ohne Zweifel ist unter unsern prosaischen Werken dasjenige, was wir itzt anzeigen, eines der vorzüglichsten. Der große Beyfall, mit dem es von Kennern aufgenommen worden, die Begierde, mit der es unsre Landsleute und Fremde gelesen haben, die öftern Auflagen, die davon gemacht sind — alles dies kann gewissermaßen für die Güte desselben Gewähr leisten. — Der Verf. handelt seine Materie auf eine gründliche und zugleich angenehme Weise ab, er macht eine Menge scharfsinniger Bemerkungen, er zeigt überall eine große Kenntniß des menschlichen Herzens, und durchgehends einen philosophischen, über Vorurtheile erhabenen Geist, er belebt alles, was er sagt, durch eine große Anzahl von Beyspielen, theils aus dem Alterthume, theils aus der Geschichte fremder Völker, theils aus dem gemeinen Leben und der täglichen Erfahrung, endlich ist auch seine Schreibart rein, edel, feurig, und vom falschen Schmuck entblößt. — Wir haben hier eigentlich nur die Vermehrungen der neuen Ausgabe anzuzeigen, und diese sind allerdings beträchtlich. Der Verf. hat seine Schrift in Kapitel gebracht, vieles weitläuftiger ausgeführt, und vieles hinzugesezt. Gleich das erste Kap. vom Nationalstolze überhaupt, und einige andre

sind

sind in den vorigen Ausgaben nicht befindlich. Manches, was dort nur mit einem Zuge angedeutet war, ist in dieser Ausgabe umständlicher abgehandelt; überall aber sind noch mehr Beyspiele und einzelne Betrachtungen hinzugefügt worden. Auch hat der Verf. einige Stellen weggelassen, und andre kleine Aenderungen gemacht. Der Kürze wegen, lassen wir es bey dieser allgemeinen Anzeige bewenden, da ohnedem dies vortrefliche Werk so leicht keinem von unsern Lesern unbekannt seyn, oder bleiben wird.

Die angezeigte französische Uebersetzung ist nach dieser von uns beurtheilten, vierten Ausgabe gemacht worden. Wir haben sie ziemlich treu gefunden, zumal da man nur wenige treue Uebersetzungen in dieser Sprache anzutreffen gewohnt sind. Der Uebers. hat sich keine eigenmächtige Veränderungen erlaubt, sondern folgt seinem Original, so viel wir haben bemerken können, Schritt vor Schritt, selbst da, wo der deutsche Verf. von der französischen Nation mit großer Freymüthigkeit redet. Ein einzigesmal vertheydigt er seine Landesleute in einer kleinen Note. Auch hat er sehr selten den richtigen Sinn verfehlt. Das VIII. Kap. fängt so an: „Auf die Unwissenheit ausländischer Sachen, wie auf einen weichen Polster gelehnt, sieht eine Nation auf jede andre mit einer ruhigen Selbstzufriedenheit herab.„ Dieß wird übersetzt: Flattée de la douce ignorance, avec laquelle chaque nation aime à s'entretenir des autres, elle ne les considere, qu'avec une orgueilleuse complaisance. Das erste Bild ist gar nicht ausgedrükt, und wird durch Flattée übel ersetzt; aber eine stolze Gefälligkeit ist ein ganz andrer Begriff, als der Verf. in der Urschrift ausgedrükt hat.

Wir freuen uns übrigens, daß diese Schrift nunmehr noch eine größere Anzahl von Lesern erhalten wird.

P.

XV.

Versuch einer vollständigen Natur- und Handlungsgeschichte der Heringe, zum Nutzen und Vergnügen, von Friedrich Samuel Bock. Königsberg, 1769. 8.

Monographien der Naturalien können selbst den ächten Kennern der Naturgeschichte auf mehr als eine Art nüzlich und angenehm seyn; gesezt auch, daß ein Verf. selbst nichts neues in der Geschichte seines gewählten Gegenstandes entdeckt hätte: wenn er nemlich nur die in vielen Schriften zerstreueten wahren und brauchbaren Nachrichten richtig gesammlet und in eine schikliche Ordnung gebracht hat. Aber wenn ein Mann, der gar keine Kenntniß dieser Wissenschaft besitzt, aus guten und schlechten Schriften (z. B. des *Francisci*, Happelius, Richters und den Wörterbüchern) wahre und falsche, brauchbare und abgeschmackte Nachrichten von einem Naturale, bey müßigen Stunden, in aldrovandischem Geschmacke zusammen schreibt, und solches eine Naturgeschichte nennet: so schadet er offenbar der Wissenschaft, deren Namen er mißbraucht, und verringert nothwendig die Achtung, die er sich durch Schriften in seinem Fache erworben hat. Der Vorwand, er schreibe nicht für Kenner der Naturgeschichte, sondern suche nur die übrigen zur dankbaren Bewunderung der Werke des Schöpfers zu leiten,

kann

kann ihm unmöglich die Freyheit verschaffen, Fehler in eine fremde Wissenschaft zu tragen, und durch die Erbauung der Einfältigen mit erzwungenem und falschem ascetischen Witze, den Klügern Aergerniß, und andern Gelegenheit zu nachtheiligen Spötterreyen zu geben. Aus dieser Ursache wäre es gut gewesen, wenn Hr. B. den wir als Theolog ehren, nicht die Naturgeschichte des Herings hätte schreiben wollen. Er hat hier, alles was er von diesem Fische auftreiben können, dergestalt geordnet, daß er von der Etymologie der Benennungen desselben in verschiedenen Sprachen anfängt *), bey dem fullerischen Heringspflaster aufhöret und Nachrichten, die sich nicht einmal in seinen Plan haben einschieben lassen wollen, als Zugaben anhänget, z. B. wie lüstern einmal eine schwangere Frau in Deventer nach Heringen gewesen; wie eine Reichsgräfin für Bäcklein von Heringen eine Million Thaler verschwendet; wie einmal im Kriege im Jahre 1429. eine Wagenburg von Fischkarren gemacht. — Bey dieser Vollständigkeit der Nachrichten wundert es uns, daß der Hr. V. nicht auf eine Nachricht von der Zunft der Heringsweiber in Paris gestossen ist, aus der eine den dänischen Monarchen küssete. Als Beweise, wie bekannt der Hr. V. mit der Naturgeschichte sey, wollen wir aus diesen sieben Bogen folgendes anführen. Er zieht die Kleinische Eintheilung der Fische der Linneischen vor, weil letztere nach den Zähnen geordnet sey. Nach dieser gehöre auch der Hering in die Classe der Elsen (Clupea), als wohin Linnè auch die Else (Alosa) in eigentlichen Verstande, die Makrele, die Sardellen und einige andere verwiesen habe; da doch im Linneischen Systeme Clupea ein Geschlechtsname ist, und

*) Hering soll von Heer exercitu, und Walfisch von Wall, weil er, wie ein Wall anzusehen, herkommen.

„etwas durch die Gütigkeit des seel. Baumgarten,
„den er hernach bey allen Gelegenheiten tadelte.„ —
Der Recensent, welcher den seel. Abbt während seines
Aufenthalts in Halle gekannt, und der ihn auch gekannt,
als er bey dem seel. D. Baumgarten im Hause
wohnte, kann die Unwahrheit dieser Nachricht bezeugen.
Abbt war kaum drey viertheil Jahre in Halle,
als Baumgarten starb, und in dieser Zeit dachte er
wohl noch nicht daran, etwas zu schreiben. Aber gesetzt,
es sey so, wie Hr. B. sagt, muß ich den für untrüglich
halten, der mich einmal zum Uebersetzen gebraucht
hat? Und wie gehört endlich dieses alles hieher?
Es frägt sich ja nur, ob Abbt Recht hat, wenn
er dem Hrn. P. B. Fehler zeigt?

Das alles, was wir bisher von Hrn. B. wider
seinen Gegner angeführt, wird jedermann unbillig und
hart finden, aber es ist noch nichts gegen den heftigen
Anfall, den er sich auf der S. 106. in der Anmerkung
gegen ihn erlaubt. Der armselige Recensent des
ersten Theils dieser Fortsetzung, heißt es daselbst, in
den berüchtigten berlinischen pasquillantischen Briefen
sagt, Carl Emanuel habe einen verwünschten
Charakter. Das Wort hat er entweder von den berlinischen
Schusterjungen, deren Sprache er und seine
Collegen gleichen Gelichters reden, oder aus den alten
Romanen (welche Alternative! entweder von den
Schusterjungen oder aus den Romanen!) in welchen
oft verwünschte Prinzen und Prinzeßinnen vorkommen.
(Der Unwille giebt dem Hrn. Pr. Witz, aber welchen?)
Wenn solche elende Geschöpfe Gottes, wie
dieser ist, die Handlungen eines Fürsten, von dem ein
einsichtsvoller Staatsmann, Nani, sagt: „fu certa-
„mente Carlo Emanuel Principe grande etc.
„nach ihren angeblichen moralischen Systemen, die
„im Schulstaube hinter dem Ofen gemacht sind,

„be-

„beurtheilen wollen, vergleichen sie völlig dem Senat-
„ist Hein, bey Hagedorn, der zum Görgel sagt:
„wenn sie, (die Fürsten) wie wir gedächten, sie soll-
„ten alle Händel ein: wenn sie, wie wir, nur oft zu-
„sammenzechten, sie würden Freund und Brüder
„seyn, oder, wie der Hr. Recensent, lieber in der ..
„Straße zu Berlin, vor dem Fenster seiner Dulci-
„nee zum Gelächter der Nachbarn auf und nieder
„gehen.„ Wir halten unsere Feder zurück. Es ist
unedel Persönlichkeit mit Persönlichkeit zu vergelten;
aber es muß einen jeglichen, der die hohe Bestim-
mung der Geschichtschreibung kennt, und sie nach der-
selben schätzt, ungemein schmerzen, sie noch zum Theil
in den Händen solcher Männer zu sehen, die so den-
ken und schreiben können, als dieses gedacht und ge-
schrieben ist. Wenn der Geschichtschreiber uns das, was
recht und gut, schön und edel in den Handlungen ist,
empfehlen, und vor das Anschauen bringen soll, wenn
also die richtigste und wärmste Empfindung des guten
und edeln in seiner Erzählung durchleuchten soll, da-
mit das heilige Feuer solcher Empfindungen in seine
Leser übergehe, so läßt sich aus dieser kleinen Probe
von der Erhabenheit der Gesinnungen des Hrn. Prof.
und der Anständigkeit seines Ausdrucks, leicht schlies-
sen, was man von seiner Geschichtschreibung für mo-
ralischen Nutzen zu erwarten hat. Wir können zuver-
sichtlich ein jedes Herz fragen, das diese Sprache ver-
stehen kann, ob es nicht lieber hundertmal vor den
Fenstern einer Dulcinee möchte auf- und abgegangen
seyn, als das Andenken eines würdigen Mannes, der
todt ist, mit solchen Ausdrücken, verhöhnt haben.

Und was hatte denn Abbt gethan, daß er ein
armseliger Mensch, ein elendes Geschöpf Gottes
war, warum ihm etwas mußte vorgeworfen werden,
welches, wenn es wahr wäre, höchstens die verzeih-
liche

liche Schwachheit eines empfindlichen Herzens könnte genannt werden, dessen Vorrückung über die Gesinnungen des Hrn. Prof. an den Tag legt. Er hatte den Charakter des Herzogs von Savoyen Carl Emanuel getadelt. „Dieser Fürst, hatte er S. 50. gesagt, „wird verhaßt, weil er immer Unglück anrichten will, „und verächtlich, weil ihm Kräfte dazu fehlen.„ Diese Beschreibung kömmt genau mit der überein, die Hr. B. selbst von ihm macht. „Er war, heißt „es S. 106. niemals ruhig, niemals in Frieden, al„lezeit bereit mit denen von seinen Nachbarn sich zu „verbinden, welche andere bekriegen wollten. Im „Kriege suchte er Vortheil und Ruhm zugleich, und „in den Friedensbedingungen wußte er den Saa„men zu einem neuen Kriege geschickt anzulegen. „Nothwendig war es also, daß er öfterer als sonst „gewöhnlich die practische Staatskunst will, die „eingegangenen Verbindungen brach, und sein ge„gebenes Wort zurückziehen mußte. — Obgleich „der Verdruß, daß er ganz Savoyen und ein Theil „von Piemont, in der Gewalt von Frankreich, und „Mantua, in den Händen des Hauses Oesterreich „sahe, seinen Tod beförderte rc. —„ S. 107. „Er „führte den Krieg mit dem Gelde seiner Freunde, „und mit dem Vermögen seiner Unterthanen, welche „durch die starken Abgaben sehr litten. — Der „elende Zustand des Landes bewog seinen Nachfol„ger, sich in die Zeiten zu schicken.„ Das ist derselbe Carl Emanuel, den Abbt schildert, und dem er in einem vertrauten Briefe, einen verwünschten Charakter beylegt. Daß ein italienischer Politicus, wie Nani, einen solchen Herrn, wenn er große Verstandesgaben hat, einen Principe grande nennen kann, ist begreiflich, er würde allenfalls auch einen Cromwell, und Cäsar Borgia so genannt haben.

Aber

Aber es muß dem Moralisten auch nun erlaubt seyn, die Maxime umzukehren, und über sein Herz das Urtheil zu fällen. Man muß sich nicht die Mine geben wollen, die Sittenlehre zu verachten. Ihre ewigen Gesetze, bleiben immer ewige Gesetze, wenn auch hundert Narren darüber lachen, und kein einziger großer Herr sie ausübt. Aber es verhält sich nicht so, wie Hr. B. sagt. Selbst alsdenn, wenn ein Staatsmann sich über die strengen Regeln der Sittenlehre, am meisten glaubt wegsetzen zu müssen, wird er doch nicht mit der Verachtung aller guten Grundsätze Parade machen. Hr. B. macht also hier mit aller seiner angeblichen Politik eine schlechte Figur. Abbt hatte gesagt, er könne sich den Abstand von Hume bis Bertram nicht denken. Der Recensent muß gestehen, daß er sich auch den Abstand von Abbt bis Bertram nicht denken könne.

Diese Anfälle, wogegen wir den seel. Abbt vertheidigt haben, betreffen ihn noch immer allein. Hr. B. hat sich aber nicht damit begnüget, blos ihn seinen Unwillen fühlen zu lassen, er schüttet ihn in den gehäßigsten Beschuldigungen nicht allein gegen die Litteraturbriefe, sondern auch gegen unsere Bibliothek, und insonderheit gegen beyder gemeinschaftlichen Verleger aus. „Es ist bekannt, sagt er, (S. 4. der Vorrede,) wie der Buchführer Nicolai in Berlin in diesen Briefen, so wie jetzt in der allgemeinen Bibliothek mit seinen Helfershelfern vornemlich die Absicht hat, die Lehrer auf den Königlichen Universitäten auf das schändlichste und ehrenrührigste herunter zu machen.„ Diese Absicht hat noch niemand in beyden Werken, außer dem Hrn. Prof. B. bemerkt; sie muß also wohl nicht so deutlich zu Tage liegen. Es müßte sich doch wohl ein Beyspiel angeben lassen, von einem Professor, der auf das schändlichste und ehren-

ehrenrührigste herunter gemacht worden, wenigstens ist dieses nicht des Hrn. Pr. B. eigenes Beyspiel, wie aus dem obenangeführten erhellet. Und doch würde aus Einem solchen Falle sich noch keine festgesetzte, durchgehends herrschende und sichtbare Absicht ergeben. Hr. B. versteht also unter schändlichem und ehrenrührigen Heruntermachen, Tadeln überhaupt, wenn es auch mit noch so vieler Mäßigung geschieht. Ist denn ein Königlicher Professor untrüglich, und über allen Tadel erhaben? Oder haben die Briefe und unsre Bibliothek niemand anders getadelt, als Königl. Professoren, oder haben sie auch Königl. Professoren nur stets getadelt, nie gelobt? Es liesse sich mit eben dem Rechte sagen, die Briefe und unsre Bibl. haben sich zur Absicht gemacht, auch alle andere Stände schändlich und ehrenrührig herunter zu machen, wenn etwa dieser oder jener aus einem derselben nur nach seiner Schrift, und nicht nach seinem Stande beurtheilt und getadelt werden. Freylich hat nie die Partheylichkeit für irgend einen Stand diesen Kunstrichtern die Feder geführt, ohne doch der Achtung, den man einem jeden schuldig ist, zu nahe zu treten. Aber das kann ihnen doch wohl nicht zum Vorwurf gereichen.

Es ist wahr, Abbt hatte auch einmal gesagt, daß ein Professor nicht genug Gelegenheit habe, alle die Kenntniße der Welt zu erwerben, die ein Geschichtschreiber nicht wohl entbehren kann. Er hatte aber keinesweges zur Absicht, den Professoren dadurch etwas unverbindliches zu sagen, oder ihren Stand im geringsten herabzusetzen. Er war selbst ein Universitätsgelehrter, und er fühlte gewisse Unbequemlichkeiten dieses Standes, die er anzeigt, ohne denselben verunglimpfen zu wollen. Wir wollen diese Gelegenheit nicht vorbeylassen, ein Mißverständniß zu heben,

das

das schon so lange vorgewaltet hat, und durch das dienstfertige Nachschwatzen, einiger Leute ist vermehrt worden, die ein jedes Wort, das ein denkender Kopf etwa fallen lassen, auffangen und zum Eckel wiederholen, und in deren Mund auch die Wahrheit nicht mehr Wahrheit bleibt. Eine jede Lage, worinn wir uns befinden können, hat ihre Vortheile und ihre Nachtheile. Niemand in der Welt wird den Professoren das sehr gründliche Verdienst, der Bearbeitung der ersten Grundsätze der Wissenschaften, ihrer vertrauter Bekanntschaft damit, und ihres genauen Vortrages derselben, absprechen. Ihr Beruf setzt sie in den Stand, die Disciplinen, womit sie sich beschäftigen, aus dem Grunde einzusehen, und durch die beständige Wiederholung des Vortrags derselben, auch die subtilsten Kleinigkeiten immer gegenwärtig zu haben, und damit vertraut zu seyn. Dies ist ein Vorzug, den akademische Lehrer ganz augenscheinlich vor andern haben, deren Amt nicht erfodert, eben allezeit auf die ersten Grundsätze einer Wissenschaft zurük zu gehen, welches aber sonst der Gründlichkeit ihrer Erkenntniß keinen Eintrag thut, da sie sie ehemals durchgedacht, und sie ihnen immer klar beywohnen. Indessen hängt dieser angeführte Vorzug an einigen Unbequemlichkeiten. Als akademische Lehrer schränken sie sich nur auf einige Disciplinen ein, und dadurch werden sie gehindert ihren Gesichtskreis zu erweitern, die Dinge mehr im Ganzen zu sehen, und so wie sie auf das gemeine Leben einen Einfluß haben: so daß freylich bey vielen (nicht bey allen) das eintrift, was ein Lehrer der Logick beym Montagne von seinem Collegen sagt: il n'est pas gentilhome, c'est un Grammairien, & je suis Logicicien. Es ist keine Sache, die jemand zum Vorwurf gereichen kann, wenn er in einer Lebensart, die ihn in einer Entfernung von der

ge-

geschäftigen Welt hält, nicht in den Welthändeln gewandt ist, und richtig davon urtheilen kann. Indeß ist es doch eine nothwendige Eigenschaft, für einen Schriftsteller, der zum Unterricht und Vergnügen eines jeden schreibt, der auch kein Gelehrter von Profession ist, zumal in Sachen, wo es auf Geschichte ankömmt. Abbt fühlte dieses wohl an sich selbst, und beklagte sich darüber.

Auf solchem Grunde beruhet nun die Beschuldigung des Hrn. B. wegen der Absicht unsrer Bibliothek, die Professoren auf das schändlichste und ehrenrührigste herunterzumachen. Er beruft sich hierüber so gar auf die Königl. Landesgesetze gegen Pasquillanten und Ehrenabschneider. Wer sich aber auf solche Gesetze beruft, muß sich hüten, daß er nicht selbst Beschuldigungen gegen anderer moralischen Charakter ohne Beweis vorbringt. Die Landesgesetze machen zwischen einem Professor und einem Kunstrichter keinen Unterschied, so daß sie jenem erlaubten Beschuldigungen ohne Beweis vorzubringen, diesem nicht.

Und warum steht es dem Hrn. Prof. frey, so unanständig zu sagen: Nicolai und seine Helfershelfer? Sind die Mitarbeiter zu unserer Bibl. ausdrüklich als die schlechtesten ausgesucht, oder kömmt es von ohngefähr, daß sie die schlechtesten sind? Wer hat ihm berichtet, daß der Verleger sich gezwungen sieht, seine Bibliothek in Schleusingen drucken zu lassen, aus Furcht vor der Berlinischen Censur. Er muß eine sonderbare Vorstellung von dieser Berlinischen Censur haben. Gerade die Briefe über die n. Litt. worinn er beurtheilt ist, sind in Berlin gedrukt und censirt worden. Warum könnte denn die allg. deutsche Bibl. daselbst nicht censirt werden? Kann ein Buchhändler keinen Grund haben, ein Buch irgendwo

dru-

drucken zu lassen, als die Censur. Für dieser, würden sich die Verf. der A. d. B. die blos mit Büchern, nie mit den Personen zu thun haben, am wenigsten fürchten. Es ist auch an dem Orte, wo die Bibl. gedrukt wird, nie ein Wort in der Censur ausgestrichen worden, obgleich der Verfasser dieses, wer weis aus welcher Absicht, zu behaupten beliebet.

Wir müssen den Leser wegen dieser etwas langen Digreßion um Verzeihung bitten, die aber zur Rettung eines verstorbenen rechtschaffenen Mannes und zu unserer eigenen Vertheydigung nöthig war.

Ll.

XIV.

J. G. Zimmermann vom Nationalstolze. Vierte, um die Hälfte vermehrte, und durchgehends verbesserte Auflage. Zürich bey Orell, Geßner und Compagnie, 1768. 1 Alph. 2 Bogen in 8.

De l'Orgueil National, traduit de l'Allemand de *M. Zimmermann.* à Paris, 1769. 15½ B. 12.

Man hat uns einmal erzählt, daß einer von unsern berühmtesten Dichtern, den eine Dame ersuchte, ihr einige gute prosaische Schriften in unsrer Muttersprache zur Lektüre vorzuschlagen, und der ihr auch ein kleines Verzeichniß davon versprochen hatte, sich den folgenden Tag erklärte, daß er sich keiner einzigen zu erinnern wüßte. Man kann leicht annehmen, daß dieses Frauenzimmer einen Rabener, Gellert und einige andre längst gelesen hatte. Und in der That ist es gewiß, daß wir im Deutschen gar zu wenige Bücher haben, die nicht

blos für Gelehrte, sondern für den Liebhaber, der ein Buch in die Hände nimmt, sich einmal zu unterhalten, geschrieben sind. Man schreibt entweder von abstrakten, oder von kritischen Materien, oder man wird ein Poet: aber gute historische Bücher, Schriften, die mehr Betrachtungen, Anmerkungen und eine populäre Philosophie enthalten, als tiefsinnige Untersuchungen; Briefsammlungen, die man klaßisch nennen kann, Romane, die Genie verrathen, und dergleichen Bücher mehr, das sind noch alles in unsrer Sprache seltne Erscheinungen.

Ohne Zweifel ist unter unsern prosaischen Werken dasjenige, was wir itzt anzeigen, eines der vorzüglichsten. Der große Beyfall, mit dem es von Kennern aufgenommen worden, die Begierde, mit der es unsre Landsleute und Fremde gelesen haben, die öftern Auflagen, die davon gemacht sind — alles dies kann gewissermaßen für die Güte desselben Gewähr leisten. — Der Verf. handelt seine Materie auf eine gründliche und zugleich angenehme Weise ab, er macht eine Menge scharfsinniger Bemerkungen, er zeigt überall eine große Kenntniß des menschlichen Herzens, und durchgehends einen philosophischen, über Vorurtheile erhabenen Geist, er belebt alles, was er sagt, durch eine große Anzahl von Beyspielen, theils aus dem Alterthume, theils aus der Geschichte fremder Völker, theils aus dem gemeinen Leben und der täglichen Erfahrung, endlich ist auch seine Schreibart rein, edel, feurig, und vom falschen Schmuck entblößt. — Wir haben hier eigentlich nur die Vermehrungen der neuen Ausgabe anzuzeigen, und diese sind allerdings beträchtlich. Der Verf. hat seine Schrift in Kapitel gebracht, vieles weitläuftiger ausgeführt, und vieles hinzugesezt. Gleich das erste Kap. vom Nationalstolze überhaupt, und einige andre

sind

sind in den vorigen Ausgaben nicht befindlich. Manches, was dort nur mit einem Zuge angedeutet war, ist in dieser Ausgabe umständlicher abgehandelt; überall aber sind noch mehr Beyspiele und einzelne Betrachtungen hinzugefügt worden. Auch hat der Verf. einige Stellen weggelassen, und andre kleine Aenderungen gemacht. Der Kürze wegen, lassen wir es bey dieser allgemeinen Anzeige bewenden, da ohnedem dies vortrefliche Werk so leicht keinem von unsern Lesern unbekannt seyn, oder bleiben wird.

Die angezeigte französische Uebersetzung ist nach dieser von uns beurtheilten, vierten Ausgabe gemacht worden. Wir haben sie ziemlich treu gefunden, zumal da man nur wenige treue Uebersetzungen in dieser Sprache anzutreffen gewohnt sind. Der Uebers. hat sich keine eigenmächtige Veränderungen erlaubt, sondern folgt seinem Original, so viel wir haben bemerken können, Schritt vor Schritt, selbst da, wo der deutsche Verf. von der französischen Nation mit großer Freymüthigkeit redet. Ein einzigesmal vertheydigt er seine Landesleute in einer kleinen Note. Auch hat er sehr selten den richtigen Sinn verfehlt. Das VIII. Kap. fängt so an: „Auf die Unwissenheit ausländischer Sachen, wie auf einen weichen Polster gelehnt, sieht eine Nation auf jede andre mit einer ruhigen Selbstzufriedenheit herab.„ Dieß wird übersetzt: Flattée de la douce ignorance, avec laquelle chaque nation aime à s'entretenir des autres, elle ne les considere, qu'avec une orgueilleuse complaisance. Das erste Bild ist gar nicht ausgedrükt, und wird durch Flattée übel ersetzt; aber eine stolze Gefälligkeit ist ein ganz andrer Begriff, als der Verf. in der Urschrift ausgedrükt hat.

Wir freuen uns übrigens, daß diese Schrift nunmehr noch eine größere Anzahl von Lesern erhalten wird.

P.

XV.

Versuch einer vollständigen Natur- und Handlungsgeschichte der Heringe, zum Nutzen und Vergnügen, von Friedrich Samuel Bock. Königsberg, 1769. 8.

Monographien der Naturalien können selbst den ächten Kennern der Naturgeschichte auf mehr als eine Art nüzlich und angenehm seyn; gesezt auch, daß ein Verf. selbst nichts neues in der Geschichte seines gewählten Gegenstandes entdeckt hätte: wenn er nemlich nur die in vielen Schriften zerstreueten wahren und brauchbaren Nachrichten richtig gesammlet und in eine schikliche Ordnung gebracht hat. Aber wenn ein Mann, der gar keine Kenntniß dieser Wissenschaft besitzt, aus guten und schlechten Schriften (z. B. des *Francisci*, Happelius, Richters und den Wörterbüchern) wahre und falsche, brauchbare und abgeschmackte Nachrichten von einem Naturale, bey müßigen Stunden, in aldrovandischem Geschmacke zusammen schreibt, und solches eine Naturgeschichte nennet: so schadet er offenbar der Wissenschaft, deren Namen er mißbraucht, und verringert nothwendig die Achtung, die er sich durch Schriften in seinem Fache erworben hat. Der Vorwand, er schreibe nicht für Kenner der Naturgeschichte, sondern suche nur die übrigen zur dankbaren Bewunderung der Werke des Schöpfers zu leiten,

kann

kann ihm unmöglich die Freyheit verschaffen, Fehler in eine fremde Wissenschaft zu tragen, und durch die Erbauung der Einfältigen mit erzwungenem und falschem ascetischen Witze, den Klügern Aergerniß, und andern Gelegenheit zu nachtheiligen Spötterreyen zu geben. Aus dieser Ursache wäre es gut gewesen, wenn Hr. B. den wir als Theolog ehren, nicht die Naturgeschichte des Herings hätte schreiben wollen. Er hat hier, alles was er von diesem Fische auftreiben können, dergestalt geordnet, daß er von der Etymologie der Benennungen desselben in verschiedenen Sprachen anfängt *), bey dem fullerischen Heringspflaster aufhöret und Nachrichten, die sich nicht einmal in seinen Plan haben einschieben lassen wollen, als Zugaben anhänget, z. B. wie lüstern einmal eine schwangere Frau in Deventer nach Heringen gewesen; wie eine Reichsgräfin für Bäcklein von Heringen eine Million Thaler verschwendet; wie einmal im Kriege im Jahre 1429. eine Wagenburg von Fischkarren gemacht. — Bey dieser Vollständigkeit der Nachrichten wundert es uns, daß der Hr. V. nicht auf eine Nachricht von der Zunft der Heringsweiber in Paris gestossen ist, aus der eine den dänischen Monarchen küssete. Als Beweise, wie bekannt der Hr. V. mit der Naturgeschichte sey, wollen wir aus diesen sieben Bogen folgendes anführen. Er zieht die Kleinische Eintheilung der Fische der Linneischen vor, weil leztere nach den Zähnen geordnet sey. Nach dieser gehöre auch der Hering in die Classe der Elsen (Clupea), als wohin Linnè auch die Else (Alosa) in eigentlichen Verstande, die Makrele, die Sardellen und einige andere verwiesen habe; da doch im Linneischen Systeme Clupea ein Geschlechtsname ist, und

 die

*) Hering soll von Heer exercitu, und Walfisch von Wall, weil er, wie ein Wall anzusehen, herkommen.

die Makrele (Scomber Scombrus) zwar allerdings in die Klasse der Fische, nicht aber einmal mit dem Heringe in einerley Ordnung gehört. S. 16. beschuldigt er den Hrn. von Linnè und die, welche ihm folgen, einer Uebereilung, weil sie den Fischen Laut und Gehör absprächen, da doch die Einwohner eines Dorfs bey Bremen einmal einen gestrandeten Narval erbärmlich heulen gehört; da doch der Seehahn (den er durch die beygesetzten Worte: Gallus marinus, species piscis scorpii kenntlich zu machen glaubt) am Ufer der Ostsee krähe, und da die, welche Schmerlinge zubereiten, genugsam wüßten, daß diese Fische, wie die Mäuse pfeifen, wenn man auf dieselben Wein und Eßig gösse. Warlich, wo solche Schriftsteller für Kenner der Naturgeschichte gehalten werden, da muß diese Wissenschaft noch ganz unbekannt seyn.

U.*

XVI.

Chrestomathia poetica, oder auserlesene Stücke aus Catullo, Virgilio, Horatio und Martiale, zum bequemen Unterrichte der Jugend in der lateinischen Poesie gesammelt und erkläret ꝛc. itzt zum anderenmal herausgegeben und verbessert von Joh. Mich. Heinze, Rector der Schule zu St. Mich. in Lüneb. Leipz. und Zelle bey Gsellius, 1769. 1 Alph. 2 Bög. ohne die Vorrede.

Es war ein glücklicher Einfall, eine poetische Chrestomathie zu sammlen: und es ist für Hrn. Heinzen Verdienst genug, daß er gewissermaßen der erste ist, der ihn ins Werk gesetzt hat,

und diese zweyte Auflage nach 14. Jahren, zeigt auch, daß es seinem Unternehmen nicht an Beyfall gefehlt habe. Indessen wünschten wir doch, daß seine Chrestomathie dem Zweck eines Schulbuches von der Art etwas näher kommen möchte, der doch wohl ohnfehlbar darinnen besteht, der Jugend in Einem Bande aus mehreren alten Dichtern von verschiedener Gattung die schönsten Stücke beysammen zu liefern und die Bildung ihres Geschmackes daraus durch geschikte Anmerkungen zu erleichtern. Wider die Wahl der alten Dichter haben wir nichts einzuwenden, ausser daß wir wünschten, daß auch aus dem Lucretius, den ohnedem junge Leute selten auf Schulen kennen lernen, schöne Stellen, und deren hat er doch wohl in Menge, wären ausgezogen worden. Was aber die Wahl der ausgelesenen Stücke betrift: so wissen wir nicht, was man daraus auf den Geschmack des Sammlers für einen Schluß machen soll. Wir wollen diesmals nur bey der Horazischen Chrestomathie insbesondere stehen bleiben: und da können wir zuversichtlich behaupten, daß just die schönsten Oden dieses Dichters fehlen, und dargegen andere da stehen, die keine so hervorstechenden Schönheiten haben und niemanden, der nicht den Horaz bereits aus bessern Oden kennt, reitzen werden, ihn zu lesen. So fehlen gleich die erste Ode Maecenas atavis, B. I. Ode 9. Vides ut alta, wo keine Strophe ohne eigene Schönheiten ist, und die überdem schon um deswillen bemerkt zu werden verdiente, weil darinn die erste Spur des sogenannten blinden Kuhspiels vorkommt. B. I. Od. 22. Integer vitae, eine Ode die alle Anfänger kennen. Warum muß doch wohl dieses liebenswürdige Gedicht das Schiksal gehabt haben, in einer Horazischen Chrestomathie weggestrichen zu werden? Wir wollen doch nicht hoffen, daß es der guten Lalage we-

gen geschehen ist? B. II. Od. 3. Aequam memento. Od. 9. Non semper imbres. Od. 14. Eheu fugaces. Od. 16. Otium divos rogat in patenti, eine unnachahmlich schöne Ode. Aus dem dritten Buch würde man ihm gerne die 13. 18. und 22. Ode geschenkt haben, da eben dasselbe dargegen vor andern die erhabensten und lehrreichsten Gedichte enthält, die Hr. Heinzens Geschmack verworfen hat, z. E. Od. 1. Eine Ode, wo Stunden für einen geschikten Lehrer zu kurz sind, die Schönheiten einzelner Strophen zu entwickeln. Od. 6. Delicta majorum; wie schön läßt hier dem Dichter sein Eifer über die verderbten Sitten seiner Zeit! Od. 9. Donec gratus eram tibi, der so oft bewunderte und nachgeahmte Dialog, den Scaliger lieber gemacht haben als König in Spanien seyn wollte. Od. 16. Inclusam Danaen. Od. 21. O nata mecum Consull Manlio. Aus dem IV. Buch liefert uns Hr. H. die 5. und 15. Ode, und übergeht dargegen die vierte, Qualem ministrum ein Muster eines erhabenen Lobgedichts, die 7te diffugere nives, und die 12te Jam veris comites. Unverantwortlich aber ist es, daß das V. Buch gar überschlagen, und also die vortrefliche Ode vom Landleben Beatus ille qui procul negotiis, die 16te, wo von 39. Vers bis zu Ende die entzückende Schilderung der glücklichen Inseln vorkommt, und das carmen saeculare vorbeygelassen worden. Was soll man darzu denken, daß man der Jugend solche Meisterstücke der Dichtkunst aus den Händen spielt? Jedoch wir hören auf uns zu wundern, da Hr. H. in der vorausgeschikten Lebensbeschreibung Horazens schreiben kann: er sey kein Dichter für Anfänger (ja freylich nicht ohne Lehrer oder für solche Anfänger, die noch den Speccius oder Langens Colloquia in der Hand haben) und verlange Leser, die Wissen-

schaft,

schäft, Nachdenken und Geschmack besitzen. (Der muß aber eben durch Lesung eines so vollkommenen Dichters aus seinem Funken erhoben und gebildet werden.)

Wir kommen nun auf die beygefügten deutschen Anmerkungen, die zwar um ein gutes Theil besser sind, als die einfältigen deutschen Noten eines Gottschlings, dennoch aber unsrer Erwartung noch nicht völlig entsprechen. Es ist nicht genug, daß man nach Minellischer Art den Text paraphrasiert, die Construction ordnet, Erläuterungen aus der Geschichte und den Alterthümern beybringt: man muß auch die Schönheiten des Dichters fühlen lehren, den Grund von der Wahl seiner Gedanken sowol als Ausdrücke aufsuchen, den Unterschied bemerken, wie der Philosoph oder der historische Schriftsteller einen Gedanken würde ausgedrukt haben, und wie es dargegen der Dichter thut, und dann aus den Grundsätzen der Dichtkunst und des poetischen Stils die Ursache angeben, warum er sich so und nicht anders habe ausdrücken müssen. Freylich lauter Forderungen, die man in den gewöhnlichen Noten und Commentarien zu den alten Dichtern, wenig oder gar nicht befriedigt findet, und die auch für viele Lehrer zu hoch sind, die den Horaz anders nicht, als nach der Grammatik, Rhetorik und etwa mit einem Spruchbuch in der Hand, zu erklären wissen. Allein, daß Hr. H. selbst Dichter genug sey, um auch den Horaz mit Geschmack und Selbstgefühl erklären zu können, davon zeugt seine wirklich schöne Uebersetzung der 13. Ode des II. Buchs: Ille et nefasto te posuit die, die er angehängt hat. Um destomehr haben wir uns gewundert, daß seine meisten Noten nicht mehr mit diesem kritischen Salze gewürzt sind. Wir wollen einige

Proben derselben anführen. B. I. Od. 4. heißt es bey einer Beschreibung des Frühlings:

> Iam Cytherea choros ducit Venus, imminente luna
> — — — dum graves Cyclopum
> Vulcanus ardens urit officinas.

Dazu lautet die Note: „Venus führet, bey hellem „Mondenscheine, den Reigen der Nimphen und Gra„zien. Da indessen der geduldige Mann der Venus, „der heiße Vulkan, seine Schmiede unermüdet und „unbekümmert heizet. Diese Schmiede war der „Aetna, und die Cyclopen seine Gehülfen.„ Es hätten aber erstlich die vorhergehenden Züge, womit der Dichter sein Bild des Frühlings ausmahlt, Stükweise erwogen, und sodann untersucht werden sollen, wie die, die Tänze der Nymphen anführende Venus, und der seine Schmiede anzündende Vulcan in ein Gemählde des Frühlings kommen: weil nemlich der Frühling, als die Jahrszeit der Liebe, bey einem warmen Abend, junge Mädgen zu frohen Tänzen auffodert, und nunmehr auch bey ofner Erde und wärmerer Luft die künftigen Donner zu reifen anfangen, die Vulcan nach der Mythologie schmieden mußte. Bey der Ode: rectius viues Licini, macht er die wichtige Anmerkung: „Licinius war also im Glücke „stolz, und im Unglücke kleinmüthig.„ Wird denn aber der Comparativus sogar im gemeinen Redegebrauch, geschweige denn bey einem Poeten, allemal in so strenger Bedeutung genommen? Was bey einem prosaischen Schriftsteller etwa heißen würde: Es ist besser, sein Leben fürs Vaterland zu lassen, denn man kann auf der Flucht so gut umkommen, als in dem Treffen, drukt Horaz B. III. Od. 2. auf folgende Art aus:

Dulce

Dulce et decorum est pro patria mori:
Mors et fugacem perſequitur virum,
Nec parcit imbellis iuuentae
Poplitibus, timidove tergo.

Warum dies? davon ſagt die Note kein Wort. Darum, weil gute Dichter, und ſonderlich Horaz, alles abſtracte ſinnlich machen, locos communes und Regeln in Handlung verwandeln, und die Stelle eines Mahlers vertreten. Konnte er ſich nun alſo wohl anders ausdrücken, als daß er den Tod als einen verfolgenden Feind vorſtellt, der den Flüchtigen in den Rücken und das Knie verwundet? ſo wie eben dieſes auch bey den zwey lezten Zeilen dieſer Ode gilt:

Raro antecedentem ſceleſtum
Deſceruit pede Poena claudo.

Bey *coeca* fata B. II. Od. 13. hätte angemerkt werden ſollen, daß coecus nicht nur active, nicht ſehend oder blind, ſondern auch paſſive, was nicht geſehen werden kann, verborgen iſt, bedeute, wie z. B. Lucrez gar oft die Monaden, principia coeca nennt.

Bey B. IV. Od. 15.

Phoebus volentem proelia me loqui
Victas et vrbes, increpuit lyra.

ſteht die Anmerkung: increpare lyra, heißt, ſcharf über die Sayten ſtreichen, und damit ein Zeichen geben, daß einer aufhören ſoll: überdies hat der Poet hier nach Art der Griechen duos accuſativos conſequentiae ſtatt der ablat. geſezt. Wozu aber aller dieſer Unrath? iſt es nicht viel natürlicher, ſo zu conſtruiren: Phoebus me increpuit volentem lyra loqui proelia &c. Die bekannten Worte: amphorae fumum bibere inſtitutae werden durch die Anmerkung erläutert: „Die Alten räucherten den Wein,

„weil

„weil sie fanden, daß er dadurch eher alt und gut „würde„ wie unbestimmt! Sie faßten ihren Wein, den sie aufheben wollten, in lederne Schläuche, und hiengen sie in ihre Räucherkammern, wo er sich durch die Kraft des Rauchs zu einem zähen Saft verdickte, den man hernach ausschneiden, und durch zugegossenes Wasser verdünnen, auflösen und trinken mußte, welches sie vinum aqua temperare nannten, und dies alles um deswegen, weil der italienische Wein sich bekanntermaßen nicht lange hält. B. II. Od. 10. bey den Worten:

— — — sapienter idem
Contrahes vento nimium secundo turgida vela, &c.

ist das fruchtbare Bild völlig unerörtert geblieben. Doch bey jeder Ode müßten wir Anmerkungen machen, wenn wir alle die Lücken bemerken wollten, wo der Lehrling vergebens die Noten befragen wird, was denn wohl der Grund sey, warum diese und jene Stelle des Dichters schön sey, oder warum Horaz von dem gewöhnlichen Gebrauch zu reden abweiche.

Ch.

XVII.

Von den Verbrechen und Strafen. Aus dem Italienischen mit des Hrn. Verf. eignen und noch nicht gedrukten Ergänzungen nach der neusten Auflage ins Deutsche übersetzt und mit vielen Anmerkungen vermehrt. Ulm verlegts Albert Friedr. Bartholomäi, 1767. 8.

Diese mit so rühmlicher Freymüthigkeit abgefaßte Schrift des Marchese Beccaria, ist schon allgemein bekannt, und ein glükliches Aufsehen, welches sie sogleich bey ihrer ersten Erscheinung

machte, hat sie auch in Hände gebracht, die zur Ausführung mancher menschlichen Wünsche und Vorschläge des Verf. an ihrem Orte das ihrige beytragen können. Man hat sich mit Recht verwundert, Verbesserungen eines so wichtigen Theils der Gesetzgebung, als die peinliche Rechtsgelehrsamkeit ist, von Italien aus zu erhalten, wo der Vollkommenheit desselben noch so vieles im Wege stehet. Aber noch mehr hat uns Wunder genommen, daß diese Vorschläge in Deutschland, selbst an einigen solchen Orten, wo man frey denken darf, nicht den Beyfall erhalten, den sie verdienen. So mächtig sind die Vorurtheile selbst in Sachen, wo es unmittelbar auf das Leben der Menschen ankömmt. Man sollte fast sagen, daß die gute peinliche Rechtsgelehrsamkeit nicht von einer Juristen-Facultät zu erwarten sey. Wenigstens sind die der angezeigten Uebersetzung beygefügten Anmerkungen meistentheils Widerlegungen und ihr Verf. ist ein facultätsmäßiger Rechtsgelehrter. Wir waren begierig zu sehen, was für Anmerkungen der Uebersetzer bey den Stellen gemacht, wo der italienische Verf. das meiste Neue gesagt. Und da fanden wir folgendes. Der M. B. sagt S. 134., die Gefangennehmung an sich selbst ist schon eine Strafe (d. i. ein großes Uebel) und schließt daraus, daß man sehr behutsam damit seyn müsse. Nein! sagt der Uebersetzer, es ist keine Strafe. Denn das Gesetz will L. 8. §. 9. ff. de poenis. Carcer ad continendos homines haberi debet, non ad puniendos. Man muß sehen, ob sich jemand, der unverdienter Weise blos ut contineatur in einer langen Gefangenschaft hat schmachten müssen, durch dieses Latein werde trösten lassen. Der M. will die Strafen auf den Selbstmord abgestraft wissen, weil er sie für unnütz hält, da sie wohl schwerlich je auf das Gemüth eines Selbstmörders die geringste

ringste Wirkung gehabt haben. S. 158. Der Ueber-
setzer sagt: dazu sind sie auch nicht. „Ich glaube
„vielmehr, daß dasjenige, was mit einem vorsezli-
„chem Selbstmörder an seinem Körper vorgenom-
„men wird, geschehe mehr aus gerechtem Unwillen
„über dieses schwere Verbrechen eines Theils, andern
„Theils aber andern zu erkennen zu geben, das der-
„jenige, welcher sich gewaltsamer Weise den Gliedern
„der Gesellschaft vor der Zeit entziehet, nicht würdig
„sey, jene Ruhe zu genießen, deren ein jeder Bürger
„nach seinem natürlichen Hintritt in Ansehung seines
„erblaßten Leibes zu genießen habe.„ Diesen Unwil-
len kann ein jeder haben, so viel als er will. Einen
weisen Gesetzgeber aber würde es übel anstehen, aus
einem solchen eben nicht einsichtsvollen Unwillen,
Strafen zu verhängen, die erkannterweise gar keinen
politischen Nutzen, durch unvermeidliche Beschim-
pfung einer unschuldigen vielleicht sehr ehrwürdigen
Familie aber, einen sehr in die Augen fallenden Scha-
den haben würden. Wir wissen nicht, ob sich härtere
Gesetze erdenken ließen, als solche, die zu der Bekum-
merniß einer Ehegattin und ihrer Kinder, welche es
sey um die Gottlosigkeit oder die Gemüthskrankheit
eines Vaters und eines Mannes zur Wittwe und zu
Waysen gemacht, noch die Verewigung ihres Kum-
mers und ihrer Schande auf einem Rabensteine hin-
zuthäten. Und dann welcher Selbstmord ist vorsez-
lich, und welches sind die Grade dieser Vorsezlichkeit?
der Uebers. traut sich viel zu, wenn er dieses in jedem
einzelnen Falle leicht zu bestimmen glaubt.

Was der M. über die Abschaffung der Tortur
sagt, ist einleuchtend. Allein der Uebers. nimmt ihre
Werthendigung auf sich. Ein schweres Geschäft, nach-
dem verschiedene Länder schon so vortrefliche Beyspiele
dieser Abschaffung gegeben, die sie noch nicht Ursach

ha-

haben zu bereuen. Wir können nicht alle Gründe und Gegengründe der beyden Partheyen gegen einander stellen, wir wollen nur einige mit einander vergleichen, und wir dürfen hoffen, daß unsere Leser mit uns den geheimen Wunsch hegen werden, daß die Sache zum Besten der Menschlichkeit ausfallen möge. Wenn der March. B. S. 66. sagt: „dieses Dilemma ist „nicht neu: entweder ist das Verbrechen gewiß oder „ungewiß, ist es gewiß, so gehört keine andere Strafe „darauf, als die, so die Gesetze bestimmt haben, und „die Peinigung ist eben so unnütz, als unnütz die Be„kenntniß des Missethäters ist; ist das Verbrechen „aber ungewiß, so darf man keinen Unschuldigen pei„nigen ꝛc.„ so sagt der Uebers. es giebt noch einen „dritten Fall. Dieser (nemlich der vermeinte Ver„brecher Anm. X.) kann in der Lage solcher Umstände „weder vor schuldig, noch vor unschuldig gehalten „werden. In solchen Fällen versiret also ein Richter „in Statu dubio.„ Und in diesem Statu dubio soll er die Tortur über ihn verhängen. Wir sehen nicht, wie dieses: weder vor schuldig noch vor unschuldig gehalten werden, und dieses: in statu dubio versiren, etwas anders sage, als: das Verbrechen ist ungewiß, und der M. hatte erwiesen, daß es ungerecht und grausam sey, in dieser Ungewißheit jemand zu peinigen. Der Uebers. aber beweiset, man müsse in der Ungewißheit des Verbrechens jemand peinigen, weil man ungewiß ist. Das ist nichts anders, als eine ehrliche petitio principii, die man sich da am wenigsten erlauben sollte, wo die Verrenkung und Zerfleischung eines so empfindlichen Wesens, als der Mensch ist, davon abhängt. Wenn der M. anführt, was für ein unsicheres Mittel die Tortur sey, die Schuld oder Unschuld eines Angeklagten heraus zu bringen: so muß der Uebers. zwar gestehen, daß

frey-

freylich wohl auch Unschuldige torquiret worden; allein er sezt hinzu: „Die Folge aber: Also muß die „Tortur abgeschaft werden, ist nicht bündig. Denn „Mißbrauch muß den Gebrauch nicht aufheben.„ Richtig, wenn der Nutzen wesentlich, und der Mißbrauch zufällig ist. Allein bey der Tortur ist der Schaden wesentlich und der Nutzen nichts. Darum paßt auch die angeführte Vergleichung gar nicht hieher. „Man hat auch Beyspiele, daß manche Zeugen sind „mit Gelde bestochen worden, daraus folgt noch nicht: „Also sind die Zeugnisse zu verwerfen.„ Das würden sie ganz gewiß seyn, wenn sich die Sache damit verhielte, als mit der Tortur. Das ist aber weit gefehlt. Wenn die Unschuld eines auf Zeugnisse verurtheilten, hintennach entdekt wird, so wird er losgesprochen, wenn das Urtheil noch nicht vollstrecket ist, oder sein Schaden wird ihm ersezt; wer kann aber dem Unschuldiggemarterten seine ausgestandenen Schmerzen wieder abnehmen? Es ist Schade um die schöne juristische Gelehrsamkeit, die für eine so schlechte Sache ist verschwendet worden. Die Schrift des M. verdient indeß von der philosophischen Seite betrachtet, den Beyfall bey weiten nicht, den man ihr in andrer Absicht nicht versagen kann. Ton und Grundsäze sind darinn mehrentheils Rousseauisch, und wenn man dem Rousseau seine entscheidenden Machtsprüche und seine Paradoxen gern zu gute hält; so findet man sie doch höchst ungern in einer Schrift, die die Bestimmung, wie des M. B. seine hat. Denn entweder lassen sich Leser, die nicht prüfen, durch den gebietrischen Ton des Schriftstellers so unterjochen, daß sie alles blindlings annehmen, und das ist schon schlimm genug; oder sie lassen sich dadurch nicht hindern, bis auf den Grund durchzusehen, und dann werden sie auch gegen die richtigsten

Säze

Sätze mißtrauisch, und das ist nicht weniger schlimm. Muß man nicht billig stutzen, wenn man bey Gelegenheit des Eigenthumsrechts, wovon der Verf. nur im Vorbeygehen spricht, diese dreiste Parenthese findet: schreckliches Recht, und welches vielleicht unnöthig ist. Die Unrechtmäßigkeit dieser heilsamen Einrichtung müßte doch wohl schon sehr ausgemacht seyn, wenn man davon auf eine so zuversichtliche Art so verächtlich sprechen wollte. So bauet auch der V. die Unzulässigkeit der Lebensstrafen auf den sehr unrichtigen Rousseauischen Satz: „daß sich das Recht zu strafen auf den gesellschaftlichen Vertrag gründe.“ Die Uebersetzung ist übrigens schwerfällig und voll Provinzialwörter.

Eine fließendere und für unsere Gegenden brauchbarere ist schon vorher unter dem Titel erschienen:

Abhandlung von den Verbrechen und Strafen nach der französischen Ausgabe übersetzt mit einigen Zusätzen des Verfassers, die in der italienischen nicht befindlich sind. Hamburg gedruckt und verlegt von Michael Christian Bock, 1766. in 8.

Mit der Schrift des March. Becc. stehet folgende Schrift in der genausten Verbindung:

Abhandlung von den Tugenden und Belohnungen, als eine Fortsetzung der Abhandlung von den Verbrechen und den Strafen. Aus dem Französischen. Riga bey J. F. Hartknoch, 1769. in 8.

Unter Tugend versteht der Verf. eigentlich das, was man Verdienst nennt. Es würde besser gewesen seyn, wenn er sogleich lieber diesen Ausdruck

gebraucht hätte, um nicht, wie er thut, zwischen der gewöhnlichen Bedeutung des Worts Tugend, und seiner eigenen, so oft hin und her zu schwanken. Allein man sieht leicht, daß ihn dazu die beständige Rücksicht auf seine Muster verleitet. Man wird nun wohl in dieser Schrift eine gründliche Beurtheilung der Belohnungen des Verdienstes, Regeln zur genauen Ausmessung dieser Belohnungen für verdienstvolle Handlungen, und dieses aus einer durch Weltweisheit erleuchteten Staatsklugheit hergeleitet, und mit rührenden und passenden Beyspielen aus der Geschichte erläutert, dieses alles wird man hier — aber vergebens, erwarten. Die Belohnungen des Verdienstes sind ohne Zweifel eine sehr interessante Materie, so fern man die Betrachtung derselben gebraucht, um daraus auf die Gegenstände des herrschenden Beyfalls unter einem Volke, hieraus auf die Maße von Nationaltugend zu schließen, und aus diesen Angaben dann den Flor oder den Verfall eines Volks zu weissagen. Dadurch würde eine solche Abhandlung sehr wichtig werden, und es wäre zu wünschen, daß der sel. Abbt noch die Zeit gehabt hätte, sie zu Stande zu bringen. Allein da er sahe, was alles dazu gehöre, so schrekten die Schwierigkeiten, die er dabey antraf, ihn davon ab, sobald Hand an das Werk zu legen. Der V. der gegenwärtigen Schrift hat diese Schwierigkeiten nicht gesehen, da er den Umfang seiner Materie gar nicht scheint gekannt zu haben. Man findet viele Sachen in seiner Abhandlung, die man nicht sucht, und wenige, die man sucht. Denn da er von der Hauptsache nichts zu sagen weis, so wirft er sich in Ausschweifungen, die zu nichts führen. Und dieses sind allgemeine Sätze über den Ursprung der Tugend, den Ursprung der menschlichen Gesellschaft, sehr bekannte Sachen über den Nutzen des Ackerbaues,

der Handlung, der Schiffahrt, der Kriegeskunst. Alle die Modegedanken, die man jezt so häufig lieset, von der Entstehung der bürgerlichen Gesellschaften durch die Furcht, von dem Nutzen des Ackerbaues rc. findet man hier angebracht. Die Franzosen nennen dies anjezt de genie schreiben, wovon das ganze Geheimniß darinn besteht, eine solche Modematerie zu nehmen, sie ganz einseitig ansehen, zuversichtlich zu entscheiden, und allen, die etwan nur den geringsten Zweifel gegen diese Entscheidung vorzubringen, sich unterwinden, mit der völligen Verachtung der Ueberlegenheit zu begegnen, überhaupt aber in einer standesmäßigen Schreibart Armseligkeiten zu sagen, und von Dingen zu reden, die man weder halb noch ganz versteht. Eine kleine Probe! S. 78. hebt das achte Kapitel von der Schiffahrt also an: „Das Meer „bietet den Menschen tausend Mittel zu seiner Erhal„tung dar, und schaffet ihm unendliche Bequemlich„keiten. Einige Weltweisen nannten daher das Welt„meer den Vater der Natur. Die Grönländer „nähren sich von dem Fleische und dem Oehle der „Fische; sie bedienen sich der Häute statt der Kleider, „und bauen sich von ihren Gräten Hütten. Jeder„mann erkennet in ihnen die alten Ichthyophagen.„ Am Ende des siebenten Kap. wird vorgeschlagen: „Die Fürsten sollten sich vornemlich bemühen, den „Fleiß der Ackersleute durch Belohnungen aufzumun„tern.„

Was sollen dieses für Belohnungen seyn? In Gelde können sie nicht bestehen, denn der Fleiß des Ackerbaues belohnt sich damit selbst. In Ehrenzeichen auch nicht; denn wozu sollen dem Bauer, Rang, Titel und Ordensbänder. Man gönne ihm eine vernünftige bürgerliche Freyheit, und schütze ihn für Unterdrückung, das wird den Ackerbau schon aufhelfen.

Die Vergleichung eines englischen Freeholders mit den französischen Bauern lehret es. Der V. dieser Schrift ist ein Neapolitaner, ein Hauptmann bey der Artillerie der Kron Pohlen. Hr. Pingeron hat sie aus dem italienischen ins französische übersezt, und nach diesem ist die deutsche Uebersetzung gemacht. Sie trägt noch die Merkmale davon an sich. Z. B. S. 30. Puglia (la Pouille) statt Appulien.

U.

XVIII.

Lisuart und Dariolette, oder die Frage und die Antwort; eine romantisch-comische Oper, in die Musik gesezt von Joh. Adam Hiller. Leipzig, gedruckt bey Bernhard Christoph Breitkopf und Sohn, 1768. in kl. Querfolio, ein Alphabet.

Der Dichter dieses Singspiels, wir dürfen es wohl heraussagen, Hr. D. Schiebler aus Hamburg, hat durch Erwählung einer romantischen Geschichte zu dieser komischen Oper, der zu dieser Art von Schauspielen gehörigen Musik, wenigstens eine neue Art von schiklicher Gelegenheit verschaffet, sich bisweilen, aus der niedrigen und manchmal poßierlichen Schreibart, in welche die blos komischen Rollen sie einzwängen, der erhabnern mit guter Art zu nähern. Durch und durch nichts als ganz komische Arien zu hören, möchte manchem Zuhörer wohl als eine zu tiefe Erniedrigung der Musik vorkommen. Zwar bringen die Italiener in ihre großen komischen Opern immer wenigstens 2. ganz ernsthafte Rollen mit ein. Aber, wie oft sind nicht diese Rollen mit

dem

dem übrigen so wenig zusammenhängend, daß sie ohne sonderlichen Schaden des Ganzen gar weggelassen werden könnten. Aber hier sind die 3. Personen, denen ernsthaftere Arien zukommen, nemlich die Königinn, Dariolette, und der Ritter dem ganzen Stücke so wesentlich, und die Art ernsthafter zu singen so nothwendig, daß vielmehr das Gegentheil ein Fehler seyn würde: und doch behalten sie noch immer, wegen ihrer Gesinnungen aus den Ritterzeiten, wenigstens komischen Schein genug. Wir können daher denenjenigen Zuhörern, oder Kunstrichtern, welchen die wenigen langen und mit dem Da Capo versehenen Arien nicht am rechten Orte und zu musikalisch geschienen haben, aus schon angeführten Ursachen nicht beypflichten: vielmehr finden wir die Vertheydigung des Dichters im 18. Stük der wöchentlichen musikalischen Nachrichten, von 1767; und des Componisten in der Vorrede zu dieser gedrukten Ausgabe der Oper, sehr gegründet. Dieser sagt; „sind wohl Lisuart und Dariolette, ein Ritter und eine Prinzeßinn, eben so komische Personen als Jobsen Zeckel und seine Lene? sind sie es nicht in einem weit edlern Grade? Diese ein bisgen musikalischer singen zu lassen, wird also wohl nicht wider das Costume seyn: und wenn ihre Arien darüber langweilig werden sollten, so könnte ja wohl die Schuld an etwas anderem, als an dem Componisten liegen.„ Der Dichter äussert ähnliche Gesinnungen. Er hält es nicht für nöthig, daß, weil die Franzosen lauter Liedergen in ihren Operetten haben, wir ihnen darum, wie gewöhnlich, hierinn auch nachahmen müßten. Wir sehen ebenfalls hierzu nicht den geringsten zureichenden Grund. Aber fangen doch die Franzosen itzt selbst an, ihre komischen Operetten etwas mehr eigenthümlich musikalisch zu machen: wie insonderheit aus denen, von Philidor, der vor-

vorher Deutschland, absonderlich Berlin gesehen hatte, gesezten gar deutlich bemerket werden kann. Es kann seyn, daß Philidor vielleicht auch gar einige Da Capos hat.

In der vorhabenden komischen Oper sind, wie in einigen andern dergleichen, die seit kurzen in Deutschland herausgekommen sind, nur die Arien und Chöre musikalisch; so wie bey den Franzosen in ihren Spielen dieser Art. Die Recitative hingegen werden nur redend ausgeführet, und sind hier ganz prosaisch. In den komischen Opern der Wälschen hingegen, sind auch, wie bekannt ist, die Recitative musikalisch, und in gewöhnlichen Recitativ-Versen. Beyde Arten haben gewisse Vortheile, und gewisse Unbequemlichkeiten; deren Untersuchung aber uns hier zu weitläuftig seyn würde.

Die vorhabende gedrukte Ausgabe dieser Oper ist nur in 2. Notenplane gesezt. Hr. Hiller erklärt sich darüber in der Vorrede folgendergestalt: „Ich bin einer solchen Arbeit, (Arien aufs Clavier zu setzen) ich gestehe es, nicht recht gewogen; aber ich sahe, daß auf der andern Seite die Liebhaber meistentheils wiederum den Partituren nicht gewogen sind, und für diese wurde der Druk doch eigentlich unternommen. Es kann seyn, daß einige den Auszug zu leer von Harmonie finden; diese bitte ich ihre harmonischen Kenntnisse zu Hülfe zu nehmen, und hin und wieder eine den Fingern sich leicht anbietende Mittelstimme mitzunehmen, oder allenfalls kann ihnen auch das Ritornell eines jeden Stüks dazu Anleitung geben, welches ich meistentheils noch mit einer Mittelstimme ausgezogen habe. Ich habe es für besser gehalten die Singstimme deutlich darzustellen, als sie mit allerhand harmonischen und melodischen Füllnoten zu verdunkeln.„ Auch hierinn geben wir dem Verf. vollkommen Recht.

Was

Was die musikalische Ausführung betrift; so müssen wir ihr das Recht wiederfahren lassen, zu sagen: daß sie durchgehends von reiner Harmonie, sehr schöner und nach jeder Stelle Erforderniß, sehr angenehmer Melodie, sehr guter Erfindung, und durchaus einem ungemein angemessenen und richtigen Ausdrucks sey. Die ganz komischen Arien sind durchgehends äusserst scherzhaft und drollig. Und in den ernsthaftern zeigt der Verf. wie sehr er auch dieser Schreibart gewachsen sey. Davon haben wir schon bey einem andern erhabenern Anlasse öffentliche Proben zu sehen, und davon zu sprechen, Gelegenheit gehabt. Wie Recht hatten wir also nicht, als wir damals unserm Vaterlande zu der neuen Erlangung eines so glücklichen Componisten, aus wahrer Ueberzeugung Glück wünschten!

Wir wollen von einigen, in beyderley Styl verfaßten Arien dieser Operette, etwas ausführlichers anführen; ohne doch denen, von welchen wir nichts sagen, das geringste an ihrem Rechte benehmen zu wollen.

Das Chor der Damen, welches aus 2. verdoppelten Sopranstimmen, mit untermischten Solo-Versetten besteht, besingt den May, mit einer überaus anmuthigen Fröhlichkeit. Die kleinen concertirenden Sätze für zusammen spielende Flöten und Hoboen, nehmen sich sehr gut aus. In der Begleitung der Soloversette ist viel angenehme Abwechselung.

Die Arie der Königinn: gieb grausames Geschick rc. ist eine der ernsthaften, und sehr ausdrückend.

Destomehr sticht das folgende vielstrophigte Lied, das die 4. Hofdamen der Königin nach einander singen, und welches nach Art der Romanzen eine Geschichte erzählt, und schon komische Musik hat, gegen jene ab. Der gleich im 4. Verse vorkommende den

Kindern fürchterliche Ruprecht, ist dem erfindungsvollen Ausdrucke des Verf. nicht entgangen.

Die darauf kommende Arie des ganz komischen Waffenträgers Derwin, welcher erzählt, wie eifrig sein Herr und er die Prinzeßin gesucht hätten, drükt dieses Suchen, durch Dorn und Hecken, im Rasen des erzürnten Meeres, durch die Berge durch die Tiefen, ungemein drollig aus.

Die trotzige Frage des Derwin an die Olinde, welche an ihn beym Ende ihrer gleichvorhergehenden Arie gesungen hatte: So mag dein Kopf, du armer Tropf, von deinem Hals nur Abschied nehmen, worauf er gleich singt: Ich wär ein Tropf? Es soll mein Kopf 2c. ist überaus glüklich ausgedrükt: um so vielmehr, da er über den Worten: es soll mein Kopf 2c. auch die Melodie der Olinde sehr ironisch nachsingt.

Das folgende Duett, zwischen der Madesine und dem Derwin hat auch seine eigenen glüklichen und erfindungsreichen Ausdrücke.

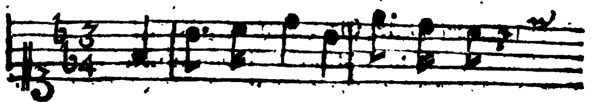
Und hiemit wird der erste Act beschlossen.

In der ersten Arie des 2ten Acts, welche Derwin wieder singt, und darinne mit sich selbst rathschlagt, sind besonders die Anfangsworte: Wer wagt gewinnt! Das ist schon wahr; mit einer dem Gegenstande sehr angemessenen Declamation versehen.

Die dritte Arie dieses Acts: O Bild voll göttlich hoher Reize, welche der Ritter singt, ist ganz im ernsthaften Styl, und sowol an Melodie als Ausdruk vortreflich. Auch in einer ganz ernsthaften Oper würde sie viel Parade machen.

In der Arie der alten Bäuerin, welche hernach gegen das Ende der Operette wieder zur verlohrnen Prinzeßin Darioletta wird, Entdecke mir du Traurigerꝛc. hat der Verf. als ein Obersachse, der den Niedersachsen noch nie als recht eingeräumt gewesenen, lang

lang gebrauchten, auf er endigenden Sylbe mancher Wörter, z. E. Trauriger, Gärtner, Kirschner, Einsiedler! dadurch zu viel nachgegeben, daß er sie immer auf den Anfang des ¾ Tacts gesetzet, und noch manchmal gar mit einem Vorschlage versehen hat. Manche strenge Prosodisten aus seinem Volke, möchten ihn hierüber einer kleinen prosodischen Prävarication anklagen. Warum nicht lieber so:



Ent- de- cke mir du Trau- ri- ger ꝛc.

Wenn bey der darauf folgenden dritten Zeile: Oft kommt der Trost aus Winkeln her ꝛc. wäre deswegen keine Nothwendigkeit gewesen, einen ähnlichen Rythmus beyzubehalten: weil die Worte eine ganz neue Proposition anfangen, und die Traurigkeit dämpfen wollen. Hierbey hätte das her, welches sich auf ger reimt, ohne Bedenken wieder lang gemacht werden können. Sonst haben wir wider diese Arie nichts einzuwenden.

Die darauf folgende Arie des Derwin ist wieder äusserst komisch. Der ganze zweyte Theil ist besonders im Ausdrucke und der Declamation vorzüglich schön.

Wir übergehen einige folgende, wegen Mangel des Raums: und bemerken nur, daß in dem Terzett, zwischen der Alten, dem Ritter, und dem Derwin, welches den zweyten Act beschließt, der komische Gesang des leztern auf eine sehr geschikte Art, so daß er nicht zu verkennen ist, mit dem ernsthaftern Gesange der beyden andern verbunden worden.

Der erste Theil der ersten Arie des dritten Acts, welche der Ritter singt, und darinn die ihm von der Königinn, zur Rettung seines, ihm widrigenfalls schon abgesprochenen Lebens, aufgegebene Frage beantwortet, ist ein Meisterstük der musikalischen Declamation. Die Frage ist: was begehrt alles Frauenzimmer, arm und reich, jung und alt, ohne Ausnahme am heftigsten?

Die Arie heißt so:

Das ganze weibliche Geschlechte,
(O zürne nicht, verletzt mein Ausspruch dich)
Das ganze weibliche Geschlechte
Wünscht sich das erste unsrer Rechte,
Wünscht sehnsuchtsvoll, die Oberherrschaft sich:
O zürne nicht, verletzt mein Ausspruch dich.

Sie ist *allegretto* im Dreyachteltacte. Erst kommen nach den Worten: das ganze weibliche Geschlechte, vier aus dem Ritornell genommene hier eingeschobene Tacte. Hierbey fühlt man ordentlich theils die Furchtsamkeit des Ritters, theils sein Verlangen die Königin im voraus zu besänftigen. Hernach singt er die erste Zeile noch einmal, setzt noch eine dazu, und hierauf folgen die 4. Tacte aus dem Ritornell noch einmal dazwischen. Nach diesem singt er die Worte: das ganze weibliche Geschlechte, wie es auch im Texte vorgeschrieben ist, noch einmal, aber NB. noch einmal in eben denselben Tönen, auch eben der Tonart: denn die Furchtsamkeit erlaubt ihm nicht auf eine andere Modulation zu denken. Er fährt mit den übrigen Worten fort, widerholt das einzige Wort sehnsuchtsvoll sehr wohl bedächtig, mit dazwischen gesetzten kurzen Pausen, und nun kömmt die Antwort, in längern Noten, bey welchen jede Sylbe einen ganzen Tact hat. Dies macht sie ungemein nachdrüklich.

Man-

Mancher Componist würde sie vielleicht, zu eben diesem Endzwecke, in höhere Noten gesetzt haben. Aber unser Verf. läßt sie, mit viel mehrerm Rechte, fast immer stufenweise aus dem c̄ bis ins f herab steigen. Hier mahlt der Ritter seine Verlegenheit wieder ganz augenscheinlich, weil er noch immer besorgt, daß die Antwort wenigstens der Königin nicht recht angenehm seyn werde. Hier schließt sich der erste Theil in der Quinte der Tonart, ohne nach gewöhnlicher Art noch einmal wiederholet, und in der Haupttonart, welche hier *b* dur ist, geschlossen zu werden. Eine neue Schönheit! Der gute Ritter ist froh, daß die Antwort einmal heraus ist. Sollte er sie noch wiederholen, und nachher vermittelst des Da Capo noch einmal wieder von vorne anfangen — Das dünkt ihm sehr unschiklich; und uns auch. Eine kurze Wiederholung aus dem Ritornelle beschließt diesen ersten Theil auch in der Quinte f. Der zweyte Theil dieser Arie fängt mit einem kurzen zwostimmigen Tutti der Königin und ihrer Damen wieder aus dem b an; und das Tutti endiget sich auch darinn. Sie kündigen dem Ritter Pardon, mit diesen Worten an:

> Das Verbrechen sey vergeben,
> Das die Kühnheit euch gelehrt.

Hierauf singt der Ritter, und Derwin zu Bezeugung ihrer Freude, jener zwo, dieser eine Zeile: und die Königinn und die Damen wiederholen das kleine Tutti eben wieder im b. Dies macht also ein kleines besonders Da Capo zum zweyten Theile. Alles sehr glüklich ausgedacht.

Derwin bekräftigt nun die Antwort des Ritters auch, in einem Chanson von 5. Strophen, nach seiner Art.

Die Königinn trägt dem Ritter aufs neue auf, ihre Dariolette, die sie noch immer für verlohren hält, zu

zu suchen, und verspricht ihm, daß sie auf ewig die Seinige werden solle. Der Ritter beantwortet diese Versprechung, in einer mit Verwunderung, Freude, und Herzhaftigkeit erfüllten Arie. Die Musik drükt alles fast unverbesserlich aus. Die Tonart schon, Es Dur, ist bey vorhandenen Umständen sehr sinnreich gewählt. Auch diese Arie würde eine ganz ernsthafte Oper sehr zieren.

Wir übergehen wieder einige Arien, und bemerken nur noch die äusserst komische Scene, da die Damen den Derwin binden, um ihn herum tanzen, ihm Haare aus dem Barte raufen, und er jedesmal seinen Schmerz darüber nicht gar sanft zu erkennen giebt. Die Musik dazu ist sehr angemessen.

Nun wird die alte Bäuerinn, wieder in die Prinzeßin Dariolette verwandelt. Sie singt eine in der höhern Schreibart gleichfalls sehr schöne Arie.

Darauf erscheint unter Musik die Fee Serena. Dariolette singt noch eine Arie. Die Heyrath dieser Prinzeßin mit dem Ritter wird fest gesetzt. Sie singen darauf beyde ein Duett, welches gleichfalls sehr ausdrückend und zärtlich ist. Besonders finden wir das als eine schöne Stelle, wo die Prinzeßinn, beym Anfange des zweyten Abschnitts des ersten Theils, dem Ritter, zwar nicht contrapunctisch, aber dessen ohngeachtet mit sehr guter Wirkung ins Wort fällt. Der Ritter singt. So darf ich dich die Meine nennen: Ueber dem Worte Meine fällt die Prinzeßin, ohne daß der andere deswegen aufhört, mit dem Worten ein; Ja, mein Geliebter, mein Befreyer; und unter diesen, wiederholt der Ritter, das: die Meine noch einmal sehr nachdrüklich. Die Worte: die Wunder deiner Macht, gegen das Ende des ersten Theils, sind durch die Töne, wie billig, sehr erhoben worden.

Das

Das Chor der Silphen und Silphiden ist mit Recht prächtig, und das Vaudeville, welches die ganze Operette beschließt, ist seinem Inhalte auch vollkommen gemäß.

XIX.

Schauplaz der Welt, oder merkwürdige Sammlung von See- und Landreisen, aus den Schriftstellern aller Nationen gewählet, worinn die Muthmaßungen und Zusätze verschiedener eiteler Herausgeber und Uebersetzer ausgemerzet — — Nebst einer Menge von Charten und Kupfern von Meisterhänden. Aus dem Englischen. Ersten Bandes, erster und zweyter Theil. Stuttgard, 1765. 8.

Die dem ersten Theile vorgesezte Einleitung enthält eine kurze Geschichte der vornehmsten Seereisen seit den Zeiten Don Heinrichs, fünften Sohns Johannes des ersten, Königs von Portugal bis auf die Entdeckung des Vorgebürgs der guten Hofnung, oder bis 1487. als in welchem Jahre Bartholomäus Diaz wieder nach Lissabon zurückkam. Diese Nachrichten betreffen also die Entdeckungen der westlichen und südlichen Afrikanischen Küsten und des Weges nach Ostindien; und durch sie wird der Leser zu der richtigen Erzählung von der Entdeckung des vierten Welttheils vorbereitet. Den Anfang derselben macht ein weitläuftiger Auszug aus den Reisen Christoph Columbus, und wo dieser aufhöret, ist eine, wie es scheint, aus verschiedenen Schriftstellern zusam-

sammengetragene Nachricht von den Spanischen Entdeckungen seit Columbens Tode bis auf die Thaten des Cortez) eingeschaltet; worauf hernach der ganze zweyte Theil die sonderbare Eroberung von Mexico durch diesen bekannten Hernando Cortez umständlich erzählet, und sich mit dessen Tode, der im Jahre 1554. erfolgte, schließet. Unverantwortlich ist es, daß weder das englische Original, noch diese deutsche Uebersetzung die Schriften anzeigt, aus denen die Auszüge gemacht worden. Sie gehören also nur für solche Personen, die blos zu ihrem leeren Vergnügen lesen, und um die genaueste Richtigkeit der Erzählungen unbekümmert sind. Inzwischen werden Leser, die mit den Nachrichten von Amerika bekannt sind, (aber diese werden auch allemal lieber die Urschriften, oder in deren Ermangelung deren richtige und vollständige Uebersetzungen brauchen) leicht bemerken, daß die Reisebeschreibung des Coloms, oder wie er hier genannt wird, des Columbens, gänzlich aus derjenigen Nachricht hergenommen ist, die dessen Sohn, Ferdinand Columbus, spanisch aufgesetzt hat, und deren englische Uebersetzung in der Collection of Voyages and Travels, die Anshum und John Churchill in acht Foliobänden zu London in dem 1704ten und den folgenden Jahren herausgegeben haben, befindlich ist. Der zweyte Theil ist, so viel wir bemerken, gänzlich aus des Ant. de Solis Historia de la conquista — hergenommen. Von den Versehen des Uebersetzers, hat uns dasjenige vor allen andern befremdet, was bey Verdeutschung des bekannten Reims:

A Castilia, y a Leon
Nuevo Mundo dio' Colon.

gemacht worden. Nicht dem Columbus hat Castilien und Leon eine neue Welt gegeben; sondern um-

gekehrt, Columbus beim Reiche Castilien und Leon. Die Kupfer, die wie das prahlende Titelblatt sagt, von Meisterhänden gemacht sind, und deren Zierlichkeit die sonst wohl geschriebene Vorrede rühmt, sind völlig unnütze Bilder.

II.

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

B. von Salis, Mitstifters der Akademie der beyden Sprachen, kleine Schriften. Zürich und Chur, 1766. in 8.

„Jedes Buch ist gut, das einige Leser zu einer guten Bewegung und Entschließung bringt.„ Nach diesem Satze können wir mit der größten Zuversicht des Hrn. von Salis kleine Schriften unter die guten Bücher zehlen. Der von den deutschen Musen nie genug beweinte Abbt will zwar diesen Ausspruch mit Horazen nur von gut geschriebenen Büchern gelten lassen; und man weis, wie eine schwere Kunst es ist, in dem Sinne gut zu schreiben, wie Horaz und Abbt es fordern würden. Wir denken in diesem Stücke anders, und wir glauben, daß ein Schriftsteller, welcher die Denkungsart seiner Mitbürger durch Schriften verbessert, die der Fähigkeit der größern Zahl unter denselben angemessen sind; und welcher dieselben vorbereitet, allmählich ihre Vorurtheile fahren zu lassen, und die Wahrheit zu umarmen, als ein Wohlthäter seines Vaterlandes Ehre

und

und Dank verdienet, wenn schon der Fremde ihn unter der Anzahl der Schriftsteller übersehen, und wenn schon die erleuchtetere Nachwelt seinen Namen vielleicht vergessen wird. Hr. von Salis verliehrt sein Vaterland niemals aus den Augen, und er verfällt sehr oft auf niedrige und für einen des bessern gewöhnten Leser, verdrüßliche kleine Umstände. Wer den Charakter des gemeinen Mannes, der in den meisten eydsgenößischen Freystaaten, den Souverain ausmachet, nicht kennet, wird den Hrn. von S. oft lächerlich finden. Wer aber mit dem Geiste des gemeinen Mannes in der Schweiz besser vertraut ist, wird ihn nicht tadeln. Montesquieu hätte ohne Zweifel folgende Gedanken viel glänzender und besser gegeben, aber der Bürger und vielleicht der Rathsherr von Chur, hätten ihn eben deswegen nicht verstanden.

„Bey dieser Annahme neuer Bürger würden alle „alte gewinnen. Niemand hätte ein Stück Wiesen, „oder Acker, oder Garten, oder Baumgarten, oder „Weingarten, oder Haus, oder Stall, aus dem er „nicht weit mehr ziehen würde als bisher, denn des„sen Ankauf würde von einem neuen Bürger dem „andern gesteigert werden. Niemand hätte einen „Laden, von welcherley Waare es auch ist, der sich „nicht einen weit größern Abgang versprechen könnte. „Niemand würde Lehnpferde oder Gutschen oder Li„tieren halten, der nicht wegen der größern Anzahl der „Personen, die sich selbiger bedienen würden, weit „mehr damit verdienen könnte. Aerzte, Procurato„ren, Speditoren, Feldscherer, Apothecker, Uhren„macher, Goldschmiede, Schneider, Zinngießer, „Mezger, Phister, Schlosser, Schuhmacher, Tisch„macher, Kieffer, Sattler, Müller, Schmiede, Weber, „alles hätte mehr Arbeit und Verdienst. Unsre Seel„sorger, wie viel Neujahrs- Ehe- und Taufgeschenke

„mehr

mehr würden sie nicht bekommen. — — Die Meßner bezögen von mehr Einsegnungen und Taufhandlungen, auch nebst dem Todtengräber und den Stubenknechten von mehr Begräbnissen. — „ So lgen über die gleiche Materie noch einige Seiten, nd von solchen Stellen ist das Buch voll. Dasselbe estehet eigentlich aus vielen politischen, moralischen nd zum Theile theologischen Abhandlungen — welche le von der lebhaftesten Liebe des gemeinen Besten eingeeben zu seyn scheinen.

Wir wollen nur zwoer gedenken. Die eine S. 376. at die Aufschrift: Grundlage des Rechts und der Politik. Diese Schrift entspricht ihrem Titel eben icht, aber sie enthält sehr gründliche Gedanken über ie besten Regeln, seine Gaben zum Besten des tenschlichen Geschlechtes anzuwenden. Folgende Stelle kann einen Begrif von der darinn herrschenden ortreflichen Denkungsart geben.

„ §. 10. Zumal es aber viele meiner Nebenmenschen geben kann, die mehr Tüchtigkeit als ich besitzen, die allgemeine Wohlfahrt zu befördern; diese tüchtigere Nebenmenschen ihre Talente der Welt nicht weihen können, wenn ihnen nicht von andern Menschen gewisse Dienste geleistet werden: so kann ich öfters mehr zu der allgemeinen Wohlfahrt beytragen, wenn ich solchen tüchtigen Männern, oder einem derselben nach meinen Kräften an die Hand gehe, als wenn ich mich selbst unmittelbar dieser allgemeinen Wohlfahrt widme. . . §. 11. Wenn ich also meinen an der allgemeinen Wohlfahrt arbeitenden Mitmenschen, durch meine Arbeit die Zeit erkaufe, die sie sonst auf die Erziehung ihrer Kinder, auf die Erwerbung erforderlicher Einkünfte, auf die Pflanzung, Sammlung oder Verfertigung dieser oder jener Unentbehrlichkeit hätten wenden müssen: so befördere ich nicht

„nur eines Nächsten, sondern die allgemeine Wohl-
„fahrt. §. 12. Auch alsdenn befördere ich die allge-
„meine Wohlfahrt, wenn ich meinen durch unmittel-
„bare oder mittelbarere Arbeit, in derselben ab-
„gematteten Mitmenschen, vermittelst dieser oder jener
„ihm verursachenden Ergözlichkeit erquicke und ermun-
„tere. — „ In welch einem schönen Lichte würde
nicht ein Philosoph nach diesen Grundsätzen die Würde
und den Werth jedes, durch sich selbst minder erhabenen,
Berufes zeigen können!

Die andere Schrift, die wir noch anzeigen wol-
len, ist das Memorial welches einer Standesversamm-
lung zu Jlam den 4. Herbstmonath 1762. einge-
geben worden ist. Wir bewundern den Muth, mit
welchem Hr. von Salis die veltlinische Geistlichkeit
von ihrer Gewinnsucht abmahnet und noch mehr den-
jenigen, mit dem er, der selbst ein herrschender Bündner
ist, seinen Landsleuten die Vortheile streitig machet,
deren sie wider das Beste ihrer Unterthanen, in Be-
trachtung der Handelschaft, sich in derselben eignen
Landen anmassen. Ein Republikaner, welcher so
gerade zu den Eigennutzen und die Vorurtheile seiner
Mitbürger bekämpfen, und die gerechte Sache ihrer
Unterthanen so redlich vertheydigen darf, ist eine eben
so seltene Erscheinung als ein Schriftsteller von dem
ersten Range.

K.

Vernunft- und schriftmäßige Gedanken von den Lebenspflichten der Christen, entworfen von Daniel Heinrich Arnoldt, der heil. Schrift Doct. und Prof. Theol. ordin. auf der Universität zu Königsberg in Preußen. Königsberg und Leipzig, verlegts sel. Joh. Heinr. Har-

Hartungs Erben, und Joh. Dan. Zeise, 1764. 4. 3 Alph. 14 Bogen.

Unter dieser Aufschrift hat der Hr. D. den Aufsatz herausgegeben, den er bisher bey seinem mündlichen Vortrag der Moral zum Grunde gelegt hat. Es wird zuerst von den Handlungen des Menschen und dem Gesetz, als ihren Bestimmungsgrund, gehandelt, und denn ist eben so in Haupttheilen, nach der gewöhnlichen Eintheilung von den Pflichten gegen Gott, sich selbst und andre geredet. Wir zweifeln nicht, daß das Werk Anfängern, für welche es eigentlich bestimmt zu seyn scheint, wegen der darinnen herrschenden Ordnung und Deutlichkeit nützlich seyn werde, wünschten aber doch, daß es dem V. gefallen hätte, seinen Vortrag auch auf die besondern Pflichten des Standes und der Hauptordnungen in der menschlichen Gesellschaft, welche ganz übergangen worden, auszudehnen, und in den Untersuchungen von der allgemeinen Verbindlichkeit des Sabbaths, der Vielweiberey, dem Selbstmord u. a. m. mehrere Genauigkeit zu beweisen.

W.

Sechs Bücher des Hugo Grotius, von der Wahrheit der christlichen Religion mit dessen Anmerkungen aus dem lateinischen übersetzt, nebst noch einigen andern Anmerkungen begleitet von M. Christian David Hohl. Chemnitz bey Johann Christoph Stößel, 1768. in 4. 2½ Alph.

Grotius behält noch immer seinen Werth. Obgleich das Urtheil des Uebersetzes in der Vorrede zu diesem Buche nach einem zu starken Vorur-

theile für dasselbe schmekt, daß Abbadie, Houteville, Stackhouse, Ditton, Knuzen und wer sie alle mehr sind, welche für die Wahrheit der Religion geschrieben haben, eben das gesagt hätten, was Grotius schreibt: so ist es nichts destoweniger wahr, daß dies Buch selbst dem ungelehrten einen kurzen Begriff der Hauptbeweise für die Vortreflichkeit und Wahrheit des Christenthums geben kann. Indessen erfordert Geschichte und Kenntniß des Alterthums, welche vornehmlich in den Anmerkungen des Grotius ausgebreitet sind, wohl eigentlich einen, wo nicht schon Gelehrten, doch der Gelehrsamkeit beflissenen Leser, und wird der nicht faul gemacht, wenn man ihm die Mühe erspahren will, es im lateinischen zu lesen? Hr. H. hat es an seinem Fleiß nicht mangeln lassen. Seine Uebersetzung ist getreu und oft fließend. Er entschuldigt zwar seine Freyheiten, allein wir wünschten, er hätte sich noch mehrere genommen, da die Wiederholung derselben Hülfs- und Zeitwörter, die er um das Original nicht zu sehr zu verlassen, oft beybehalten hat, deutschen Ohren und Augen zuweilen unangenehm werden. Er hat überdem noch Anmerkungen hinzugefügt. Allein es scheinet bey aller Belesenheit, die er darinn zeigt, daß er mit sich selbst über die Fähigkeit seines Lesers nicht einig gewesen. Er bringt oft Sachen hin, die der studierende schon wissen müßte, oder eigentlich an einem andern Orte zu suchen hat. Druk und Papier sind schön.

Elias Avrillon, Pauliner Ordens P. kernhafte Gedanken über verschiedene Gegenstände der Sittenlehre. Aus dem Französischen übersetzt. Augsburg, verlegts Mathäus Rieger und Söhne, 1768. 1 Alph. 7 Bog.

Die

Die Klostermoral in ihrer ganzen Strenge, und was will man von einem ehrlichen Pater Pauliner Ordens erwarten, der 77. Jahr gelebt und sich also nach den Begriffen des vorigen Jahrhundertes gebildet hat? Der Uebersetzer rühmt ihn wegen der Weitschichtigkeit seines Seeleneifers, er hätte ihn auch wegen der Weitschichtigkeit seines Urtheils rühmen mögen, denn wir sehen wenigstens die Verbindung zwischen der Verdammnis und der Verwechslung der Fastenspeisen mit einer der Gesundheit weniger schädlichen Speise nicht ein. Der Verfasser soll ein großer Algebraicus gewesen seyn. Das würde ein neues Zeugniß geben, daß die Mathematik nicht allemal den Kopf aufräume, wenn er nicht, nach seiner Art zu reden, aus heiligem Abbruch, vor seinem Ende alle seine mathematische Schriften verbrannt hätte, damit kein Lob von ihm übrig bleiben möchte.

Carl Friedrich Gengs, Pfarrers zu Closter Engelthal, im Nürnbergischen, gesammlete Nachrichten von den Beschäftigungen der heil. Engel, nach dreyen Hauptabtheilungen 1) in dem Dienst Christii 2) der christlichen Kirche, und so denn 3) der Frommen, aus heiliger Schrift und reinen Gottesgelehrten zusammengetragen. Schwabach, bey Johann Jacob Enders, 1767. 19 Bog. in 8.

Hier ist ein neues Tuch voll von allerley Gewürme, wie bey Petri Erscheinung, wahres und falsches, erhebliches und unerhebliches. Die Geduld und Mühe des V. mag nicht geringe gewesen seyn, alle diese liebe Sachen zusammen zu lesen und in 44. Kapiteln abzutheilen. Da er zuerst auf die heilige Schrift, als

die einzige Quelle seiner Nachrichten weiset, so hätten wir denn wohl die Mühe erwartet, den rechten Begriff des vieldeutigen Ausdruckes der Engel, so viel möglich, in den verschiednen Stellen, wo sich dasselbe findet, zu bestimmen. Allein, das hat dem Verfasser nicht gefallen und seine reine Gottesgelehrten sind allein die Gewährsmänner, daß es in allen Stellen nichts anders als höhere Geister anzeigen können. Indessen wer denn die reinen Gottesgelehrten seyen, hat er uns auch nicht gezeiget. Nach unseren Begriffen meinten wir, daß es Männer wären, die sich richtige, reine und wahre Begriffe von den Ausdrücken der heil. Schrift zu machen suchten, allein wir fanden so viel Vermischung von Einbildungskraft und Vernunft, Gründlichkeit und halb wahren Aussprüchen, daß wir sie dahin nicht zählen konnten. Kurz, wer sich in die gewöhnliche Kanzeleyexegese des vorigen Jahrhundertes noch einmal zu versetzen wünschet, der lese dies Buch. Die himmlischen Poststationen haben uns am besten gefallen, da die Engel als Couriere auf- und absteigen und dem Herren Christo berichten, was neues auf Erden geschiehet. Daß sie auch für die Reinigkeit der Lehre wachen, siehet ein jeder aus Judä v. 9.

Neue Sammlung auserlesener Predigten von dem Verfasser: nichts von ohngefähr. Frankfurt und Leipzig bey Hechteln, 1768. 2 Alph. 6 Bog. gr. 8.

Dies soll eine Predigt für das gegenwärtige Jahrhundert seyn. Aus der auf 143. Seiten angewachsenen Vorrede sehen wir, daß Hr. Heinrich Zeise der Verfasser dieser über 2 Petr. 1. v. 3-5. gehaltenen und bis auf beynahe zwey Alphabet gedähnten

ren Rede sey, und daß er den löblichen Vorsatz gefaßt, seiner Gemeine in Altona, die rechte Straße zwischen der Schwärmerey und dem Unglauben zu zeigen. Aber denn hätten wir auch mit Recht fordern können, daß er uns zu dem Glauben durch richtige Erklärung der S. und ihrer Forderungen geführet hätte. Indessen wenn wir auch hier wieder nichts, als die alte Sprache des Systems von einem Glauben hören, der im ergreifen allein bestehet, der alles Selbstwürken verdammt und lediglich in dem überlassen an Christum erwartet werden muß; wenn wir lesen, daß durch das Feuer Jesaiä 50. v. 11. das Feuer der Natur und die eignen Vernunftskräfte verstanden werden sollen, die der erwekte Mensch durch seinen eigenmächtigen starken Vorsatz erregt, um sich aus seinem sündlichen Verderben selbst zu helfen; wenn 2 Cor. 3. v. 5, 6. auf die allgemeine Untüchtigkeit der Menschen zum Guten gedeutet wird, so glauben wir nicht, daß Hr. Zeise aller seiner sonstigen Verdienste ohnerachtet, den gehabten Endzweck erreichen werde. Alle willkührliche Erklärungen der S. müssen von uns auf das genaueste vermieden und der Sinn der S. muß von uns auf eine verständliche Weise vorgetragen werden, oder wir sind die nicht, welche mit allem gutem Eifer für die Wahrheit, dem Unglauben sowol als der Schwärmerey Gränzen setzen werden.

Pr.

Neue Sammlung auserlesener Canzelreden verschiedener berühmter und verdienter Lehrer der evangelisch-lutherischen Kirche: mit einer Vorrede, in welcher eine, am Sonntag Oculi, 1766. von dem Herausgeber gehaltene Predigt, gegen einen darauf gerichteten Angriff

des Hrn. D. Semlers, vertheidiget wird: herausgegeben von Johann Melchior Goezen, Past. zu St. Catharinen, E. Hochehrw. Ministerii Seniore, und Ephoro der Schulen in Hamburg. Der dritte Theil. Hamburg, bey Johann Christian Brandt. 1768. 1 Alph. 17 Bog. nebst 5 Bog. Vorrede in 8.

Manche Leute wundern sich, wie manche Sammlungen von manchen Canzelreden so unverrükt fortgehen; aber sie bemerken nicht, daß man auf dem Titelblat ein berühmter Mann wird, wenn man zu ihrer Fortsetzung sein Scherflein beyträgt. Und wer will nicht gern berühmt heißen? Aus diesem Grunde hoffen wir noch viel Sammlungen und viel Theile derselben. In dieser Sammlung hat sie der Hr. Senior G. auserlesen, drum heißen sie auserlesene Kanzelreden.

In der Vorr. hat es der Hr. Sen. diesesmal mit Hr. Semlern zu thun. Er beweißt ihm, daß seine Meynung von den Besessenen eine Gotteslästerung sey, doch ist sie nur, wie er sich sehr sanftmüthig *ausdrukt*, von der gelinderen Art. Nach dem *jammernden* und feyerlichen Ton, in welchem er von dieser Sache spricht, muß wirklich die Religion bey solchen gelehrten Meynungen des Hrn. Semlers in großer Gefahr seyn; und wer weis, ob es dieser seltene Gelehrte nicht einst schwer zu verantworten haben wird, daß er so gelehrt gewesen ist. Abbt ist nun schon in Hrn. G. Munde, der unselige Abbt! Wir sind zwar von Hrn. Semlers Meynung noch nicht ganz überzeugt; wenn wir sie aber auch für falsch halten müßten, würden uns weder dogmatische, noch ab invidia geführte Argumente zur gegenseitigen Meynung vermocht haben. D.

Ca-

Catechetische Geschichte der Waldenser, Böhmischen Brüder, Griechen, Socinianer, Mennoniten und anderer Secten und Religionspartheyen aus bewährten Urkunden und Schriftstellern verfasset und ans Licht gegeben, von Joh. Christoph Köcher, der Gottesgelahrheit Doctor und öffentlichen Lehrer auf der Universität Jena. Nebst einem Anhang einiger Zusätze und Verbesserungen zu der catechetischen Geschichte, sowohl der Päbstischen Kirche, als auch der Reformirten Kirchen. Jena, bey Johann Rudolph Cröckers sel. Wittwe, 1768. 1 Alph. 8 Bogen in 8.

Mit diesem Werk endiget der Verf. die katechetische Geschichte aller Religionspartheyen; welche er mit mühsamen Fleiß gesammlet, und dadurch den Gottesgelehrten ein Hülfsmittel verschaft hat, diesen Theil der Kirchengeschichte leichter zu übersehn, und bequemer zu ergänzen. Die Einrichtung ist aus des Verf. vorhergehenden ähnlichen Schriften bekannt. Jeder angezeigte Katechismus wird nach seinem vollen Titel angeführt, die Ueberschriften seiner Kapitel, oder doch sein Hauptinhalt ausgezogen, ein allgemeines Urtheil angehängt, und zuweilen ein historischer Umstand des Buchs, oder seines Verfassers untersucht und erläutert. Eine genauere Beurtheilung der Methode oder des Geistes, in welchem jeder Katechismus geschrieben worden, würde zwar ungemein lehrreich gewesen seyn, aber wie viel Unpartheylichkeit gehört dazu, und wie viel tiefer hätten sie dann studiert werden müssen? Mehr, als man von Einem Manne erwarten kann.

Z.

Sendschreiben an den ungenannten Herrn Verfasser der Schrift vom falschen Religionseifer. Burg, 1768. 8. 38 Seiten.

Der Verf. der Schrift vom falschen Religionseifer, hatte beyläufig die Fragen aufgeworfen: Ob man befugt sey, auf alle vor Alters stabilirte Lehrsätze menschlicher Bekenntnißbücher steif und fest zu halten? Und dann, ob und warum es für einzelne Lehrer, welche diesen und jenen Satz ihrer Kirche unrichtig und mit der heil. Schrift nicht einstimmig finden, rechtmäßig oder unrechtmäßig sey, davon abzugehen, und blos das zu lehren, was die Bibel davon sagt? Er hatte sich darüber mit aller Bescheidenheit Erläuterungen von wahren Gottesgelehrten ausgebeten. Ein alter und nach diesem Sendschreiben zu urtheilen würdiger Prediger, der in der Stille die Wahrheit beständig gesucht hat, eröfnet ihm darinn seine Gedanken über folgende drey Punkte. 1. Ob die Protestantische Kirche nothwendig symbol. Bücher brauche. 2. Ob sie symbol. Bücher habe, und welche dieselben sind. 3. Wie groß die Verbindlichkeit derselben sey. Er urtheilet so:

1. Nein, die Protestanten brauchen nicht nothwendig symbolische Bücher. Denn wie sich Luther und Calvin blos auf die Bibel beriefen, so ist der eigentliche Protestantismus kein anderer als dieser: „Der „Lehrbegriff kann und muß nach keinen menschlichen „Büchern weder bestimmt noch eingeschränkt, noch „entschieden werden, sondern blos nach der Bibel.„ Alles, was die Bibel lehret, ist richtig, und was die Bibel nicht bestimmet, muß auch von Menschen nicht bestimmet werden. Credimus, confitemur et docemus, unicam regulam et normam, secundum

um quam omnia dogmata omnesque doctores estimari et judicari oporteat, nullam omnino liam esse, quam prophetica et apostolica cripta — Reliqua vero sive Patrum sive Neote- icorum scripta, *quocunque veniant nomine*, sacris itteris nequaquam sunt comparanda, sed universa llis ita subiicienda, ut nulla alia ratione recipiantur, nisi *testium loco*. Epitom. Articul. Dieses gestehen selbst diejenigen, welche doch den Lehrbegriff der evangelischen Kirche nach menschlichen Schriften einschränken wollen. So bald wir zum Beweise eines Satzes ein symbol. Buch anführen, so bald hören wir auf, Protestanten zu seyn und fallen zurük in die verderblichen Maximen des Pabstthums. Unsere Kirche kann daher keine symbolische Bücher haben, um Lehrsätze aus derselben zu beurtheilen, zu beweisen oder zu verwerfen. — Sie hindern auch die Verschiedenheit der Meynungen, welche blos durch demüthige und einfältige Forschung in der Schrift gehoben werden kann, so wenig als die theologischen Streitigkeiten, sondern befördern ihre Fortdauer, weil eine jede Parthey die heil. Schrift darnach erkläret. Daher man von vielen Stellen schon weissagen kann, wie sie werden ausgelegt werden, so bald man weis, zu welcher Parthey der Ausleger gehört. — Die Lehren des Arminius gehen in der reformirten Kirche so stark und noch stärker nach der Synode v. Dortrecht als vor derselben im Schwange; und die verschiedenen Meynungen, welche durch das Concordienbuch unterdrükt werden sollen, finden sich noch izt eben so häufig, wo nicht häufiger in der evangel. lutherischen Kirche. — Symbolische Bücher, welche bey theologischen Streitigkeiten das Feuer anblasen, aber nicht dämpfen, müssen in die Untersuchung, ob eine Meynung wahr oder falsch sey, ganz uneingeflochten blei-

bleiben. „Das ist wider die symbolische Bücher!„ blos dieses Wort erhitzet schon den Streit, wenn der eine für die Herrschaft und der andere für die Freyheit kämpfet. Eine entscheidende Kraft haben sie doch nicht, und wer ihnen dieselbe zuschreibt, ist selbst ein Neuling und Heterodox, weil er dem ersten Grundsatze seiner behaupteten symbolischen Bücher widerspricht. Unicam regulam &c. — „Aber sie sind „vielleicht nöthig, um Unterscheidungszeichen *abzu*„geben.„ Auch dieses nicht, denn die Protestanten sind von den übrigen christlichen Partheyen genug unterschieden, und für sich brauchen sie keine, denn sie machen im Grunde eine Kirchenparthey aus, da sie in Grundartickeln des Glaubens nicht von einander abgehen. „Mir kamen die Unterscheidungszeichen „zwischen den Evangelischen und Reformirten wie „alte Grenzpfähle vor, auf einer hie und da etwas „von einander abgehenden Heerstraße. Ein jeder „reiset, auf welcher Seite ihm der Weg am besten „und sichersten deucht.„ (S. 18.) Um der Socinianer willen, brauchen wir auch keine Unterscheidungslehrbücher. Nicht die Bibel, sondern die *bloße* Vernunft, ist die Norm ihres Glaubens, und *es bleibt* nur unbegreiflich, wie ein Socinianer die Schrift als göttlich erkennen, und doch das Daseyn Jesu vor der Marien und sein Versöhnungswerk läugnen kann.

2. Hat die protestantische Kirche wirkliche symbolische Bücher und welche sind dieselben? Der Verf. antwortet: Ja von Seiten der Reformirten ist es allein die Schweizerische, und von Seiten der Lutherischen die Augsspurgische Confeßion, womit zugleich der Schluß der Synode zu Nicäa angenommen worden. Aber nicht sind symbolisch die Schmalkaldischen Artickel, nicht das Concordienbuch, womit der Verf. sehr unzufrieden ist, und wozu er seine

Gründe

Gründe aus der Geschichte anführt; die Ausdrücke vom Abendmahl sagt er, wären darinn zu hart, und die substantielle Allgegenwart der menschlichen Natur Christi, davon selbst Luther nichts gewußt, machte großen Anstoß; wir haben uns der Torgauischen Synode noch weniger zu rühmen, als die Reformirten der Synode von Dortrecht; in beyden Versammlungen waren die Kläger zugleich Richter; endlich auch nicht das Athanasianische Glaubensbekenntniß, welches alle Menschen verdammt, die nicht solche Wortspiele von der Dreyeinigkeit annehmen, als oft darinn vorkommen, da es untergeschoben und erst im 10ten Jahrhundert bekannt worden. Luther führet es als ein bloßes Zeugniß in den Schmalkaldischen Artikeln an. Wer die Gründe des V. warum er die Augsburgische Confeßion für das einige symbol. Buch der evangelischen Kirche hält, näher wissen will, muß sie selbst nachlesen.

3. Wie groß ist die Verbindlichkeit eines symbol. Buchs bey den Protestanten? In Ansehung dieser Frage, bezieht sich der V. auf die Schrift vom falschen Religionseifer. „Das augsb. Bekenntniß „ist ein verehrungswürdiges Denkmal der ersten Bekenner von ihrem Glauben, welches sie nach dem „Triebe ihres Gewissens ꝛc. abgelegt. Es ist auch „eine symbol. Schrift. Es bleibt aber doch nur ein „Zeugniß, und ist nicht die Norm ihrer und unserer „Lehre.„ (S. 29, 30.) Lehrsätze von Wichtigkeit, die einen Einfluß in das Verhalten der Christen haben, müssen von gewissenhaften Lehrern, blos nach der Schrift vorgetragen werden, ohne auf ein Symbolum zu sehen. Amicus Plato, amicus Aristoteles, sed magis amica veritas. Die Augsburgische Confeßion und das Nicänische Glaubensbekenntniß, wenn sie nicht aus unsern System, sondern nach ihren

ren Worten, wie sie da stehen, erklärt werden, sind kurze Entwürfe, die durch Erforschung der heil. Schrift, nach des V. Urtheil, mehrentheils richtig könne ausgebaut werden. Das Concordienbuch hingegen verdammt die Sätze: opera bona necessaria esse ad salutem, impossibile esse sine bonis operibus salvari, da doch Christus gesagt: Es werden nicht alle, die zu mir Herr Herr sagen, in das Himmelreich kommen rc. „Heuchler machen sich bey ihrer Un„fruchtbarkeit an guten Werken, einen falschen Trost, „und die Ungläubigen verhöhnen eine Religion, die „den Himmel ohne Tugend verspricht.„ Die Augsb. Confeßion ist viel vorsichtiger; sie erklärt die guten Werke für nothwendig, wegen des göttlichen Willens. Sie spricht auch nicht bestimmter vom Abendmahl, als Christus selbst, aber das Concordienbuch macht Zusätze (S. 35.). — Ein Lehrer, der auf symbol. Bücher quia consentiunt geschworen, weil er solches aufrichtig geglaubt, aber nachher diesen und jenen Irthum findet, bricht den Eyd nicht, wenn er davon abgeht. Der Eyd verliehrt auf einen unbiblischen Satz seine Verbindlichkeit. Cessante caussa cessat effectus. Oder der Eyd müßte seine Verbindlichkeit *auf* die Bibel verliehren (S. 37.). „Wenn die Eiferer „sich gerne hinter die Landesverordnungen stecken und „die Sache des Gewissens, als weltliche Handlun„gen zwingen wollen, so möchten sie sich doch von den „Rechtsgelehrten belehren lassen, wieviel contractus „ex falsa caussa gelte. Ein Eyd ist quasi contra„ctus. Ein contractus ex falsa caussa ist null und „nichtig. Ich schwöre einem Waldemar, weil ich „glaube, er sey mein angebohrner Fürst. Der Be„trug wird entdeckt, mein Eyd ist, als nicht ge„schehen.„

Weil nichts hinzuzufügen nöthig war, so haben wir den V. selbst mit seinen eigenen Worten reden lassen.

D.

Rettung der Unschuld der evangelisch-reformirten Gemeinde in der freyen Reichsstadt Worms, gegen die ungleiche Absichten, welche ihr in dem ohnlängst divulgirten sogenannten pflichtmäßigen Zeugniß der Wahrheit rc. des evangelisch-lutherischen Ministerii zu Hamburg aufgebürdet werden wollen. Düsseldorf und Frankfurt, 1767. bey Christian Ferdinand von Wizezky, 4. 44 Seiten.

Bestättigte Unschuld der reformirten Kirchen und besonders der evangelisch-reformirten Gemeinde in der freyen Reichsstadt Worms gegen die unglimpfliche Beschuldigungen des Hrn. Senior Gözens zu Hamburg, dargelegt von Andreas Rediger, Predigern bey vorgedachter Gemeinde. Frankfurt und Leipzig, 1768. 4. 227 Seiten.

Ein paar Vertheydigungsschriften, welche die Nothwehr dem Verf. abgedrungen hat, dem bey Durchlesung des hamburgischen Ministerialzeugnisses die Worte des Seneca einfielen: Horum sermo nocet multum, et licet non statim prodit, semina relinquit in animo et sequitur. Diutius haeret quam auditur, et durat et intervallo recurret. Da die wahren Umstände mit der Wormser Schaumünze dem seel. Fresenius und denen, die diesem auf gutem Glauben nachgeschrieben haben, nicht bekannt ge-

gewesen sind, so legt er sie in der ersten Schrift aus autenthischen Nachrichten dem unpartheyischen Publicum vor Augen und zeiget, daß damit alles ehrlich und ordentlich zu gegangen, in der Sache nichts ohne Vorwissen des dortigen Magistrats geschehen, die Medaille erst im Januar des Jahrs 1746. gepräget, nachdem der Grundstein der reformirten Kirche bereits am 9. Junius 1744. gelegt und in dem Angesichte vieler hundert Menschen gar fest zu gemauert worden, und folglich nicht erst zu späten und geheimen bösen Absichten hineingeschoben sey.

Die zweyte angezeigte Schrift ist nach Veranlassung der gegen die erstere erschienenen actenmäßigen Vertheydigung des hamburgischen Ministerialzeugnißes umständlicher, ein Muster von theologischer Controversschrift und in aller Absicht, besonders wegen des historischen Inhalts auch ohne Rüksicht auf die unerhebliche Wormser Gedächtnißmünze, lesenswerth. In dem ersten Abschnitt wird die reformirte Gemeinde in Worms gegen die unerweislichen Beschuldigungen des seel. D. Fresenius und Hrn. Sen. Göze selbst aus den von letzteren bekannt *gemachten* Documenten, wofür der Verf. sich ihm verbunden erkennet, widerlegt. In dem zweyten Abschnitt hat es der Verf. besonders mit dem Fresenius zu thun. In dem dritten aber wird dasjenige beleuchtet, was Hr. Göze gegen die Reformirten überhaupt in ebengedachten Ministerialzeugniße und dessen Vertheydigung vorgebracht hat. Ohnfehlbar wird sich diese Schrift, welche Hr. Rediger wider alle seine Neigung aufzusetzen genöthiget worden, durch die gelassene Vernunft, mit welcher er die Einwendungen und Beschuldigungen seiner Gegner prüft und widerlegt, durch das Gewicht der Gründe, aus welchen er wider

sie

sie argumentirt, und durch die bescheidene Höflichkeit, womit er die Sache seiner Gemeinde und der reformirten Kirche überhaupt gegen ihre Ankläger vertheydiget, jedem uneingenommenen Zuschauer des Streits empfehlen. Verträgliche und friedliebende Theologen von beyden protestantischen Kirchen, welche die unglükliche Spaltung zwischen ihnen lieber ganz aufheben, als den alten Riß noch größer machen möchten, werden sich dieser und jener bekannter Vorgänge aus der vorigen und gegenwärtigen Zeit dabey nicht ohne Rührung erinnern und zu manchen Bedaurungen veranlaßt werden. Und Hr. Göze wird finden, daß der Verf. kein Fremdling in der Reformationsgeschichte und überhaupt in der Kirchenhistorie sehr gut zu Hause sey. Vielleicht wird sie ihn von dem Ungrunde mancher Sachen überführen, die er über einige Reichs- und Friedensschlüsse, über das ehemalige und itzige Verfahren der bösen Reformirten in der Pfalz, zu Frankfurt am Mayn, in dem Hessenschen, Brandenburgischen, Anhältschen, und in Bremen u. dgl. ohne genugsame Prüfung und Kenntniß der Umstände in die Welt hineingeschrieben hat. Möchte doch insonderheit dasjenige von ihm erwogen werden, was hier von seinen ächten Zeugen der Wahrheit, den weiland menschenfeindlichen Theologen und berühmten Zänkern Joachim Westphal und Philipp Nicolai, unwürdigen Andenkens, beygebracht wird. Wer sollte wohl glauben, daß dergleichen ungeschliffene, gegen ihre protestantische Brüder gehäßig denkende Kirchenlehrer in unsern Zeiten noch Lobredner, Bewunderer und Nahahmer finden könnten. Der Rec. würde sich wenigstens tief in sein Herz hinein schämen, wenn er jemal das Verfahren solcher Leute nur entschuldiget, zu geschweigen gebilliget hätte, und heimlich oder öffentlich den Wunsch sollte gethan haben, daß Gott

die freye Religionsübung der Reformirten in Gnaden verhüten wolle.

W.

2. Rechtsgelahrheit.

Reflexionen eines Italieners über die Kirche überhaupt über die regulare und seculare Geistlichkeit, über die Bischöffe und römischen Päbste und über die kirchlichen Rechtsame der Fürsten. Aus dem Italienischen übersezt. 8. Freyburg, 1768.

Der gleiche Verfasser, der mit einem großen Muthe und mit einer unter seinen Landesleuten sehr seltenen Einsicht die Mißbräuche und das Elend von Italien aufgedecket und die Mittel dieses ehmals so verehrungswürdigen Land wieder glücklich und blühend zu machen, erforschet hat: hat von dem gleichen Geiste beseelet, in diesem neuen wichtigen Werke die Mißbräuche seiner Kirche und die verderblichen Grundsätze der Hierarchie beleuchtet. Es ist dasselbe *eigentlich* eine Einleitung in das Kirchenrecht und in das geistliche Staatsrecht. Der Verfasser fängt bey der einfachesten und richtigsten Erklärung von der Kirche an: Aus dem leuchtenden und fruchtbaren Begriffe einer in der Absicht die ewige Glückseligkeit zu erreichen, und nach der Lehre Jesu Christi Gott zu dienen und dieses höchste Wesen zu verehren, vereinigten Gesellschaft entwickelt er in einem sehr gründlichen und leuchtenden Zusammenhange die Rechte, welche der Kirche in dem Staate zukommen, und diejenigen, welche der Staat über die Kirche anzusprechen hat. Er zeiget nicht minder deutlich wie die Geistlichkeit

gesetzlich die Rechte der übrigen Glieder der Kirchen sich allein zugeeignet, und allmählig die von dem Staate verschlungen, und endlich die Hierarchie über den Thron gesetzet hat. Er setzet die betrieglichen Kunstgriffe derselben in das vollkommenste Licht, und er zeiget, wie sehr die Beherrscher der Staaten berechtiget sind, ihre ihnen so widerrechtlicher Weise entrissenen Gerechtsamen wider an sich zu ziehen und die dem Wohlstande der bürgerlichen Gesellschaft so nachtheiligen Eingriffe der Geistlichkeit zu bekämpfen. Die Schriften unsrer verdienstvollen Rechtsgelehrten, eines Böhmers und eines Thomasens, und sogar die von dem verehrungswürdigen Mosheim, sind von dem geschikten Verfasser dieses Werkes mit vielem Nutzen gebraucht worden.

Den Eingang dieser Schrift, machet eine merkwürdige Abhandlung, welche zeiget, wie sehr die Ordensgeistlichen die Fortgänge der Vernunft und die Glückseligkeit der Völker gehindert haben und noch hindern. Da von diesen beyden Werken jedes für sich selbst wichtig genug ist, so hätten wir lieber gesehen, daß der Verfasser solche getrennet hätte. Die meisten Leser fürchten sich vor so großen Bänden.

Die deutsche Uebersetzung dieses Werkes ist noch vor dem Original bekannt geworden. Wir wünschen beyden viele Leser unter den Ministern und Räthen der römischkatholischen Fürsten. Sie werden darinne manche wichtige Wahrheit finden, die ihnen in dem Seminarium nicht gesagt worden ist, und die zu wissen, sie doch sehr nöthig haben, wenn sie den wahren Vortheil ihrer Fürsten, und ihrer Mitbürger mit glüklichen Erfolge befördern wollen.

K.

J. F. E. von dem geschwornen Montage oder den Rügegerichten an der Lahn. Marburg, bey Müllers Erben und Weldige 1768. in 4. 9½ Bogen.

Es sind die Rügegerichte an der Lahn, welche auch der geschworne Montag genennet werden, nach der Naßauischen Policeyordnung, eine Art von Landgerichten, bey welchen die geringern Verbrechen summarisch untersuchet und bestrafet werden.

Die Hauptabsicht des Verf. gehet dahin, den Ursprung derselben aus den ehemaligen deutschen Gerichten herzuleiten, und zu deren Verbesserung theils neue, theils aus dem alten Kayserrechte hergenommene Vorschläge zu thun. Allein diese Vorschläge sind von noch weiterm Umfange und enthalten die fruchtbarste Grundlage zu solchen Gedanken, welche, wenn sie genauer entwickelt und nach der Beschaffenheit jedes Orts näher bestimmet würden, zur bequemern und nützlichern Einrichtung mancher Gerichte und Gerichtsordnungen dienen könnten. Wir wollen die vornehmsten davon mit wenigen Worten bemerklich machen.

Der Verf. räth nemlich §. 23. statt der alten Policeyordnung, welche an den Rügetagen verlesen zu werden pflegt, Auszüge von dem Wesentlichsten der Gesetze vorzulesen, worinn man jedesmal das Neue hinzufügte, und das was in Abgang gekommen, ausließe.

§. 24. Auch die Gerichtsfreyen erscheinen zu lassen.

§. 25. Alle Sachen, die einer geschwinden Untersuchung fähig sind, dahin zu ziehen und dadurch den ordentlichen Gerichten Luft zu machen.

§. 26. Jeden, wer ein Vergehen weis, oder wissen kann, und es dem Gerichte nicht anzeiget, statt des Thäters zur Bezahlung anzuhalten. §. 27.

§. 27. Bey jedem Rügetage ein Verzeichniß der Straffälle zu verlesen, die, weil sie eine weitere Untersuchung erfordert, an die ordentliche Gerichte verwiesen, und dort entschieden sind.

§. 28. Bey geringen Sachen lieber eine den Anzeigen gemäße Strafe zu erkennen, als Specialinquisitionen anzustellen.

§. 31. Die Rügengerichte des Jahrs wenigstens drey bis viermal zu halten.

§. 32. Zugleich die Gränzen zu beziehen.

§. 33. 34. Die Taxen der Strafen näher zu bestimmen.

§. 35. bis 38. Die Annahme neuer Bürger, die Bestätigungen solcher Contrakte, wodurch das Eigenthum ohnbeweglicher Güter auf andere gebracht wird, ökonomische Verbesserungen, und eine gute Einrichtung des Zunftwesens mit zu Gegenständen solcher Gerichte zu machen.

Bey einem so weiten Plane versteht es sich nach §. 40. von selbst, daß sie auch mit mehreren Beysitzern versehen seyn müssen.

Der Verf. schreibt kurz, gedankenvoll und bündig; und man verzeiht ihm gern einige Provinzialausdrücke.

Joh. Carl Henr. Dreyers, zur Erläuterung der deutschen Rechte, Rechtsalterthümer und Geschichten angewandte Nebenstunden. Bützow und Wismar, bey Berger und Bödner, 1768. in 4. 2 Alph. 3 Bogen.

Der Verf., welcher sich schon durch seine weit ausgebreitete Kenntniß in den deutschen Alterthümern bekannt gemacht hat, und der dieser seiner Lieblingswissenschaft das Trockene, was sie sonst zuweilen

begleitet, durch eine oft glüklich angebrachte Laune zu benehmen weis, liefert hier einige neue Proben davon. Es sind selbiges 1) eine Abhandlung von dem Nutzen des Gedichts Reinke de Voß in Erklärung der deutschen Rechtsalterthümer, insonderheit des ehemaligen Gerichtswesens.

Nach einem wohl etwas übertriebenen Lobe dieses Gedichts, nimmt der Verf. aus einigen Stellen desselben Gelegenheit her, die fehlerhafte Einrichtung der alten Gerichte und Processe mit vieler Belesenheit zu entwickeln. Auf allen Seiten findet man Stoff, dem Himmel zu danken, daß wir jenen Zeiten der Unwissenheit entflohen sind, die doch noch ihre Vertheydiger finden, und die Mängel der römischen Rechte und unserer jetzigen Gerichte mit gelindern Augen anzusehen. Bey den neu aufgefundenen Geschlechtregistern mancher Worte, hat Hr. Dreyer wohl seinem Hange zu den deutschen Alterthümern zu viel gefolget, und wird er z. E. keinen allgemeinen Beyfall finden, wenn er das Wort *Dieta* lieber von Thyt, ein hauffen Volk als von *dies*, die Ampen der Cardinäle lieber von Minnen, lieben, als von dem Nahmen *amies*, womit man sonst oft die Geliebten bezeichnete, und den einem Waffenkriege zuweilen so ähnlichen Krieg Rechtens von *Cri*, Geschrey herleitet.

2) In der zweyten Abhandlung beweiset er aus andern, als aus den gewöhnlichen Gründen, daß die Legitimation durch die erfolgte Ehe den unehelich gebohrnen Kindern die bürgerliche Wirkung, in Betracht der Erbfolge, weder nach alten deutschen Rechten, noch nach den Rechten der andern Nordischen Völker, zuwege gebracht.

3) Nachlese einiger ungedrukten Urkunden.

Diese enthält zwey Schreiben des Pabstes Innocentius des Dritten, an die Stadt Lübeck, zum

Be-

Vesten Heinrichs von Thüringen, ein Schreiben dieses Pabstes, an den König von Dännemark zu eben dem Zweck, ein Schreiben des päbstlichen Legaten, Kardinal Hugo, an die Bischöffe zu Schwerin und Havelsberg, die Stadt Lübeck zum Gehorsam gegen den Kayser Wilhelm, Grafen von Holland bey Strafe des Bannes anzuhalten, eine Schuldverschreibung Ludewig des Vierten, an die Herzöge von Sachsen, Johann und Erich auf 2200. Mark fein Silber, worinn sich der Kayser zum Einlager verbindlich macht, und ein Abmahnungsschreiben des Pabst Johann des 22sten an die Stadt Lübeck, dem Kayser Ludewig dem Vierten, die Stadtsteuer nicht weiter zu bezahlen, nebst den historischen Erläuterungen aller dieser Urkunden.

4) Ein altes Lüneburgisches Stadtrecht, vom Jahr 1247.

5) Ein altes Dortmunder Stadtrecht.

— Uebrigens mag die Gewonheit des Verfassers, in Paragraphen zu schreiben, diese mit langen Anmerkungen zu begleiten, und zu den Anmerkungen wieder Anmerkungen zu machen, zwar für ihn bey der Sammlung seiner Nachrichten bequem seyn. Sie ist aber desto unbequemer für den Leser, dessen Aufmerksamkeit immer unterbrochen wird, und der niemals den ganzen Vortrag im Zusammenhange lesen kann.

S.

---

3. Arzneygelahrheit.

Briefe über verschiedene Gegenstände aus dem Reiche der Arzneywissenschaft, von D. Leon Elias Hirschel. Erster Theil. Berlin, bey Christ. Moritz Vogel, 1768. 8. 6 Bog.

Dieser Theil enthält drey Briefe, in deren ersten der Verf. die Frage untersucht; ob die Blattern ihr eignes ansteckendes Gift haben, oder ob sie durch die üble Beschaffenheit der Luft erzeuget werden? Der Verf. behauptet das erstere. Und wer hat denn jemals würklich daran gezweifelt? In dem zweeten Brief wird gezeigt, wie sich diejenigen, welche die Blattern noch nicht gehabt haben, zur Zeit einer Epidemie vor denselben bewahren können. Der V. glaubt, durch künstliche Geschwüre könne man die ganze Blatternkrankheit verhüten, oder ihr doch wenigstens die Stärke benehmen, und es dahin bringen, daß sich die Pocken vornemlich um das Geschwür ansetzen, wodurch andre Theile davon befreyet bleiben. Eine Meynung die sehr bekannt, und oft unwahr befunden worden ist! Kampfer hält er für das stärkste Gegengift in allen epidemischen Krankheiten, und giebt ihn daher, in der Absicht die Blattern zu verhüten, mit Eßig. Da die peruvianische Rinde die Kraft hat, dem Fieber zu widerstehen, so meynt der Verf. daß sie auch im Stande seyn müsse, einem Fieber vorzubauen, und also dem Blatterngift die Kraft zu benehmen, ein Fieber zu erregen. Dergleichen wunderliche Einfälle hat der Verf. mehr. In dem dritten Briefe zeigt er, wie man beym Gebrauch des Quecksilbers den Speichelfluß verhüten oder heben könne. Durch Kampfer hat er diesen Endzwek nie erreicht, Eisen aber hat die Kraft den Speichelfluß zu stillen und zu verhüten, welches der Verf. durch seine Bemerkungen beweißt. Der V. vermengt das Quecksilber mit Laxiermitteln und nach diesen giebt er Eisen, und so mag denn auch wohl der Speichelfluß ganz natürlicherweise ausbleiben, denn sonst wissen wir aus Erfahrung, daß das Eisen den Speichelfluß befördert, ja, wenn er schon aufgehört hat, oft von neuen wieder

her erregt. Bey der Schreibart wollen wir uns nicht aufhalten, denn der Verf. verbittet es in der Vorrede. Nur eine kleine Bitte. Da man in Briefen einen reinen angenehmen und leichten Styl erwartet, und der Verf. einer solchen Schreibart nicht mächtig zu seyn scheint, so wollten wir uns wohl inskünftige seine Einfälle lieber in der Form kleiner Abhandlungen als in Briefen, ausbitten.

Gedanken von der Starrsucht oder Catalepsis, nebst einigen Zusätzen zu den Gedanken die Heilungsart der hinfallenden Sucht betreffend, von D. Leon Elias Hirschel. Berlin, bey August Mylius, 1769. 8. 5 Bog.

Das, was uns an dieser Abhandlung am besten gefallen hat, ist die Kürze derselben. Der V. kann es als ein Zeichen unsrer Höflichkeit ansehen, daß wir diesesmal in der Recension eine verhältnißmäßige Kürze beobachten.

Maximiliani Locher, Medici Viennensis etc. Observationes practicae circa Inoculationem variolarum in Neo-natis institutam. Vindobonae, apud Nob. de Trattnern, 1768. 8. 3 Bog.

Ejusdem Continuatio Experimentorum de Inoculatione variolarum. Vindobonae, apud Nob. de Trattnern, 1768. 8. 41 Seiten.

Ejusdem Continuatio altera Experimentorum de Inoculatione variolarum. Vindobonae, apud Nob. de Trattnern, 1768. 8. 56 Seiten.

Der V. hat sich vorgenommen, die Einimpfung der Blattern an neugebohrnen Kindern zu versuchen, und hat demnach im vorigen Frühjahr 27 der-

selbst inoculirt, deren Krankengeschichte er in der ersten hier angezeigten Schrift beschreibt. Wir liefern unsern Lesern die Liste der inoculirten Kinder:

1	alt	6	Jahr.
1	-	4	-
1	-	18	Tage,
1	-	13	-
1	-	12	-
1	-	10	-
1	-	7	-
2	-	5	-
5	-	4	-
4	-	3	-
2	-	2	-
6	-	1	-
1	einige Stunden alt.		

Drey von diesen Kindern sind gestorben, nemlich eins von 10. Tagen, welches einen beständigen Bauchfluß gehabt, und den 35sten Tag nach der Inoculation gestorben, obgleich die Blattern sehr gut gestanden sind. Die Säugamme hat während der Krankheit des Kindes einen Bauchfluß gehabt, und unordentlich gelebt, wie der Verf. nachher erfahren hat. Das andere 12. Tag alt, ist den neunten Tag nach der *Einimpfung*, obgleich die Blattern sehr gut waren, *unter* Convulsionen gestorben. Das dritte 12. Tag alt, ist nach einen Fall aus den Armen der Mutter, und also nicht an den Blattern gestorben. Ein Kind einige Stunden alt, ist von der Einimpfung gar nicht angesteft worden, ob es gleich neben den andern angesteften gelegen. Ein Kind das den dritten Tag nach der Geburt ist inoculirt worden, hat bis auf den zwölften Tag nach der Operation einen Blutfluß aus der Mutterscheide und keine Zeichen der Ansteckung gehabt, den zwölften Tag aber hat dieser Blutfluß aufgehört, und die Blattern sind erschienen. Die Operation macht der Verf. mit einer Lanzette, deren Spitze er in

Po-

Pockeneiter eintaugt. Immer macht er nur einen Schnitt am Arm. Die mehresten von diesen Kindern sind fast gar nicht krank gewesen. Bey zweyen oder dreyen haben sich leichte Zuckungen gezeigt, die aber, so bald die Blattern erschienen, verschwunden sind. Einige haben von der Muttermilch Bauchweh und Durchfälle bekommen, die aber nach den Gebrauch der Krebsaugen, oder des Syrup. de cichor. c. rheo oder Syrup. diacod. vergangen sind. Einige haben die Gelbsucht ohne Schaden und nur kurze Zeit gehabt. Der Verf. hat darauf gesehen, daß die Kranken alle Tage offnen Leib gehabt haben. Die ältern Kinder sind kränker gewesen, als die jüngern, unter andern haben die zwey ältesten von 6 und 4 Jahren, ein würkliches Fieber, aufgeschwollene Drüsen unter den Achseln, Röthe, Geschwulst und starke Schmerzen im ganzen Arm gehabt, da in den jüngern keiner von diesen Zufällen ist bemerkt worden. Eine weitläufige Vorbereitung, in welcher viele Aerzte wichtige Geheimnisse, und den größten Vortheil der Einimpfung suchen, hält der V. in gesunden Kindern ganz für unnöthig. Er vermuthet, daß diese seine ersten Versuche, vielleicht einen noch glüklichern Fortgang gehabt haben würden, wenn die Kinder während der Krankheit den Vortheil einer reinen und gesunden Luft, den man in Hospitälern selten verschaffen kann, hätten genießen können.

In der zweyten hier angezeigten Schrift, sezt Hr. Störk die Versuche über die Einimpfung fort, und beschreibt die Krankengeschichte von 38 Kindern, denen er die Blattern eingepfropft hat, und deren Alter zwischen 6 und 13 Jahren ist. Alle haben wenig Blattern gehabt, sind wenig krank gewesen, und innerhalb 17 Tagen vollkommen genesen. In vielen sind die Zufälle so gering gewesen, daß er fast zweifelt, ob sie

sie würklich angestekt gewesen sind. Die Vorbereitung hat bey allen in einem Purgiermittel aus der Jalappa bestanden. Kein einziger hat während der ganzen Krankheit Arzneymittel bekommen. Man hat ihnen eine freye Diät, den Genuß des Fleisches und der freyen Luft, ja oft ziemlich starke Bewegungen in derselben erlaubt. Die Operation ist im übrigen eben so, wie bey den vorhergehenden Versuchen gemacht worden.

In der dritten hier angezeigten Schrift, sezt Hr. Locher die Versuche wiederum selbst fort, und erzählt die Krankengeschichte von 45 Kindern, die er inoculirt hat. Dreyzehn von denen Kindern, die, wie in der vorhergehenden Schrift gemeldet worden ist, nach der Inoculation so geringe Zufälle bekommen haben, daß fast an einer würklichen Ansteckung zu zweifeln war, hat er zum zweytenmal inoculirt. Es ist aber nach dieser zweyten Operation nichts erfolgt, als eine kleine Röthe um die Wunde, die in wenig Tagen wieder verschwunden ist. Ein und dreyßig neu inoculirte haben die Blattern sehr gelinde gehabt. Die mehresten von denselben hat der Verf. den 14ten Tag nach der ersten Einimpfung zum zweytenmal inoculirt. In den mehresten ist nach dieser zweyten Operation nichts erfolgt, als eine kleine Röthe an der Wunde, die bald wieder vergangen ist, bey einigen aber sind einige Tage nachher neue Flecken und ein Fieber erschienen. Der Verf. erzählt seine Bemerkungen getreulich, enthält sich aber, Schlüsse aus denenselben zu ziehen. Dennoch aber glaubt er bemerkt zu haben, daß durch den Genuß der freyen Luft, und die Bewegungen in derselben, die Menge der Blattern sehr vermindert werde. In einem gesunden Körper hält er alle Vorbereitung vor unnöthig, so auch alle Arzneymittel während der Krankheit, wenn dieselbe ordentlich fortgeht. Die

Be-

Beobachtung einer gar zu strengen Diät scheint ihm gleichfalls unnöthig zu seyn. Bey einigen Kindern hat er zwey, bey andern drey, bey andern nur einen Einschnitt gemacht, ohne daß er einen besondern Unterschied in den folgenden Zufällen bemerkt hat. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Versuche des Verf. lehrreich und angenehm sind, sie würden es aber noch mehr seyn, wenn sich der Verf. bey Erzählung derselben einer angenehmern Schreibart bedienet hätte.

Morbi deterioris notae, Gallorum castra trans Rhenum sita ab Anno 1757. ad 1762. infestantes. Auctore *Iosepho Adamo Lorentz*, phil. ac med. in Augustissimo Ludoviceo Monspeliensi Doctore, olim exercituum, nunc Nosodochii militaris Selestadiensis in Alsatia Medico Regio. Selestadii, typis Francisci Udal. Gasser, 1765. 8. 220. Seiten.

Der Verf. liefert uns Bemerkungen, von einigen Krankheiten, die im lezten Kriege unter denen französischen Truppen vornemlich bemerkenswürdig gewesen sind. Den Anfang macht er mit der Ruhr, von der er fast am weitläuftigsten handelt. Sie ist zuweilen mit einem wirklichen Entzündungsfieber, zuweilen mit einem faulen Fieber verbunden, nie aber ist sie ohne Fieber. Zuweilen gleicht die Krankheit einem Katarrh. Seine Curmethode besteht in lindern und evacuiren. Das Vitrum antimonii ceratum scheint dem Verf. verdächtig zu seyn. Hr. Strack wird oft widerlegt. Mit dem Mohnsaft ist der Verf. freygebig und behauptet, daß er die Ausleerung der scharfen Feuchtigkeiten befördere, indem er die Krämpfe und Zusammenziehungen, die sich der Ausleerung derselben widersetzen, hebt. Er vermi-

schet

ſchet daher den Mohnſaft, mit ausführenden Mitteln. Brechmittel ſind nöthig, aber der Gebrauch derſelben erfordert viel Behutſamkeit. Bey heftigen Fieber und ſtarken Krämpfen iſt oft ein Aderlaß nöthig, und ein Brechmittel ſchädlich. Der Verf. macht die Anmerkung daß die ſchlaffen und unempfindlichen Körper der Deutſchen Brechmittel beſſer vertragen, als die empfindlichen Körper der Franzoſen. Es iſt daher oft nöthig die Hitze und Krämpfe durch Klyſtire und Aderläſſe zu lindern, ehe man Brechmittel giebt. Wider die zuſammenziehenden Mittel eifert der Verf. ſehr. Das 2te Kapitel handelt von verſchiednen Arten der Durchfälle. Der Verf. ſpricht hier vornemlich von den alten auszehrenden Durchfällen, die von einer Verſtopfung der Eingeweide entſtehen. Er braucht hier die allerſtärkſten auflöſenden Mittel, und wenn nach dem hinlänglichen Gebrauche derſelben der Durchfall noch anhält, giebt er die peruvianiſche Rinde und Alaun. Vier Kranke die durch einen alten Fluxum hepaticum völlig entkräftet, und ihrem Ende nahe waren, hat er mit Buttermilch, in welcher er einige Eydotter auflößt, und ein glüend Eiſen löſcht, geheilet. Es giebt veneriſche, *ſcorbutiſche*, arthritiſche, ſcrophulöſe Durchfälle, von welchen ein jeder beſondre Mittel erfordert. So hat der V. eine alte Lienterie, die mit bubonibus in den Weichen verbunden war, und allen Arzneymitteln widerſtand, mit dem Merkurius Sublimatus geheilet. Das 3te Kapitel handelt de peripneumonia et pleuritide. Man ſieht gemeiniglich zu ſehr auf den Auswurf. Die Gefahr oder Hofnung zur Geneſung iſt oft gleich groß, es mag ein Auswurf da ſeyn oder nicht, und man thut unrecht, wenn man, indem man nur um den Auswurf zu befördern, unterläßt, oder um ihn nicht zu ſtören, ſich fürchtet, Aderläſſe und Purgier-

giermittel zu verordnen. Wenn die fünfte oder sechste venae section nichts hilft, so ist zu befürchten, daß die siebende und achte auch nicht hilft, ja gar schadet, indem sie schwächt. Nichts schadet mehr als wenn man den Kranken zu warm hält, die freye Luft ist nöthig. Der Verf. hat bemerkt, daß im Jahr 1758. diejenigen, die während ihrer Krankheit unter Schuppen, in welche die freye Luft allenthalben Zugang hat, gelegen haben, eher und leichter geheilet worden sind, als die sich in Kasernen befunden haben. Mit den Blasenpflastern geht der Verfasser sehr furchtsam um, und glaubt, daß sie Pringle mit zu vieler Dreistigkeit braucht. Ist ein faules Fieber mit der pleuritis verbunden, so giebt er saure Mittel mit großen Vortheil. Im 4ten Kapitel liefert uns der Verf. verschiedne nüzliche practische Anmerkungen von den bösartigen Fiebern, so wie im 5ten von hydrops anasarca. Das 6te Kapitel handelt vom Scorbut, und das 7te vom viertägigen Fieber. Auflösende Mittel, Brechmittel und die peruvianische Rinde sind in den mehresten Fällen hinreichend. Ist die Krankheit hartnäckig, so giebt der V. Kampfer mit Salpeter vermischt, ist der Patiente stark, und sind keine Anzeigen von Unreinigkeiten in den ersten Wegen da, so hebt ein einziges Aderlaß oft die ganze Krankheit.

Ernesti Godofredi Baldingeri, Philos. et Med. Doctoris etc. Introductio in notitiam scriptorum Medicinae militaris. Berolini apud Arnoldum Weverum, 1764. 8. 72 Seiten.

Der Verf., der diese Schrift zuerst einer Streitschrift de morbis militum, die zu Wittenberg unter seinem Vorsiz vertheydigt wurde, beyfügte, giebt dieselbe izt besonders und vermehrt heraus. Etwas

vollständiges darf hier niemand suchen. Der Verf. bittet zwar die Gelehrten ihm die Mängel dieses Buchs durch Briefe anzuzeigen, aber wie viel Briefe würde der Hr. Verf. bekommen haben, wenn die Gelehrten seine Bitte erhört hätten! die Ordnung nimmt der Verf. von den verschiednen Theilen der Arzneywissenschaft. So handelt das erste Capitel de diaeta militum, das zweyte, de militum morbis in genere, das dritte, de militum morbis in specie, das vierte, de militum morbis seorsim, das fünfte, de pharmacopola militari, das sechste, de theropia militari eaque interna, das siebende, de Chirurgia militari. Der Verf. giebt jederzeit blos den Titel der Schrift an, welchen zuweilen eine kurze Beurtheilung folgt, die zuweilen aus Hallers methodo Med. med., zuweilen aus andern gelehrten Nachrichten genommen ist. Alle die Bücher anzuzeigen, die wir hier vermissen, haben wir nicht Raum genug, aber etwas wollen wir erinnern, daß die Einrichtung des Buchs überhaupt betrift. Im erstern Capitel, z. E. welches von der Diät der Soldaten handelt, sollten nicht allein die Bücher angezeigt werden, die ganz besonders, und allein von der Diät der Soldaten handeln, sondern vornemlich auch solche, die einzelne Lehren der Diät abhandeln, welche einen Soldaten vornemlich angehn. Wir vermissen also in diesem Capitel mit Recht Plattner Diss. de morbis ex immunditie, und viele andre Schriften de potus gelidi abusu, de temulentia, de usu et abusu tabaci, de abusu spirituosorum etc. Eben dieses ist auch bey den andern Kapiteln zu bemerken. Der chirurgische Theil dieser Schrift, ist der allerunvollständigste. Hier vermissen wir sogar Hauptwerke. Man hört hier nichts von Purmann, Ravaton, Räuby, und vielen andern wichtigen Schriftstellern. Freylich, um

etwas vollständiges in Schriften von dieser Art zu liefern, wird mehr erfordert, als ein bloßer flüchtiger Einfall.

Hippocrates contractus, in quo magni Hippocratis medicorum Principis opera omnia in brevem Epitomen summa diligentia redacta habentur. Studio et Opera *Thomae Burnet*, M. D. Medici Regii, et Collegii Regii medicorum Edinburgensium Socii. Editio nova diligenter correcta. Argentorati, apud Amandum König. 1765. 8. 17½ Bogen.

Da verschiedne sehr fehlerhafte Ausgaben von diesem Buch erschienen sind, hat sich der Hr. D. Ehrhardt, zu Straßburg, entschlossen, diese Ausgabe zu veranstalten. Er hat sich sehr viel Mühe gegeben, sie, so viel als möglich, ohne Fehler zu liefern. Es ist bekannt, daß dieses Werk einen Auszug der wichtigsten und nüzlichsten Lehren des Hippocrates enthält, welcher mit so guter Wahl und Einsicht gemacht worden, daß ein jeder, der dieses Buch hat, die andern größern, unbequemern und theuern Ausgaben des Hippocrates ganz entbehren kann. Es enthält nur den lateinischen Text, und dieser ist aus des Foesii Ausgabe des Hippocrates genommen, und zwar so, daß die Uebersetzung des Foesii unverändert bleibt, und die Wahl nur die Perioden betrift. Parallel Stellen sind häufig an der Seite angezeigt.

Anton Störks, Beobachtungen von dem sichern Gebrauch und Nutzen des Schierlings, Stechapfels, Bilsenkrauts, Eisenhütleins, und der Zeitlosen, aus dem Lateinischen

 über-

übersetzt, und mit einer Vorrede und einigen Erfahrungen vermehrt, von Georg Ludewig Rumpelt, Churfürstl. Sächs. Hofchirurgo. Zweyte Auflage mit Kupfern. Dreßden und Warschau, in der Gröllschen Buchhandlung, 1765. 8. 384 Seiten.

Der Uebers. ist ein großer Freund von der cicuta. Er führt in der Vorrede einige von seinen eignen Wahrnehmungen an, die den Nutzen und Kraft des Schierlings bestätigen; er sieht es aber für fast unumgänglich nöthig an, daß man sich dieses Kraut sowol, als den Extract desselben, von Wien selbst kommen läßt, wenn man es mit Nutzen gebrauchen will, denn er findet sowol in der äußern Beschaffenheit, als auch in den Wirkungen einen großen Unterschied zwischen dem Wiener und Dreßdner Extract. Die Erfahrungen des Uebers. betreffen vornemlich Scirrhos in der Brust und an andern Theilen des Körpers, die durch den Wiener Schierling glüklich zertheilet worden sind, nachdem man lange vorher das Dreßdnische Extract umsonst gebraucht hatte. Unter andern hat er einen Knoten in der Brust geheilt, der schon schmerzhaft war. Ein bösartiges Nasengeschwür mit einem Beinfraß, das Anfangs von einer venerischen Ursach entstanden, durch eine wiederholte Speichelcur aber, ja den Gebrauch des Sublimats nicht geheilet worden, ist durch den Schierling in kurzer Zeit vollkommen geheilet worden. Vornemlich hat der Uebers. eine Wahrnehmung von einem wahren ofnen Krebs an der Brust, wo die Brust fast ganz weggefressen, die Achseldrüsen geschwollen, die Kranke unerhörte Schmerzen empfunden, und wo der Gebrauch des Schierlings von so guter Wirkung gewesen, daß jezt, da der Uebers. dieses schreibt, die Wunde ganz rein, klein und unschmerz-

schmerzhaft ist. Wir bedauern, daß uns der V. nicht die wirkliche Vollendung der Cur, und die Gesundheitsumstände der Kranken, nach derselben berichten kann. Die Schriften, die uns der Uebers. eigentlich hier in deutscher Sprache liefert, sind die zwey Bücher des Hrn. Störk de cicuta mit dem supplemento, der Tractat de Stramonio, hyosciamo et aconito, und zuletzt der de colchico. Diesen sind drey Kupfer beygefügt, die die ebengenannten Pflanzen vorstellen. Die Uebersetzung ist im übrigen recht wohl gerathen.

P. S. Pallas, M. D. Acad. Caesar. et Soc. Reg. Angl. Sodalis, Elenchus Zoophytorum, sistens generum adumbrationes, et specierum cognitarum succinctas descriptiones, cum selectis Auctorum Synonymis. Hagae Comitum, 1766. et prostat Francofurti ad Moenum apud Fr. Varrentrapp. 8. 451. Seiten mit dem Register.

Es wird niemand an der Vortreflichkeit dieses Buchs zweifeln, der den Fleiß, die Wissenschaft und die vorzüglichen und seltnen Gelegenheiten, diesen Theil der Naturhistorie kennen zu lernen, die der Verf. der sich schon seit langer Zeit in Holland aufhält, hat, kennet. Und in der That sind alle diese Vortheile nöthig, wenn man in diesem Theil der Naturhistorie, den man würklich den schwersten, unausgearbeitesten und sonderbaresten nennen kann, etwas ansehnliches leisten will. Alle Beschreibungen sind von den Originalen selbst genommen, die der Verf. theils selbst lebendig, theils in den ansehnlichen und vielen Sammlungen der Holländer untersucht hat, und daher sind sie genau und zuverläßig. Einige wenige

nige Arten hat er selbst nicht gesehen, sondern aus Büchern kennen lernen, und diese hat er treulich mit einem Stern bezeichnet. Die Ordnung der generum und specierum ist auf die Natur und eine genaue Untersuchung gegründet, daher er denn oft von des Linnaei Ordnung abgeht, und, wie uns deucht, mit vielen Recht. Bey jeder Art sind die Synonyma wie auch das Vaterland angezeigt. Die Spongias sieht er als thierische Körper an, und rechnet sie zum Zoophyten. Unter die genera ambigua rechnet er Tæenias, volvoces und corallina, ob er gleich diese leztern als vegetabilische Körper ansieht. Der Verf. verspricht eine Ichnographiam Zoophytorum Fascikelweise herauszugeben, und dabey diesen Elenchum zum Grunde zu legen.

C. R. Hannes, M. D. physicus vesaliensis, de puero epileptico foliis aurantiorum recentibus servato, ad Vir. Illustr. et Generos. *A. C. de Büchner*, S. R. I. Nobilem etc. Vesaliae et Lipsiae, 1766. imp. F. I. Roederi, 8. 61 S.

Ein Knabe von 15 Jahren bekommt *nach einen* großen Schrecken die Epilepsie. Die Anfälle sind so häufig und heftig, daß der Kranke nur selten und kurze Zeit von denselben frey ist. Beym Anblik der rothen Farbe werden die Anfälle heftiger. Die würksamsten Mittel, als des oleum animale Dippelii, cortex peruvianus, radix valerianus, viscus quernus, moschus etc. halfen nichts. Zulezt, da der Kranke dem Tode schon nahe zu seyn scheint, versucht der Verf. das Decoctum folior. recent. Aurant., und dieses befreyet den Kranken in kurzen völlig von dieser Krankheit. Acht Monath nach seiner Herstellung bekommt der Kranke wieder von neuen

einige

einige leichte Anfälle, die der Verf. aber durch den abermaligen Gebrauch dieses Decocts zu stillen hoft.

Observations et Remarques de Chirurgie pratique, precedées d'une nouvelle Methode d'amputes, par Mr. *Remon de Vermale*, Conseiller, premier Chirurgien de S. A. S. l'Electeur Palatin etc. à Manheim. 4.

Dieses Buch besteht eigentlich aus zwey Theilen, der erste handelt von der Amputation und nimmt 52 Seiten ein, der andre enthält chirurgische Bemerkungen und macht 90 Seiten aus. Es ist bekannt, daß man eine doppelte Methode hat, die Amputation mit zwey Lappen zu machen, nemlich die Ravatonsche und Vermalische. Diese leztere wird hier von ihren Erfinder beschrieben, durch eine Kupferplatte erkläret. Auch werden Exempel von einem glüklichen Erfolg derselben angeführt. Es ist aber auch schon bekannt, daß man bey allen Amputationen mit Lappen und vornemlich bey dieser Vermalischen, die Vortheile nicht findet, die man sich verspricht, daß sie auf Seiten des Kranken so schmerzhaft, und auf Seiten des Wundarztes mit so vielen Schwierigkeiten verbunden sind, daß sich derselben, und vornemlich der Vermalischen jezt fast niemand mehr bedient, ja fast nie bedient hat. Dieser folgt eine Beschreibung der Ravatonschen Methode, und eine Uebersezung der Disputation des Heisters, de nova brachium amputandi ratione. Nun folgen zehn Wahrnehmungen. Sie sind alle chirurgisch, und ziemlich lehrreich.

Kurzer und deutlicher Unterricht, wie man bey einer grassirenden contagieusen Ruhr seine

Gesundheit erhalten und verwahren könne; nebst einem Anhang von einer in der Erfahrung gegründeten Relation und Sentement, der von Anno 1757. bis 1759. in den meisten Orten Deutschlands graßirenden epidemischen Seuche, und sechs besondern Casibus chirurgico medicis, seinen Nebenchristen zum Nutzen entworfen, von Johann Georg Fischern, med. Lic. alias Fürstl. Meinungischen und Hildburghäusischen Amts-Physico ordinario zu Schalkau und Sonnefeld, nunc Herzogl. Sächsischen Physico provinciali Salfeldensi. Frankfurt und Leipzig, 1766. 8. 112 Seiten.

Hr. F. ein Arzt von einer dreyßigjährigen Erfahrung, ein Mann, der viele hundert mit der Ruhr behaftete Kranke geheilt hat, weis seinen Nebenchristen von dieser Krankheit nicht viel zu sagen, wenigstens nicht mehr, als ein jeder Anfänger in der Arzneywissenschaft davon weis. Das wenige *gute*, das wir in diesem Buch antreffen, ist mit so *vielen* einfältigen Geschwätz vermischt, daß man beym ersten Bogen schon müde wird, es zu lesen. Aus der Schreibart sehen wir, daß der Hr. Licentiat ein großer Liebhaber von der lateinischen Sprache ist. Wir wollen zum Beweiß einen Perioden abschreiben. „Sowol aus der Zergliederungskunst (anatomia) und Naturlehre des Menschen (physiologia) ist bekannt, daß die Galle (bilis) vom Geblüt abgesondert, in der Leber (in hepate) zubereitet, durch gewisse Gänge (per certos ductus) zu den zwölfinger Darm (ad intestinum duodenum) und endlich in das Herz (ad cor) gebracht werde.„ Unter die Ursachen der Ruhr zählt Hr.

Hr. F. das Obst. Der Mastdarm ist bey einem mit der Ruhr behafteten Kranken so weit ausgetreten, daß man ganz deutlich die valvula Coli hat sehen können. Was bekommt man nicht in einer dreyßigjährigen Praxi zu sehen!

St.

---

4. Weltweisheit.

Joachim Georg Darjes, König. Preus. Geh. Raths Einleitung in des Freyherrn von Bielefeld Lehrbegriff der Staatsklugheit. Jena, 1764. bey Hartung. 315 S. in 8.

Eine Einleitung in des Herrn von Bielefeld Institutions politiques zu seyn, ist dieses Buch eigentlich nicht geschrieben worden. Der Verfasser versichert selbst, daß es schon zum Theil abgedrukt gewesen, da ersteres, welches von dem, wie der Verf. sagt, „bis zum hohen Grade des Neides verdienten „seel. Gottsched„ übersezt worden, ihm zu Gesichte kam. Meditation, und zwar die dem Verf. eigene Art zu meditiren, leuchtet überall hervor. Zu seiner Absicht ist dieses Lehrbuch auch ganz bequem; es ist systematisch und vollständig. Der Vortrag des Verf. ist aus seinen andern deutschen Schriften schon bekannt. Er ist hier völlig wie in der Moral. In der Vorrede erzählt der Verfasser einen Theil seiner Lebensumstände hier und da mit vieler Aufrichtigkeit.

Lo.

Chr. Fr. Schmids Vernunftlehre zum Gebrauch seiner Vorlesungen. Leipz. bey Langenheim, 1769. in 8. 1 Alph. 13 Bogen.

Zue st etwas aus der Vorrede. „Ich soll sagen „warum ich diese Vernunftlehre geschrieben — „Nicht in der Absicht Ruhm zu erjagen, oder bessere „Lehrbücher zu verdrängen. In einem Jahrhundert, „welches die größten Philosophen hervorgebracht hat, „war es nicht nöthig für das Nachdenken neue Bah„nen zu brechen. Und meine Arbeiten gebe ich auch „für keine Erfindung aus — Unter den Schülern „eines Crusius war auch ich — von Vorurtheilen „der neuern Franzosen und Engländer eingenom„men — kurz, der widerspenstigste unter Crusens „Schülern — Nur die völlige Ueberdenkung seines „Systems — machte mich zu einem Proseliten. Ich „sollte selbst denken und ein Handbuch nach meinem „Geschmack ausarbeiten, die Kunstwörter angeneh„mer und den Vortrag leichter und kürzer machen — „Bey einigen Materien habe ich gar zu sklavisch ge„dacht, und klage mich deswegen selbst an. — Bey „der Erklärung der Syllogismen habe ich von „S. 314 - 333. neue Schlußregeln angegeben — „Diese werden zwar die Probe aushalten; ich glaube „aber nun doch, daß es der Mühe nicht werth war, „sich über diese Theorien so sehr auszubreiten. — „Für allen Paragraphen und Kunstwörtern habe ich „einen angebohrnen Abscheu. Jene habe ich gänz„lich weggeworfen, diese oft vermieden — Sollten „einige darunter noch zu pedantisch und abgeschmackt „scheinen, so wird es mich freuen, wenn bewährte „Kunstrichter unserer Zeit diesen Schaum abschöpfen „wollen.

Der Verfasser ist demnach erstlich von Crusius sodann von einigen neuern sogenannten Kunstrichtern bekehrt worden, und ahmt auch darinn einem dieser leztern nach, daß er seine Arbeit in der Vorrede selbst tadelt, und mit sich selbst im voraus unzufrieden ist.

Ob

Ob er dadurch der anmaßlichen Strenge der Kunstrichter habe entgehen wollen, daß er das Gewehr streckt, und sich auf Gnad und Ungnade ergiebt, lassen wir dahin gestellt seyn. Sein Buch ist aber nicht für Kunstrichter, sondern für eigentliche Philosophen geschrieben. Wenn demnach der Verf. von erstern einen Angriff besorgt, so wird ihn vielleicht die Erfahrung gelehrt haben, daß es auch in der gelehrten Welt Leute giebt, die ihre Befehle in fremde Gebiete eingeführt und beobachtet wissen wollen. So unbillig wollen wir nicht seyn, und uns daher schlechthin auf das philosophische einschränken. Die Paragraphen taugen in Gedichten, Reden, Briefen, Gesprächen, Gemählden, Musicalien rc. allerdings nichts. Sie gehören nicht zum Styl sondern zur Methode, und zwar besonders zur eigentlichen wissenschaftlichen Methode. Daher haben sie die Mathematiker immer gebraucht, und werden sie wohl auch immer gebrauchen. Die Vernunftlehre hat das nächste Recht, wissentschaftlich vorgetragen zu werden, und so hätte sie der Verf. ganz füglich beybehalten können. Das citiren kürzt den Vortrag ab, und kömmt dem Gedächtniß des Lesers zu Hülfe. Denn wissenschaftliche Schriften, und besonders die Vernunftlehre, sind nicht Histörchen, die man immer fortlesen kann, wenn man gleich das vorhergehende wieder vergißt. Man muß sich immer des vorhergehenden wieder erinnern, und allenfalls leicht wieder nachschlagen können. Dieses hat auch der Verfasser nur allzusehr empfunden. Er ließ die Paragraphen weg, und da er dessen unerachtet citiren mußte, so citirt er die Seiten. Diese konnte er nicht citiren, bis die Bogen abgedrukt waren, und so gab ihm sein natürlicher Abscheu vor den §. §. doppelte Arbeit, auf eine wirklich lächerliche Art. Auch dieses merkte der Verfasser, und suchte sich noch

anders zu helfen. Bey den Syllogismen bringt er über 40. Schlußregeln an, diese zählt er der Ordnung nach den Lesern vor, und so oft er sie im folgenden anwenden mußte, citirte er ihre Nummern. Das gieng nun viel kürzer, als wenn er auf den Abdruck warten mußte. Endlich zog die Begierde, eine ganze Vernunftlehr ohne §.§. und dennoch demonstrativisch zu schreiben, noch eine andere Folge nach sich. Er findet sich zuweilen genöthigt zu sagen, daß er einen Satz, den er gebraucht, im Folgenden beweisen werde. Dieses ist offenbar wider alle wissenschaftliche Ordnung, und hatte überdiß den Erfolg, daß er die Seiten der noch ungedruckten Bogen, auf den bereits gedrukten nicht citiren konnte. Kurz, so sehr einige Modeschriftsteller an dem Namen eines Paragraphomachus Ruhm suchten, und die §. §. lächerlich zu machen bemüht waren, so sehr zeigt Hr. S. daß es lächerlich und nachtheilig ist, wenn man sie da wegläßt, wo sie ihren eigentlichen Gebrauch und Nutzen haben. Die erst erwähnten viele Schlußregeln hätte der Verfasser füglich abkürzen, und meistens weglassen können, weil sie nicht in die Vernunftlehre, sondern in die Ontologie gehören. Wolf hatte ganz recht, wenn er die bey den Scholastickern befindliche Vermischung aufhob, die Vernunftlehre auf die Form der Erkenntniß einschränkte, und die Materie in die Metaphysik verwiese. Die drey Hofmannsche Schlußarten der dritten Figur, AOO, AEO, IEO hätten auch ganz füglich wegbleiben können. Der Verfasser zieht überdies in den S. 324. 325. zur Erläuterung gegebenen Beyspielen den Schlußsatz so, daß dadurch die Schlußarten Bocardo, Felapton, Ferison erläutert werden. Die Hofmannsche Figuren gehen höchstens nur dann an, wenn man das Verneinungswörtgen im Untersatze auf das Prädicat schiebt, und damit den Satz

als

als bejahend ansieht. Z. E. anstatt: einige Laster werden nicht bestraft, setze man: einige Laster bleiben unbestraft. Auf diese Art aber erhält man nicht AOO, AEO, IEO, sondern Datisi, Daropto, Disamis. Soll aber das Verneinen bey dem Bindwörtgen bleiben, wie dieses sehr ofte seyn muß, wo man sich mit einem bloßen Termino infinito nicht begnügen will, so ist nichts leichters, als Beyspiele zu finden, wo die Hofmannsche Figuren aufs Ungereimte führen. Z. E. AEO. Alle Triangel sind Figuren. Kein Triangel ist ein Viereck, folglich: etliche Vierecke sind nicht Figuren. Diese Schlußregeln halten demnach die Probe nicht aus, und so wird wohl der Verfasser auch hier, und zwar wider sein Vermuthen, zu sklavisch gedacht haben. Er hat neuere Engländer und Franzosen und Crusius gelesen. Warum nicht auch den ältern Locke, Tschirnhausen, Malebranche, den ältern Verfasser der Art de penser? Warum nicht auch Wolfen, Baumgarten, Daries rc.? Als ein Philosoph hätte er sich immer lieber mit diesen, als mit Kunstrichtern, bekannt machen sollen. Das Fach der Kunstrichter ist eigentlich die Rede und Dichtkunst, Mahlerey, Musik rc. welche von der Vernunftlehre sehr weit abgehen, und z. E. Bilder und Affecten fordern, wo die Vernunftlehre eigentliche Namen und Gemüthsruhe haben will rc. Ihre Kunstwörter sind auch nicht für die schönen Wissenschaften gemacht, und wenn der Verf. einige unrichtig gebraucht, so hat er sich nicht bey Kunstrichtern, sondern bey eigentlichen Philosophen darum zu erkundigen. So z. E. war das Wort symbolische Erkenntniß von Wolfen eingeführt, es hatte seine gute Bedeutung, und wurde wohl aufgenommen, nur des Verf. einiger Führer, ließ sich in Sinn kommen, daß das Wort Symbolum allenfalls auch ein Bild, ein

Sinn-

Sinnbild ꝛc. bedeuten könne, und dieses mit der Begierde zur Neuerung war schon genug von Wolfen abzugehen. Crusius führte zwar mit gutem Rechte einige neue Kunstwörter ein. Er war aber in Absicht auf den Genius der Sprache in ihrer Wahl nicht immer glüklich, und daran mögen sich wohl die sogenandten Kunstrichter gestoßen haben. Daß es nicht nöthig sey, für das Nachdenken neue Bahnen zu brechen, behauptet der Verfasser ohne genugsame Ueberlegung, weil man noch in den wichtigsten Stücken zurücke bleibt, und besonders die Metaphysik eine Bahn fordert, die noch erst nach den strengsten Regeln der Logik gefunden und erwiesen werden muß.

P. B. Stattler Philosophia methodo scientiis propria explanata. Pars I. Logica, Augsburg bey Riegern 8. 1769. 20 Bogen.

Was die Protestanten, seitdem es solche giebt, vorgearbeitet haben, zog sich 20, 40, und mehr Jahre später, endlich auch in die Klöster und in römisch-catholische Länder. Anfangs begegnete dieses dem Studio der Kirchenväter und der alten Sprachen. Nachgehends dem Neutonschen System, und *nun immer* mehr der deutschen Weltweisheit und den deutschen schönen Wissenschaften. Daß ein Jesuite Dennis des Oßians Gedichte in sehr fließenden Hexametern deutsch geliefert habe, zeigt eine frühe Nacheiferung an. Das vor uns liegende Werk, welches ebenfalls einen Inspruggschen Jesuiten zum Verf. hat, zeigt eine Nacheiferung der von Wolfen eingeführten mathematischen Methode. Man sieht aus mehrern Stellen, daß es der Verf. wagen mußte, weil er diese Methode nicht nur als den Wissenschaften eigentlich angemessen erweißt, sondern auch die ihm dawider vorgekommene Einwürfe beantwortet. In den Klöstern

stern ist diese Methode noch neu, wie sie es bey den Protestanten zu Buddeus Zeiten war. Man ist daselbst noch immer gewöhnt, erstlich den Satz zu setzen, einen Syllogismus beyzufügen, und das Prob. major; Prob. minor &c. darauf folgen zu lassen, endlich auch den Einwürfen zu begegnen, und sich durch manches scholastisches Distinguo, so gut es angeht, aus der Sache zu ziehen. Der Verf. zeigt, wie sehr dieses zur Disputirsucht verleite, und wie unnöthig es ist, bey richtig erklärten, bestimmten und erwiesenen Sätzen, an Beantwortung von Einwürfen zu denken. Er giebt zu, die demonstrative synthetische Methode könne übel angewandt werden, man müsse aber das Versehen der Verf. nicht der Methode zur Last legen. In der That, wer beschuldigt die Rechenkunst, wenn jemand sich überrechnet, oder das Sylbenmaaß, wenn ein schlechter Dichter dawider verstößt? Der Verf. sieht auch ganz wohl ein, wo man bey der scientifischen Methode zurücke geblieben, und fordert demnach, daß man bey den Definitionen zeige, woher man sie genommen, und daß man nicht Sätze auf Definitionen gründe, auf welche die Definition selbst vorerst muß gegründet werden. In der Vernunftlehre hat dieses die wenigste Schwürigkeit, weil man z. E. bey Sätzen und Schlüssen ihre Bestandtheile genau kennt und vorzählen kann, und damit kömmt alles auf eine blosse Combination an, wodurch diese Lehre, eben so wie die Trigonometrie vollständig gemacht wird. Wir wünschen daß der Verf. besonders in der Ontologie seinen Regeln strenge folgen, und bey jeden Begriffen, dafern sie nicht einfach sind, ihre Herkunft, Bestandtheilchen und Möglichkeit der Zusammensetzung genau vordemonstriren möge. Dieses ist auch das wichtigste, so man darinn verlangen kann. Denn geht es einmal mit den Definitionen gut, so ist die Syllogistik bereits

viel

viel zu viel ins reine gebracht, als daß es dabey merklich fehlen sollte. Und wenn auch zuweilen dabey gefehlt wird, so sind es schlechthin nur Errores calculi, die auch leicht verbessert werden können. Gegenwärtige Vernunftlehre gleicht übrigens in Absicht auf ihre Anlage so ziemlich der Wolfischen lateinischen, wiewol der Vortrag und mehrere einzelne Bemerkungen dem Verf. eigen sind.

E*

---

5. Schöne Wissenschaften.

Les quatre parties du Jour Poeme traduit de l'Allemend de *Mr. Zacharie*, a Paris chez Musier, 1768. in 8.

Diese Uebersetzung ist mit vortreflichen Kupferstichen von der Hand des berühmten Eisen gezieret, so bald sie uns wird zu Gesichte gekommen seyn, wollen wir mehrere Nachricht davon geben.

Der Tod Adams, ein Trauerspiel von Hrn. Klopstock, in Verse gesezt von dem Verf. der preußischen Kriegslieder. Berlin, 1766. 70 Seiten. in 8. ohne die Vorrede.

Der Tod Adams von Hrn. Klopstock, ist unter uns sattsam bekannt. In wie fern bey dieser versificirten Ausgabe dies Werk, mehrere Schönheiten erhalten habe, läßt sich durch Gegeneinanderhaltung des Originals mit dieser Ausgabe am besten ersehen. Unserm Geschmacke nach, verliehrt Hr. Klopstock, wenn man ihm hier und da ein Wort nimmt, oder giebt, oder umkehrt, um seinen volltönenden hinreissenden Numerus, in ein einförmiges und nicht

sehr

sehr harmonisches fünffüßiges Sylbenmaaß zu spannen, und wir wünschten aufrichtig, daß Hr. Gleim sich mit einer so undankbaren Arbeit gar nicht abgegeben hätte. Wir wollen zur Probe eine Stelle anführen, die beym Klopstock sehr harmonisch ist, und bey der also Hr. Gleim, vermuthlich alle seine Kräfte sollte angewendet haben, um sie noch harmonischer zu machen. Sie steht im siebenden Auftritte der ersten Handlung S. 26.

Der Todesengel.

„So sagt der, der dich aus Staube zum Menschen „schuf: eh die Sonne den Cedernwald hinunter gestiegen „ist; solst du des Todes sterben! Einige deiner Nachkom„men werden entschlummern, einige sterben: aber du solst „des Todes sterben! Das solst du, wenn ich wieder „komme, und auf diesen Felsen trete, und ihn erschüttre, „daß er hinstürzt. Dein Auge wird dunkel seyn, und „nicht sehen; aber dein Ohr wird den donnernden Felsen „hören eh die Sonne den Cedernwald hinunter gestiegen „ist.„

„Adam.„

„Sage dem, der mich geschaffen und gerichtet hat, „daß ich mich aufmache, und komme, und anbete! Fleh „ihn an, du Furchtbarer, daß er Linderung in meine To„desangst mische.„

Hingegen halte man dieselbe Stellen in der versificirten Ausgabe S. 19. und beurtheile selbst, was die Versification verbessert, oder verdorben habe.

„Der Todesengel.„

„der aus Staub
„Zum Menschen dich erschuf, der sagt: Eh noch
„Den Cedernwald die Sonn hinunter ist,
„Solst du des Todes sterben! — Einige
„Von deinen Abgestammten, werden sanft
„Entschlummern, andre sterben, aber du
„Du solst des Todes sterben! Das solst du
„So bald ich wieder komm' Adam! und hier

„Auf

„Auf diesen Felsen trat ein Held! *) und ihn
„Erschütterte, daß er hinunter stürzt,
„Dann wird dein Auge dunkel seyn, nicht sehn,
„Des Felsen Donner aber wird dein Ohr
„Vernehmen! Hören wirst du ihn, eh noch
„Den Cedernwald die Sonn hinunter ist.

Die Vorrede ist an Hrn. Gleim selbst gerichtet, und also von einer andern Hand. Sie vergleichet die Urtheile, die in der Bibliothek der schönen Wissenschaften, in den Briefen die neueste Litteratur betr. in dem *Critical review* und in dem *Iournal etranger* über das Trauerspiel des Herrn Klopstocks, gefället worden, diese Vergleichung ist lehrreich und verdienet nachgelesen zu werden.

Der Vorredner erwähnt S. 5. auch die Italienische Uebersetzung dieses Trauerspiels; er scheint sie aber nicht gesehen zu haben, sonst würde er gewiß die derselben angehängte Abhandlung, worinn die Einfalt des Klopstockischen Styls mit der Einfalt des Styls des Euripides verglichen wird, angeführet haben. Diese Uebersetzung steht in einem sonst höchst mittelmäßigen Journal: Il mondo morale, Conversazioni della Congrega de' Pellegrini, Parte seconda Venezia presso Paolo Colombani, 1760. S. 97. u. folgl. Vielleicht ist es unsern Lesern nicht unangenehm, wenn wir daraus etwas zur Probe anführen, wir wählen dazu, die schon oben eingerukte Stelle:

L'*Angelo della Morte*.

Dice chi ti fece uom tratto di polvere:
Pria che de' Cedri il sol passi la Selva
Tu di morte morrai. Gl. altri tuoi posteri
Quai dormiranno, e quai di lor morannosi;

Tu

*) Dieses, ein Held ist unsers Erachtens ein ganz unschiklisches Flickwort. Der Todesengel, wird doch gegen Adam nicht pralen wollen?

Tu di morte morrai. Quando ciò accaggia
N'avrai dal nuovo mio venire indizio,
Che i passi moverò per questa rupe.
E scuoterolla, con romore e tremito,
Sata coperto l'occhio tuo di tenebre,
Nulla vedrai; ma sentirà l'orecchio
Crollar la rupe, *e di folgore scoppio*
Pria che de' cedri il sol passi la Selva
AD: Di à chi mi creò, e à chi sentenza
Mi diè, ch'io ni apparecchio,
Che vengo, ch'io l'adoro.
Pregal, Angiol tremendo,
Che alcun poco addoloisca
La mia mortal angossia.

Diese Uebersetzung erreicht freylich das Original nicht gänzlich, sonderlich merkt man V. 4. daß der Uebers. den Unterschied, zwischen entschlafen, sterben und des Todes sterben, der freylich im Deutschen schon sehr subtil ist, nicht ganz hat ausdrücken können, und V. 11. hat er den Blitz, sehr zur unrechten Zeit eingeführt. Im Ganzen aber ist die Schreibart natürlich und wohlklingend, und hat darinn vor der deutschen versificirten Ausgabe (wir sagen es ungern) einen großen Vorzug.

G.

Pygmalion eine Cantate. 1768.

Dieses vortrefliche Gedicht des Hrn. Prof. Ramlers ist schon in viele periodische Blätter ganz eingerückt, so daß wir also es nicht erst bekannt machen dürfen. Wir wollen aber doch nicht ganz davon schweigen, und nur eine Stelle zur Probe anführen. Es sey die, wo Pygmalion die belebte Statue anredet:

Erschrick nicht, ich bin dein,
Dein bin ich, meine Liebe!

Du bist für mich lebendig, du bist mein!
Gieb mir die Hand — wie weich! wie warm! —
Und steig herab, und komm in meinen Arm. —

Itzt fühlst du doch? itzt fühlst du meinen Kuß, Elise? —
Schlägt dieses Herz vor Furcht? — schlägt es vor Liebe? —
Fühlst du, wie meines ihm entgegen schlägt? —
Wie meine Braut! du kanst mir nichts zur Antwort geben? —
Ach! bald sollst du mir Antwort geben!

Bald sollen diese Lippen mich
Pygmalion! mein Trautet! nennen.
Bald soll dein süsser Mund mir zärtlich sagen können:
Pygmalion! ich liebe dich! Ende.

Sobald dein Aug erwacht, will ich dich lallen lehren:
Ich liebe dich.
Und eh' dein Aug entschläft, sollst du noch einmal hören:
Ich liebe dich! D. A.

S.

---

6. Schöne Künste.

Musik.

Ode auf den Sterbemorgen der hoechstseeligen Herzogin zu Sachsen-Gotha und Altenburg. Mit harmonischen Schilderungen durch das Clavecin begleitet, von *Johann Gottfried Gölde*, Herzogl. Saechs. Gothaischen Cammer-Musico. Gotha und Leipzig, in Commission bey Christian Mevius Erben, 1768. in Querfolio 6 Bogen.

Wenn das Wort Spielode oder Ode zum Clavierspielen, das zeither so oft vorgekommen ist, noch irgend einen erträglichen Verstand haben kann:

so

so ist diese Ode, glauben wir, die einzige eigentliche Spielode, die noch an das Licht gekommen ist. Und was noch mehr ist, sie ist recht schön. Die Singmelodie ist ausdrückend, und höchst simpel. Die Verbindung der Melodie und Harmonie im 7ten Tacte, über dem in der ersten Strophe befindlichem Worte Schrecken, ist überaus glüklich. Der Hauptgesang bleibt durch alle Strophen eben derselbe. Bey jeder Strophe aber, spielt das Clavier Veränderungen zu dem Gesange, die sich immer auf den Inhalt der Worte beziehen. Diese Veränderungen sind sehr claviermäßig, mannigfaltig, erfindungsvoll, und wohl anpassend.— Daß doch noch keiner von unsern Kunstrichtern, die sich schon so oft über die Spieloden gezankt haben, auf diesen glüklichen Einfall gekommen ist! Freylich, wenn alle Oden so hätten ausgeführet werden sollen; wo würden da die Verleger dazu hergekommen seyn? Aber mußten denn auch alle Oden Spieloden seyn? Wir wünschen dem Hrn. Golde Glück zu dieser ersten öffentlichen Probe seiner Geschiklichkeit in der Composition. Wir versprechen uns noch viel mehr gutes davon.

Unbillig würde es seyn, wenn man verlangte, daß bey dieser musikalischen Einrichtung der vorhabenden Ode, alles so vollständig ausgedrukt seyn sollte, als es etwan die Musik darüber bey einer andern mit allen nach freyem Belieben gewählten Stimmen und Instrumenten versehenen, ausführlichen Ausarbeitung derselben, auszudrücken vermag. Denn eine in den engen Bezirk des musikalischen Liederstyls eingeschränkte Singstimme und ein Clavezin, sind ja doch wahrhaftig kein ganzes Orchester.

Y.

---

7. Philologie und Kritik.

Philologisch-kritische Abhandlung von der wendischen Sprache und ihrem Nutzen in den Wissenschaften, verfasset von M. Georg Körner, P. zu Bockau, und der Gesellschaften freyer Künste zu Leipzig und Augspurg, wie auch der wendischen Ehrenmitgliede. Leipzig, gedrukt bey Johann Gabriel Büschel, 1766. 8. 5 Bogen.

Die wendische Predigergesellschaft, die zu Leipzig im Jahr 1716. errichtet ward, in der Absicht, die Erkänntniß des Heils auszubreiten, hat im verwichenen 1766sten Jahre, da sie volle 50. Jahre gedauret, ihr erstes Jubelfest begangen. Dies giebt dem Verf. Anlaß, in dieser kleinen Gelegenheitsschrift zu handeln, sowol von dem Alterthum, als noch mehr von dem Nutzen, den die Känntniß der wendischen Sprache verschaft, die nach S. 18. vom Churfürsten Johann Georgen II. zu Sachsen, gar eine Fürstensprache genennet würde. Wenn das die jungen süßen Herrn bedächten! Doch denen ist sclavonisch, griechisch, wendisch und tschinesisch ganz einerley, und der Verf. kann ihrenthalben völlig ruhig seyn. Da die Wenden vor zwey tausend Jahren Deutschland um die Hälfte mit besessen, und beyde Völker hie und da oft durcheinander gewohnt haben: so ist daraus sehr begreiflich, daß ein Theil von des andern Sprache einigen Gebrauch gemacht habe. Dies ists, was der Verf. ausführlich zeigt, und wovon wir einige Beyspiele dem Leser vorlegen müssen. S. 39. leitet er den Namen der adelichen Geschlechter von Rex her, von dem wend. und böhm. rek, der Held; von Brösigke,

stirke, wend. briesa, die Birke; briesenka, der kleine Birkwald; von Braune, Braunecke, wend. broin, bron, e, pl. die Waffen, das Gewehr. Die Namen der Oerter Brettin, Pretzsch. S. 35. von breh, broh, das Ufer, Gestade, daher Bredow, Broda, Pratau, vorzeiten Pretazsch, wend. Brohaty, a, e, am Ufer gelegen, wo man überfähret; Stargard, Altenburg, von stary, a, e, alt, und grod, rod, hrod, das Schloß, die Burg; Stolpen von stolp, der Pfeiler. S. 43. wird das Wort liederlich weder von Luder, noch von Lid, d. i. ein Glied, abgeleitet, sondern vom wendischen liede, lieden, leicht, leichtlich, kaum; und also ist ein liederlicher Kerl, der seine Arbeit obenhin verrichtet, daß sie kaum taugt; und ein Liedlohn ein sehr geringer Lohn. S. 50. Keilhaue, von kalam, kloju, hauen, stechen, spalten. Klunse, ein Ritz im Gesteine, von klpjeny, und kloju. Maller, des Köhlers Kohlenhaufen, von mohl, pohln. mogila. S. 51. Sichern, aussüchern, die Feuchtigkeit ausziehen, von suchi, trocken, hager.

Von ökonomischen Kunstwörtern, wie sie in manchen Gegenden üblich sind, und die hier mit Hülfe des wendischen erkläret worden, führen wir folgende für die Liebhaber an: S. 52. „Anewand, ein Stük „Feld oder Wiese, das an einem Wege liegt, von „hono, oder hohn, ein Feldwegsacker. S. 53. „Grummet, in Oberdeutschland Grammet, das „dritte Heu eigentlich, welches nach dem Stoppelheu, „wo man des Jahrs 3 mal abmähet, gemacht wird, „und zwar um S. Hieronymus Tag, wie die Haus„väter gemeiniglich nach dem Kirchenkalender ihre „Sachen zu nennen, noch jetzo die Gewohnheit ha„ben, vom wendischen Grommus, Grolmus, der „Hieronymus, und bey dem gemeinen Manne, der „Grammes, davon auch der Grammesvogel, der

„nach Michaelis und Hieronymus zu fliegen anfängt, „seinen Namen hat. S. 54. Horde, Hürde, ein „Verschlag von Zaunstecken, von hroda, oder hrodz, „der Steckenzaun, hrodzu, zäunen: Kabbelbier, „welches durch das Loos gebrauet und geschenket wird; „so auch Kabbelwiese, eine Gemeinwiese, welche an „die Einwohner verlooset wird, von kabl, das Loos, „kablusu, em, loosen. S. 55. Latten, Sommer„latten, welches zarte, junge und glatte Weiden „vom ersten Wuchse sind, von latki, compar. latsi, „a, e, glatt, schlecht, latke plody, Früchte ohne „Hülsen; und die Latten, als zarte Schosser, die „keine Aeste haben. S. 56. Meeschen, sagen die „Brauer, wenn sie das Bier im Botiche durchar„beiten, von mießu, smießu, rühren, durchrühren. „Petersilje, von selj, das Kraut. S. 57. Peude, „ein kleiner Sumpf, darinn sich der Hirsch und die „Sau wälzen, von Brud, der Unflat, Morast. „S. 59. Die Schiete-Stroh, nicht Schütte, als „von schütten, sondern von schiju, zusammenheften, „partic. schity, a, e, weil sie mit einem Strohbande „zusammen gebunden ist. Striez, der Striezel, „Butterstriez, ein Theil Butter, so viel man auf „einmal essen mag, und zum Verkaufe äußerlich wohl „zugerichtet wird, von trysu, strysil, auswischen, „substant. striecz, stryczi. Schweßen, wenn die „Schmiede durchs Metall zwey Dinge aneinander „festen, von swezu, verbinden, knüpfen. Trucken „Brod, nicht von trocken, treige, sondern von truk, „truki, die Hülsen und Schalen von Erbsen und Boh„nen, welche von armen Leuten mit eingemahlen und „gegessen werden. S. 61. Wiete, ein Band von „Reisholze, welche man drehet und damit flechtet, „von wiju, wiecz, drehen, winden, partic. wity, „a, e. „ Diese im Hausstande und gemeinen Leben

auf

auf dem Lande so häufige Wörter, deren noch mehr im Buch angebracht sind, verdienten es wohl, daß man solche mit Rücksicht auf die wendische Wortforschung sammlete. Ueberhaupt würde sich auch manches ungewisse oder zweifelhafte in der Genealogie, Geographie, Alterthümern ꝛc. durch mehrere Anwendung dieser Sprache verlieren. Zuletzt giebt der Verf. ein vollständiges Verzeichniß der wendisch geschriebenen Bücher, deren einige wenige zur Kenntniß dieser Sprache gehören, die meisten aber dem gottesdienstlichen Gebrauch gewidmet sind.

VI.

Plinianisches Wörterbuch, nebst einem Vorberichte von der Schreibart des Plinius von Joh. Daniel Denso. Greifswald in Ant. Ferd. Rösens Buchhandlung, 1766. 4. just 1 Alph. und 1 Bogen.

Hr. Denso, in Gesellschaft seines Hrn. Verlegers, liefert hiemit das versprochene plinianische Wörterbuch. Freylich ist es ganz etwas anders, als man hätte erwarten können. Aber offenbar ist dieses dem Hrn. Verleger und nicht dem Verf. zuzuschreiben. Zwar darinnen waren sie beyde einig, daß sie kein Verzeichniß der merkwürdigen Sachen beyfügen wollten; je nun, so hätten sie ihr ganzes Wörterbuch können bleiben lassen; denn eben dieses Verzeichniß war bey der unendlichen Mannigfaltigkeit der Sachen im Plinius das wichtigste. In dem zweyten Stük war der Hr. Verleger wo nicht klüger, als Hr. Denso, doch auf seinen Nutzen besser bedacht: ein bloßes Verzeichniß der am Rande ausgezeichneten Wörter würde zu sehr das Ansehn gehabt haben, als hätte der Hr. Verleger seine Käufer zum Besten, und er wollte ih-

nen offenbar eine Sache zweymal verkaufen. Nun mußte Hr. Denso auf ein Mittel denken, wie eben dies geschehe, ohne daß doch die Sache so gar deutlich in die Augen fiel, und nun haben wir ein Verzeichniß der am Rande der deutschen Uebersetzung angeführten Wörter mit den lateinischen Worten des Plinius zur Seite, einmal lateinisch-deutsch und nachher deutsch-lateinisch. Allerdings hat Hr. Denso darinnen etwas rühmliches geleistet, daß er die Namen von natürlichen und künstlichen Dingen oft so glüklich übertragen hat; ein alphabetisches Verzeichniß dieser Namen ist auch mit allem Dank anzunehmen; aber erfüllt dieß den Sinn, und die Bedeutung eines Plinianischen Wörterbuchs? Nein, Hr. Denso, sagen Sie Ihrem Hrn. Verleger, daß er sich künftighin nicht wieder darein mischt, und Ihnen Vorschriften giebt, wie die Anlage eines Buchs zu machen sey; Ihr Hr. Verleger versteht von der Sache nichts. So etwas muß er Ihrer Einsicht und Beurtheilung überlassen. Jammerschade ist es, daß eine so schöne Idee, als ein Plinianisches Wörterbuch, so elend ausgefallen ist. Der Hr. Verf. schickt eine Abhandlung von der Schreibart des Plinius voraus. Als *Ursachen* seiner Schreibart werden angegeben, die *Zeit*, worinn er lebte, wo die Sprache schon sehr durch Ausländer gelitten hatte; die Uebertragung der griechischen Worte und Wortfügungen, da er meistens griechische Schriftsteller vor sich hatte; drittens die Neuheit der Wissenschaften, von denen er schrieb, endlich die vierte Ursache sein melancholisch-cholerisches Temperament. Hierauf wird ein merkwürdiges Verzeichniß der seltnen oder im ungewöhnlichen Verstande angebrachten Wörter des Plinius angehängt. Hr. D. gedenkt noch am Ende seiner Vorrede, daß er sein Exemplar des lateinischen Plinius zu einer neuen Ausgabe in den

mög-

möglichsten Stand gesetzt habe. Eine tüchtige Ausgabe, auch nur eine Handausgabe, wäre immer noch ein artiges Geschenk für das Publikum, aber hierbey müßte der Hr. Verleger ganz aus dem Spiele bleiben. Mit der Kritik wollten wir den Hrn. D. auch nicht bemühen. So gar bis zur Unkenntlichkeit sind doch durch den verkehrten Fleiß der Kunstrichter so viele lieben Alten eben nicht verunstaltet. Ich bin, sind des Hrn. D. eigene Worte (hier spricht der Hr. Verleger nicht mit) von der Kritik selbst ein geringfügiger Liebhaber; bin aber in dieser Kunst von so blöder Hand, daß ich an den alten Schriftstellern nicht gern unbarmherzig schneiden, sondern vielmehr sanft heilen mag. Und daran thut auch Hr. Dens sehr wohl.

A.

8. Geschichte, Geographie und Staatsrecht.

Nouveau Traité de Geographie. Tome I. qui comprend le Dannemark, la Norwégue, l'Island, le Groenland et la Suede. Traduit de l'Allemand de Monsieur le D. *And. Freder. Büsching*. Avec des Augmentations et Corrections qui ne se trouvent pas dans l'Original; Tome II. qui contient la Russie, la Prusse et la Pologne. a Züllichow, aux dépens de la Maison des Orphelins et de Frommann, 1768. 8. Der erste Band hat 628 Seit. und 1¾ Bog. Titel und Vorreden; der zweyte 670 Seiten und 4½ Bogen Register.

Die neue Erdbeschreibung des Herrn Oberconsistorial-raths Büsching, hat nicht nur in Deutschland, sondern auch in fremden Ländern einen so allgemeinen Beyfall gefunden, daß man sie bereits in das Englische und Holländische übersezt hat. Nunmehr ist auch eine französische Uebersetzung davon erschienen. Da das Original lange und genugsam bekannt ist; so begnügen wir uns nur etwas von der gegenwärtigen französischen Uebersetzung anzumerken. Man kann es als ein Glück des Buchs ansehen, daß dieselbe nicht in Frankreich gemacht worden ist. Man weis, wie die Franzosen mit dieser Art Arbeiten verfahren; wie sie dasjenige, was sie nicht verstehen, entweder auslassen, oder auf ein gerathewohl, verändern; wie sie statt dessen, was ihnen nicht gefällt, ihre eigenen Gedanken einschieben, und wie sie, welches ein ihnen und den Engländern gemeiner Fehler ist, die eigenen Namen verstümmeln. Dies ist in dieser Uebersetzung sorgfältig vermieden worden. Und weil dieselbe nicht allein nach der neuesten deutschen Ausgabe verfertiget ist, sondern auch der Herr Oberconsistorialrath Büsching selbst dem Uebersetzer verschiedene Verbesserungen und Zusätze mitgetheilt hat, die wir auch wirklich gefunden haben; so hat diese französische Ausgabe hiedurch einen Vorzug vor den bisherigen Deutschen selbst, bekommen. Hiemit und der genauen Richtigkeit der Uebersetzung sucht ihr Verfasser auch die Fehler der Schreibart, die sich in dieselbe eingeschlichen haben möchten, zu entschuldigen. Ohne uns darüber zu Richtern aufzuwerfen, wollen wir nur ein paar Versehen, die uns vorgekommen sind, bemerken. So müßte es im ersten Bande S. 111. statt 583 *Biens nobles* wohl 583. Terres nobles; statt 15. *Seigneuries*, 15 Comtés, und S. 112. statt *Tous les autres Habitans*, Tous les autres Païsans, heissen. Noch

ha-

haben wir S. 109. eben dieses ersten Bandes, wo von der Breite des Sundes, bey Helsingör, die Rede ist, $1\frac{1}{2}$ *Mille*, statt $\frac{1}{2}$ Mille gefunden. Aber dies rechnen wir zu den Druckfehlern, deren wir auch wenigere in dem Buche wünschen möchten. Weil die Uebersetzung in mehrere Bände, als die, woraus das Original besteht, abgetheilt ist; so hat der Uebersetzer die Quellen, aus welchen der Verfasser seine Nachrichten hergenommen, und welche er, in jedem Theile, zu Anfange angeführet hat, den besonderen Beschreibung eines jeden Landes vorgesetzet. Dies dienet gewissermaßen zur Bequemlichkeit der Leser, welche solchergestalt alles, was sie von einem Lande wissen wollen, zusammen finden können.

Z.

Philipp von Schröter, Königl. Preußischen Lieutenants, unter dem Fürstlich Anhalt-Bernburgischen Regiment Fußvolk, Kriegsgeschichte der Preußen von dem Jahre 1655. bis 1763. herausgegeben mit der Lebensbeschreibung des Verfassers vermehret und fortgesezt, von Johann Friedrich Seyfarth, Königl. Preuß. Regierungs-Referendarius. Frankf. und Leipz. 1764. 1 Alph. 12 Bog. ohne den Vorbericht, in 8.

Enthält aufs höchste nur hie und da brauchbare Materialien zu einer künftig zu schreibenden Kriegsgeschichte der Königl. Preußis. Armee. Man würde, den im letzten Kriege gebliebenen Verf. zu strenge beurtheilen müssen, wenn man ihn als Geschichtschreiber prüfen, und die Ausführung eines so wichtigen Gegenstandes mit kritischen Auge beleuchten wollte.

Als

Als eine Compilation aus verschiedenen zum Theil grössern Werken, möchte man diese Schrift, neben vielen andern in gleichen Tone verfasseten, noch gelten lassen, wenn nur nicht viel unerhebliches, und manches unrichtige, ohne die geringste Prüfung daraus mit eingetragen wäre, das, da der Verf. sein Werk unvollendet gelassen, gar wohl von dem Herausgeber und Fortsetzer hätte berichtiget werden können.

Hieher gehöret z. B. die Beschreibung der Bataille von Cassano und die darauf erfolgte Ungnade des Herz. von Vendome p. 78. Bey Gelegenheit deret bey Spandow 1753. gemachten Manövres hätte unser Verfasser besser gethan, sich in gar keine umständliche Erzählung einzulassen, als eine solche, die damalen zur Beförderung einer unzeitigen Neugierde erdichtet worden, in allen Ernste in eine Kriegsgeschichte der Preussen mit einzurücken. Die Beschreibung des Treffens bey Landshutt, wo der Verlust der Oesterreicher, wider alle Glaubwürdigkeit, bis auf 18000. Mann an Tödten und Verwundeten angegeben wird, gehet ganz auf die Rechnung des Fortsetzers. Wir übergehen mehrere und unerheblichere Unrichtigkeiten, die einem aufmerksamen Leser häufig genug vorkommen werden, und merken nur noch überhaupt an, daß sowol der Verfasser als sein Fortsetzer an vielen Stellen des vor uns habenden Werkes zu den übertriebenen und ungeschmackten Panegyristen gehören, dergleichen, der an sich schon fest genung gegründete Ruhm der Preus. Waffen gar nicht nöthig hat.

**

Vollständige Beschreibung des rußischen Reichs und aller darzu gehörigen Lande, Völker und Oerter, welche aus den zuverläßigsten Nachrichten mit Zuziehung der besten Landcharten und

und neuesten Reisebeschreibungen ans Licht stellt M. Michael Ranft. Leipz. 8. 1707. S. 480.

„Hr. Runsto hat in Lopzagi eine Beschreibung von Russland bey dem Buchführer Heinziußischen drucken lassen, die Hr. Prof. Housin in Hälle nicht hat loben wollen, worüber sich Hr. M. Ranpht in den Dänischen Zeitungen beschweret hat.„ — Was denken die Leser bey dieser jämmerlichen Verzerrung eigenthümlicher Namen? Eben das, was jeder bey des Verf. Geographie von Rußland denkt, der dieses Reich aus Müllern und Büschingen kennt. Denn eben so sehen bey Hrn. Ranft alle rußische Namen nach den Regel aus: kommt ja hin und wieder ein recht geschriebener Name vor, so frappiret es, wie eine Ausnahme.

Aber das ist noch das geringste Uebel. Ganze Seiten liest man weg, woran kein wahres Wort ist! Die sauberen Quellen, aus denen der Verf. seine so betitelten zuverläßigsten Nachrichten (wofür sie auch das Journal Encyclopédique erkennt) her hat, zeigt er offenherzig in der Vorrede an; er nennt allerhand „curiöse und zum Theil seltene Werke und Schriften,„ nur die Sammlung rußischer Geschichte nicht, das einzige claßische Buch in der Art. Wie wenn ein Russe den Einfall hätte, eine Geographie von Deutschland aus den Erdbeschreibern von Nubien und Ravenna, aus Mercatorn, Münstern und Berkenmeiern zusammen zu stoppeln, und dabey die Mine anzunehmen, als wenn er das itzige Deutschland beschriebe, — und sein Buch mit dieser Mine einem deutschen Fürsten zu dediciren?

Schade für den verlohrnen Fleiß des im Schreiben unermüdeten Verf. Schade für die Form seiner

ner

ner Geographie, die wirkliche Vorzüge vor allen bisherigen Geographien hat. Aber was hilft die beste Form, wenn die ganze Materie im Grunde nichts taugt.

Von Voltaire's Geschichte des rußischen Reichs unter Peter dem Großen. Aus dem Französischen übersezt. Zweyter Theil. Frankf. und Leipz. verlegts Heinrich Ludwig Brönner. 8. S. 310.

Gerade wie der erste Theil geistreich, witzig, leicht und fließend, voller unerwarteten Remarquen und gefallender Wendungen; aber dichte mit Faux-Brillans, mit historischen Fehlern, mit historischen Lügen (denn beyde unterscheidet der Verf. selbst in der Vorrede,) und mit falschen Raisonnemens besäet; die eigenthümlichen Namen äusserst verstümmelt, mit einem Worte: alles Voltairisch. Man bewundert den Witz des Geschichtmahlers; man bemitleidet seine nicht selten grobe Unwissenheit; man verabscheuet den moralischen Charakter des Geschichtschreibers, der ehedem die scandaleusesten Anecdoten von Rußland verbreitete, nun aber aus wohlbezahlter Pflicht, die Mine annimmt, solche vertuschen, (aber nicht widerruffen) zu wollen, und dabey immer auch durch boshafte Wendungen dem Kenner der Geschichte und des Voltairischen Herzens stillschweigend sagt, daß er noch seine vorige Gesinnungen hege.

Die armen Russen, wie sind die mit ihrem gedungenen Lobredner des großen Czaars angekommen! vermuthlich reut nunmehr den Kauf den Kammerherrn Schuwalow. Hoffentlich reut es auch den Hn. von Voltaire selbst, daß er sich zu einem ihm auf keinerley Weise angemessenen Tagewerk miethen lassen;

sen: doch was thut man nicht für Geld und gute Worte!

Die Uebersetzung ist steif, unrein, und voller Gallicismen: so wie man meist in Frankfurt am Mayn übersezt.

Z.

9. Gelehrte Geschichte.

Altes und Neues von gelehrten Sachen, aus Dännemark. Erster Band. Koppenhagen und Leipzig, 1768. 8.
Zweyter Band.
Dritter Band. Jeder Band ist zwey Alphabet stark.

Der ungenannte Verleger dieses Buchs besahe vermuthlich einst seine Ladenhüter, und seufzte, daß ihre Menge so groß war. Er wollte die Namen lesen; aber der Staub, der sich seit so vielen Jahren darauf fest gesezt, verhinderte es. Er mußte die Ballen öfnen. Er suchte nach den Titel, und das erste Exemplar hatte keinen. Er suchte weiter; und alles Suchen darnach war vergebens. Denn alle Exemplare waren Titellos. Er sann einen Augenblick dem Unfall nach, wodurch alle Tittelbogen vernichtet worden; und konnte ihn nicht ausfinden. Auch war kein sogenannter Wurm bey der Signatur vorhanden; sonst möchte er leicht gedacht haben: sollte es nicht zu irgend einem Werke gehören, das aus mehreren Theilen besteht? — „Es ist reif zur Makulatur! würde mancher gesagt haben. Allein unser Mann, dachte tiefer: Er überschlug im Hui die Kosten eines neuen Titelbogens, und brachte glücklich heraus, daß der klei-

kleine Aufwand sich reichlich bezahlen würde. Nun kam es also auf Erfindung eines reizenden Titels an. Deswegen gieng er sein Buch eilend durch. Es stehen, sprach er, allerley Jahrzahlen drinn, von 1510 an bis 1746; gelehrte Sachen werden es doch ohne Zweifel seyn, denn es kommt viel Latein vor, ja ganze Lagen, worinn kein deutscher Buchstab steht, als die Signatur; das allermeiste gehört zur Kirchengeschichte von Dännemark und Schleswig-Holstein; und das übrige sind Lebensläufe, des Tycho Brahe und andrer Leute, allerley Briefe, Verordnungen für die Schulen und Universität; Reden, Programmata, Nachrichten von den Inseln Helgoland und Femern rc. — Ja wenn wir nicht schon ein dänisches Magazin hätten! Eine dänische Sammlung von verschiedenen nüzlichen und erbaulichen Materien, sowol alten als neuen ist auch schon da! Endlich gerieth er auf den Titel, den er wirklich gewählt, und mit einemmal war der verlohren geglaubte Titel wieder hergestellt. Die Freude war groß; und noch grösser wurde sie, da sich auch eine nicht völlig abgenuzte Platte fand, worauf eine Gestalt vom Apollo allen Thieren des Waldes was vorleiert. Das wird vollends noch einige Käufer mehr heranlocken! —

Wir wollen keinen einzigen abschrecken, sondern nur den Verleger ersuchen, noch drey Oktavseiten, mit folgendem rechtmäßigen Titel, wie er vor etliche und 20 Jahren eigentlich hieß, von neuen bedrucken zu lassen: Dänische Bibliothek oder Sammlung von alten und neuen gelehrten Sachen aus Dännemark. Siebentes Stük. Kopenhagen in der Buchdruckerey des Königl. Waysenhauses, und auf dessen Verlag, gedrukt von Gottman Friedrich Kiesel, 1745. - - - Achtes Stük. 1746. - - - Neuntes Stük. 1747. Denn werden die Leser wissen,

sen, daß dies Werk nicht einmal etwas completes enthält, sondern blos drey einzelne Bände einer veralterten dänischen Bibliothek, die aus Bänden bestehet.

D. Joh. Carl Conr. Oelrichs, kayserl. Hof- und Pfalzgraven, ordentlichen Lehrers der Rechten bey dem königl. akademischen Gymnasio zu Altenstettin, der königl. deutschen Gesellschaften der Wissenschaften und freyen Künste zu Königsberg, Greifswald und Göttingen, der herzogl. zu Helmstädt und der zu Bremen, wie auch der lateinischen Gesellschaft zu Jena Mitglieds, Entwurf einer Bibliothek zur Geschichte der Gelahrheit in Pommern. Mit historisch-kritischen Anmerkungen. Tam longe lateque se historiae litterariae utilitas diffundit, ut nulla tam sit exigua disciplina, cui illa non faces praeferat: ne quid dicam de ipso intellectu, qui in contemplatione του ολου magis perficitur. Videmus hic quasi ante oculos positam illam per saecula studiorum successionem, *Dan. Georg. Morhof* in Polyhist. lib. I. cap. II. §. 10. p. m. 14. Alten-Stettin und Leipzig, bey Georg Matth. Dreyenstedt, 1765. 8. neun und ein halber Bogen.

Der Verf. hat sich bereits um die pommersche Litteratur durch verschiedene dahin gehörige Schriften verdient gemacht. In dem gegenwärtigen Entwurf sind von ihm blos die Materialien zu einer pommerschen Gelehrtengeschichte gesammlet, so wie er sie mühsam zusammen gefunden; und die Kenntniß, die

uns von den aufgeführten Schriften gegeben wird, ist vollständig und richtig, obgleich eben um der Vollständigkeit willen, auch manch längst vergeßnes Schriftchen wieder hat genannt werden müssen. Auf der 64 S. sehen wir den Verf. in einer ganz unlitterarischen Stellung; er schilt nemlich die poetische Klasse für „was sehr überflüßiges und an sich nicht wohl „praktikables, die aus der Realschule zu Stralsund „wohl hätte wegbleiben können.„ — Nicht doch! Hr. D. Oelrichs lassen diese Klasse immer ungestöhrt; die jungen Leute mögen wenigstens so viel lernen, daß sie künftig einen Poeten mit Geschmack lesen können.

In einer Anmerkung d. 63. S. wünscht er, daß nähere Nachricht gegeben werde von der hohen Schule zu Sundens oder Synda in Hungarn, deren Reichenthal in der Historie des Costnitzer Concils erwähnt, und wovon er bis hieher nichts weiter austreiben können; welches wir für die Liebhaber anzeichnen. In Joh. Stumpfens Beschreibung des großen gemeinen Conciliums zu Costenz, wird der V. a. d. 164 Bl. noch eine kleine Verschiedenheit finden, daß diese Stadt auch Sunders geschrieben wird.

Nächstens haben wir seine diplomatische Beyträge zur Geschichte der Gelehrtheit in Pommern zu erwarten.

Bl.

---

10. Romanen.

Die Geschichte des Grafen von P. Fünfte Auflage. Leipzig bey Junius, 1765. 1 Alph. in 8.

Wie

Wie dieses Buch hat fünfmal können aufgelegt werden, das können wir nicht begreifen. Daß ein junger deutscher Edelmann in Paris von einer Buhlerin hintergangen und geplündert wird, das ist eine Erfindung, die schon unzähligmal in deutschen und französischen Romanen eine Lücke ausgefüllet hat. Hier macht sie den Hauptinhalt aus. Dieses mit dem schlechten Romanstyl und den frostigen Zwischenerzählungen zusammengenommen, konnte nichts anders, als ein elendes Ganzes hervorbringen.

H.

Zuverläßige Erzählung der sonderbaren Begebenheiten des Herzogs von Ripperda, aus einer bisher nicht bekannt gewordenen französischen Handschrift übersezt, und mit einigen zur Erläuterung dienenden Beylagen begleitet. Drey Theile. Frankf. und Leipzig, 1765. zusammen 28 Bogen.

Der Herzog von Ripperda wird in der Geschichte eben so, wie der Baron Theodor von Neuhof, wohl immer ein seltsames Phänomenon bleiben, und wer weis was beyde noch für Rollen in der idealischen Welt der Romandichter spielen müssen. Die Lebensbeschreibungen von beyden, davon die eine so wenig als die andere authentisch ist, sind schon Grundlagen zu künftigen Romanen. Der Verf. der angezeigten hat einige bekannte Begebenheiten aus dem Leben des Herzogs von R. in seinen Schrift eingeflochten und den Mangel der übrigen mit allerhand Histörgen von seiner Erfindung zu ersetzen gesucht. Der ganze erste Theil enthält nichts als Schul- und Studentenstreiche, Liebesbegebenheiten und witzige Einfälle, die dem Herzog beygelegt werden, die aber alle, und die poetischen

vorzüglich, hätten wegbleiben können. Was die sogenannten Beylagen hier sollen, das wissen wir nicht, sie bestehen aus ein paar Friedensschlüssen, wobey der Herzog von R. ist gebraucht worden, und aus einigen Schreiben des englischen Ministers Stanhope an den spanischen Minister, worinnen sich der erste darüber beschwert, daß man den Herzog aus der Wohnung des englischen Abgesandten mit Gewalt hinweg genommen: diese leztern gehören noch einigermaßen hierher, aber die Friedensschlüsse erläutern in der Geschichte des Herzogs v. R. nicht das geringste.

Wl.

Sidnei und Silli, oder Wohlthun und Dankbarkeit, eine englische Geschichte. Kiel bey Hertels Wittwe und Gleditsch, 1766. 3 und ½ Bogen 8.

Ein höchst uncorrecter Abdruck einer ganz mittelmäsigen Erzählung, die im 6ten Theil des Unterrichts und Zeitvertreib für das schöne Geschlecht richtiger stehet.

Die neue Colonie der Venus oder Eroberungen der Cyprischen Göttin. Frankfurt und Leipz. 1767. 6 Bogen in 8.

Eine Tändeley, die vermuthlich aus dem Witze eines Petitmaiters abstammt.

H.

---

11. Naturlehre, Chymie, Naturgeschichte und Mineralogie.

Joh. Chr. Schäffers, Versuche mit Schnecken nebst ausgemahlten Kupfern. Regenspurg,

spurg, 1tes Stük, 1768. 2tes Stück 1769. gr. 8.

Die Spallanzanische Versuche, machten selbst in öffentlichen Zeitungen Aufsehen, und belebten die Neugierde der Naturforscher, wie ehmals die Versuche mit Polypen, so Tremblen bekannt machte. Man kann sich leicht vorstellen, daß so ein Naturforscher, wie Hr. S. nicht zurücke bleibt, sondern des Spallanzani Vorgeben durch eigene Versuche prüfte. Auch dieses wurde in öffentlichen Zeitungen wenigstens vorläufig bekannt gemacht. In der That hätten schon vor 20 und mehr Jahren die Schnecken gleich nach den Polypen vorgenommen werden können. Daß sie schwer zu tödten sind, wußte man längst schon, und so wußte man auch, daß sie in den Küchen lebendig gebraten werden. Man konnte auch denken, daß ein Thier, welches sich nicht mit der Flucht retten kann, und keine Werkzeuge zur Vertheidigung zeigt (zumal, da nicht alle Schnecken Häuser haben,) durch ein desto zäheres Leben geschirmt seyn müsse. Der Erfolg zeigt es nun. Dem Menschen und vielen Thieren wachsen kaum Haare, Nägel, Haut und Säfte wieder nach. Den Schnecken aber die Fühlhörner, der ganze Hintertheil, ja selbst der ganze Kopf, wenn diese Theile gehörig abgeschnitten werden. Diese Theile müssen demnach bey den Schnecken, eben so ihre Wurzeln haben, wie die Haare und Nägel bey den Menschen, und so scheint es, daß auch bey den Schnecken die Wurzeln beym Abschneiden des Kopfes rc. unbeschädigt bleiben müssen. Allem Ansehen nach ist dieses ein Grund mit, warum der Versuch nicht allemale gut von statten geht. Hr. S. merkt an, daß es ihm noch nie gelungen, wenn er die Schnecken mitten entzwey geschnitten. Die lethale Theile, die nemlich mit

Lebensgefahr bey den Schnecken verletzt werden, scheinen unter dem Brustschilde zu seyn, und sind daher mehrerer Sicherheit halben unter dem Gehäuse verborgen und beschirmt. Doch wollen wir dieses denen, so die Schnecken anatomiren wollen, nur als Anläße zum Nachforschen angeben. Das unerwarteste ist wohl dieses, daß Schnecken ohne Kopf dennoch Blätter aufzehren. Das ist beynahe wie der Legendenheilige, der nach der Enthauptung seinen Kopf unter den Arm nahm und ihn küßte. Indessen scheint Hr. S. Versuch keine Legende zu seyn. Das Schneckenmaul mag ebenfalls unter der Brustdecke seine Wurzeln haben, oder es ist der Mechanismus davon so eingerichtet, daß ehe der Schnitt durch den Hals durchgeht, das Maul sich vielleicht durch das bloße Drucken bis unter das Brustschild zurücke zieht. Gleich nach dem Schnitte ziehen sich die Schnecken ein, auch wenn der Kopf selbst weg ist, und dadurch schon wird die Wunde eben so mit Schleim überküttet, wie die Hunde sich lecken, wo sie verwundet werden. Hr. S. beschreibt seine Versuche, sie mögen gelungen oder mißlungen seyn, ohne Unterschied aufrichtig und mit Sorgfalt. Er zeigt auch an, wie viel er noch unentschieden gelassen, und auf künftige Versuche aussetzen muß. Sollten solche Versuche nicht noch bey andern Thieren angehen? Daß abgeschnittene Theile von Schlangen, Eidexen x. noch eine Zeitlang leben, ist bekannt. Auch giebt es Krebse, die statt der einen großen Scheer eine kleine und jung oder neu scheinende Scheer haben. Ist etwan die große abgebrochen und eine neue gewachsen? Im zweyten Theil beantwortet Hr. S. auch einige ihm gemachte und erheblich scheinende Einwürfe, so viel sie sich bey der noch unvollständigen Erkenntniß beantworten lassen, ganz ordentlich und bescheiden erörtert sind. Die Figuren sind nach dem Leben gezeichnet

net und ausgemahlt, und stellen die verschiedene Phänomenen, und das Wachsthum der Theile vor, die nach dem Abschneiden wieder in ihre wahre Integrität kommen.

Joh. Chr. Schäffers Entwurf einer allgemeinen Farbenverein, oder Versuch einer gemeinnützlichen Bestimmung und Benennung der Farben. Nebst zwey ausgemahlten Kupfern. Regensburg bey Weiß, 1769. in 4. 3 Bog.

Herr S. hatte in den Zweifeln und Schwürigkeiten der Insectenlehre unter andern auch den Wunsch geäussert, daß man Mittel finden möchte, beym Insectenmahlen die Mischung der Farben theils leicht zu treffen, theils verständlich davon zu reden rc. Hierüber gieng ihm ein Gedanke bey, dieses möglich zu machen, und diesen Gedanken versprach er erstlich einem gewissen Tagbuche einzuverleiben, und wenn er Beyfall findet, sodann sich in einer eigenen Abhandlung näher zu erklären und einige Proben zu liefern, worauf alsdenn seiner Zeit das Werk selbst folgen könnte. Indessen geht nun Hr. S. von diesem Versprechen, so behutsam es auch angelegt war, ganz ab. Er sagt, daß er dem Tagbuche nichts einverleibt habe, sondern hier sogleich die Proben liefere. Warum nicht aber lieber sogleich das ganze Werk? Ja, da sagt er, daß er zum voraus sehe, daß er an eine weitere Beantwortung dieser Sache schwerlich werde denken, sondern solche andern überlassen müssen. Wir sehen aus der nun vor uns liegenden Probe, daß der Verfasser Ursach hatte, vorsichtig zu Werke gehen, wir sehen aber nicht; daß er Erinnerungen gern Gehör giebt, und dafern er in der That ganz davon absteht, und die Ausführung andern überläßt,

so wollen wir auch nicht für Hrn. S. sondern für andere verschiedenes erinnern. Der Anschlag Farbenmuster methodisch zu Stande zu bringen, ist nicht so neu als Hr. S. glaubt. In des berühmten Göttingischen Astronomen T. Mayers mathematischen Atlas steht bereits eine vorläufige Probe davon, und 1758 las Mayer bey der K. Societät zu Göttingen eine Abhandlung vor: Colorum ex pigmentis commixtis oriundorum computatio. Diese ist zwar noch nicht gedrukt, indessen aber in den Göttingischen Anzeigen 1758. so recensirt, daß man sich ganz leicht einen Begriff davon machen kann. Die Mayerische Methode muß immer zum Grunde gelegt werden, wenn man auf eine demonstrative Art richtig verfahren will. Mayer bringt alle Farbenmischungen auf eine sinnreiche Art in einen Triangel, der behörig in Fächer getheilt ist, und die Mischungen lassen sich dadurch schon aus der Stelle erkennen, die jedes Fach hat. Mayer braucht die geringste mögliche Zahl von einfachen Farben, und diese sind nebst dem weissen und schwarzen, Königsgelb, Bergblau, Zinnober. Mit deren Vermischungen, die Mayer sehr methodisch angiebt, lassen sich alle andere Farben ganz gut vergleichen. Hr. S. hingegen nimmt 28 einfache Farben, und zwar nur solche an, die bey dem Insectenmahlen vorkommen. Diese theilt er und zwar sehr ungleich in 7 Classen, und legt sie auf dem ersten Kupferblatt den Lesern vor. Sie sind nicht alle gleich gut aufgestrichen. Auf dem zweyten Kupferblatt kommen erstlich die 8 einfache rothe Farben, Menning, Cochenille, Zinnober, Carmin, Kugellack, Brasilien, Florentinerlack, Englischroth nochmals vor. Hr. S. fügt aber noch 25 andere auf das rothe ziehende Mischungen seiner Hauptfarben bey, und läßt zu fernern Mischung noch 117 leere Fächer. Für jede der 25 Mischungen giebt er

die

die gemischte Farben an, aber ohne im geringsten anzuzeigen, wie viel, oder wie wenig von jeder gebraucht worden. Da das Papier an sich weis ist, so müßte auch angegeben werden, wie stark die Farbe aufgetragen werden soll, und wiefern dadurch die Einmischung von Bleyweis entbehrlich wird. Hr. S. ist auch um die Benennung aller Mischungen besorgt, und findet Schwürigkeiten dabey. Allein, wenn die Namen im strengsten Verstande wissenschaftlich seyn sollen, so müssen sie nicht nur die gemischten einfachen Farben, sondern auch die Doses von jeder angeben. Und dieses kann eben so geschehen, wie die Logicker ihre Schlußarten wissenschaftlich zu benennen, Mittel gefunden haben. Mayer z. E. würde für seine fünf Grundfarben, die Selbstlaute a, e, i, o, u, nehmen, und sie weis, roth, gelb, blau, schwarz nennen. Und da er in $\frac{1}{12}$ Theilen angiebt, wie viel von jeder genommen werden, so würde er die 12 Mitlauter, b, c, d, f, g, h, k, l, m, n, p, r als Nummern ansehen, und jedem Selbstlaute seinen Mitlaut beyfügen. Diese wissenschaftliche Namen könnten sodann beygefügt werden, welchen Farben in der Natur, welchen Mahlerfarben, und welchen Mischungen derselben die durch sie angezeigten Farben entsprechen. Und so würde ein solches Farbenregister nicht nur den Mahlern sehr dienlich, sondern zugleich demonstrativ und physisch richtig seyn.

J. A. H. Reimarus, Ursache des Einschlagens vom Blitze nebst dessen Abwendung von Gebäuden, aus zuverläßigen Erfahrungen. 1769. 8. 8 Bogen. Langensalze bey Martini.

Die Aehnlichkeit des Blitzes mit den electrischen Erscheinungen, und die Bemerkung, daß die Electricität nicht gegen jede Materien gleichgültig sey,

veranlaßte einige engländsche Naturforscher dem Weg, der den Wetterstrahl beym Einschlagen nimmt, genauer nachzuspühren, um zu sehen, was sich allenfalls daraus würde folgern lassen. Der Verf. ahmte diesem Beyspiele nach, als 1767. im August der Nicolaithurm vom Blitze getroffen wurde. Aus dieser und andern von ihm gesammelten Wahrnehmungen, die er anführt, folgt überhaupt so viel, daß der Blitz vorzüglich gegen das Metall gehe, dessen Richtung folge, von da gegen das in der Nähe befindliche Metall springe, und fürnehmlich beym Annähern und Wegspringen von dem Metall gefährlich sey. Hieraus folgert Hr. R. eben so wie Watson und Delaval, daß einzelne Stücke Eisen, dergleichen z. E. die Anker und Klammern sind, das Gewitter fürnehmlich gegen sich ziehen, und daß man Franklins Rath, den Blitz vermittelst eiserner Drate von dem Gibel des Daches bis in ein fließendes Wasser zu leiten, mehrerer Aufmerksamkeit werth zu achten habe, als bisher geschehen ist. Die Schrift ist überhaupt lesenswürdig, und mag Anlaß geben, auch bey künftigen Wetterschlägen noch fernere Bemerkungen zu sammeln, daraus sowol die Mittel zur Ableitung vollends bestimmt, als Regeln für die Baukunst hergeleitet werden mögen. Es scheint indessen immer, daß man vorzüglich darauf denken müsse, wie die Materie des Blitzes nicht nur überhaupt abgeleitet, sondern an solche Oerter geleitet und daselbst entzündet werden könnte, wo es ohne Schaden geschehen kann. Denn zur Reinigung der Luft scheint das wirkliche Entzünden immer nützlich und nothwendig zu seyn.

E*.

---

12. Mathematik.

Traite des Fleuves avec l'Art de bâtir dans les eaux et de prevenir leurs ravages par *Jean Isaye Silberschlag*, Pasteur de Magdebourg et Membre de l'Academie Royale des Sciences de Berlin. Ouvrage traduit de l'Allemand par Mr. d'Au *** Officier Reformé. à Paris chez Charles-Antoine-Jombert, Rue Dauphine, 1768. 130 Seit. in gr. 4. mit Kupfern.

Dies ist die Uebersetzung einer Schrift, mit der der itzige K. Oberconsistorialrath Hr. Silberschlag in Berlin, den von dem Verfasser der ökonomischen Nachrichten auf diese Frage gesezten Preiß erhielt. Das Original ist den gedachten ökonomischen Nachrichten einverleibet, und auch besonders zu Leipzig in 8. gedrukt.

A. L. F. Meister de Catapulta polybola commentatio. Göttingen bey Boßiegel, 1768. in 4. 8 Bog. 4. Kupferplatten.

Von den Werkzeugen, deren sich die Alten statt unseres dermaligen groben Geschützes, im Kriege bedient, ist seit der Erfindung des Pulvers wenig oder nichts in den Zeughäusern und alten Rüstkammern übrig geblieben, und Vitruv war lange der einige Schriftsteller, der von ihrer mechanischen Einrichtung etwas umständlich, aber so dunkel und verworren geschrieben, hinterlassen, daß man es seinem Ausleger Perrault kaum verdenken kann, wenn er das Räzel nicht ganz auflösen konnte. Endlich wurden einige griechische Manuscripte von Philo, Heron und andern hervorgezogen und durch den Druk bekannt gemacht,

und so hatte man einige Data mehr, die besonders dem Hrn. Silberschlag in Aufklärung des Vitruvischen Textes gute Dienste thaten. Hr. M. betritt hier eben die Bahn, und fängt mit der Erzählung an, was in der Sache von andern z. E. von Philander, Lipsius, Perraut, Folard gethan worden. Dabey aber wird Hr. Silberschlag, welcher wohl das beste gethan hat, übergangen. Hr. M. durchmustert hierauf die alten Kriegswerkzeuge überhaupt, jedoch ohne sie in Kupfer vorzustellen, und wendet sich endlich zu der Catapulta polybola, wobey er den Text des Philo lateinisch anführt, die Umschreibungen demselben einschiebt, in beygefügten Noten die Uebersetzung prüft und dadurch das, was Philo sagen wollen, deutlicher zu machen sucht. Die Figuren stellen die Katapulte nach fünf verschiedenen Profilen so vor, wie Hr. M. sich dieselbe dem Texte zufolge, begreiflich machen konnte. Man kann sie mit den Silberschlagschen vergleichen, welche in mehrern Stücken deutlicher sind, und besonders die Art, wie die sogar große Kraft erhalten wurde, vorstellig machen, welche Hr. M. blos mit Worten anzugeben sich begnügt. Die Frage, wodurch die Alten eine so große Kraft bey ihren Kriegswerkzeugen erhielten, ist in der ganzen Sache immer die wichtigste, weil alles übrige nur auf die mechanische Einrichtung ankommt, welche auf mehrerley Arten ganz leicht ausgedacht und verändert werden kann. Alles übrige betrift sodann die Bedeutung der von den Griechen und Römern dabey gebrauchten Wörter, und die davon abhängende Möglichkeit, die Beschreibungen der alten Belagerungen und Schlachten besser zu verstehen.

J. M. Hasenkamp, Geschichte der Bemühungen, die Meereslänge zu finden. 1769. 8. 4 Bogen. Rinteln bey Berth.

Der

Der Verf. führt einige Veranlassungen zu seiner Geschichte an. Eine in England gethane Reise ab ihm von verschiedenen Umständen genauere Nachchten. Und was von Harrison, le Roy, Maskene rc. zuweilen in öffentlichen Blättern berichtet worn, erregte die Neugierde auch von solchen Lesern, e eben weder Geographen noch Astronomen sind. ür diese schreibt der Verf., und sein Vortrag ist in so rn ziemlich verständlich. Indessen hätte auf dem itel eigentlich die Bestimmung: neuern Bemühngen stehen sollen. Denn seine Erzählung betrift uch eigentlich nur diese, weil er sonst wenigstens bey er Mondfinsterniß während der Schlacht von Arbela ıfangen, die Erfindung des Compasses anführen nd auch von Huygens Pendeluhr und seinen Reisen ätte Erwähnung thun müssen. Seine Erzählung hränkt er aber auf Harrisons und des le Roy Uhren nd auf die Mayerschen Tabellen ein, führt aber, as in den nächst verflossenen Jahren damit vorgeangen, umständlich an, und erwähnt ebenfalls, was ımal seit Wargentins Bemühungen, in Absicht auf Jupiters Trabanten, vorgenommen worden. Daß Neyer besser als Euler, und Clairaut gar nicht behnt worden, scheint dem Verfasser nicht ganz einleuchten. Mayer gab die eigentliche Data her, ıne welche alle Theorie nichts hilft. Ueberdies hat Nayer allerdings auch Theorie zu Hülfe genommen, nd besonders war seine Methode, die Data aus einer Nenge von Beobachtungen, worinn sie immer verıengt waren, auszusondern, viel schwerer, als die lairautsche Mondstheorie. Kurz, es gieng Mayern ie dem Columb, nach welchem jeder theoretisch und ractisch eine neue Welt findet. Wenn der Verfasser ıgt, daß man in England die Mayerschen Mondsıfeln verbessert habe, und wenn dadurch nicht die von

Mayer

Mayer selbst nachgeschikten Verbesserungen verstanden werden, so bleibt aus guten Gründen noch immer die Frage, ob es in der That Verbesserungen sind. Dieses läßt sich so geschwinde nicht ausmachen. Man hatte theils in England, und besonders in Frankreich, vermuthlich aus Nationalgründen, alles versucht, die Mayerschen Tafeln verdächtig zu machen, und sich wenigstens noch damit zu schmeicheln, daß sie künftig nichts mehr taugen werden. Allein P. Hell, ein Astronome, der sich nicht so leicht einnehmen läßt, eifert mit Recht dawider, und der Verfasser hätte ganz wohl ein besseres Zutrauen zu Mayers Genie haben können.

Anleitung zur Verfertigung schöner Zimmerwerks-Rissen, und wie solche mit Tusch oder Farben auszuarbeiten sind, enthaltend die Proportion der deutschen, französischen und italienischen Dächern, sammt ihren Verbindungen. Ingleichen allerley Werksätze, reguläre und irreguläre, und wie die Schiftung auf denenselben vorzunehmen. Desgleichen wird auch ein Bundhaus und Catton-Hänge vorgestellet. Auch allerley Kuppeln und neufaconirte Thurn-Bedeckungen. Und endlich wird auch Anweisung zu unterschiedlichen Arten Brücken gegeben. Denen jung angehenden Zimmerleuten und andern zum Besten an das Licht gestellet, von Lucas Voch, Architecte und der kayserlichen Academie der freyen Künste Mitglied. Mit allerhöchster kayserl. Freyheit. Augspurg, in Verlag des Verfassers, 1766. 4; 4½ Bog. Text, 10 halbe Bogen Kupfer. Die

Die Risse sind zwar nicht von den feinsten, drucken aber nach Maasgabe ihrer geringen Grösse, alles noch ziemlich genau aus, und enthalten viele brauchbare Sachen; der Hr. Verf. hat sie selbst in Kupfer gestochen. Die Beschreibungen aber sind viel zu kurz und, wie uns dünket, etwas verworren; jung angehende Zimmerleute dürfen schwerlich sich sehr daraus erbauen; und wer die Sprache der Zimmerleute nicht schon verstehet, noch weniger. Die ganze Anleitung zur Verfertigung schöner Zimmerwerks-Rissen und wie solche mit Tusch oder Farben auszuarbeiten sind, stehet auf einem Blatt. Bey Proportionirung der italienischen Dächer macht unser Hr. Architecte zwo verschiedene Arten daraus, daß man die Breite entweder in 3. Theile theilet, und einen davon zur Höhe nimmt; oder daß man sie in 6. Theile theilet und zween davon zur Höhe nimmt; und damit es ja niemand unrecht verstehen möge, so sind hier beede Dächer in Kupfer gestochen und die Abtheilungen und Zahlen dazu gesezt.

Allgemeine Regel der Rechenkunst, oder neueste Art alle Aufgaben in welchen etwas eine Verhältniß zu andern Dingen hat, kurz und leicht aufzulösen: in holländischer Sprache von K. C. de Rees verfertiget, nunmehro übersetzet von einem Liebhaber mathematischer Künste. Vierte verbesserte Auflage. Bremen, 1766. im Verlage bey Georg Ludwig Förster, 13 Bogen in 8.

Die Vorrede gedenket schon dieser vierten Auflage und ist gleichwol noch unterschrieben: Göttingen den 24. Heumon. 1751.

Sa-

Salamon Haasens, Rechenmeisters in Darmstadt, selbstlehrende Rechenkunst, worinnen alle sowol in die Handlung und Haushaltung, als auch in die Rechtsgelehrsamkeit einschlagende Rechnungsarten auf eine sehr deutliche und kurze, zum Theil noch nie gezeigte Lehrart vorgetragen werden; nebst einer gründlichen Anleitung zur Verhältniß und Vergleichung der Sätze in der Regel de Tri gegeneinander. Zweyte übersehene Auflage. Frankfurt und Leipz., bey Heinrich Ludwig Brönner, 1766. 8. 1 Alphabet 4 Bogen.

Ferner:

Salamon Haasens, Rechenmeisters in Darmstadt practischer Rechenschüler, worinnen alle im gemeinen Leben vorkommende Fälle nach der kürzesten Art auf das deutlichste erkläret anzutreffen sind, so daß ein jeder die Rechenkunst ohne Anweisung daraus erlernen kann. Frankfurt am Mayn, 1765. in der Andreäischen Buchhandlung, 1 Alph. 7. Bog. in 8.

Ich schreibe, sagt der Verf. in der Vorrede, in meiner angetretenen Laufbahn muthig fort, und lasse jetzo das sechste, abermalen ein blos practisches Werk das Licht erblicken. Absicht, Inhalt und Vortrag ist ohngefähr wie im vorher angeführten Rechenbuch.

Der neue geometrische Universal-Meßtisch nach seiner Zusammensetzung und nach seinem Gebrauch kurz und deutlich beschrieben von Georg Friedrich Brander, der Churfürstl.

Bay-

Bayrischen Academie der Wissenschaften Mitglied und Mechanicus in Augsburg. Augsburg, verlegts Eberhard Kletts seel. Wittib, 1767. 4 B. in 8. 1 Kupfer.

Dieser Meßtisch unterscheidet sich von den gewöhnlichen hauptsächlich darinn, daß, statt des Diopternlineals, ein sich vertical bewegender Tubus angebracht ist; daß man, mit Hülfe eines in das Tischblat versenkten getheilten halben Zirkels, die Winkel nach Graden messen; und daß man vermittelst eines andern, seitwärts am Tisch befestigten halben Zirkels und seines Senkbleyes und Tubi, auch die Höhenwinkel finden und nivelliren kann. Beede Tubi sind mit einem, im Brennpunkt des Objectivglases befindlichen, Mikrometer versehen. Dieses ist ein eben geschliffenes Glas, auf welchem eine Scala der Subtensen für zwey Grade, von zwey zu zwey Minuten, verzeichnet ist. Seine Absicht ist, nicht nur kleine Winkel unmittelbar damit zu messen, sondern auch bey dem gewöhnlichen Gebrauch des Limbus, der nur in Grade abgetheilt wird, den Ueberschuß der Winkel in Minuten anzugeben; ja selbst die Gleichheit der abgetheilten Grade des Limbus auf die Probe zu stellen.

Unter andern zeigt der Hr. V. wie man die bekannte schöne Aufgabe: Aus der gegebenen Lage dreyer Oerter, die Lage unsers Standortes zu finden, auf seinem Meßtisch mechanisch auflösen könne. Wir zweifeln gar nicht, daß der Hr. V. vor sich auf diese Methode verfallen ist, denn sie bietet sich von selbst an; es ist aber die nemliche, deren wir im 3ten Band der allgem. d. Bibl. im 2ten Stük, bey Recensirung der Lambertischen Beyträge, gelegenheitlich gedacht haben. Wir wollen nun noch ein paar Erinnerungen über den Universalmeßtisch selbst machen. Erstlich

finden wir kein bequemes Mittel, ihn auf ungleichem Boden Horizontal zu stellen; zweytens kommt uns die verticale Bewegung des Tubus, um eine so kurze Achse, nicht zuverläßig, wenigstens der übrigen Genauigkeit nicht angemessen genug vor; drittens gefällt uns nicht, daß man das Lineal mit dem Tubus so oft vom Mittelpunkt des getheilten halben Zirkels wegnehmen muß, als man den Meßtisch zu seinem natürlichsten Gebrauch, nemlich die aufgenommene Felder auf der Stelle darauf zu verzeichnen, gebrauchen will.

Alles dieses hindert uns gleichwol nicht, des Hrn. B. vorzügliche Fähigkeiten zu erkennen, und der practischen Geometrie, durch seine fernern Bemühungen, große Vortheile zu versprechen.

Anweisung, wie die geradlinichten Figuren nach einer gegebenen Verhältniß ohne Rechnung, blos geometrisch auszutheilen sind. Mit illuminirten Kupfern. Aus Herrn Ozanams Tractat de la Division des Champs genommen. Nürnberg, gedrukt und verlegt von Johann Joseph Fleischmann, Raths- und Canzleybuchdruckern, 1767. 8. Vier Bogen Text, und 3 Kupfer.

Vermuthlich die Arbeit eines Anfängers, der seine Freude an demonstriren findet. Die Beweise sind so ängstlich in ihre Syllogismen zergliedert, und nehmen so viele unnöthige Umschweife, daß einem Leser, der die gemeine Geometrie (wie es der Verf. nennet und voraussetzet) schon verstehet, wenig damit gedient seyn dürfte; und einem andern sind sie doch noch nicht deutlich genug. Der Beweis der Parallelen Hal-

birung

birung eines Trapeziums nimmt beynahe vier Seiten ein; hingegen wird die Auflösung der Aufgabe: Ein gegebenes Polygon (aus einem Punkt) in beliebige gleiche Theile zu theilen, auf nachfolgende Weise überaus concis bewiesen: Kommt in dem ganzen Proceß nichts neues vor. Um Vergebung, recht sehr viel neues. Man darf nur die Auflösung an einer Figur versuchen, die viele Seiten und viele einwarts gehende Winkel hat; so zeigt sich, daß diese Eintheilung aus einem beliebigen Punkt oft unmöglich wird, und da, wo sie möglich ist, den allgemeinen Beweis ziemlich schwer macht.

Anleitung zum Wasserbau an Flüssen und Strömen, denen daran wohnenden, wie auch angehenden Architecten und andern Liebhabern der Wasserbaukunst zum Nutzen herausgegeben von Lucas Voch, Archit. und Ingen. wie auch der Kayserlichen Akademie der freyen Künsten Mitglied. Augspurg, bey Elias Tobias Lotter, Buchhändler, 1767. 2½ Bogen Text, 2 halbe Bogen Kupfer.

Die Absicht ist, die Silberschlagische Schrift zu ergänzen; und solche Stromwerke anzugeben, zu deren Ausführung man keinen erfahrnen Baumeister braucht. Es werden die Werkzeuge, die Materialien, die Gelegenheiten zum Bau, und die Ausführung selbst, beschrieben. I.

---

13. Kriegswissenschaft.

Der Parthengänger, oder die Kunst den kleinen Krieg zu führen, durch den Hrn. von Jeney.

Aus dem Französischen übersezt, und mit Anmerkungen erläutert. Stuttgard, bey L. F. Cotta. 1765.

Der Parthengänger des Hrn. von Jeney, verdiente wohl nicht der Vergessenheit entrissen zu werden, der er schon eine geraume Zeit überlassen war. Er enthält wenig lehrreiches, aber desto mehr übertriebene Gedanken eines schimärischen Kopfs. Der Uebersetzer hätte sich daher die Mühe nicht geben dürfen ein an sich schon schlechtes Buch, schlecht zu übersetzen. Wer er eigentlich sey, wissen wir nicht; mit seiner undeutschen Sprache aber, haben wir uns gleich auf den zwey ersten Bogen bekannt gemacht. Wir finden folgende ganz undeutliche und provinzial Ausdrücke: als Vorfallenheit, Hindernuße, Kien, Krimme, Glene, u. s. w. Er sucht sich zwar hierüber zu entschuldigen, indem er in der Vorrede sagt: „Sollte ich aber irgendwo, aus Unachtsamkeit, oder „aus Unwissenheit, von der feinsten deutschen Sprach„lehre abgewichen seyn; so glaube ich, daß dieses „Verbrechen, wenn man vor den Soldaten schrei„bet, sich schon noch vergeben lasse.„ Beyleibe nicht! auch Soldaten besitzen Geschmack, und sind mit uns völlig eins, den Uebersetzer recht sehr zu bitten, die militärische Welt künftig mit seinen Uebersetzungen zu verschonen! Wie wenig er das Original verstanden, kann folgendes erweisen. Der Herr v. J. spricht von der Größe, welche ein Infanterist haben soll, und sagt, il convient donc qu'un fantassin soit de cinq pieds, six pouces au moins, et plus quand on les trouve. Aber der Hr. Uebers. S. 9. dennoch ist es zuträglich, daß man Fußgänger, von fünf Fuß sechs Zoll, etwas darunter oder darüber nehme, wenn man sie haben kann. S. 11. Bringt er so ver-

verworren Zeug zum Vorschein, das ihm selbst unverständlich gewesen seyn muß: der Hr. J. bildet sich falsch ein: die Dragonerpallasche seyen Stoßdegen, und zieht ihnen die Säbel vor. Se sais sagt er, que les premier (gerade Degen) ont le coup plus meurtrier (sie verwunden gefährlicher) aber er will deswegen nichts von ihnen wissen, weil quand le cheval est en plein galop pour attaquer, le cavalier portant la pointe du sabre à son ennemi, doit le percer, par consequent arreter son cheval et son action pour degager le sabre. Es ist klar, daß hier von Stoßdegen geredet wird, und niemand wird sich durch das übel gebrauchte Sabre irre machen lassen, und unser Uebersetzer hat es nicht fassen können, und sagt „ich weis wohl, daß die erstere stär„ker hauen. — Wenn das Pferd in vollen Galopp „zum Angriff ist, so muß der Reuter, der seinen „Säbel mit der Spitze gegen den Feind führet, den „Feindlichen durchrennen, folglich um dem Säbel „wieder heraus zu ziehen, sein Pferd anhalten, und „er kann weiter nichts vornehmen.„ Zuerst haut er, und denn will er dem feindlichen Säbel mit dem seinigen durchrennen, wenigstens klingt es so. Die Zeichnungen, die er bey dem Hrn. v. J. mit Recht für schlecht hält, sind von den seinigen nicht sehr unterschieden. Obgleich in der Uebersetzung die Kupfer etwas feiner sind, so hat im Gegentheil die Zeichnung beynahe so wenig Verhältniß, als die des Hrn. v. J. Aus der 7ten Tafel, ist gar aus einem Berge der im Original perspectivisch vorgestellt ist, ein großer Grund gemacht worden. Das einzige, welches wir an den Hrn. Uebers. billig loben müssen, ist, daß er uns mit der medicinischen Kenntniß des Hrn. von J. verschonet hat.

Kl*

Versuch über die Lagerkunst, oder Anleitung, ein Feldlager auszumessen und abzustecken, aus dem Französischen des Hrn. Le Blond übersetzet von Johann Moritz Grafen von Brühl, Obersten der Königl. Französ. und Chursächs. Armeen. Colmar, gedrukt bey Joh. Heinrich Decker, Königl. Buchdrucker 1767. 13 Bog. ohne die Vorrede.

Wir können nicht leugnen, daß die ausserordentliche Bescheidenheit, des Hrn. Gr. von Brühl, wormit er, die vor uns habende Uebersetzung, als eine Beschäftigung seiner Nebenstunden dem Publikum vorlegt, und die in seinem Vorberichte geäusserte, und bey Deutschen von seiner Geburth, und Stande eben nicht so gewöhnliche Liebe zu seiner Muttersprache, uns nicht gleich anfangs sehr zu seinem Vortheile sollten eingenommen haben. Allein wir müssen auch gestehen, daß wir nach einer nähern Prüfung uns des aufrichtigen Wunsches nicht enthalten können, daß alle französische Kriegsbücher in die Hände so guter, und der Sache gewachsener Uebersetzer fallen möchten. Wir haben diese Uebersetzung richtig, deutlich, und ihrem Original vollkommen angemessen befunden, übrr welches sie noch, durch des Hrn. Gr. beygefügte Anmerkungen, darinnen er das, was seit Le Blonds Ausgabe im französischen Dienste verändert worden, bemerket, einen Vorzug erhalten hat. In der Wahl sowol als Erfindung deutscher Kunstwörter, anstatt der Französischen, ist der Uebers. mehrentheils glüklich. Wir wollen nur einige wenige auszeichnen, wo es uns geschienen hat, daß man die, schon würklich üblichen, deutschen Benennungen hätte beybehalten können, z. B. anstatt Rottenschließer S. 9. (Serrefile)

reflle) würde im Gegensatz von, Vordermann, das würklich gebräuchliche, Hintermann, sehr wohl gesetzt werden können. Anstatt Feldzeugniederlage S. 83. (Parc d'Artillerie) hätte füglicher, das, bey alten deutschen Artilleristen gewöhnliche, Zeuggarten gebrauchet werden können. Zeichenstäbe (Fiches) sind S. 108. besonders, der beygefügten Note zu folge, nichts anders, als unsere Feldflaggen. Der Hr. Gr. wird es uns vermöge, der von ihm bezeigten Neigung zur deutschen Sprache verzeyhen, wenn wir einen, wiewol kleinen und unerheblichen Sprachfehler, der sich eingeschlichen hat, bemerken: anstatt, die Zelte in der mehreren Zahl, die Zelten zu sagen, ist nicht nur gegen den Sprachgebrauch, sondern auch gegen die Analogie aller einsylbigten Wörter im unbestimmten Geschlecht, die sich auf einen Mitlauter enden.

So gerne wir übrigens dem Hr. Gr. von B. den Werth des gegenwärtigen le Blondschen Werkes, da es besonders das einzige in seiner Art ist, eingestehen, so wünschten wir doch, daß es im Verhältniß, gegen die übrigen militarischen Schriften desselben, nicht gar zu unvollständig ausgeführet wäre. Die Entschuldigungen, die Le Blond selbst in der Vorrede beybringet, sind würklich nicht hinreichend. Ist es billig die Regeln über die Auswahl des zum Lager tauglichen und vortheilhaften Platzes in die Tactic zu verweisen, da doch die meisten übrigen Grundsätze der Castrametation schon aus dieser Wissenschaft entlehnet sind? Auch sollte sich der Verf. mit den Regeln des Absteckens nicht blos auf einen ebenen Boden eingeschränket haben. Alle Kenner werden eingestehen, daß die von ihm in diesem Verhältniß angegebene Lehrsätze, nicht hinreichend sind, die Einrichtung eines Lagers, auf allen verschiedenen Arten von Terrain zu bestimmen.

men. Auch wollten wir, daß man, anstatt des Lustlagers bey Compiegne, welches, wie Le Blond selbst gestehet, aus andern Nebenabsichten nicht nach den Regeln der Kunst genommen und besetzet war, ein anderes lehrreicheres Beyspiel gewählet hätte.

Wir sind unterdessen überzeugt, daß der Hr. Gr. von Br. sich die deutschen Kenner der Kriegswissenschaft ganz gewiß verbinden wird, wenn er fortfahren sollte, seine Nebenstunden auf eine uns so interessante Art anzuwenden.

**

Neues System der Vertheydigung fester Plätze, nebst einer Abhandlung von der irregulairen Fortification. Aus dem Französischen übersezt. Mit acht Kupfertafeln erläutert. Berlin und Stralsund, bey Gottlieb August Lange, 1767. 5 Bogen in 8.

Wir haben verschiedenes nicht recht verstehen können; vermuthlich ist es dem Uebersezer eben so gegangen. Z. B. S. 14. in einem steinigten Land füllet man die Gegend aus, verstehe mit Steinen, und zwar die Gegend um das Glacis, wo man zuvor die gute Erde ausgehoben und auf die Seite geschaffet hatte.

S. 22. Wird Machi-Coulis durch Wehrzinnen nicht deutlich genug gemacht; es sind übergebauete, unten durchbrochene Zinnen, und vielleicht beziehet sich auf sie die folgende Anmerkung: Man findet bey Anfertigung eines solchen Werkes viele Schwierigkeit, wenn die Gräben in Felsen gehauen sind, und wo man öfters genöthigt ist, sich durch Aussenwerke auszudehnen, um zu den Fuß der Anhöhe zu gelangen (vielleicht: überzubauen, um in Ermangelung

einer

einer Flank den Fuß des Werkes von vornen herunter zu bestreichen. S. 38. Abgeschnittene und als kleine Citadellen eingerichtete Bastions, sind, so viel wir wissen, Reduits; aber nicht Redouten. Chantier Royal aber ein königl. Schiffwerft.

Was das für Plätze sind, die S. 72. verlohren gehen, und für wen sie verlohren gehen? Ist in Ermangelung der französischen Ausgabe schwer zu errathen. Vielleicht bedeutet es, daß der Feind keinen Raum zu Batterien, oder Logierungen findet.

I.

---

14. Haushaltungskunst und Gärtnerey.

Museum rusticum et commerciale, oder auserlesene Schrifften, den Ackerbau, die Handlung, die Künste und Manufacturen betreffend, aus der Erfahrung genommen, und von verschiedenen in diesen Verrichtungen geübten Männern mitgetheilet: von einigen Mitgliedern der Gesellschaft zur Aufmunterung der Künste, Mannufacturen und Handlung aber durchgesehen und heraus gegeben. Aus dem Englischen übersetzet, und mit einigen Anmerkungen begleitet. Achter Band. Mit Kupfern. Hae tibi erunt artes. 8. Leipzig, 1767. 1 Alph. 5 Bogen. Neunter Band. 1768. 1 Alphab. 6 Bogen, bey Johann Friedrich Junius.

Der Leser beliebe hievon nachzuschlagen; die allgemeine deutsche Bibliothek Th. I. Stück I. S. 314. Desgleichen Th. IV. St. 2. S. 310.

P.

J. G. Müllers Deliciae hortenses, oder vollständige Gartenlust, worinnen Anleitung gegeben wird, wie alle Arten von Blumen- Arzeney- Küchen- und Baumgewächsen rc. zu erziehen und fortzubringen, auch was in jedem Monath des Jahrs in den Gärten zu thun ist. Nebst einem Anhang, wie man mit Nutzen Bienen oder Immen halten könne, deßgleichen wie eine Kern- und Baumschule anzulegen, und sowol hochstämmige, als auch Zwerg- und Spalierbäume zu erziehen sind rc. Zwey Theile. Neunte verbesserte Auflage. 8. Stuttgart, bey Johann Benedict Mezler, 1765.

Ohnerachtet der neunten verbesserten Auflage, bleiben diese Deliciae den Kennern guter Gartenbücher, noch immerhin unschmackhaft, weil sie durch neuere, und die Wahrheit zu sagen, wirklich bessere Schrifften verwöhnet worden sind.

Z.

Joan. Bapt. Mich. Sagar, Circuli Iglaviensis in Moravia Physici, Libellus de aphtis pecorinis anni MDCCLXIV. cum appendice de morbis pecorum in hac provincia, tam frequentibus, eorundemque caussis, et medelis præservatoriis. 8. Impensis Ioannis Pauli Kraus, Bibliopolae Viennensis. MDCCLXV. 4 Bogen.

Ein sehr mittelmäßiges und entbehrliches Buch, ohnerachtet es sauber auf Schreibpapier gedrukt ist.

Anweisung zum Seidenbau, wie solcher auf das leichteste und vortheilhafteste zu treiben sey. Aus den richtigsten und zuverläßigsten, theils fremden, theils eigenen vieljährigen Erfahrungen, des Züllichauischen Waysenhauses mitgetheilet. Zweyte Auflage. 8. Züllichau, in Verlegung der Waysenhaus- und Frommannischen Handlung, 1765. 14 Bogen.

Die erste und von der gegenwärtigen in Absicht des Inhalts wenig oder gar nicht verschiedene Ausgabe, kam 1761. heraus. Der Herr Pastor und Direktor des Züllichauischen Waysenhauses Hr. Steinbart, hat diesen nützlichen Traktat geschrieben, und in der That eben so viel, wo nicht mehr geleistet, als die Franzosen in ihren mannigfaltigen Anweisungen zum Seidenbau je gethan haben. Alles ist sicher und zuverläßig, und hält in der Ausübung vollkommen die Probe. Bey der Wartung der Maulbeerbäume ist er denen in der bekannten Schrift des Königl. Preuß. Plantagen-Inspektors Hrn. Thym, gegebenen Regeln gefolgt, und hat wohl daran gethan, weil Hr. Thym ohnstreitig den besten Unterricht davon giebt, wie wir bey vieljähriger eigener Erfahrung gefunden haben.

Pomologia, das ist, Beschreibungen und Abbildungen der besten Sorten der Aepfel und Birnen, welche in Holland, Deutschland, Frankreich, Engeland und anderwärts in Achtung stehen, und deswegen gebauet werden. Beschrieben, nach dem Leben abgebildet, und mit ihren natürlichen Farben erleuch-

leuchtet, von Johann Hermann Knoop, Hortulanus (in tempore) Mathematicus et scientiarum amator. Aus dem Holländischen in das Deutsche übersetzet von D. Georg Leonhardt Huth. Fol. Nürnberg verlegts Johann Michael Seeligmann. Anno 1760. 19 Bogen und 20. illuminirte Kupferplatten.

Pomologia, das ist, Beschreibungen und Abbildungen der besten Arten der Aepfel, Birnen, Kirschen und einiger Pflaumen, welche in- und ausserhalb Deutschland in Achtung stehen und gebauet werden. Beschrieben, nach der Natur abgebildet und mit ihren natürlichen Farben abgeschildert. Oder der von Johann Hermann Knop herausgegebenen Pomologie, zweyter Theil. Fol. Nürnberg, im Verlag der Seligmännischen Erben. Anno 1766. 13 Bogen und 24 illuminirte Kupferplatten.

Wo ist ein Garten-Liebhaber der nicht wisse, welche große Verwirrung in Benennung der mancherley Obstsorten herrsche, und wie ofte die gründlichsten Schriftsteller wünschen, daß man ein sicheres Mittel ausfinden möchte, dieser Verwirrung abzuhelfen. Alle Beschreibungen mit Worten sind unzureichend, unbequem und weitläuftig, so bald aber das Auge eine genaue Abbildung der Größe und Farbe einer Frucht erblicket, so ist man weit ehender im Stande, die mannigfaltigen Gattungen von einander zu unterscheiden. Gegenwärtiges Werk, ob es gleich nicht von Fehlern und Mängeln frey ist, erleich-

leichtert indessen gar sehr die Bemühung einen richtigen Begriff von jeder Obstsorte zu erlangen; denn man erfähret 1) welche Aepfel und Birnen bey mancherley Benennungen, doch nur von einerley Art sind, und werden zu diesem Ende allhier die verschiedenen Namen angeführet. 2) Wird man durch einen fremden Namen nicht so leicht betrogen. 3) Kann man eine uns noch unbekannte Aepfel- oder Birnsorte dadurch kennen und mit ihren rechten Namen benennen lernen. 4) Können wir dadurch ersehen, daß man lange nicht so viel verschiedene gute Sorten findet, als man verschiedene Namen höret. 5) Kann man aus der Beschreibung erfahren, welches die besten mittelmäßigen, oder geringsten Sorten sind; 6) auch lernen, welche Sorte in diesem oder jenem Himmelsstrich und Platz am besten wachse und gute Früchte bringe u. s. w. Diese sechs Stücke erklären im §. IX. des Vorberichts zum ersten Theil den Nutzen dieses Werks. Im §. X. wird hernach gelehret, wie man eine unbekannte Fruchtsorte nach diesen Abbildungen im Stande sey, kennen zu lernen.

Der zweyte Theil rühret eigentlich von dem Sachsen-Meiningischen Herrn Consistorialrath Zink her, welcher die in Deutschland bekannten Obstsorten, auf seine Kosten mahlen lassen, und selbige benebst der in Manuscript befindlichen Beschreibung, dem Verleger mitgetheilet hat. Es befinden sich in selbigem an verschiedenen Sorten, folgende Anzahl, nemlich 112 Aepfel, 102 Birnen, 11 Kirschen, 3 Pflaumen und 1 Kornelien Kirsche. Liebhaber werden dies Buch mit Nutzen und Vergnügen lesen und anschauen.

Gedanken von der Einrichtung ökonomischer Vorlesungen, statt einer Einladung, zu seinen Vorlesungen, im bevorstehenden Winter 1767.

1767. aufgesetzt von Johann Beckmann, ausserordentlichen Lehrer der Weltweisheit und Correspondenten der Königl. Schwedischen Akademie der Wissenschaften. 4. Göttingen bey Victorinus Boßiegel, 3 Bogen,

Der Verf. beweiset zuerst, daß derjenige in der practischen Landwirthschaft allemal glüklicher seyn werde, welcher vorher eine gründliche Theorie davon erlernet, als ein anderer der ein bloßer empyricus ist. Hernach zeigt er, daß die Naturhistorie, Naturlehre, Chemie und Baukunst die vornehmsten Hülfswissenschaften für die Oekonomie sind. Wenn er aber S. 22. sagt, daß er kein Buch kenne, das zu ökon. Vorlesungen bequem sey, so können wir ihm des Döhlers Abhandlung von der Landwirthschaft, und derselben Zusammenhang, zum Gebrauch akademischer Vorlesungen, als sehr tauglich zu diesem Endzweck empfehlen.

Peter Gabriels Kunsterfahrner Blumen- Küchen- und Baumgärtner, mit vielen der neusten, raresten und nützlichsten Gartenkünsten und Handgriffen, wie auch mit einem besondern Anhange von der Bienenzucht. Neue vermehrte Auflage, 8 Tübingen, bey Johann Georg Cotta, 1767. 20 Bogen.

Dieses soll, wie in der Vorrede gesagt wird, die vierte Ausgabe, und aus verschiedenen neuen Gartenkünsten, annoch mit der besten Art die Weinstöcke zu behandeln, vermehret seyn. Der Leser wird aber leicht begreifen, daß, wenn auf zwanzig Bogen so viel wichtige Materien abgehandelt werden, als hier auf dem Titelblatt benennet sind, eine jede derselben

un-

unmöglich in ihrem ganzen Umfange kann gefasset werden. Als ein ganz kleines Handbuch in der Gärtnerey kann es zur Noth gelten, denn wir haben, sonderlich bey den Verrichtungen in jedem Monath, wenigstens keine Unrichtigkeiten bemerket. Nur von den Gartenkünsten müssen manche als Possen, die keinen Grund haben, ausgestrichen werden.

Herrn Décombe ausführliche Beschreibung von denen Pfirsichbäumen, worinnen angezeigt wird, wie solche auf unterschiedene Weise, nüzlich können erzogen und unterhalten werden, denen Liebhabern der Gärtnerey zum Besten, aus dem Französischen in das Deutsche übersezt. 8. Frankfurt und Leipzig, in der Knochisch- und Eßlingerischen Buchhandlung, 1767. 8 Bogen.

Denen Liebhabern der Gärtnerey ist bekannt, daß bey der Wartung der Pfirsichbäume, vieles, wo nicht das meiste, auf den Schnitt derselben ankomme, und daß eine besondere Kenntniß dazu erfordert werde, ein Spalier, als wohin diese Bäume eigentlich gehören, dergestalt damit zu bekleiden, daß allenthalben eine grüne Wand und schöne Früchte anzutreffen seyen. Der Pfirsichbaum hat den Fehler, daß er beständig, stark über sich treibt, wodurch die untersten Zweige, sonderlich zunächst am Stamm, theils verdorren, theils von Blättern und Früchten entblößet werden. Sehr viele sonst geschikte Gärtner verstehen nicht die Kunst, diese Unart des Pfirsichbaums abzuändern, daher man in den meisten Gärten, Phirsichspaliere antrift, die unten nackend und blos sind. Denn wenn nur ein Jahr versäumt wird, so ist der Fehler nicht mehr zu verbessern, weil aus

dem zwey- oder dreyjährigen Holz keine junge Schößlinge, wie an andern Bäumen, nach dem Schnitt ausschlagen. Herr Décombe gehet daher hierinn recht methodisch zu Werke, und zeiget, wie sowol Frucht- als Holzzweige in jedem Jahre zu behandeln sind, um den Pfirsichbaum an allen Stellen des Spaliers grün und fruchtbar zu erhalten.

Kurze und vollständige practische Anweisung zum deutschen Landwesen. Von Christian Heinrich Wilken. Erster Theil. 8. Hamburg und Leipzig, bey Adam Heinrich Hollens Wittwe, 1767. 1 Alph. 13 Bogen.

Seit Jahr und Tag ist dies schon das vierte Buch von der Landwirthschaft, welches sein Daseyn den fleißigen Fingern des Herrn W. zu danken hat. Es scheinet daher, daß er am ökonomischen Horizont durchaus ein Stern erster Größe werden will. *Allein*, gewisse Sachkundige Leute meynen, daß, wenn man nicht nach der Vielheit seiner Schriften, sondern nach dem innern Werth derselben, den Schriftsteller beurtheilen wolle, so könne man wegen des *falschen Lichtes*, welches sich bey genauerer Beobachtung plözlich verliehret, Herrn W. höchstens vor ein Irrlicht halten, daß ein Meßcatalogus einen betrüglichen Schein von sich wirft, wodurch ein paar leichtgläubige Buchhändler verführet werden, seine Werke mit aufzuladen, um sie hernach voll Unmuth im Makulaturwinkel hinzuwerfen. Dies gilt bisher noch von allen seinen Schriften, auch von denen die nicht ökonomisch sind: denn es ist zu merken, daß unser Held in noch mehrern Wissenschaften Meister, vornemlich aber ein handvester Uebersetzer verschiedener Sprachen seyn will.

Die

Die vor uns liegende Anweisung zum deutschen Landwesen ist im Wilkenschen Geschmack geschrieben, das heißet, es ist aus andern guten und schlechten ökonomischen Schriften, von jedem Stük der Landwirthschaft, ohne Wahl, etwas zusammengeraffet, und in einer dreisten Schreibart, als selbst erfundene und längst geprüfte Warheiten, vorgetragen; dabey anderer Oekonomen, sonderlich des einfältigen Landmannes, treflich gespottet, und endlich die Verbesserung des Staats, ein sehr mittelmäßiges von dem Verfasser vor einigen Jahren geschriebenes Landmesserbuch, fleißig angezogen worden.

Hie und da bringt er auch seine eigene Gedanken zu Markt, und alsdenn wird er erst abgeschmackt. Zum Beweise kann dasjenige dienen, was er im ersten Hauptstük vom Wachsthum der Pflanzen und der Erzeugung der irdischen Bestandtheile derselben festsetzt. Er hat einmal bey dem Gebrauch des Sonnenmikroscops zugeguckt, und in einem Tropfen fäules Wassers kleine Thiere wahrgenommen. Sogleich war seine neue Theorie vom Wachsthum fertig. Denn diese Thierchen machen einzig und allein das Wachsthum aus, und wie denn? Nicht etwan gehen sie bey dem Begießen der Pflanze mit dergleichen Wasser in Fäulung, und tragen auf diese Weise etwas zur Fruchtbarkeit der Erde bey. Weit gefehlet, Hr. W. lässet sie bey lebendigem Leibe, wie die Schornsteinfeger in die Saftröhren hinaufkriechen, und dorten irgend an einer beliebigen Stelle sich ansetzen, in Gährung gehen, die Pflanze ausdehnen und am körperlichen Inhalt vermehren. Müßten diese Würmer nicht klüger seyn, als Herr Wilke? Noch nie hat ein Hales, Home, Eller u. a. m. welche die Fruchtbarkeit der Erde, und das Wachsthum der Pflanzen untersuchet ha-

haben, dergleichen Kunststück ausgefunden. Was ist doch Herr W. für ein Genie! —

Doch dies zeigt er am meisten darinn, daß er noch immer zu seinen elenden Schmiererenen einen Verleger findet. Denn wenn des seeligen Herrn Adam Heinrich Hollens Frau Wittbe, nicht eine sehr gutherzige Dame ist, die gern eine Gabe giebt, so können wir nicht begreiffen, wie sie sich mit einem Schriftsteller dieser Art einlassen kann.

Noch ist zu merken, daß die Anweisung zum deutschen Landwesen, auch füglich eine Anweisung zum Amerikanischen Landwesen seyn kann.

Johann Claudius Flachat, Mitgliedes der Societät der Wissenschaften, und schönen Künste zu Lyon, Vorstehers der französischen Handelsgesellschaft, in der Levante und Königl. Manufacturen zu St. Chamond; Untersuchungen zur Beförderung, der Handlung, Künste, Handwerker, Haushaltung und Cameralwissenschaft, mit aller Sorgfalt auf seinen Reisen, durch einen Theil von Europa, Asien und Afrika angestellet. Aus dem Französischen übersetzt. Erster Theil, 8. Hamburg 1767. 1 Alph. 10 Bog. Zweyter Theil, 1768. 1 Alph. 6 Bogen.

Es führet dies Buch einen sehr uneigentlichen Titel, indem es eigentlich eine Reisebeschreibung ist, in welcher die Beförderung der Handlung, Künste, Handwerker, u. s. w. nur als ein Nebenwerk angesehen werden kann. Indessen ist nicht zu läugnen, daß der Hr. Verf. dasjenige, was darinn einschlägt, angemerket, und verschiedene nicht gemeine Beobachtungen

gen davon in diesem Werk mitgetheilet hat. Das was am meisten interessiret, ist unstreitig die Beschreibung dessen, was er zu Constantinopel und überhaupt im türkischen Reich, von allerley Gegenständen zu seiner Kenntniß gebracht hat. Denn da nicht jeder Reisende, wenn wir eine Lady Montague ausnehmen, das Glük hat, dessen sich Hr. F. hier rühmt, so gar einen Zutritt in das Serail gefunden zu haben; so sind dergleichen Nachrichten, als hier mitgetheilet werden, überaus selten, und man muß hoffen, daß sie zuverläßig sind. Die Uebersetzung hat der Verf. der Verbesserung des Staats, der Abschaffung der Kuppelhute, der praktischen Anweisung zum deutschen Landwesen, u. s. w. der weltberühmte Hr. C. H. Wilke zu Leipzig verfertiget, und ob wir gleich nicht die Urschrift damit verglichen haben, so scheinet sie uns doch wohlgerathen zu seyn. Eine wahre Seltenheit, daß Hr. Wilke einmal sollte was gutes gemacht haben.

Allgemeines ökonomisches Forstmagazin, in welchem allerhand nüzliche Beobachtungen, Vorschläge und Versuche über die wirthschaftliche, Policey- und Cameralgegenstände des sämtlichen Wald- Forst- und Holzwesens enthalten sind; gesammlet von einer Gesellschaft deren ordentliches Geschäfte ist, Waldungen zu gewinnen, zu benutzen und zu erhalten, herausgegeben unter der Aufsicht Johann Friedrich Stahls H. W. R. C. R. Iubet amor patriae, natura juvat, sub Numine crescit. Zehnter Band, mit nöthigem Register über den 9ten und 10ten Band, gr. 8. 1767.

1 Alphabet. Eilfter Band, 1768. 1 Alp. Frankfurt und Leipzig bey Mezker und Compagnie.

Die Einrichtung dieses brauchbaren Werks ist bekannt; und der Leser findet in unserer Bibliothek B. IV. St. 2. S. 309. desgleichen B. VI. St. 2. S. 292. bey Gelegenheit der Anzeige einiger vorhergehenden Theile, Nachricht davon. Wir sehen aber ungern, daß von dem Hrn. Sammler nunmehr beliebt wird, sehr entbehrliche und gar nicht zur Sache gehörige Aufsätze mit einzurücken, dergleichen z. E. die Liebesgeschichte der Wälder, Band 10. S. 342., und die Einladung zu einem Spatziergang in den Wald zur Sommerszeit Band II. S. 346. sind.

Die Natur und Eigenschaften des Holzes und seines Bodens, nebst seiner Nahrung und Ursachen des Wachsthums, zu mehrerer Aufnahme des Forstwesens und Gebrauch der Forstliebhaber, aus Anlaß des fast überall einreissenden Holzmangels entworfen von J. F. Enderlin, Hochfürstl. Badendurlachischen Forstrath. 8. Basel, bey Joh. Rudolph Im-Hof und Sohn, 1767. 6 Bogen.

Es kann diese kleine Schrift eine Physik für die Förster abgeben, als denen es gemeiniglich an Kenntnissen in der Naturlehre fehlet, die ihnen doch sonderlich beym Anbau des Holzes höchst nöthig ist. Hier werden sie vor ein paar Groschen mehr lernen, als ihnen der Lehrprinz die ganze Zeit ihrer Lehrjahre nicht vorgetragen hat. Wenn Hr. Beckmann z. E. diesen Tractat gelesen hätte, so würden seine sonst gute

Schrif-

Schriften nicht so fehlerhaft seyn, als sie es wirklich sind, wenn es auf Sätze der Naturlehre ankommt. Diejenigen, so hier vorkommen, sind richtig, und die Schreibart ist wie die Lateiner reden, ad captum eingerichtet.

Stuttgarter allgemeines Magazin. Der Jahrgang 1767. 8. Stuttgard, verlegts Johann Christoph Erhard, Buchhändler. 2 Alphab. 6 Bogen.

Von dem Inhalt dieses Werks können wir überhaupt so viel sagen, daß es in Wahrheit ein allgemeines Magazin und mit Abhandlungen allerley Art, ohne Plan und Ordnung angefüllet ist. Manches Stük ist indessen gut ausgefallen.

Joseph Matthias Rieß Abhandlung bewährter Versuche mit vegetabilischen Hülfsmitteln auf die vornehmste Gegenstände der Haus- und Landwirthschaft angewendet. 8. Wien. In Commißion zu finden in der Friedrich Bernhardischen Buchhandlung, auf dem obern Jesuiterplätzl. 1767. 8½ Bogen, und 1 Bogen Vorrede.

Herr Rieß will gewisse Arkana z. E. ein Düngsalz erfunden haben, damit rechte Wunderwerke beym Ackerbau zu bewürken sind. Der Leser aber glaube ja nicht, daß er selbige hier mittheilet. Nein! hier werden nur die erstaunlichen Würkungen und der Proceß der Anwendung derselben erzählet, welche vermuthlich die Lockspeise seyn sollen, ihm seine Arkana theuer abzukauffen. Denn ob er gleich zu Ende der Vorrede, des günstigsten Leser aufrichtigster

Diener seyn will, so sagt er dennoch, daß man es ihm nicht verüblen könne, wenn er seine Erfindungen für sich behalte. Möchte er doch auch dies schlechte Buch für sich behalten haben! das wollten wir ihm noch weniger verübeln.

Von den Rebenstichern. Vier Preißschriften, welche bey der den 27 April 1767. gehaltenen öffentlichen Versammlung der Churpfälzischen Akademie der Wissenschaften vor die besten unter den eingelauffenen erkläret worden. 8 Mannheim, mit akademischen Schriften, 1767. 5 Bogen, und 1 Bogen Vorrede.

Vier Preißschriften auf fünf Bogen! — Der Rebenstecher (Convolvulus) ist nach S. 17. ein kleines mit zwey Flügeln versehenes Thierchen, der Größe nach ohngefähr wie ein Waitzenkorn, hat sechs Füsse, einen kleinen Kopf, zwey Fühlhörner, einen zugespitzten Schnabel mit einem beißzangenförmigen Maul, und siehet von Farbe entweder hellgrün oder auch violet und dunkelblau aus. Die Aufgabe theilete sich in zwey Haupttheile, der erste war *die Geschichte des Rebenstichers*; der zweyte, *die gewisse*, zugleich aber leichtere und minder mühsame Methode ihn auszurotten. Das erstere haben diese vier Schriften nach dem Urtheil der Akademie sehr gut beantwortet, nicht aber das letztere.

P.

Anleitung für die Landleute, in Absicht auf das Ausstocken und die Pflanzung der Wälder. I. II. und III. Stük. Von der naturforschenden Gesellschaft in Zürich, zur Beant-

wor-

wortung ihrer ausgeschriebenen Preißausgabe, aus den eingelaufenen Antworten zusammengetragen und herausgegeben. Zweyte verbesserte Auflage. 8. Zürich, bey Füeßlin und Compagnie, 1767. 4 Bogen.

Im Jahr 1765. kam diese kleine gute Schrift zuerst heraus, und haben wir in unserer Bibliothek, B. IV. St. 2. S. 309. davon geredet. Falsch ist es aber, wenn man auf dem Titel, diese zweyte Auflage verbessert nennet, indem wir beyde Ausgaben verglichen und nicht ein Wort geändert oder verbessert gefunden haben. Herr Füeßlin ist also sehr vor der Wahrheit vorbeygegangen, und hat noch dazu viel schlechteres Papier zu seiner Auflage genommen.

Kurzer und deutlicher Unterricht vor den Churpfälzischen Landmann, wie die Färberröthe oder Grapp mit Vortheil anzupflanzen und zuzurichten seye. 8. Mannheim, gedrukt, in der Akad. Buchdruckerey, 1767. 3 Bogen.

Enthält wenigstens nichts unrichtiges. Die beste Nachricht von der Färberröthe aber findet der Leser in des du Hamel du Monceau Memoires sur la Garance et sa culture, welche 1757. in groß 4. zu Paris herausgekommen sind; desgleichen in den Schles. ökonom. Sammlungen Th. I. S. 273 - S. 286. unter dem Titel: Nachricht von der Schlesischen Röthepflanzung ꝛc.

Betrachtungen über Landwirthschaftliche Dinge in dem Herzogthum Würtemberg. Erstes Stük, vom Ackerbau. Zweytes Stük, vom Weinbau. Drittes Stük, von der Vieh-

zucht. Aufgesezt von einem Herzoglichen Officier. Stuttgart, bey Christoph Friedrich Cotta, Hof- und Canzeley-Buchdrucker, 8. 1767. 15 Bogen.

Der Hr. Officier sagt in der Vorrede, daß er das tadeln nicht leiden könne. Um also nicht Händel mit ihm zu kriegen, zumal wir uns auf den Degen nicht recht verstehen, so wollen wir lieber die weitere Fortsetzung dieser Betrachtungen mit freundlicher Miene verbitten.

T.

Abhandlungen und Erfahrungen der physikalisch-ökonomischen Bienengesellschaft in Oberlausitz, vom Jahr 1767. zur Aufnahme der Bienenzucht in Sachsen, und anderer Länder, herausgegeben. Dreßden, 1767. in der Waltherischen Hofbuchhandlung, 8. 13 Bog.

Unser Urtheil von den Abhandlungen dieser Bienengesellschaft, findet der Leser im fünften Bande, Stük II. S. 291. dieser Bibliothek, welches wir um so weniger ändern können, da diese Aufsäze mit denen damals recensirten Stücken vom Jahr 1766. von gleichem Werthe sind.

Anleitung zu der Pflanzung und Wartung der vornehmsten Küchengewächse. Aus Hrn. Ph. Millers engl. Gärtnerlexico; durch Veranstaltung der löbl. ökonom. Gesellschaft in Bern zusammen getragen. Bern, 1766. gr. 8. 14 B.

Die Herren Schweizer fahren fort aus dem großen Werke des Hrn. Millers, die landwirthschaftlichen Gegenstände, durch besonders abgedrukte Auf-

sätze

sätze gemeinnütziger zu machen. Gegenwärtiger Traktat ist ein neuer Beweis davon, und demjenigen vollkommen ähnlich, welcher 1764. zu Bern von Pflanzung und Wartung der Fruchtbäme heraus gekommen. Unsere deutschen Gärtner, werden die Behandlung der Küchengewächse manchmal etwas zu umständlich finden; allein sie müssen wissen, daß die mehrere angewandte Mühe, durch die größere Vollkommenheit und dem reichlichen Ertrage der erzeugten Gewächse hinlänglich bezahlet wird, und daß der Gartenbau in England den unsrigen in diesem Stük weit übertrift. Sie werden also wohl thun, anstatt ihrer etwanigen überflüßigen Anmerkungen über diese Vorschriften, selbige in stiller Ehrerbietung gegen Hrn. Miller, getreulich folgsam auszuüben.

P.

---

15. Cameralwissenschaft.

Johann Andreen Hofmanns Doctors und ordentlichen Lehrers der rechte auch Facultistens in der Universität Marburg unmaßgeblicher Entwurf von dem Umfange, den Gegenständen, Einrichtungen, Eintheilungen und Verordnungen rc. des Polizeywesens, wie überhaupt im deutschen Reiche, also auch besonders in den fürstlichen Hessen-Casselischen Landen mit einer Vorrede von den Polizeyanstalten in Universitätsorten. Marburg, bey Müllers Erben und Weldige 1765. 4. 172 Seiten.

Ist ein unentbehrliches Stück zur Litteratur des deutschen Rechts; weil es die Hessen-Casselischen Verordnungen umständlich anführet. Das Buch ist übrigens, wie man schon aus dem Titel sehen kann, in Estorischen Geschmacke geschrieben, der bey der dortigen Juristenfacultät jetzt der herrschende ist.

Neue Beyträge zu der Cameral- und Haushaltungs-Wissenschaft aus der Natur und Erfahrung bestärket von einer Societät in Thüringen. 2tes Stück Jena, bey Christian Heinrich Cuno, 1766. mit 2 Kupferblättern 250 S. 3tes und 4tes Stück 1767. 502 Seiten.

Schon wieder eine Societät. Endlich werden viele unserer Publicisten doch noch Recht haben, daß Deutschland und Pohlen einerley Verfassung haben: denn dieses scheint sogar bis auf den Charakter der Völker sich zu erstrecken; so viel neue Societäten in Deutschland; so viel Confoderationen in Pohlen. Diese Societät, welche gegenwärtiges Journal herausgiebt, bedeudet indessen, nach ihrem Lichte, daß sie damit leuchten lässet, zu urtheilen, sehr wenig. Es ist sehr gut, daß sie zu bescheiden ist, von ihren eigenen Erfahrungen viel einzumischen, wir glauben aber, daß sie eben damit Lob verdiene; denn Erfahrungen, ohne genugsame Aufmerksamkeit und Richtigkeit, blenden und verwirren nur mehr, als sie unterrichten sollten. Die Gegenstände sind sonst hier gut gemischt. In dem 1sten Stück S. 100. fanden wir eine sonderbare Nachricht, daß nemlich im Jahr 1721. in dem Stadtflur von Gotha 54430. alte und junge Hamstern gefangen worden seyn sollen. So groß war doch wohl die Heerde des Rattenfängers in Hameln nicht? Vielleicht ist ein Schreibfehler mit untergelaufen.

E.

16. Vermischte Nachrichten.

Oekonomisch-politische Auflösung der wichtigsten Fragen, welche jetzo wegen der Einrichtung dauerhafter Witwen-Cassen aufgeworfen werden, nach den Süßmilchischen Grundsätzen angestellet, in einem Briefwechsel zweyer Patrioten, nebst einer Beurtheilung des neuen Bremischen Instituti einer Trauerpfennig-Beysteuer. Göttingen,

tingen, verlegts Abram Vandenhöks seel. Witwe, Universit. Buchh. 1768. 10 Bogen in 8.

Der Hr. D. Leporin und der Götting. Senator Hr. Reitter, beyde Mitglieder der ansehnlichen Bremischen Wittwenverpfleg. Gesellschaft, hatten schon 1767. in einem gedrukten Gutachten ihren Mitgenossen die fehlerhafte Einrichtung des Instituts gezeigt, die ihm nach wenig Jahren den Untergang drohe. Weil es aber schwer ist, den Verstand von der Wahrheit einer Sache zu überzeugen, die uns nicht angenehm ist; so fanden ihre Vorschläge kein Gehör. Gegenwärtiger Briefwechsel hat die Absicht, ihre Gründe noch mehr in das Licht zu setzen. Sie sind lebhaft und überredend abgefasset, und verdienen alle Aufmerksamkeit, da der Gegenstand wichtig ist. Hr. Kritter ist vermuthlich sein eigener Correspondent dabey gewesen. Die Hauptsache kommt auf die Frage an: Ob es wahr sey, daß in einer jeden Witwenverpflegungs-Gesellschaft von Ehemännern, wenn sie sich gleich beständig recrutiren, dennoch die Zahl der Witwen so hoch steigen werde, daß endlich eine Witwe gegen zwey Ehemänner müsse gerechnet werden? Desgleichen: Wenn eine solche Gesellschaft einmal anfängt, Mangel an Recruten zu leiden, so daß sie aussterben muß, ob alsdenn am Ende ein Genosse gegen zehen Witwen vorhanden seyn werde? Der Hr. V. glaubt Ursache zu haben, diese beede Fragen zu bejahen, und unterstützet sein Urtheil, theils durch unmittelbare Erfahrungen bey eben dieser Bremischen Gesellschaft, theils durch natürliche, aus den Süßmilchischen Tabellen fliessenden Folgerungen.

Er nimmt daher zum Grundsatz an: daß eine solche Gesellschaft nicht bestehen könne, woferne sie nicht durch ihre Antrittsgelder und jährliche Beyträge ein so großes Capital zusammen bringt, welches samt seinen Zinsen hinlänglich ist, alle ihre Witwen, bis an ihren Tod, zu ernähren, wenn gleich diese Gesellschaft sich nicht recrutirte, sondern allgemach ausstürbe. Wir sind von der Wahrheit und alleinigen Billigkeit dieses Grundsatzes so überzeugt, daß wir uns wundern, wie jemand daran zweifeln kann. Denn, um unsere Meynung kurz auszudrücken, jeder Ehemann muß für seine eigene Witwe sorgen. Er deponiret nach und nach so viel Geld, daß nach seinem wahrscheinlichen Tode, die Witwe bis zu ihrem wahrscheinlichen Tode, auf einen

ge-

gewissen Fuß davon leben kann. Stirbt er zu frühe, oder lebt seine Witwe zu lange; so wird dafür ein anderer Mitgenosse desto länger leben, oder eine andere Witwe desto eher sterben; und was diese nicht braucht, wird jener zu Nutz kommen. Auf diese Art werden die Gesetze der Wahrscheinlichkeit beständig die günstigen und nachtheiligen Fälle im Gleichgewicht, und den Credit der Gesellschaft aufrecht erhalten. Denn darin bestehet eigentlich aller Vortheil der Gesellschaft, daß die zu lange lebende Männer der zu frühe sterbenden ihre Pflichten übernehmen, und hingegen die zu lange lebende Witwen der zu frühe sterbenden ihre Vortheile erben.

Das Trauerpfennigs-Institutum gehört ebenfalls zu der Gattung derjenigen Societäten, welche auf sonst nichts als auf die Hoffnung gegründet sind, daß sich beständig Recruten genug anfinden werden, welche der ersten Stifter großen Vortheile bezahlen sollen. Kurz, es ist ein Glüksspiel, von dem man auf eine lächerliche Art behauptet, daß jedermann dabey gewinne und niemand verliehre.

I.

Abhandlungen der Churbayerschen Akademie der Wissenschaften. IIIter Band, 1765. München bey Richter. in 4. 38½ Bogen, 7 Kupferplatten. IVter Band, 1767. München in der akademischen Buchhandlung. in 4. 40 Bogen 7 Kupferplatten.

Die Einrichtung des dritten Bandes, worinn dem ehemaligen Versprechen zufolge die Preisschriften hätten vorkommen sollen, ist noch eben so, wie die von beyden ersten Bänden. Hingegen kommen die Preisschriften nun im 4ten Bande zum Vorschein, und Abhandlungen die für den 4ten Band versprochen worden, werden auf die folgenden Bände ausgesezt. Auch verspricht man nun die Abhandlungen der historischen Classe von den philosophischen so zu trennen, daß jede besonders werden gekauft werden können. Im dritten Bande kommen Plato's und Pfeffels kritische und theils eristische Schriften über die Herkunft des bayerschen Wappens, Pfeffels Prob einer Erläuterung des deutschen Staatsrechts aus den Gesetzen von

Bohlen, Crollius Beyträge zur pfalzgräflichen Geschichte von 1294. bis 1329. nebst zehen Beylagen, Longolius Zutrauen Kayser Ludwig des Bayern gegen Burggraf, Friedrich zu Nürnberg, Rüedorfer von der Stifterin der Probstey Berchtesgaden, vor. Das philosophische Fach enthält J. A. Eulers Abhandlung von Bewegung ebener Flächen, wenn sie vom Winde getrieben werden, ebendesselben Abhandlung von Abbildung der Gegenstände durch sphärische Spiegel, nebst der Anwendung auf katoptrische Bilderkasten, Lamberts Abhandlung von den Barometerhöhen und ihren Veränderungen, in Rücksicht auf das Clima, die Jahrszeit, die Höhe der Oerter ꝛc. P. Mayrs Abhandlung vom Flußsand, eben desselben Abhandlung von einer Gattung Pflanzenseide, Apocynum, Cynocrambe, Hundskohl ꝛc. genannt, P. Gansers Abhandlung von Benutzung der Torferde und morastigen Gründe, Springs Abhandlung von Erzeugung der Naphta aus dem Kochsalz, Rauens Beobachtungen vom Aussatz und dessen Cur.

Im vierten Bande befinden sich die Preisschriften, so theils die Hauptpreise, theils die Nebenpreise erhalten haben. 1. Ueber die wechselseitige Rechte und Verbindlichkeiten der fränkischen Könige und der Herzoge von Bayern, von Justi. 2. Ueber den Ursprung und das Amt der Provinzialpfalzgrafen in Deutschland von Crollius, und P. Schollinner. 3. Ueber die Oefen und Pfannen bey Salzwerken von Scheidt und Angermann. 4. Ueber die Frage, was die Pflanzen selbst und was das Erdreich zum Nahrungssafte der Pflanzen beyträgt von Justi und Wall. 5. Ueber die Frage den Abstand des Mondes, durch seine Umlaufszeit und durch die Schwere der Körper auf der Erde zu bestimmen von J. A. Euler und P. Kratz. Beyden Bänden ist sowol dem historischen als dem philosophischen Fache ein sehr umständliches alphabetisches Register beygefügt, und in den Vorreden der Werth einer jeden Schrift theils beurtheilt, theils nach Würden gerühmt.

E*

Polizey der Industrie oder Abhandlung von den Mitteln, den Fleis der Einwohner zu ermuntern, welcher die Königliche Grosbritannische

Societät der Wissenschaften zu Göttingen im Jahr 1766. den Preis zuerkannt hat, verfasset von Philipp Peter Guden. Braunschweig, im Verlag der fürstlichen Waysenhaus-Buchhandlung, 1768. 8. 480 Seiten.

Der Verf. hat seine Schrift, die eigentlich jene Preisschrift nicht mehr, sondern sehr erweitert, vermehrt und verbessert ist, in 5. Kapitel eingetheilt.

In dem ersten handelt er von der Industrie und deren Beforderung überhaupt, im II. von den Hindernissen des Fleißes. Er findet diese Hindernisse bey den obrigkeitlichen Personen, wenn sie keine rechte Begriffe von der Circulation des Geldes und der Industrie haben; auch den Zufluß aus den Bergwerken rechnet er unter gewissen Umständen unter die Hindernisse der Industrie. Unter diese Hindernisse an Seiten der Unterthanen, zählt er besonders den Luxus und die Luxuria, die ihm zwey verschiedene Begriffe sind, aber beyde nur, wenn sie die Einkünfte des Landes übersteigen und unter dem gemeinen Volke zu sehr überhand nehmen.

Im III. Kap. handelt er von den Mitteln, welche zu Ermunterung des Fleisses sowol bey den Manufacturen, als bey dem Ackerbau gemeinschaftlich dienen. Oeffentliches Lob und Prämien sind hier seine Vorschläge.

Im IV. Kap. giebt er die Mittel an, welche zur Ermunterung des Fleisses insbesondere bey den Manufacturen dienen. Er ist sehr für die Manufacturen, womit Geld im Lande erspahret werden kann, die der Bauer essen und am Leibe tragen kann. Prämien sind auch hier sein Geheimniß. Im V. Kap. geht er wieder auf den Ackerbau zurück und bringt noch mehrere Gedanken an, zum Ackerbau aufzumuntern. Von überflüßigen Dienstboten schlägt er eine Contribution vor, und auch eine Viehassecurationskasse. Noch liefert er in einem Anhange eine Nachlese zu einigen Sätzen, von der Circulation des Geldes.

Die Abhandlung hat in allem Betrachte ihre Prämie redlich verdienet; sie muß dem Verf. viele Zeit und Mühe gekostet haben.

Mehrere Erfahrung von andern deutschen Staaten, zumal von solchen, die ganz Industrie sind und doch in-

dustriose

dustriose arme Einwohner haben, würde aber diese Schrift weit nutzbarer gemacht haben, als sie würklich ist, da alles nur nach einem einzigen Gesichtspuncte, dem Garngewerbe in den braunschweigischen Landen, behandelt ist. Indessen machen die Speculationen des Verf. seiner eigenen Industrie immer Ehre genug, weil man wohl merken kann, daß er ein Mann seyn mag, der sich durch Lesung der besten ausländischen Schriften erst in dieses Feld versetzet hat; auch die Details von seinen Spinnereyprojecten, wo er recht in seinem Elemente zu seyn scheinet, liest man nicht ungerne. Aber wenn er einmal wieder über eine solche Materie schreiben wollte, so möchten wir ihm mehrere Sorgfalt im Stil, weniger Canzleyton, und weniger mathematische Affectation vorschlagen, auch bey den jetzigen kritischen bösen Zeiten wohlmeynend rathen, die anakreontische Lieder ja nicht mehr, wie S. 171. geschehen ist, unter die Hindernisse der Industrie zu zählen.

E.

Systematischer Entwurf der Münzwissenschaft bey denen Deutschen, worinnen nicht nur die Grundsätze des Münzwesens nach mathematischer Lehrart vorgetragen, und eine dauerhafte Münzeinrichtung dargelegt, sondern auch verschiedene über das dermalige Münzwesen an Tag gekommene Schriften geprüfet und beleuchtet werden. Nebst einer Einleitung in das Münz-Rechnungswesen und Gewichtvergleichung. Entworfen von Joseph Maria Schneidt, beeder Rechten Licentiaten, Hochfürstl. Fuldaischen Hofrath und Abthey Bronnbachischen Consulenten. Bamberg und Würzburg in der Göbhardtischen Buchhandlung 1766. gros 4. 148 Seiten.

Die Rechnungen, Tariffen, Allegaten und Münzedicte, die in dieser Schrift vorkommen, machen sie sehr brauchbar; aber als ein Lehrbuch betrachtet, durch wel-

des jemand mit der Münzwissenschaft bekannt werden will, hat sie uns nicht gefallen; die mathematische Methode, die überhaupt unter den katholischen Scribenten erst Mode wird, ist auch hier viel zu gezwungen und unnatürlich. Man lese nur einen §. und merke auf sich, was man dabey empfinde. Wir wollen gleich den 16. der uns eben auffällt, zum Beyspiele abschreiben:

„Hauptsatz: Eine ausgemünzte Mark, fein Silber, ist an ungemünzten Silber werth $\frac{59}{60} = \frac{1}{60}$ Mark fein oder verkehrt. — Beweis: Der äusserliche Werth einer Münz soll gleich seyn dem innerlichen, nebst denen Münzkosten. — Folge: Wann also fein Silber ohngemünzt gegen gemünztes feines Silber eingewechselt wird, oder verkehrt, so ist kein Schaden, sondern ein bloßes Gleichgewicht. Anmerkung. Wer also die Münzkosten geringer als mit $\frac{1}{60}$ Mark ausgemünzten feinem Silber p. Mark bestreiten kann, hat einen Vortheil, welcher erlaubt. Zusatz: Wer also die Münzbediente nicht Markweis bezahlet, sondern a proportione nur salariret, kann einen erlaubten Vortheil aus dem Münzregal ziehen. Schluß. Eben dieses ist auch in seiner Art von den Goldmünzen zu verstehen." Der mathematische Leser kann fast eben so wenig dabey denken als der unmathematische, der durch diese Schulsprache gar verdrießlich gemacht wird, wenn er auch sonst gerne begreift; $\frac{1}{60}$ einer Mark fein Silber ist nach dem Conventionsfuß gleich — 8 Mariengl. deren 480. eine Mark thun. Um 8. Mariengl. eine Mark Silber ausmünzen zu lassen, das sollte doch wohl gewirthschaftet genug seyn, wenn man unter die Münzkosten Münzinspektores, Münzmeister, Waradeins, Stempelschneider, Knechte, Aufkäufer, Juden, Goldscheidern, Wasserwerke, Häuser, Holz, Kohlen — und diese sind die Kosten noch lange nicht alle — rechnen will. Aber daran noch mehr zu erspahren, und von dieser Erspahrniß einen großen cameralischen Vortheil zu ziehen, das ist uns zu hoch. So groß auch die Münzkosten seyn mögen, so sind sie doch nie so viel als Silber; daß man in allem Betrachte sagen könnte, es sey bey dem Tausche kein Schaden. Wenn man von dem Münzwesen, als von einer Wissenschaft, reden will; so muß man auch die Mißbräuche, oder die unvermeidlichen Abweichungen, von den alten Regeln in denselben Zusammenhange

hange mit abhandeln, nicht aber den Leser an die trockene Doctrin hinführen, hernach ihn stehen und staunen lassen, wie der Taschenspieler seine Zuschauer, wenn er von ihnen begehrt, seine Künste für Wunder anzusehen.

In unsern Tagen eine Münzstadt für 8 Groschen per Mark zu unterhalten, das würde fast eben so wunderbar seyn, als die Unterhaltung eines Regiments Soldaten für jährliche 8 Groschen per Mann.

Es muß also in der Erklärung etwas ausgelassen seyn, worüber das wunderbare aufhört; aber man muß den Fehler nicht in den Vortheilen der Münzbedienten alleine suchen, man muß auch sagen, daß die Münzstädte selbst sich wohl dabey befinden, und die Rechtmäßigkeit davon zeigen, oder doch anführen, insonderheit die Materie von der Stückelung pragmatisch vortragen, oder lieber kein Münzsystem schreiben. Dieser V. hat sich für den 20. fl. Fuß erkläret, und darauf zielen alle Paragraphen seiner Schrift; damals, da er sie schrieb, glaubte er wohl nicht, daß der Interims 24. fl. Fuß noch zu Stande kommen werde. Nun ist er da und eine Menge seiner Beweise fallen durch. Indessen ärgern doch seine fromme Sätze niemand, erbauen aber auch nicht. Beyläufig fällt uns noch bey der gereimten Zuschrift, die dem Buche vorgesetzt ist, ein Erfahrungssatz in die Hände, daß man in der mathematischen Methode schreiben und doch keinen Geschmack haben könne.

Hm.*

Der Niederrheinische Zuschauer Rhenopolis, 1766. 14 Bogen in 8.

Der Weise aus dem Mond durch mich. Erster Theil. Nirgends, (1767.) 25 Bogen in 8. Zweyter Theil. (1768) 25½ Bogen in 8.

Diese Schriften muß man nach der Gegend beurtheilen, wo sie herausgekommen sind. In unsern Gegenden würde man sie in Absicht auf den Inhalt für unbeträchtlich, und in Absicht auf die Schreibart für elend halten. Aber in gewissen katholischen Provinzen am Niederrheine, haben sie gewiß ihren unausbleiblichen Nutzen. Sonderlich der Weise aus dem Mond durch mich, enthält in einer zwar undeutschen, oft dunkeln und allemal

ängstlichen Schreibart, Wahrheiten, die in protestantischen Landen nichts neues, in katholischen Landen hingegen, von grosser Wichtigkeit sind, und sie sind mit einer Freymüthigkeit gesagt, die in deutschen katholischen Provinzen, gewiß bisher etwas unerhörtes gewesen. Man lese z. B. nur im 2ten Theile die Gedanken, von den Feyertagen, von den Ordensschulen, von der Pfaffheit, u. s. w. Man stosse sich nur nicht an die fehlerhafte Schreibart. Mit der freyern Denkungsart, werden auch unsere besten Schriftsteller, und mit ihnen die richtigere Kenntniß der deutschen Sprache, und eine bessere Schreibart, in die südlichen Provinzen Deutschlandes eindringen. Es ist für einen deutschen Biedermann ein sehr angenehmes Schauspiel zu sehen, wie die gesunde Philosophie immer mehr durch finstere Nebel dringt, und ganze deutsche Provinzen aufzuklären anfängt, die durch freyere Denkungsart gestärkt, anfangen das Joch des Aberglaubens abzuschütteln, der schon so lange die Larve des Eifers für die Religion angenommen hat, um den menschlichern Verstand in enge Fesseln zu schliessen. Wie nützlich ist es, daß man endlich merkt, daß eine in ihren Schranken bleibende Freyheit zu denken und ein gehöriger Gebrauch der Vernunft, nie der christlichen Religion (auch nicht der katholischen Religion, als einem Theile der christlichen Religion) schaden, wohl aber Mißbräuche, die sich unter dem Schein der Religion eingeschlichen haben, zum wahren Besten des menschlichen Geschlechts abzuschaffen dienen könne.

S.

Carl August Heutebrücks, Churfürstl. Maynzischen Commerzienraths zu Erfurt Gedanken und Anmerkungen über die Einrichtung einer herrschaftlichen Cammerverwaltung. Erfurt, in der Hohmeyerschen Buchhandlung 1765. 8. 124 Seiten.

Der Verf. ist durch verschiedene ökonomische Schriften, insonderheit durch sein Buch von der Schaafzucht, schon bekannt; er ist überall Sammler, hat aber doch bey der Sammlung seine Verdienste, nur hier bey dieser kleinen Schrift nicht. Wir wissen nicht was er eigentlich damit will.

will. Es sind Excerpten aus einem Bedenken v. Sixtinus, die er meistens selbst aus seinem Tractat von Regalien abgeschrieben hatte; diese hat der V. mit Noten v. gemeinen Sachen vergrößert. Am Ende ist ein Register v. Fragen, worauf es bey Untersuchung des Wohlstandes von einem Lande u. bey der Prüfung eines neuen Cammerraths ankommen soll. Auch gemeine oft gesagte Dinge. Von des Verf. Erfindung deucht uns nur der Gedanke von dem Cassensystem zu seyn.

Die völlige Einkunft eines Landes, theilt er in 120. gleiche Theile, dann legt er 23. Cassen an, und weißt einer jeden einen gewissen Articel von Ausgaben, und darzu 1. 2. 3. oder mehr solcher $\frac{1}{120}$ Theile der Einkunft an.

Soviel wird genug seyn, für diejenige unter unsern Lesern, die da aus der Erfahrung wissen, daß alsdenn erst die Reforme eines Cammerwesens glüklich vollendet ist, wenn die viele Partikularcassen abgeschaft sind, und nur eine Casse angelegt ist.

Dieser Verf. lehret aber gerade das Gegentheil. Wenn das alte französische Sprichwort: tout comptable est pendable auch in Deutschland noch irgend wahr ist, so liefe des Verf. Plan ohngefähr dahinaus, daß es für eine Herrschaft besser sey, sich durch 23. Subjecten betriegen zu lassen, als durch ein einziges.

Der Holländische Stallmeister, oder kurze doch gründliche Unterweisung, was zum Kennen, Zäumen, Satteln, Beschlagen und Unterhalten der Pferde gehöret; wie auch zu der Reutekunst, oder Art und Weise, wie die Pferde dreßiret und zu allerley Gebrauch abgerichtet werden müssen; mit beygefügten Anmerkungen über das Pferdereuten der Frauenzimmer, über das Wettrennen der Engelländer und das starke Traben der Holländer; desgleichen auch was vor die Krankheit und Gebrechen der Pferde erfordert wird, und wie sie zu curiren sind, und endlich eine kurzgefaßte Abhandlung von der Stuterey, Füllen und Pferdezucht. Alles mit nöthigen Kupfertafeln versehen, verfertiget durch L. W.

F. von Oebschelwitz, Adjutant unter dem Leibregiment des Durchl. Prinzen von Oranien, Erbstatthalter von den sieben vereinigten Provinzen. Leipzig in der Heinsiußischen und Gröningen in Jacob Bolts Buchhandlungen 1766. gr. 8. 344 Seiten.

Wenigstens einen tüchtigen Folianten könnte man bey diesem Titel erwarten, aber es ist nur ein mäßiges Octavbändchen, mit dessen Verf. wir und alle Freunde der Reutkunst und der Pferde völlig zufrieden zu seyn Ursach haben. Neucastle, Pluvinel, Eisenberg, Garsault und Bourgelat sind seine Lehrer. Sein Plan ist ganz einfach, aber doch vollständig. Die natürliche Beschaffenheit des Pferds und die Regeln, die für den Sattler, Schmid u. a. d. daraus fliessen, sind sein erster, die Geschiklichkeit des Pferds, die ihm durch die Kunst beygebracht werden kann, und die Methode dabey, sein zweeter, die Heilung der Krankheiten und Gebrechen, aber sein dritter Gegenstand. Was sonst noch auf dem Titel angezeigt ist, sind nur Einstreuungen, die aber alle wohl angebracht sind.

Neues haben wir nichts gefunden, aber alles ist doch recht gut und dogmatisch gesagt, auch da, wo man offenbar findet, daß er entweder das Reizensteinische Buch z. E. bey dem Beschläge, ausgeschrieben oder beyde einerley Quelle gebrauchet haben, denn sie haben beyde sogar einerley Numerus. Vom Caroussel sagt er mehr als jenes Buch, aber doch auch nur mehr Terminologien als Sachen; das lezte, so zu unserer Zeit gehalten worden, hält er für dasjenige, so der Königlich-Preusische Hof bey der Anwesenheit des Marggräflich Bayreuthischen im J. 1750. mit vieler Pracht gegeben hatte. — Sollte man nicht an dem Herzoglich Würtembergischen Hofe jüngere Muster gehabt haben? —

Der medicinische Theil hat vor dem Reizensteinischen Buche auch nichts voraus; doch sind die Mittel und ihre Maasen methodischer oder allgemeiner ausgedrückt. Meister La Fosse findet bey keinen von beyden mit seiner Roztheorie Beyfall.

Wir glauben überhaupt daß dieses Buch eines der brauchbarsten Reut-Schul-Compendien und das Reizensteinische der angemessenste Commentar dazu sey.

Voll-

Vollständige Erkenntniß von Pferden, deren Zergliederung, guten und schlechten Eigenschaften, Krankheiten und dawider dienlichen Mitteln, durch J. von Saunier, ehemaligen Oberaufseher über den großen Stall des Königs in Frankreich, aus vielen Erfahrungen einer geraumen Zeit bestätiget und verfasset; durch dessen Sohn Caspar von Saunier, Stallmeister bey der berühmten Universität Leyden, nachher aber herausgegeben. Aus dem Französischen übersezt und mit einer Vorrede und Anhange, welcher die nüzlichsten und neuesten Entdeckungen von dieser Art enthält, vermehrt von Christian Heinrich Wilken. Leipzig und Grosglogau, drukts und verlegts Christ. Friedr. Günther, 1767. Fol. 272 S. ohne Vorrede und Register mit 61 Kupferplatten.

Dieses ist denn ungefähr eines von den Büchern, die wir zur Aufnahme der Mulomedicin oder Pferdearzneykunst noch erwarten. Aber sie müßten besser seyn, als dieses. So viel hatten die Franzosen in dem vorigen und diesem Jahrhundert an der Materie gearbeitet, obschon der Italiener Ruin eigentlich das Eis gebrochen hatte, oder vielmehr das Original war, welches Franzosen, Engländer und Deutsche copirt zu haben, scheinen. D. Uffenbach zu Frankfurt, machte Ruins Werk schon im Jahr 1603. durch eine Uebersetzung unter dem Titel: „Neues Roßbuch, oder von der Pferdanatomie, Natur, Cur, Pflegung und Heilung. Zwey auserlesene Bücher, aus Caroli Ruini von Bononia Edition ins Deutsche übersezt„ den Deutschen bekannt. Der Engelländer Snape schrieb 1683. seine Anatomy of Horse und der Nürnberger Deutsche, Valentin Teichter im Jahr 1716. seine Pferdanatomie so treuherzig, als unsere Sauniers nach.

Die Kupfer mit ihren Erklärungen, machen den wesentlichsten Theil dieses Buchs aus; aber anatomische Demonstrationen oder pathologische Anwendungen haben wir nicht gefunden. Das übrige sind Recepte, und zwar ge-

gegen ein Gebrechen öfters sehr viele; die Namen der Mittel sind theils auch sehr unbestimmt und Provinzial, woran aber der Uebersetzer Schuld ist.

So lange bis wir etwas vollständigeres bekommen, ist indessen dieses Buch, welches das fast verlohren gegangene französische Original in dieser übrigens deutlich genug gerathenen Uebersetzung wieder in das Leben ruft, das einzige und beste in dieser Art, welches einem jeden gelehrten und ungelehrten Pferdekenner unentbehrlich ist; es ist auch in keinem gelehrten Tone geschrieben.

Papier und Druck ist der Brauchbarkeit des Inhalts gleich, und die Kupfer sind zwar nicht fein, aber zu ihrem Gebrauche deutlich und natürlich genug.

Auch giebt der Anhang aus Schrebers, und Unzers Journalen und den Schwedischen Abhandlungen dieser Ausgabe einen eigenen Werth.

C.

Spectaculum Naturae et Artium in vier Sprachen, Deutsch, Lateinisch, Französisch und Italiänisch. Zweyte Lieferung von 20 Platten und 20 Beschreibungen. Berlin bey Winter 1765.

Dieses Werk ist bekannt. Es hat nicht allein zur Unterweisung der Jugend seinen Nutzen, sondern die beygefügten niedlichen Kupferplatten des berühmten J. W. Meils, sind für Kenner, allein von großem Werth. Wir beklagen nur, daß die Abdrücke so sehr verschieden sind, und ein Exemplar von lauter durchaus guten Abdrücken wirklich selten seyn möchte. (Wir haben dies aus eigener Erfahrung.) Noch mehr würden wir beklagen, wenn etwa dies Werk ganz ins Stecken gerathen sollte. In dem von der Mich. Messe 1765. datirten Vorberichte, verspricht der Verleger, alle Messe 5. bis 6. Blatten, nebst den Beschreibungen zu liefern, so viel wir aber wissen, ist bis itzt noch nichts herausgekommen.

G.

Nach-

Nachricht.

Aus Wien erhält man die Nachricht, daß Ihro Maj. die Kayserin Königin, das metallne und vergoldete Brustbild des Freyherrn van Swieten auf einem marmornen Fußgestelle in dem medicinischen Hörsale habe aufstellen lassen. An dem Fußgestelle findet sich folgende Inschrift:

Gerard lib. Baron. van Swieten Archiatr. Sacri palatii comitis, regii Ordinis D. Stephani Commendatoris, Coll. Censuræ libr. reique medicæ Præsidis, Augustalis bibliothecæ præfecti, ob procuratam Scientiarum instaurationem, ob Patriæ Matrem Augustamque familiam ab ipso artis ope servatam, de universa re Austriaca publica optime meriti, effigiem, in Exemplum, quod posteri imitentur, posuit Maria Theresia, Augusta, inque Salutaris artis Collegio ejus Consiliis Sapienter instituto collocari jussit M. D. CC. LXIX. Anton Stoerck, Vindob. Studior. Vniv. Rectore.

Todesfälle.

Zu Nürnberg starb, d. 16. May der Hr. Justizrath Martin Frobenius Ledermüller. Seine mikroscopische Untersuchungen haben ihn bekannt gemacht.

Ebendaselbst starb, d. 18. Jul. der berühmte Hr. D. Christoph Jacob Trew.

Zu Halle starb, d. 30. Jul. Hr. Andreas Elias Büchner, K. Geheimerrath, Prof. der Arzneywissenschaft und Präsident der Kays. Akademie der Naturforscher.

Das versprochene Register zu der allgem. d. Bibl. wird am Ende des zwölften Bandes erfolgen. Man hoffet im eilften und zwölften Bande, alle noch fehlende Bücher von 1764. bis 1768. nachzuholen.

Druk-

